UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des französischen Volkes.

Zweiter Band.

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des französischen Volkes.

Zweiter Band.

A7478

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des

französischen Volkes,

oder

Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.

Von

Eduard Arnd.

Fata nos ducunt, et quantum cuique restet, prima nascentium hora disposuit. Causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum trahit.

SENECA *de Providentia c. V.*

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

83

8702
25/11/9

Geschichte

der

Entstehung und der Entwickelung

des

französischen Volks,

oder

Darstellung der verschiedenen Zeiten und Völker, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter denen sie sich ausgebildet hat.

Von

Conrad Kruse.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. W. Grunow.
1848.

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch.

Die Erhebung der Linie Valois auf den französischen Thron wird durch die sie begleitenden Umstände eine Begebenheit von großer Bedeutung. — Rückblick auf den mittelalterlichen Staat. — Allmälige Entwickelung der französischen Nationalität. — Unterschied zwischen den damaligen englischen und französischen Zuständen. — Größere politische Entwickelung Englands S. 14. — Stellung der Könige von Frankreich und England zu einander. — Der französische Adel seit Philipp dem Schönen. — Philipp's VI. oder Philipp's von Valois Verhalten im Anfange seiner Regierung. — Feste in Vincennes 21. — Philipp VI. täuscht die Hoffnungen des Adels. Robert von Artois. — Philipp's VI. Verhältniß zu Papst und Kaiser. — Plane zur Vergrößerung seiner Familie. Druck des Volkes 24. — Eduard III. von England macht seine Ansprüche auf den französischen Thron geltend. — Bündnisse mit Deutschland und Flandern. Jakob Artfeld. Gottfried d'Harcourt. — Die Normandie. Ihr Zustand seit der Wiedervereinigung mit Frankreich 28. — Schlacht von Crecy. Folgen dieser Schlacht. Gründe, warum das französische Kriegsheer erlag. — Große Seuche. — Vereinigung der Dauphiné und mehrer anderer Landschaften mit Frankreich. — Philipp VI. stirbt 32. — Johann, Philipp's Sohn und Nachfolger, steigt auf den Thron. — Er zeigt sich dem Adel geneigt. — Karl d'Espagne. Karl der Böse. — Johann's Münzverfälschungen. — Der Adel verlangt Sold für seine Dienste 35. — Zusammenberufung der Stände, um den Bedürfnissen des Schatzes abzuhelfen. — Johann macht den einzelnen Ständen entgegengesetzte Zugeständnisse. — Schlacht von Poitiers. Johann wird geschlagen und gefangen 38. — Der Dauphin, als Regent, beruft die Stände Nordfrankreichs nach Paris. Forderungen und Beschwerden der Stände. Ordonnance de Reforme. Sie ist dazu bestimmt, die Gewalt der Krone zu beschränken. Hindernisse, an denen die Ausführung der Ordonnance de Reforme scheitert 42. — Stephan Marcel verbindet sich mit Karl dem Bösen. Unruhen in Paris. Ermordung zweier Räthe des Regenten. Anarchie. Aufstand des Landvolkes gegen den Adel. Unsichere Stellung Marcel's. Treulosigkeit Karl's des Bösen. Marcel's Ermordung. Rückkehr des Regenten nach Paris. Karl der Böse vergleicht sich mit ihm 50. — Eduard's III. letzter Versuch zur Eroberung Frankreichs. Friede von Bretigny. — Betrachtungen über Erwerbungen und Abtretungen im Feudalstaate. — Johann's Rückkehr. — Jakob von Bourbon. — Erwerbung Burgunds. — Johann's Tod. Charakteristik dieses Fürsten 54. — Karl V. oder der Weise. Bertrand Duguesclin. — Bedeutung des Söldnerwesens. — Schlacht bei Cocherel. — Krieg in der Bretagne. Schlacht bei Auray. Karl von Blois und Duguesclin. Vergleich zwischen Johann von Montfort und Karl's von Blois Witwe 60. — Karl V. schickt die Söldnerbanden gegen Peter den Grausamen. — Beschwerden der Bewohner von Guienne über die englische Herrschaft. — Bedeutung der Oberlehnsherrlichkeit in der Politik des Mittelalters. Vortheile derselben für die französischen Könige 63. — Karl V. kündigt Eduard III. den Krieg an. — Die Engländer verlieren fast alle Eroberungen in Frankreich 65. — Karl's V. Macht

und Ansehn. Intellektuelle Fortschritte unter seiner Regierung. — Der Aufstand in der Bretagne. — Päpstliches Schisma. — Karl's V. Tod. Sein Charakter 69. — Karl VI. bei seiner Thronbesteigung erst zwölf Jahre alt. — Seine Vormünder. Ihre Ehr- und Habsucht. — Allgemeine Stimmung jener Zeit 72. — Krieg in Flandern. Schlacht bei Roosebecke. — Bestrafung der Pariser. — Frankreichs Rüstungen zu einem Angriffe auf England 75. — Angriff auf den Herzog von Geldern. — Charakter Karl's VI. Rundreise in Frankreich. — Mordversuch Craon's auf den Connetable Clisson. — Karl VI. zieht nach der Bretagne. — Er fällt in Wahnsinn 80. — Waffenstillstand mit England. — Zustand der Kirche. — Verhältniß Frankreichs zum Papstthum. — Unternehmung eines Theiles des französischen Adels gegen die Türken. Schlacht bei Nicopolis 85. — Thronrevolution in England. Heinrich IV. von Lancaster. — Zustand Karl's VI. Liebe der Pariser für den kranken Fürsten. — Innerer Zustand Frankreichs. — Charakter des alt- und neuburgundischen Staates. Verhältniß Burgunds zu Frankreich. Philipp der Kühne. — Lage und Charakter des neuen burgundischen Staates 91. — Philipp's des Kühnen Vergrößerungspläne. — Herzog Ludwig von Orleans, Bruder Karl's VI. — Sein Verhältniß zu Philipp dem Kühnen. — Johann ohne Furcht. Sein Haß gegen Ludwig von Orleans. — Ermordung des Herzogs von Orleans. — Folgen dieser Unthat 99. — Art, wie die Franzosen die Ermordung des Herzogs von Orleans aufnehmen. Betrachtungen hierüber. — Johann's ohne Furcht Einfluß in Frankreich 101. — Die Grafen von Armagnac. — Ihr Ursprung. — Die Süd- und Nordfranzosen. Ihr gegenseitiger Haß 108. — Die Großen erklären sich gegen Johann von Burgund. — Grausamkeit und Habgier der Armagnacs. — Vertrag von Bourges. — Johann ohne Furcht zerfällt mit den Engländern. Armagnac schließt sich ihnen an. Aufregung in Paris 112. — Allgemeiner Zustand Frankreichs. — Pariser Bürgerschaft und Volk. Die Metzger oder Cabochiens. Sie hängen dem Herzoge von Burgund an. — Charakter der damaligen französischen Anarchie. — Große Ordonnance, die Verbesserung der Verwaltung betreffend. — Reaction gegen den Herzog von Burgund. — Religiöse Wirren. — Zwei Päpste. — Höhere politische Entwickelung Englands. — Heinrich V. von England. — Schlacht von Azincourt. Folgen derselben 123. — Ermordung Armagnac's und Johann's ohne Furcht. — Philipp der Gute von Burgund. — Vertrag von Troyes. — Hohe Stellung Heinrich's V. Sein und Karl's VI. Tod 127. — Frankreich unter englischer Herrschaft. — Stellung Karl's VII. Seine Gegner. Seine Hülfsmittel. Seine Anhänger. — Karl's VII. Charakter. Seine Lebensweise. — Blick auf das Leben der damaligen Großen 137. — Geschick der ersten Valois. — Englische und französische Partei. Ueberlegenheit der ersteren. — Sinken der Uebermacht der englischen Partei. — Unzuverlässigkeit des Bündnisses mit Burgund. — Burgunds Politik. — Stimmung des französischen Volkes gegen die Engländer. — Das englische Volk wird des Krieges überdrüssig 146. — Selbstsucht in den höhern, Freiheitsdrang in den niedern Klassen. — Karl VII. Sein Benehmen und sein Aeußeres. Das Volk ist ihm trotz seiner Fehler geneigt. — Religiöse und nationale Stimmung. — Art der Kriegführung. — Karl's VII. Diener. — Die Engländer rücken gegen die Loire. — Kampf um Orleans. — Die Jungfrau von Orleans. — Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung. — Betrachtungen über die Jungfrau von Orleans. — Befreiung Frankreichs vom englischen Joche 157. — Uneinigkeit zwischen den englischen Machthabern. Congreß zu Arras. — Aussöhnung zwischen Karl VII. und Philipp von Burgund 160. — Nachwehen des Krieges. Söldnerbanden. — Versammlung der französischen Geistlichkeit zu Bourges. — Pragmatische Sanction. — Jacques Coeur. — Versammlung der Stände in Orleans 165. — Unterdrückung der Söldnerbanden. — Errichtung der Compagnies d'Ordonnance. — Vervollkommnung des Geschützwesens 168. — Eifersucht der Prinzen und Großen auf die königliche Macht. Ihre Verschwörung gegen Karl VII. — Abneigung des Königs gegen den Dauphin. — Fortdauernde Unzufriedenheit der Prinzen und Großen. Deren Gründe. — Vervollständigung der nationalen Kriegsmacht. — Die Francs-Archers. — Kriegerische Organisation, die der Adel erhält. — Schwindende Bedeutung des Adels dem Königthume gegenüber 177. — Ausbildung des absolu-

ten Systems unter Karl VII. — Stellung des Königthums zu den verschiedenen Ständen. — Die Engländer verlieren die Normandie und Guienne. — Karl's VII. Tod. Seine Charakteristik 182. — Das Königthum unter Karl VII. — Unumschränktheit desselben im Innern. — Streben desselben nach Verbindung mit fremden Reichen. — Rückblick auf Adel und Städte. — Beginnender Einfluß Frankreichs auf das Ausland 191. — Ludwig XI. Rückblick auf seine Jugendjahre. — Stellung zu seinem Vater. Flucht nach Burgund. — Er tritt die Regierung an. — Sein Charakter. — Sein Verhältniß zum Herzoge von Burgund. — Ligue du Bien public. — Ihr Vorwand und Zweck 207. — Verhältniß der Bretagne zum Königreiche. — Unterschied von andern großen Lehen 209. — Bund der großen Vasallen gegen Ludwig XI. — Sein Bruder, Karl von Berry, wird an dessen Spitze gestellt. — Vertrag von Conflans. — Unruhen in den Niederlanden. — Philipp der Gute stirbt. — Karl der Kühne. — Einfall der Verbündeten in die Normandie. Ludwig unterhandelt mit ihnen und sucht sie zu trennen 220. — Berufung der Reichsstände nach Tours. — Ludwig XI. greift zu den Waffen. — Vertrag von Annecies. — Ludwig XI. in Peronne. — Vertrag von Peronne. — Betrachtungen über die Katastrophe in Peronne 225. — Kampf Ludwig's XI. gegen die Prinzen und Großen. Dessen Nothwendigkeit für Frankreichs Existenz. — Karl von Frankreich, des Königs Bruder, erhält Guienne. — Verhältniß Ludwig's XI. zu England. — Geburt des Dauphin, des nachmaligen Karl's VIII. 229. — Versammlung der Notabeln. — Sie verurtheilen Karl den Kühnen. — Krieg. Waffenstillstand zu Amiens 233. — Unterhandlungen und Intriguen. — Vorherrschender Hang dazu in jener Zeit. — Karl von Frankreich verbündet sich mit Karl dem Kühnen, Eduard IV. von England u. s. w. gegen den König. — Ludwig XI. trennt diesen Bund. — Waffenstillstand zu Crotoy. — Tod Karl's von Frankreich. — Vertrag von Senlis. — Comines. — Wendepunkt in Ludwig's XI. Glück. — Kampf gegen die aufrührischen Vasallen 242. — Karl der Kühne. Seine Pläne, Kämpfe und Verwickelungen. — Karl der Kühne will ein unabhängiges Reich gründen. — Letztes Bündniß, das er gegen Ludwig XI. zu Stande bringt. — Der Verbündeten Uneinigkeit und Karl's des Kühnen Unklugheit retten Ludwig XI. — Verträge von Pecquigny, Soleure und Senlis. — Des Connetable St. Pol Verurtheilung und Hinrichtung 248. — Karl der Kühne erobert Lothringen. Sein Kampf mit der Schweiz. — Vortheile, die Ludwig XI. aus Karl's des Kühnen Niederlagen zieht. — Karl's des Kühnen Tod 251. — Ludwig's XI. Verhalten gegen Maria von Burgund. — Vertrag von Lens. — Ludwig's XI. Grausamkeiten. — Vertrag von Vieux-Wendin. — Schlacht bei Guinegatte. — Friede von Arras. Ursachen und Bedingungen desselben. — Ludwig's XI. Einfluß auf die Gesittung seines Landes. — Betrachtungen über den Geist jener Epoche. — Charakteristik Ludwig's XI. Sein Tod 259. — Sein Sohn und Nachfolger Karl VIII. Erneuerung der Ansprüche der Prinzen und Großen. — Berufung der Reichsstände nach Tours. — Zusammensetzung derselben. Ihre Ansprüche. — Anna von Frankreich, Ludwig's XI. Tochter. — Ihre Regentschaft. — Karl's VIII. Vermählung mit Anna von Bretagne 266. — Vereinigung der Bretagne mit Frankreich. — Verhältniß Frankreichs zu seinen Nachbarn, zu Maximilian von Deutschland, Heinrich VII. von England und Ferdinand dem Katholischen. — Verträge von Barcelona, Etaples und Senlis. — Karl's VIII. Entschluß zur Eroberung Neapels. Gründe hiervon. — Französische Beziehungen zu Italien. — Persönlicher Charakter Karl's VIII. — Sein Verhältniß zu Ludwig Sforza. — Stimmung des französischen Volkes für einen Eroberungszug. — Zustand Italiens. — Hervortreten des französischen Nationalcharakters beim Zuge nach Italien 277. — Karl's VIII. Zug durch Italien. — Eroberung Neapels. — Rückzug. — Moralische und politische Folgen des italienischen Feldzuges. — Karl VIII. stirbt. — Seine Charakteristik 281. — Paris seit Philipp August. — Geringe Veränderungen in dieser Epoche. — Karl V. beginnt den Bau der Bastille. — Adelsrang der pariser Bürger. — Hotel St. Paul. — Paris unter Karl VI. bis Ludwig XI. — Brüderschaft des Leidens unsres Herrn. — Verbreitung der Buchdruckerkunst. — Wahrscheinliche Zahl der pariser Bevölkerung im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert 288.

Fünftes Buch.

Ludwig XII. Seine Vermählung mit Karl's VIII. Witwe. — Kriege, die er führt. Deren Resultat. — Zustand Italiens. — Ludwig's XII. Ansprüche auf Mailand und Neapel. — Ludwig Sforza. — Eroberung von Mailand. — Vertrag mit Ferdinand dem Katholischen. — Eroberung von Neapel. — Einfluß des Cardinals d'Amboise auf Ludwig XII. — Ludwig's XII. falsche Maßregeln in Bezug auf Italien. — Unglücklicher Krieg mit Spanien 300. — Ludwig's XII. Verhältniß zu Philipp von Oesterreich. — Reichsstände in Blois versammelt. — Verlobung Claudia's, der Tochter Ludwig's XII., mit Franz von Valois, dem nachmaligen Franz I. — Wachsende Größe des Hauses Oesterreich 303. — Veränderte Stellung des Papstthums in Italien. — Streben der Päpste nach Ausdehnung ihrer weltlichen Macht. — Julius II. 306. — Kurzer Krieg zwischen Ludwig XII. und Maximilian I. — Ligue von Cambrai. — Die heilige Ligue. — Schlacht von Ravenna 309. — Schlacht von Novara. — Ludwig's XII. Tod. — Seine Regierung. — Geist der Epoche, in der er gelebt. — Charakteristik dieses Königs 314. — Franz I. steigt auf den Thron. — Die Bedeutung seiner Regierung für die Entwickelung der französischen Nationalität. — Sein Plan, Mailand zu erobern. Schlacht von Marignano. Ihre Folgen 318. — Leo X. Aufhebung der pragmatischen Sanktion. — Errichtung eines Concordats. — Verträge mit Oesterreich und England. — Franz I. und Karl von Oesterreich bewerben sich um die deutsche Kaiserkrone. Glück für Deutschland, daß Karl, unter dem Namen des Fünften, Franz I. vorgezogen wurde. — Schlacht von Pavia 325. — Vertrag von Madrid. — Vertrag von Abbeville. — Feldzug in Italien unter Lautrec. — Franz I. und Karl V. — Vergleich ihrer gegenseitigen Macht und Stellung. — Friede zu Cambrai. Dessen Bedingungen. — Franz I. nach dem Frieden von Cambrai 331. — Begebenheiten im Innern Frankreichs während eines sechsjährigen Friedensstandes. — Französischer Angriff auf Mailand und Savoyen. — Unterhandlungen mit Karl V. — Dessen Einfall in die Provence. — Franz' I. planloses Benehmen. — Seine Verbindung mit Solyman II. — Zehnjähriger Waffenstillstand zu Nizza geschlossen. — Franz I. und Karl V. Ihre politischen Gesinnungen 338. — Neuer Krieg zwischen ihnen. — Friede zu Crepy. — Franz I. verbündet sich mit England und den Türken. — Sein Tod 342. — Franz' I. Persönlichkeit. Seine Liebe für Kunst und Literatur. — Verhältniß Franz' I. zum Protestantismus. — Dessen Entstehen in Frankreich. — Stellung des Protestantismus zur französischen Nationalität. — Franz' I. Bekämpfung der Reformation. — Franz I. und Karl V. als Feinde des Protestantismus. — Ihre Motive 351. — Heinrich II., Franz' I. Sohn und Nachfolger. — Der Protestantismus. Seine allgemeine Bestimmung. — Das französische Königthum verfolgt den Protestantismus. Endliche Folgen dieses Verhaltens. — Heinrich II. Seine persönliche Schwäche. — Anne de Montmorency. — Die Guisen. — Rivalität der Montmorency und der Guisen 361. — Heinrich's II. Stellung zu Karl V. — Er bereitet dem Kaiser in Italien Verlegenheiten. — Seine Annäherung an die deutschen Protestanten. — Heinrich's II. Zug nach Lothringen. — Betrachtungen über die deutsche Verfassung. — Ihre Unbeweglichkeit und Disharmonie 369. — Sinken der Macht Karl's V. — Krieg der Franzosen in Italien. Bündniß mit den Türken. — Karl's V. Thronentsagung. — Betrachtungen über seinen Charakter und seine Regierung 373. — Vertrag von Vaucelles. Dessen Bruch durch Heinrich II. — Schlacht von St. Quentin. — Eroberung von Calais. — Blick auf die Stellung, Macht und Politik der Guisen 377. — Verbindung der Guisen mit Philipp II. von Spanien. — Philipp's II. Stellung als Herrscher. — Krieg zwischen Philipp II. und Heinrich II. — Friede von Cateau-Cambresis 381. — Heinrich's II. Tod. — Stellung der französischen Protestanten unter Heinrich II. — Zunehmende Verbreitung der Grundsätze der Reformation in Frankreich. — Abneigung Heinrich's II. gegen die neue Lehre. — Verfolgung der Protestanten. Haß des Pöbels gegen sie. — Die Päpste empfehlen die Einführung der Inquisition. — Hindernisse, auf die sie in Frankreich stößt. — Die französische Magistratur. — Deren Zustand unter Heinrich II. — Das Parlament. — Fortschritt des König-

thums zur Autokratie. — Wachsthum der Intelligenz und Verfall der Sitten. — Große Verbrechen und grausame Todesstrafen. — Härte der Justiz. — Die Memoiren fangen an die Chroniken zu ersetzen. — Geringe Wirkung der allgemeinen Bildung auf die besondere Moral. — Vortheile des Protestantismus für die Völker in dieser Beziehung 402. — Frankreich unter Heinrich's II. Nachfolgern. — Verhältniß der Kirche und des Staates 408. — Franz II., Heinrich's II. Sohn und Nachfolger. — Die Parteien unter den Großen. — Das Haus Bourbon. — Neigung vieler Großen zum Protestantismus. — Getäuschte Hoffnungen der Protestanten. — Ihre Verfolgung von den Guisen veranlaßt. — Reaction gegen die Guisen. Deren Verhalten. — Die mit den Guisen unzufriedenen Großen nähern sich den Protestanten. — Verlangen nach Berufung der Reichsstände. — Entdeckung und Vereitelung des Complots von Amboise. — Folgen hiervon. — Maßregeln und Plane der Guisen. — Navarra und Condé verhaftet. Franz' II. Tod rettet sie 425. — Karl IX., Franz' II. Bruder, steigt auf den Thron. — Seine Mutter, Katharina von Medicis, wird Regentin. — Blick auf die französische Verfassung. — Versammlung der Reichsstände. — Resultatlosigkeit derselben. — Vergeblicher Widerstand einiger Provinzialstände. — Ein Theil der Großen versöhnt sich mit den Guisen. — Ausschüsse der Reichsstände in Poissy und Pontoise. — Anträge der weltlichen Stände in Pontoise. — Colloquium in Poissy. — Geldopfer der Geistlichkeit. Toleranzedict 439. — Widerstand des Parlaments. — Betrachtungen über den Widerspruch gegen das Toleranzedict. — Hoffnung der Hugenotten. — Verhältniß Katharina's von Medicis zu den Religionsparteien. — Der König Anton von Navarra wendet sich zur katholischen Partei. — Blutbad von Vassy 444. — Condé tritt an die Spitze der Hugenotten. — Bedeutung des Krieges der Hugenotten für die Folgezeit. — Coligny gesellt sich der Schilderhebung der Hugenotten zu. — Konföderation der Hugenotten in Orleans. — Macht der Protestanten in den Provinzen. — Materielle Ueberlegenheit der katholischen Partei. — Eroberung von Rouen. — Schlacht von Dreux. — Guise fällt vor Orleans durch Meuchelmord. — Friede von Amboise 454. — Das tridentiner Concil. — Verhältnisse Frankreichs zum Auslande. — Karl IX. wird für volljährig erklärt. Seine Mutter bleibt an der Spitze der Regierung. — Ihre Pläne, die religiösen und politischen Wirren zu lösen 459. — Reise, die sie mit ihrem Sohne durch das Reich unternimmt. Zweck derselben. Folgen für die Hugenotten. — Zusammenkunft Katharina's von Medicis mit dem Herzoge von Alba. — Brüderschaft des heiligen Geistes. — Versammlung der Notabeln in Moulins 464. — Pläne gegen die Hugenotten. — Schlacht von St. Denis. — Vertrag von Lonjumeau. — Veränderung in der Politik Katharina's von Medicis. — La Rochelle wird der Sammelplatz der Hugenotten. — Der Herzog von Anjou, der nachmalige Heinrich III., steht an der Spitze des katholischen Heeres. — Schlacht von Jarnac 472. — Uneinigkeit unter den französischen Großen. — Grundübel, an dem die Sache der Hugenotten leidet. — Zustand und Gesinnung der französischen Protestanten. — Fruchtlose Belagerung von Poitiers. — Schlacht von Moncontour. — Friede von St. Germain. Verschlimmerung der Lage der Hugenotten 481. — Katharina's von Medicis Pläne gegen dieselben. — Politik gegen die Häupter der Hugenotten und die ausländischen Fürsten. — Vermählung des Königs von Navarra, des nachmalgen Heinrich's IV., mit Margaretha von Valois. — Coligny wird nach Paris gelockt. — Art, wie Karl IX. Coligny täuscht. — Verblendung der meisten hugenottischen Großen. — Geheime Berathungen über deren Ermordung. — Mordversuch auf Coligny. — Verstellung Karl's IX. — Bartholomäusnacht 491. — Betrachtungen französischer Geschichtschreiber über die Bartholomäusnacht. — Wie der Hof die Mordscenen beschönigt. — Unredlichkeit und Feigheit des pariser Parlaments. — Der König von Navarra und der Prinz von Condé müssen zum Katholicismus übertreten. — Die Hugenotten in La Rochelle. — Gründe der mildern Behandlung der Hugenotten. — Belagerung von La Rochelle. — Vergleich von Boulogne 500. — Der Herzog von Anjou wird König von Polen. — Der Herzog von Alençon. Seine Plane. — Er verräth seine Partei. — Karl's IX. Tod 505. — Charakteristik desselben. — Rückblick auf die Regierung Karl's IX. — Moralischer Zustand des fran-

zösischen Volkes. — Das Königthum unter den Valois. — Ursachen des geringen Einflusses der Reichsstände. — Geringe Entwickelung der Sprache. — Bedeutung der Beredtsamkeit in einem Staate. — Sonderung der Stände in Stellung und Bildung 525. — Katharina von Medicis als Regentin. — Damville und Condé. — Versammlung von Milhaud. — Heinrich III. kehrt nach Frankreich zurück. — Sein Charakter. — Sein Aufenthalt im Süden. Krönung. Vermählung. — Schilderhebung des Herzogs von Alençon. — Thoré von Montmorency wird von Guise geschlagen. — Friede von Chastenoy 533. — Erneuerung und Verstärkung der heiligen Ligue. — Heinrich's III. schwierige Stellung. — Ursachen des Hasses gegen ihn. — Ausbreitung der Ligue. — Fanatismus gegen die Hugenotten. — Reaction zu Gunsten des Katholicismus im Volke. — Zustand des Protestantismus in Frankreich 541. — Versammlung der Reichsstände in Blois. — Ihre Beschlüsse gegen die Hugenotten. — Heinrich's III. Finanzverlegenheit. — Kampf. — Friede von Bergerac. — Seine Bedingungen 546. — Die religiösen Parteien. — Schwierigkeit ihrer Beruhigung. — Bedeutung des Adels in den damaligen Zuständen. — Die religiösen Parteien als Konföderationen. — Die Großen beider Parteien. — Verhältniß des Glaubens und der Politik unter den Großen 552. — Der Herzog von Anjou zieht nach den Niederlanden. — Innere Unruhen. — Katharina's von Medicis Reise nach dem Süden. — La guerre des amoureux. — Anjou's Verhältniß zu den Niederlanden. — Vertrag von Fleix 557. — Stellung Heinrich's III. — Statthalter und Befehlshaber in Provinzen und Städten. — Sie machen sich von der Krone unabhängig. — Stellung und Hülfsquellen der Großen. — Gesunkener Einfluß Frankreichs auf das Ausland. — Tod des Herzogs von Anjou 564. — Bedeutung dieses Ereignisses für beide Religionsparteien. — Der König von Navarra als präsumtiver Thronerbe. — Stellung der Ligue. — Opposition der Ligue gegen Heinrich III. — Dessen Stellung zu Ligue und Hugenotten. — Der König von Navarra. — Sendung des Herzogs von Epernon an ihn. — Der König von Navarra und der Herzog von Guise. — Der Vertrag von Joinville 573. — Drohende Bewegung der Ligue. — Vertrag von Nemours. — Heinrich's III. Abneigung, die Hugenotten zu bekriegen. — Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra. — Polemik der religiösen Parteien 578. — La guerre des trois Henry. — Anstalten dazu. — Stellung Philipp's II. zur katholischen Partei in Frankreich. — Philipp II. von Spanien. Seine Charakteristik. — Seine Absichten auf Frankreichs Zukunft 585. — Englands Bedeutung für den Protestantismus. — Maria Stuart und Elisabeth. — England unterstützt die Hugenotten. — Schlacht von Coutras. — Ein deutsches Heer rückt in Frankreich ein. — Maßregeln der Ligue. — Enger Bund der Städte. — Das deutsche Heer wird zum Rückzuge gezwungen. — Liguistische Versammlung in Nancy 592. — Angriffe der Ligue auf Heinrich III. — Aufstand des pariser Volkes. — Heinrich's III. Verhalten gegen die Guisen. — Reichsstände in Blois. — Ihre feindselige Stimmung gegen den König. — Heinrich's III. Haß gegen die Guisen. — Ermordung des Herzogs und des Cardinals von Guise 599. — Auflösung der Reichsstände in Blois. — Errichtung des Conseil d'Union. — Der Herzog von Mayenne. Tod der Katharina von Medicis. — Des Königs von Navarra Klugheit und Mäßigung. — Aussöhnung und Zusammenkunft mit Heinrich III. — Heinrich's III. Ermordung 604. — Erlöschen der Dynastie der Valois. — Rückblick auf die Epoche der Valois. — Veränderungen in Paris von Karl VIII. bis auf Heinrich IV. — Franz' I. Begünstigung der intellektuellen Cultur. — Stiftung des College royal de France. — Polizei. Findelhaus. — Jesuiten. — College de Clermont, später de Louis le Grand genannt. — Großes Kapuzinerkloster. — Jesuiten in St. Antoine. — Bernhardiner. — Betrachtungen über den Charakter des französischen Mönchswesens. — Architektur der Renaissance. — Hotel de Cluny. — Hotel de Ville. — Louvre. — Tuileries. — Theater in Paris. — Charakter der dramatischen Poesie jener Zeit. — Fortschritte der Bildung. — Die französische Literatur jener Epoche. — Folgen einer wachsenden Civilisation mit der herrschenden Immoralität 618.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Erhebung der Seitenlinie Valois auf den französischen Thron in der Person Philipp's VI., kein, an und für sich betrachtet, allgemein bedeutendes und ein gewissermaßen nur häusliches Ereigniß in der Geschichte der dritten Dynastie, ist durch die besondern Umstände, von denen sie begleitet worden, eine Begebenheit von großer Bedeutung gewesen. Eine neue Epoche, allerdings von unserer Gegenwart sehr verschieden, die aber auch nicht mehr das eigentliche Mittelalter ist, bricht für Frankreich und in gewisser Art für ganz Europa, wenigstens den Westen desselben, nicht sowohl mit der Thronbesteigung der Valois, als vielmehr mit den daraus folgenden langen Kriegen gegen England, dem ersten, im Vergleiche zu frühern Zeiten, regelmäßigen, nationalen und politischen Kampfe an. Einer der charakteristischen Züge der neuern Zeit, der sie vom Mittelalter wesentlich unterscheidet und in mancher Beziehung dem Alterthum näher bringt, ist die schärfere Individualisirung der Völker, das Walten selbstständiger, ihr eigenes Ziel auf freien von einander unabhängigen Bahnen verfolgender Nationalitäten, und als nothwendiges Resultat die Neigung derselben nach vorherrschendem Einfluß, und damit, in letzter Instanz, die Entstehung allgemeiner die Masse der Nation und nicht blos einzelne Stände derselben erregender und in Anspruch nehmender Kriege. Im Mittelalter treten hiervon nur geringe Spuren hervor. Die Kirche und das Feudalwesen legten dem gesammten Abendlande ungefähr dieselbe Form des Daseins auf und ließen die Völker nicht frei und tief genug athmen, um sich in ihrer wahren Eigenthümlichkeit zu erkennen und dieselbe gegenseitig geltend zu machen. Die natürlichen Unterschiede derselben waren allerdings vorhanden, aber sie besaßen kein klares

Bewußtsein über deren Ursprung, Bedeutung und Ziel. Die modernen Nationen waren zwar längst geboren, aber so lange ihr Inneres von der Bevormundung der Kirche und ihre äußern Verhältnisse von den Formen des Lehnssystems gebunden blieben, konnte der von der Natur in sie gesenkte Keim eines eigenthümlichen nationalen Daseins keine Blüten treiben. Die große Angelegenheit des Mittelalters waren die Kreuzzüge, d. h. im Allgemeinen, nicht sowohl die Befreiung des heiligen Grabes, als die Vereinigung aller christlichen Völker zur Bekämpfung des Islams überhaupt, der Kulminationspunkt des theokratischen und feudalen Princips und damit, wie immer, der Beginn seines Verfalles. Man erkennt allerdings selbst in dieser allgemeinen Vermischung die Unterschiede des Ursprunges, Charakters und der besondern Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationalitäten der Franzosen, Deutschen, Engländer u. s. w., aber diese selbst zerfallen wieder in so viele einzelne Theile, der Geist des Lehnswesens trennt sie dermaßen, hält sie so weit auseinander, daß während das Papstthum und die Hierarchie, in deren Schatten sie ruhen, über ihr Dasein einen ähnlichen Schein wirft und seine besondern Züge dunkel erkennen läßt, sie unter dieser Hülle sich chaotisch, sich unaufhörlich trennend und wieder vereinigend, bewegen und in zahllose Fraktionen zerfallen, die das Bild von Individuen, Korporationen, Städten und Herrschaften, aber nicht das von geschlossenen, sich ihrer bewußten, sich aus sich selbst bestimmenden Nationalitäten gewähren. Die päpstliche Theokratie machte den Anspruch, dem gesammten Leben der christlichen Nationen dieselben Ideen und Institutionen aufzulegen und das Feudalsystem dagegen spaltete die einzelnen ihrem Ursprunge, ihrer natürlichen Lage und ihrem moralischen Zustande nach zu einer festen Einheit bestimmten Völker in eine Menge sich einander entgegengesetzter, in unaufhörlichen Kämpfen begriffener Stände und Staaten, so daß die beiden an der Spitze des Mittelalters stehenden Gewalten, die Kirche und das Lehnswesen, der Bildung großer, einiger und geschlossener Nationalitäten, obwohl aus entgegengesetzten Gründen, gleich hinderlich waren.

Wir haben oben gesehen, wie die fähigsten unter den Nachfolgern Hugo Kapet's, Ludwig VI. das wilde gesetzlose Treiben des Adels in seinen Erblanden brach und die Befreiung der Städte begünstigte, Philipp August die englischen Lehne mit der Krone vereinigte, das Königreich äußerlich auf eine feste Grundlage stellte, zugleich aber durch die Besiegung der Albigenser den Süden Frankreichs enger an den Norden als früher band, und Philipp der

Schöne die Krone von der päpstlichen Macht unabhängig machte, die Abgeordneten der Städte in die nationale Repräsentation einführte, das Parlament organisirte und das Königthum so hoch über den Klerus und den Adel stellte, daß es von diesem Augenblicke an der Mittelpunkt des gesammten nationalen Lebens wurde. Die Formen des theokratischen und feudalen Regiments des Mittelalters stehen, im vierzehnten Jahrhundert, und werden noch lange dem Schein nach in Frankreich aufrecht stehen, hier und da Zeichen ihrer Kraft äußern und den Fortschritt der Gesittung dann und wann aufhalten, es ist dies aber nur der wesenlose Schatten einer sich zurückziehenden Vergangenheit, die Erinnerung einer verschwindenden Wirklichkeit. Das Königthum wird vom vierzehnten Jahrhundert an die durchaus vorherrschende Form des politischen Lebens in Frankreich, die, was der Charakter jeder wahrhaften Macht ist, keinen Kampf mit den neben ihr liegenden Elementen zu fürchten hat, während diese sich vor ihr scheuen und, wenn sie dieselbe herausfordern, dadurch nur ihren Verfall beschleunigen. Das Königthum erfüllte aber nicht nur das Innere des Staates mit den Aeußerungen seiner Alles belebenden Thatkraft, sondern erweiterte diesen unaufhörlich, rundete ihn immer mehr ab und erwies sich, selbst unter schwachen Fürsten und unter ungünstigen Umständen, die einzige Epoche Karl's VI. ausgenommen, zur Hervorbringung eines großen, einigen Ganzen vorzugsweise geschickt. Die Geistlichkeit und der Adel des Landes beginnen, von Philipp dem Schönen an, der Monarchie zu dienen, die Städte verlieren die Stellung freier Kommunen, die von Philipp und seinen Söhnen eifrig betriebene Befreiung der Hörigen mildert die extremen Unterschiede, die bisher zwischen den verschiedenen Klassen der Nation bestanden und bringt sie dadurch alle dem Throne näher. Das gesammte Volk schließt sich in engern und weitern Kreisen um einen gemeinsamen Mittelpunkt und stellt, wenigstens äußerlich, ungeachtet vieler einzelnen Widersprüche und Trennungen, im Vergleiche zu dem, was es unter der Herrschaft des theokratischen und feudalen Systems gewesen, eine Nation im politischen Sinne des Wortes dar. Diese Nation hatte aber das Bewußtsein dieser Einheit bis jetzt fast nur in der Anschauung und dem Einflusse des Königthums, aber nicht in ihrem eigenen Innern gefunden. Das Gefühl einer innern, selbstständigen, von Herrschaft und Regierung unabhängigen Eigenthümlichkeit, dieses nationale Bewußtsein, welche das Königthum allein, so wenig wie irgend eine andere äußere Organisation einem Volke verleihen kann, die eigentliche Seele eines wahrhaften Gemeinwesens, erwachte unter

den Franzosen im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert unter den Valois, durch den mehr als hundertjährigen Krieg mit den Engländern, durch das Aussterben der ältern Linie der Kapetinger und die Ansprüche der Plantagenets auf den französischen Thron verursacht. Das nationale Bewußtsein eines aus dem Dunkel theokratischer und feudaler Institutionen hervorgehenden Volkes konnte sich nur in dem feindlichen Zusammentreffen mit einem andern, an Ursprung, Charakter und Bestimmung verschiedenem entzünden und dieser Kampf und sein Resultat haben die Gelangung des Hauses Valois zur Krone mit einer so großen Bedeutung bezeichnet.

Bis zur Regierung Philipp's VI. waren die zahllosen Kämpfe der Franzosen und Engländer nie von dem Charakter einer nationalen Antipathie begleitet gewesen. Sie hatten ihren Grund im Feudalwesen, den Ansprüchen des Königs von Frankreich als obersten Lehnsherrn der englischen Continentalbesitzungen, den Weigerungen seines großen Vasallen und allen den zahllosen Kollisionen, die von diesem System unzertrennlich sind, gehabt, oder waren aus mit einander in Widerspruch stehenden territorialen Interessen, welche den Königen von England die Nothwendigkeit, ihre französischen Besitzungen zu beschützen, auflegten und den Königen von Frankreich das Verlangen, sie mit ihren Erblanden zu vereinigen, einflößten, entstanden. Es hatte sich hierbei nur um den Vortheil der beiden Dynastien und des ihnen nahe stehenden höhern Adels, aber um keine Art nationaler, alle Stände verbindender Interessen gehandelt. Es war, bis zum vierzehnten Jahrhundert hin, in den herrschenden Ständen beider Nationen noch keine radikale Verschiedenheit sichtbar geworden. Die Plantagenets, französischen Ursprunges und erst im zwölften Jahrhundert in der Person Heinrich's II. auf den englischen Thron gestiegen, der englische Adel, seiner normannischen Abstammung sich bewußt und einen besondern, von den besiegten Sachsen getrennten Stamm bildend, bei den häufigen Kontinentalkriegen ebensoviel in Frankreich als in England waltend, oft in beiden Reichen zugleich ansässig, hatten bisher gegen ihre französischen Standesgenossen keine durchaus feindlichen Gesinnungen gehegt. Ein großer Theil des auf dem Festlande streitenden englischen Kriegsvolkes bestand nicht sowohl aus von Sachsen abstammenden Engländern, als aus in englischen und französischen Lehnen geworbenen Söldnern, Gaskognern, Bretagnern, Brabanzonen u. s. w. Die Bewohner der Städte waren in beiden Ländern allerdings an Herkunft, Sprache und Lebensweise verschieden, und in ihnen hätte sich, bei feindlichem Zusammentreffen, das Ge-

fühl ihrer verschiedenen Nationalität und einer aus ihr entstehenden Abneigung zeigen können, aber bekanntlich dienten die Bürger damals meist nur in der Nähe ihrer Wohnsitze, in ihrem eigenen Lande und nur auf kurze Zeit. Es läßt sich allerdings zwischen den herrschenden Klassen in beiden Ländern schon früh ein gewisser Unterschied bemerken. Die Normänner sind in ihren eroberten Besitzungen, von der einheimischen Bevölkerung umgeben, nicht durchaus Franzosen geblieben. Dieser Unterschied ist indessen gering und entwickelt sich langsam, denn, was immer und überall die Hauptsache ist, Sprache und Sitte blieben dem Adel beider Länder lange gemeinschaftlich.

Aber im dreizehnten Jahrhundert trat in diesen Verhältnissen, wie überhaupt im ganzen englischen Leben eine große Veränderung ein, aus der eine selbstständigere Entwickelung, schärfere Individualisirung und dadurch eine Trennung von dem, was ihm früher mit den Franzosen gemein gewesen, hervorging. Der größte Theil der Continentalbesitzungen war unter Johann für England verloren gegangen, und die Verbindung, welche diese so lange zwischen beiden Nationen gebildet, denn sie gehörten der einen, ihrem Ursprunge und ihren Sitten, der andern ihren Rechten und Verhältnissen nach an, hörte auf. England, von innern Parteizwisten zerrissen und mit den Kriegen gegen Wallis und Schottland beschäftigt, beschränkte sich mehre Generationen lang auf sich selbst. Zugleich nahm seine innere Entwickelung eine von der französischen durchaus verschiedene Richtung. In Frankreich zerstörten die Könige allmälig die Macht des geistlichen und weltlichen Herrenstandes und zogen die Städte in ihren Kreis; in England dagegen beschränkten der Adel und die Kirche das Umsichgreifen der Krone, nahmen aber zugleich die Städte, durch die Einführung ihrer Abgeordneten in das Parlament, in ihren Bund auf und dehnten überhaupt, um sich gegen die Könige vertheidigen zu können, einen großen Theil ihrer politischen Rechte und Freiheiten auf den dritten Stand aus. Die Städte begannen in England früher große Mittelpunkte volksthümlichen Lebens zu werden und traten, was dem englischen Leben eine eigenthümliche Stärke verlieh, nicht, wie in Frankreich, in ein dem Adel feindliches Verhältniß, sondern standen diesem, gegen die Krone, zur Erhaltung der allgemeinen nationalen Rechte bei. Das Feudalwesen, das, in Frankreich von der Masse der Nation getrennt, dem Königthum allein widerstrebte, ward von diesem besiegt. In England hatte es sich bei vorkommenden Gelegenheiten gegen die Krone, zur Aufrechthaltung der öffentlichen Freiheiten erklärt und deren

Genuß mit den übrigen Klassen zu theilen angefangen. Zugleich begann, ein besonders glücklicher Umstand, bei fortschreitender Ausbildung der Verfassung, schon im vierzehnten Jahrhundert der kleinere Adel mit dem höhern Bürgerstande zu verschmelzen, und es schied sich eine Klasse großer Barone, zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und der Beaufsichtigung der Krone bestimmt, von der Masse des Volkes aus, deren übrige ursprünglich verschiedene Bestandtheile zu einem gleichartigen, von Einem Geiste beseelten Körper zusammenwuchsen. Während dieser innern Arbeit und der Isolirung Englands von Frankreich unter Heinrich III., Eduard I. und Eduard II. war das so lange niedergehaltene, von der Mehrheit der Nation aber immer bewahrte germanische Element in Sitte und Sprache emporgekommen und als Symbol der Annäherung des normännischen und sächsischen Princips, des feudalen und städtischen Lebens eine neue, die verschiedenen Stände umfassende Sprache entstanden, während vorher die Abkömmlinge der Sieger und Besiegten ihre Trennung, in dem Gebrauche zwei verschiedener Idiome, in jeder Generation erneuert hatten. Die insularische Abgeschiedenheit that das Uebrige, um dem Charakter der Nation eine eigenthümliche Haltung zu verleihen.

Der allmälige Sieg der französischen Krone über die sie bei ihrem Ursprunge umgebende Feudalwelt war, wie wir früher erörtert haben, vorzüglich durch das in der Nation früh sichtbar werdende Streben nach einer größern Einheit, dem instinktartigen Gefühl jeder Gesellschaft, die zu einer großen und lange dauernden Thätigkeit bestimmt ist, begünstigt worden, deren Möglichkeit sich in Frankreich nur im Königthume fand. In England hatte sich diese Nothwendigkeit einer politischen Einheit von jeher, besonders aber von dem Augenblicke an gezeigt, wo die Nation nach dem Verluste ihrer wichtigsten Continentalbesitzungen sich mit ihren innern Verhältnissen ausschließender zu beschäftigen anfing. Das französische Königthum, wie es in der dritten Dynastie erscheint, verdankte seinen Ursprung und seine Stellung der Wahl seines Gleichen, und es dauerte lange, bevor es diese zu einer Anerkennung seiner höhern Ansprüche gewöhnen konnte. Das englische Königthum des eigentlichen Mittelalters, denn die altsächsischen Fürsten gehören, wie die Merowinger und Karolinger, jener unentschiedenen Epoche an, die zwischen die Zerstörung der römischen Gesittung und die Ausbildung des Lehnssystems fällt, war auf das Faktum einer von ihm ausgegangenen und geleiteten Eroberung gegründet. Die normännischen Könige hielten ihre Vasallen auf dem Kontinent durch ihre eng-

lischen und diese durch jene in Zaum, und zugleich hatte die Nothwendigkeit, die Besiegten zu bewachen und die Früchte der Eroberung zu bewahren, der Krone hier von Hause aus eine größere Macht gewährt. Wilhelm der Eroberer und Heinrich I. waren weit mehr Könige in England als Philipp I. und Ludwig VI. in Frankreich. Es blieben in Frankreich, des fortwährenden Steigens der königlichen Macht ungeachtet, große, auf die Krone eifersüchtige, ihr an Macht nahe kommende Vasallen, von denen der König von England als Herzog der Normandie selbst der erste war; in England war dagegen nur eine Anzahl großer Barone vorhanden, deren Bedeutung keinen Vergleich mit der eines Grafen von Toulouse oder Herzogs von Burgund aushalten konnte, und die nur durch eine enge Vereinigung unter sich ihre Rechte bewahren und gegen das Streben der Könige nach unumschränkter Macht ankämpfen konnten. Das englische Königthum war also im elften und zwölften Jahrhundert nothwendig mächtiger und stand wahrhafter an der Spitze der Nation, als dies in Frankreich der Fall sein konnte. Als aber im dreizehnten Jahrhundert in der Nation eine größere innere Einigung sich vorbereitete und das feudale Königthum unter Johann sich ohnmächtig und tyrannisch zugleich erwies, so begann zu jener politischen Einheit, welche das Königthum bisher dargestellt, eine tiefere, im Geiste des Volkes selbst erwachte hinzuzutreten. Der Hang zu Abenteuern und Eroberungen, der den englischen Adel, von der normännischen Eroberung an, charakterisirt, hatte unter tapfern und unternehmenden Königen auf dem Festlande ein weites Feld für seine Thätigkeit gefunden. Sobald diese aber im dreizehnten Jahrhundert, durch den Verlust der Normandie und Anjous und Poitous in engere Grenzen eingeschlossen, sich auf den Boden der Heimath beschränkt sah, so fingen Sachsen und Normänner, die, schon seit so langer Zeit mit und neben einander wohnend und durch keine unübersteigliche Scheidewand getrennt, sich einander im Stillen nahe gekommen sein mußten, zu Einem Volke zu verschmelzen an, in welchem der kriegerische und unternehmende Charakter der Normänner mit dem altgermanischen Freiheitsgefühle der Sachsen verbunden, durch diese glückliche Mischung eine der fähigsten und kräftigsten Nationalitäten, die es je gegeben, hervorbrachte. Es bestand demnach in England, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, als der große Kampf mit Frankreich begann, eine politische Einheit, und zwar größer als in Frankreich. Die englischen Könige waren die Häupter einer wahrhaften, unter sich eng verbundenen Aristokratie geworden, die ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten kannte, wäh-

rend die französischen Könige sich an der Spitze einer Menge an Macht, Interesse und Stellung unter einander ganz verschiedener Vasallen befanden, die, wie sich dies später bei dem Herzog von Burgund und vielen kleinern zeigte, sobald die Macht ihres Oberherrn geschwächt war, sich von ihm trennten und eine eigene Bahn einschlugen. England war also bei dem Regierungsantritt des Hauses Valois in seiner innern Entwickelung weiter als Frankreich vorgeschritten, denn die Krone war dort durch einen Rath großer Vasallen, die Alles gemeinsam verhandelten, unter denen es Verräther oder Empörer, aber keine rivalisirende Nebenbuhler, keine nach Unabhängigkeit strebende Souveraine gab, beschränkt und beschützt zugleich, und durch die Verschmelzung der Sachsen und Normänner, die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten, in der sichtbar und regelmäßig waltenden Nationalrepräsentation, hatte das ganze Leben der Nation eine einigere und schärfer umgrenzte Gestalt als in Frankreich angenommen.

Dieses Verhältniß beider Reiche hätte vielleicht schon hingereicht, um unter sonst gleichen Umständen, sobald nicht etwa an der Spitze Frankreichs ein besonders fähiger, an der Englands ein ebenso schwacher Fürst gestanden, letzterm Lande, im Falle eines großen Krieges, ein bedeutendes Uebergewicht zu geben. Es traten aber zu der allgemeinen politischen und moralischen Lage noch besondere Umstände hinzu, die für England vortheilhaft waren. Seit dem Sinken des religiösen und feudalen Geistes im westlichen und südlichen Europa hatte sich eine dem frühern Mittelalter fast unbekannte Macht, die des Handels, des Kunstfleißes und damit des Geldverkehrs zu bilden angefangen. Unter der ausschließenden Herrschaft des Lehnssystems war jeder dem Fürsten und Lande erwiesene Dienst mit Ertheilung von Grundstücken sammt den Bewohnern, die auf ihnen lebten, belohnt worden. Als aber, anderer Umstände nicht zu gedenken, ein großer Theil der Hörigen frei geworden und die meisten Städte zu innerer Selbstständigkeit gelangt waren, fing diese Weise der Belohnung seltener und schwieriger zu werden an und das Bedürfniß des Geldes machte sich den Fürsten auf eine in frühern Zeiten unbekannte Art fühlbar. Die Erpressungen der englischen Könige, Heinrich, Richard, Johann und ihrer französischen Gegner entstanden großentheils aus der Nothwendigkeit, ihre zahlreichen Söldner, mit denen sie, beim Sinken des Feudallebens, ihre Kriege zum Theil führten, zu bezahlen. Die Kreuzzüge hatten zu diesen, wie zu so vielen andern Veränderungen mitgewirkt. Der Anblick des Orients hatte im Abendlande das Verlangen nach dessen

Schätzen erregt, die nicht durch Krieg, sondern nur durch Handel gewonnen werden konnten. Außerdem war in den häuslichen Sitten, der persönlichen Art zu sein, theils durch den Fortschritt der Zeit an und für sich, theils durch den Anstoß, den die Kreuzzüge gegeben, allmälig eine große Veränderung vorgegangen und eine Menge von Gegenständen, deren Gebrauch man früher kaum gekannt, waren dem herrschenden Stande jetzt zum Bedürfniß geworden. Der kleinere Adel, der, durch die Kreuzzüge und die Erhöhung der königlichen Macht aus seiner frühern Isolirung und Rohheit hervorgegangen, geselliger und menschlicher geworden, begann jetzt, außer dem Kriege, für den er sonst ausschließend gelebt, sich zu festlichen Versammlungen, Turnieren, Hoflagern u. s. w. zu vereinigen, was sonst gewöhnlich nur der große Herrenstand gethan, und die dort gefundene Pracht und Verfeinerung, so viel es möglich war, in seine Kreise überzutragen. Der Adel suchte und fand die Befriedigung dieser Gewohnheiten und Bedürfnisse, die um so lebhafter sich äußerten, je neuer sie waren, in der Arbeit der Städte, deren Dasein, meist ohne Theilnahme am Besitze des Bodens, auf die Hervorbringungen ihres Kunstfleißes fast ausschließend gewiesen war. Die Bürger, besondere Umstände ausgenommen, außer Stand gesetzt, Land und Hörige zu erwerben, wandten ihren werdenden Reichthum zur Vergrößerung ihrer Industrie an, die, aller Hindernisse ungeachtet, die sie zu überwinden hatte, sich von den Kreuzzügen und der Befreiung der Städte an unaufhörlich steigerte. Auf die Art entstand außer dem Landbesitz, ein beweglicher Reichthum, und der Handel begann eine wichtige, nicht mehr einen einzelnen Stand oder diese oder jene Oertlichkeit wie früher, sondern den Staat selbst, die Regierungen und Völker bewegende Kraft zu werden, die auf das Schicksal der verschiedenen Nationen einen unmittelbaren Einfluß äußern mußte. Das vierzehnte Jahrhundert wurde, bei dem Sinken der idealen Macht der Kirche, dem Verfalle des Lehnswesens, der künstlichern Organisation der Regierungen, dem Erwachen vorher gar nicht, oder wenigstens nicht so allgemein gekannter Bedürfnisse und Gewohnheiten, der Anfang des Handels- und Industriegeistes der modernen Welt, der auf deren Geschick einen so großen Einfluß auszuüben bestimmt war. Wie immer, wenn ein neues Element des Lebens sich zu regen beginnt, so erlangten auch damals die Nationen, die sich mit demselben vertraut zu machen, es an sich zu fesseln wußten, eine wenigstens momentane Ueberlegenheit über die, welche dieser Bewegung fremder blieben.

England war durch seine natürliche Lage von jeher auf den Handel gewiesen worden. Schon zu Tacitus' Zeiten war London ein bedeutender Stapelplatz gewesen. Die normännischen Könige hatten bald nach der Eroberung eine für jene Zeit bedeutende Seemacht zu halten angefangen. Schon zur Zeit des dritten Kreuzzuges bricht die Ueberlegenheit des englischen Schiffsvolkes hervor. Eduard I. bewilligte den fremden Kaufleuten viele Rechte, Eduard III. aber erließ ein Patent, worin er ihnen einen wirksamen Schutz, eine schnelle und unparteiische Gerechtigkeit, die Anwendung desselben Maßes und Gewichtes in allen Theilen des Reiches und eine Menge anderer Vortheile und Gerechtigkeiten zusagt, die ein merkwürdiges Beispiel sind, wie frühe dieses Volk sein wahres Interesse verstanden und in den Mitteln, dasselbe zu verwirklichen, andern Nationen sich überlegen gezeigt hat. Einige Chroniken des Mittelalters sprechen schon damals vom englischen Handel mit Bewunderung. „O England, die Schiffe von Tarsus, in der heiligen Schrift gepriesen, können sie sich den deinigen vergleichen? Die Gewürze der vier Zonen der Welt laufen in deinen Häfen ein. Pisaner, Genueser und Venetianer bringen dir den Saphir und Smaragd, die in den Flüssen des Paradieses rollen. Spanien liefert dir Gold, Deutschland Silber und sind deine unterwürfigen Mägde. Flandern, deine Spinnerin, webt aus deiner Wolle kostbare Gewande. Guienne sendet dir seine Weine. Die Inseln von dem Gestirn des Bären bis zu dem der Hyaden dienen dir u. s. w. *)." — Dieser poetischen Hyperbeln ungeachtet ist es wahr, daß alle englischen Seestädte viele Schiffe besaßen und schon damals einen großen Handel trieben, daß die Ausfuhr an Wolle und Häuten unermeßlich war, und die Nation, selbst unter den wildesten Bürgerkriegen, der Vorbereitung auf ihre Bestimmung nie ganz untreu wurde, und wenn sie in dieser Beziehung zu einem augenblicklichen Stillstand gezwungen wurde, bei der ersten günstigen Gelegenheit die Bahn, die sie zu ihrer Größe führen sollte, mit verdoppelter Kraft betrat.

Von diesem frühen Bewußtsein seiner Bestimmung, von der Kenntniß der großen Vortheile, die ein erleichterter Verkehr gewährt, und dem Einflusse, den der Reichthum ausübt, die wir in England finden, scheint in Frankreich damals kaum eine Spur vorhanden gewesen zu sein. Die Könige dieses Landes verfälschten, mit seltenen Ausnahmen, von Philipp I. an die Münzen. Es war

*) Math. Westm. p. 340. 341.

dies ihre gewöhnliche Hülfsquelle, sobald sie sich in Geldverlegenheit befanden. Bis zu Philipp dem Schönen und noch lange nachher blieb der Handel meist in den Händen der Juden und Italiener, die von den Königen geplündert, vertrieben, aber immer wieder zurückgerufen und gebraucht wurden. Es hatte in der Champagne, namentlich in Troyes, seit alten Zeiten große, weitbesuchte Märkte gegeben. Die Abgaben, welche die Regierung den Kaufleuten auflegte, zerstörten ihren Flor. Während England mit einem Kranze natürlicher und von der Kunst vervollkommneter Häfen umgeben war, gab es in Frankreich im vierzehnten Jahrhundert nur schlecht oder gar nicht befestigte Rheden und Ankerplätze und im Innern wenige und übel unterhaltene Handelsstraßen. Die Städte, der eigentliche Boden der modernen Gesittung und der vornehmste Sitz des Handels und der Industrie waren in England, seit Johann und der Magna Charta, viel rascher als in Frankreich gestiegen. Ein bedeutender Theil der Bevölkerung hatte sich in ihnen niedergelassen und sie waren im Stande, dem platten Lande, wo das Feudalwesen noch herrschte, ein viel größeres Gegengewicht als in Frankreich entgegenzustellen. Die Bürger von London waren viel mächtiger als die von Paris geworden. Die städtischen Gemeinderechte, im Norden Frankreichs fast ganz untergegangen und langsam, unter so großen Schwierigkeiten und mit Hülfe der Krone, erkämpft und von dieser wiederum, seitdem sie den Adel nicht mehr fürchtete, herabgedrückt, waren in England, ein Erbtheil des altsächsischen Freiheitsgeistes, mitten im Feudalleben der normännischen Eroberung gerettet worden. Ein größerer Unabhängigkeitssinn, ein höheres Selbstgefühl, eine freiere Thätigkeit herrschten unter den englischen als unter den französischen Bürgern. Während das französische Königthum, durch die Uneinigkeit des Lehnsadels begünstigt, in seinem Streben nach Unumschränktheit ununterbrochen fortschritt, ward das englische von seinen Vasallen zur Erweiterung der nationalen Rechte und Freiheiten gezwungen. Während in Frankreich sich Adel und Städte feindlich gegenüberstanden, verschmolz in England der kleinere Adel sein Dasein mit dem des reichern Bürgerstandes, während in Frankreich alle öffentliche Gewalt in die Hände der Könige und ihrer Günstlinge fiel, dehnte sich in England die Freiheit allmälig auf alle Stände aus. Eine den meisten übrigen Ländern überlegene politische Organisation beflügelte das ganze Leben des englischen Volkes im vierzehnten Jahrhundert, während das französische, gerade in dieser Epoche, langsam und ungewiß fortschritt. Der Beginn eines neuen nationalen Daseins (denn die

Verschmelzung der Sachsen und Normänner scheint im vierzehnten Jahrhundert, wie einst die der Gallo-Römer und Franken im zehnten, so gut als beendigt gewesen zu sein, da Eduard III. den Gebrauch der französischen Sprache in den Gerichtshöfen verbot, was beweist, daß sie nur noch vom Adel verstanden wurde), der Gebrauch einer wachsenden politischen Freiheit und ein aus dem Handel gewonnener Reichthum stellten England in jener Zeit höher als Frankreich und mußten, ohne die Dazwischenkunft besonderer Umstände, einen Kampf zwischen beiden zu Gunsten des erstern entscheiden. Zugleich hatte sich ein thatkräftiger kriegerischer Sinn, ohne welchen alle jene Vortheile vergeblich gewesen, unter den Engländern nicht nur erhalten, sondern, wie ihre nachfolgenden Kriege mit den Franzosen beweisen, in Mitte dieses lebendigern und freiern Daseins in noch höherm Maße als früher entwickelt. Der rauhe, kräftige, aber unthätige und zu sehr in altgermanischer Zersplitterung und Isolirung sich gefallende Geist der Sachsen war von dem abenteuernden, kriegerischen, Maß und Regel leicht annehmenden, gewinnsüchtigen und streitbaren Sinne der Normänner disciplinirt und verfeinert, aber nicht geschwächt worden. Der besondere Charakter der englischen Nation, dem sie bis auf die neuesten Zeiten treu geblieben, ein kriegerisches Handelsvolk zu sein, brach schon im vierzehnten Jahrhunderte hervor, als diese Nation aus dem Dunkel des Mittelalters heraustrat.

Zweites Kapitel.

Der Anfang der Regierung Philipp's VI. oder Philipp's von Valois, wie ihn die französischen Geschichtschreiber gewöhnlich nennen, da er der erste König in dieser Linie gewesen, ließ die großen Drangsale nicht ahnen, denen sein Land für so lange Zeit ausgesetzt werden sollte. Eduard III. kam nach Amiens und leistete für die Reste der englischen Besitzungen auf dem Festlande die im Lehnsrecht übliche Huldigung. Es war dies der letzte Akt dieser Art, denn die Zeit war nicht fern, wo die Könige von England, seit Jahr-

hunderten gewöhnt, den König von Frankreich als ihren Obern zu betrachten, auf ein vorgebliches Erbrecht gestützt, dessen Krone an sich zu reißen unternehmen sollten. Es ist eine eigene Erscheinung in der Geschichte, daß die Könige von England zu einer Zeit, wo sie die Hälfte von Frankreich, fast alles Land von Calais bis Bayonne besitzen, sich ihren Gegnern an Macht und Würde untergeordnet fühlen, und daß die Könige von Frankreich, nachdem sie fast alle diese Besitzungen erobert haben, im vierzehnten Jahrhundert fast nahe dahin kommen, eine Beute ihrer ehemaligen Vasallen zu werden. Die persönliche Ueberlegenheit Eduard's III. kann allein dies nicht hervorgebracht haben, denn Richard Löwenherz war ebenfalls kühner und kriegerischer als Philipp August, Eduard I. dies mehr als Philipp der Schöne gewesen. Der Grund lag vielmehr in den im vorigen Kapitel berührten innern Fortschritten, die England gemacht, in einer größern Entwickelung der verschiedenen Stände, in der Erweiterung und Belebung des Handels, was die englische Nation den Franzosen im vierzehnten Jahrhundert so überlegen erscheinen läßt. Es war den Königen von Frankreich gelungen, die Kraft und Unabhängigkeit des Feudalgeistes in ihrem Lande zu brechen, ohne etwas Besseres und Lebendigeres an seine Stelle zu zu setzen. Sie hatten die Rechte ihrer Lehnsmänner für sich, zum Vortheile ihrer nach Unumschränktheit strebenden Krone, aber nicht um ihr Volk zu erheben, in Anspruch genommen. Die allgemeinen Vortheile, die letzteres aus dem Sinken des Feudalwesens zog, sollten sich erst viel später fühlbar machen. Die Masse der französischen Nation war, wie die vielen und großen Niederlagen beweisen, von den Königen systematisch geschwächt worden, und die Verbindung der Edeln mit ihrem obersten Lehnshaupte, wie die vielen Verräthereien zeigen, lockerer als früher geworden. Die Könige von Frankreich hatten nicht danach gestrebt, die Nation wahrhaft kräftiger und in sich einiger, sondern die verschiedenen Klassen von sich gleichmäßig abhängig zu machen, was, wenigstens für den Augenblick, ohne deren Erniedrigung nicht möglich war. In England dagegen waren Geistlichkeit, Adel und Städte zugleich in ihrer Entwickelung vorgeschritten. Die englische Kirche war schon im vierzehnten Jahrhundert reicher als die französische, die Vasallen hatten den Gang der Regierung zu beobachten und zu beurtheilen und sich, ihr Land und ihr Volk als ein Ganzes anzusehen gelernt, und die Städte waren freier geworden. Durch die größere Einheit in der Verfassung, die häufigere Zusammenberufung der Reichsstände, die Erweiterung der politischen Rechte war der Lehnsadel mehr als in

Frankreich zu einem einigen, zu einem Gleichgewicht gegen die Krone geschickten Körper, zu einer politischen Aristokratie geworden. Zugleich hatte die Annäherung der kleinen Feudalbesitzer zu der Masse der Nation diese kriegerischer gemacht und ihr ein höheres Bewußtsein ihrer Rechte verliehen. Der Adel war in England politischer und der Bürgerstand thatkräftiger geworden, was die verschiedenen Stände der Nation einander näher brachte, einen Kampf zwischen ihnen selten machte und den eigenthümlichen Charakter der englischen Verfassung: aus verschiedenen Systemen, dem Königthume, der Lehns- und Städtewelt, der Kirche das politisch Beste und Tauglichste zu erhalten und unter sich zu vereinigen, vorbereitete. Obgleich der damalige Zustand Englands noch sehr weit von diesem Ziele entfernt gewesen, so war ihm die Nation, mit den Franzosen verglichen, viel näher gekommen, bei denen, wie die englischen Kriege beweisen, König, Adel und Städte in gegenseitigem Mißtrauen bald ihre Ansprüche über Gebühr ausdehnten, bald wesentliche Rechte aufgaben, sich gegenseitig schwächten und durch ihre Spaltungen einen Augenblick lang eine Auflösung des nationalen Körpers befürchten ließen. Auf welche kraftvolle Grundlage die englische Volksthümlichkeit durch die Verschmelzung der Sachsen und Normänner und die nähere Berührung der verschiedenen Stände früh gestellt sein mußte, geht schon daraus hervor, daß die innere Stärke Englands durch die furchtbaren Bürgerkriege des funfzehnten Jahrhunderts nicht geschwächt worden, sondern sich aus ihnen mit vermehrter Kraft erhoben hat.

Der französische Herrenstand war durch die willkürliche und harte Regierung Philipp des Schönen, durch die Abgaben, die er ihm auflegte, den Verlust der meisten seiner politischen Privilegien, wie z. B. des Münzrechtes, auf das Aeußerste gebracht worden, und wir haben oben erwähnt, daß ein Theil desselben im letzten Jahre der Regierung jenes Königs zu einem Bündnisse, seine Rechte gegen die Krone zu vertheidigen, zusammentrat. Diese Reaktion des Feudalgeistes hatte unter den drei Söhnen Philipp des Schönen fortgedauert, gleichwohl war aus ihr kein bedeutendes Resultat hervorgegangen, dem Fortschritt der königlichen Macht kein eigentlicher Stillstand aufgelegt worden. Die französische Lehnswelt war der Form nach dem frühesten Feudalgeiste treu geblieben und nicht zur Bildung einer geschlossenen, gleichartigen, politischen Aristokratie gekommen. Sie bestand aus wirklichen Souverainen, wie z. B. die Herzöge von Burgund, Bretagne u. s. w., dann aber wieder aus vielen kleinen Lehnsmännern, die kaum einige Reisige

bewaffnen konnten, zum Theil aus einem ganz besitzlosen Adel, die, unter sich äußerst verschieden, nur darin übereinkamen, sich von der Masse der Nation zu trennen und ihre besondern Interessen ohne Rücksicht auf diese und außer allem lebendigen Zusammenhange mit ihr zu verfolgen. Dieser Adel wurde bei seiner Vereinzelung und Ungleichartigkeit von den Königen theils gewonnen, theils in Furcht gehalten oder leicht besiegt. Die Geistlichkeit selbst stand mit dem Adel nicht in dem festen Bunde wie in England und beide zeigten sich dem Emporstreben der Städte feindlich gesinnt, die, um sich zu erhalten, genöthigt wurden, sich der Krone in die Arme zu werfen und deren Schutz mit dem Verluste ihrer früher errungenen Rechte zu erkaufen. Da außerdem der Lehnsadel, die Geistlichkeit und die Städte, beständig unter sich uneinig, die Richtung ihres politischen Daseins häufig wechselten, so gelangte das Königthum, in demselben Geschlechte beharrend, durch die Anwendung des salischen Gesetzes jedes fremde Element von der Krone ausschließend, die Ausdehnung seiner Macht ohne Unterlaß verfolgend, zu der Höhe, auf der wir es unter Philipp von Valois erblicken. Wie tief mußten nicht Adel und Kirche in Frankreich schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gesunken sein, wenn man bedenkt, wie letztere die Mißhandlungen ihres Oberhauptes, in der Person Bonifazius' VIII., ruhig hinnahm und ersterer seine Verwandten, die nachgebornen Söhne seiner Geschlechter, in der Verfolgung der Templer, preisgab. Das französische Königthum war, von Ludwig VI. an beständig wachsend, zu mächtig geworden, als daß es jeden innern Widerstand nicht alsobald gebrochen hätte. Es hatte dagegen den Angriff einer in sich einigern, geschlossenern und darum kräftigern Nationalität auf seine Besitzungen und Vergrößerungen, wie sich dies in den englischen Kriegen zeigte, zu fürchten. — Die schwachen Söhne Philipp des Schönen gaben dem Adel einen Theil seiner verlornen Rechte zurück, in dieser Provinz dieses, in einer andern jenes, verweigerten ihm Anderes, schoben die Entscheidung streitiger Punkte auf u. s. w., ohne daß hieraus eine Wiederkehr des Feudalwesens oder eine Minderung der königlichen Macht, die, was sie so einzeln bewilligt, bei nächster Gelegenheit zurücknehmen konnte, hervorgebracht wurde. Die Vasallen, ohne Zusammenhang und Uebereinstimmung handelnd, suchten, so viel als möglich, die ursprüngliche Unabhängigkeit des frühesten Mittelalters wiederzugewinnen. Sie fühlten sich nicht an der Spitze einer allmälig fortschreitenden und sich entwickelnden Nation, sondern standen wie ein eigenes Volk in der Mitte eines andern da, wurden daher in ihren Kämpfen gegen die Krone von den

übrigen Ständen nicht unterstützt und deshalb leicht besiegt. Auch wurde das Königthum in dieser Epoche weniger von der Person der Könige als von dem neu aufgekommenen Stande der Legisten, Beamten und Parlamente getragen, unter denen die Idee von einem ursprünglich verschiedenen allem Andern überlegenen Recht der königlichen Gewalt vorherrschte, so daß, wie auch die besondern Gesinnungen der Könige beschaffen sein mochten, ob sie persönlich schwach oder stark waren, ihre Macht sich in den Händen einer Korporation befand, deren Geist nicht wechselte, deren Streben immer dasselbe blieb, und die in der ersten Zeit, ohne eigentliche Wurzel in der Nation, sich mit der Idee des Königthums gegen die Feudalwelt schützte und dagegen dessen reale Macht vermehrte. Dieser Stand konnte aber nicht, wie die Barone und Gemeinden in England, die Krone beschränken wollen, denn er konnte, dem eigentlichen Lehns- und Städtewesen fremd, nur im Schatten des Königthums sich erhalten, dessen Siege seine eigenen wurden.

Die französische Feudalwelt glaubte in der Person Philipp's VI. einen ihren Grundsätzen und Interessen gemäßen König zu krönen, denn er war der Sohn jenes Karl's von Valois, eines Bruders Philipp des Schönen, der sich den Legisten stets abhold gezeigt und an der Spitze der Partei gestanden, die sich an Enguerrand de Marigny, dem ersten Minister und der rechten Hand Philipp des Schönen, für seine Eingriffe in die Gerechtsame des Adels, durch dessen öffentliche Hinrichtung rächte. Philipp entsprach diesen Hoffnungen im Anfange, denn er ließ den Rath und Schatzmeister seines Vorgängers mit dem Tode bestrafen und erlaubte dem Adel seine Gläubiger zum Erlaß ihrer Forderungen zu zwingen. Eine Aristokratie, die zu solchen Maßregeln ihre Zuflucht nahm, sich mit solchen Siegen begnügte, konnte dem Königthume nicht gefährlich werden und war leicht zufrieden zu stellen. Es war fast zur Gewohnheit geworden, daß die Könige im Anfange ihrer Regierung die ersten Räthe ihres Vorgängers, der dessen Rechte bewahrt oder erweitert hatte, der Rache der Vasallen opferten, was aber die Nachfolger der Gelieferten nicht hinderte, in deren Fußstapfen zu treten und wie jene an der Vergrößerung der königlichen Gewalt zu arbeiten. Philipp III. hatte Labrosse, den Barbier seines Vaters, der dessen Rath und Kämmerer geworden, Ludwig X. Marigny, Karl IV. Gerhard Guecte, Philipp VI. Remy auf diese Art dem Adel preisgegeben. Der Vasall und der Legist bekämpften sich unter diesen Regierungen unaufhörlich. Der Legist wurde geopfert und der Edle damit befriedigt. Der König aber, seine Räthe wechselnd, veränderte

nicht den Gang seiner Regierung, sondern verfolgte mit andern Namen und Instrumenten dasselbe Ziel. Eine der ersten kriegerischen Unternehmungen Philipp's von Valois war dem Herrenstande ebenfalls angenehm. Er führte diesen gegen die reichen flamändischen Gemeinden, deren Heer er bei Cassel schlug und den Grafen, den sie vertrieben, wieder einsetzte. Der französische Adel kämpfte seit Philipp August unaufhörlich gegen die großen Handelsstädte der Niederlande. Die Lehnshoheit, welche die Könige von Frankreich von jeher über Flandern ausgeübt, gab in Verbindung mit den Streitigkeiten, die zwischen den Grafen dieses Landes und ihren Unterthanen bestanden, den Franzosen eine sich immer erneuernde Gelegenheit, sich in diese Verhältnisse zu mischen. Sie waren von den Flamändern öfter geschlagen worden, als sie dieselben besiegt hatten, gleichwohl machte ihnen die Aussicht auf Beute diese Kriege immer wünschenswerth Wie sehr die Franzosen den Engländern damals an Einsicht in ihre nationalen Interessen nachstanden, geht auch aus dem Verhältniß beider Nationen zu den flandrischen Städten hervor. Die englischen Könige begünstigten aus allen Kräften den Handel mit diesen reichen Gegenden. Ihre Vasallen zogen einen großen Theil ihrer Einkünfte aus dem Verkaufe ihres Leders und ihrer Wolle an die großen Fabrikanten von Brügge und Gent u. s. w. Die Könige von Frankreich dagegen verwüsteten an der Spitze ihres Adels regelmäßig diese Landschaften und zwangen dieselben sich den Engländern immer näher anzuschließen.

Nach der Rückkehr aus diesem Kriege hielt Philipp seinen Hof im Schlosse von Vincennes, das noch heute, wo es in eine Citadelle verwandelt, viel von seinem mittelalterthümlichen Charakter verloren, einen großartigen Eindruck gewährt. Hier wurde der höhere Adel, der schon seit Philipp August sich an die Person des Königs gewöhnt und in dessen Nähe zu glänzen geliebt, ein Verhältniß, das während der unglücklichen Kriege mit den Engländern und durch den grausamen und finstern Charakter Ludwig's XI. unterbrochen, erst unter Franz I., und dann in vermehrter Weise, erneuert wurde, mit allen Spielen und Vergnügungen, die jene Zeit kannte, von dem Könige, der in der Blüte des Lebens stand und freigebig und prachtliebend war, unterhalten. Vincennes war für die Könige von Frankreich seit Ludwig dem Heiligen ein Lieblingssitz geworden, wie Windsor für ihre englischen Nebenbuhler. Der große Hof des Schlosses war zu einem Turnierplatz eingerichtet und dessen reich verzierte Erker mit den adeligen Schönheiten des Landes besetzt, welche die Geschicklichkeit und Stärke der kämpfenden Ritter mit

ihrem Beifalle belohnten. Noch waren die beiden Geschlechter in den höhern Klassen durch die Sitte vielfach getrennt. Es gab außer diesen großen Festen keine andern Feierlichkeiten als die, welche die Kirche angeordnet, und ein geselliges Zusammentreten war außer dem nächsten Verwandten- und Familienkreise unbekannt. Ueber dem Leben der Männer lag noch immer ein durchaus kriegerischer, über dem der Frauen ein mehr oder weniger klösterlicher Schein, und man brachte, aus der Abgeschiedenheit der heimathlichen Schlösser, zu diesen glänzenden aber seltenen Festen die Spannung, Erwartung und Lebenslust mit, die man heute bei den Vergnügungen des Volkes, das deren selten genießt, bemerkt, während die Sinne der höhern Klassen, durch Ueberdruß und Gewohnheit der Zerstreuung, für deren Zauber früh abgestumpft werden. Die Kämpfer und Zuschauer prangten in dem reichen und bunten Schmucke und Putze jener Zeit, denn die Edeln, die überall durch ihre Persönlichkeit wirkten, dieser Alles verdankten, suchten dieselbe, Männer wie Frauen, auf jede Weise und durch alle Mittel zu erheben. Wände und Pfeiler glänzten von den Schildern und Bannern der anwesenden Herren mit ihren Wappen und Sinnsprüchen, der phantastischen Symbolik des Adels, in den Kreuzzügen allgemeiner geworden, und zum Theil dem Orient, zum Theil der Kirche nachgeahmt. Auf diese feudalen Beiwerke ward jetzt, wo der Adel, als Institution, in seiner Kraft und Größe zu sinken begann, wie immer in ähnlichen Fällen, mehr Werth als früher gelegt, wo er mehr nach Macht und Unabhängigkeit, als nach Glanz und Auszeichnung strebte. Am Hofe Philipp's befanden sich damals drei Könige, von Navarra, Majorka und Böhmen, zu denen sich zuweilen der von Schottland gesellte, und erhöhten durch ihre Gegenwart die Majestät des Königs von Frankreich. An das Schloß stieß ein großer Eichenwald, so alt wie der Boden, der ihn trug. Dieser Forst ist jetzt zu einem dünnen Park geworden, der, nur Sonntags stark besucht, den Theil der pariser Bevölkerung aufnimmt, der die Woche über in den engen Straßen und dunkeln Werkstätten so zu sagen ohne Licht und Luft lebt. Die heutigen Franzosen bilden zu den in ihrem Lande erhaltenen Monumenten des Mittelalters einen sonderbaren Kontrast. Die Italiener nehmen sich in der Nähe der Ueberreste des Alterthums besser aus. Andere Völker sind der Natur näher geblieben und stellen deshalb die Vergangenheit noch einigermaßen dar, während es die Aufgabe des hiesigen Lebens ist, sich von derselben so viel als möglich zu entfernen.

Jenes feudalen und ritterlichen Scheines ungeachtet, schien Philipp von Valois das Königthum in engsten Verhältnissen, eben so wie seine Vorgänger, d. h. als eine von der Lehnswelt durchaus verschiedene, ihr ursprünglich überlegene, dem Rechte nach, unumschränkte Macht zu begreifen, welche jene nur so weit anerkannte, als sie ihrem Interesse nicht entgegengesetzt war. Es that sich dies bei einer Veranlassung kund, die einen großen Einfluß auf das Geschick des ganzen Landes ausüben sollte.

Obgleich der Grundsatz der Ausschließung der Frauen von der französischen Krone schon durch die Thronbesteigung Philipp's V. sich geltend gemacht und durch die Erhebung der Seitenlinie Valois zu einer Thatsache geworden, so war dies doch nicht ohne einige Bedenklichkeit und einigen Widerspruch geschehen. Philipp und Karl, die Brüder Ludwig's X., hatten einen Augenblick gezweifelt, und Eduard III. von England, der durch seine Mutter von Philipp dem Schönen abstammte, Miene gemacht, seine Rechte auf den Thron in Anspruch nehmen zu wollen, entweder aber weil er derselben nicht gewiß war oder zu ihrer Geltendmachung sich nicht stark genug fühlte, denselben durch die Philipp VI. erwiesene Huldigung von selbst entsagt. Die ersten unter den Vasallen hatten, von dem monarchischen Streben Philipp des Schönen, das selbst unter seinen schwachen Söhnen sich geltend machte, bedroht, in der Gelangung einer Linie zum Throne, die denselben sonst fern gestanden und mit den Feudalherren gegen dessen Umsichgreifen gemeinschaftliche Sache gemacht, ein Mittel der Wiederherstellung ihrer frühern Zustände und der Erneuerung ihrer verlornen Unabhängigkeit, wenigstens einer größern Berücksichtigung ihrer Rechte gesehen. Einer der vornehmsten Lehnsmänner, der am Meisten dazu beigetragen, jeden Widerspruch bei der Thronbesteigung Philipp's VI. zu heben und den Beifall des Adels für den neuen König zu gewinnen, war Robert von Artois, ein Prinz aus dem königlichen Hause und Schwager des gegenwärtigen Königs. Dieser hatte sich seit langer Zeit vergebens darüber beklagt, daß Mathilde, eine jüngere Schwester seines Vaters, ihm nach dessen Tode, da er noch sehr jung war, die Grafschaft Artois entrissen hatte. Alle Versuche Robert's, seine wirklichen oder vermeintlichen Rechte geltend zu machen, waren unter den beiden letzten Königen der ältern Linie vergeblich gewesen. Die Thronbesteigung Philipp's VI. hatte ihn mehr Billigkeit von einem Könige hoffen lassen, der die Krone so lange als ein ihm fremdes Gut betrachtet hatte und nicht an die Grundsätze einer unumschränkten Herrschaft gewöhnt sein konnte. Philipp begünstigte

seinen Schwager anfangs, vertraute ihm im Kriege gegen Flandern die Vorhut an, erhob seine Grafschaft Beaumont zu einer Pairie, verhalf ihm aber nicht zum Besitz von Artois. Johanna, die Schwester des Königs und Frau Robert's, hatte ihrem Gemahl öfters erklärt, daß Philipp den Besitz dieses Landes ihr versprochen, sobald Robert einige sein Recht auf dasselbe beweisende Dokumente herbeizubringen im Stande sein würde. Beide, auf diese Erklärung vertrauend und des langen Harrens müde, schmiedeten mit Hülfe einer Frau und eines Geistlichen falsche Papiere, die ohne Mühe entdeckt wurden. Robert von Artois nahm nach dieser Entdeckung sogleich die Flucht, und wandte sich zum Grafen von Brabant, später zum Könige von England. Auf seine Weigerung, vor Gericht zu erscheinen, verurtheilte ihn das Parlament zum Tode, eine Strafe, die der König in lebenslängliche Verbannung verwandelte. Ein tödtlicher Haß entbrannte zwischen den beiden Verwandten. Philipp VI. ließ seine Schwester, die Frau Robert's, in einem Schlosse der Normandie bewachen, die Schwester seines Schwagers durch ihren eigenen Sohn gefangen setzen und verfuhr gegen diesen Zweig seiner Familie mit eben so viel Mißtrauen als Strenge. Dieser Robert von Artois war es, der Eduard III. auf die Schwäche Frankreichs und die Kraft Englands aufmerksam machte, dessen Ehrgeiz entflammte und, wenigstens nach der Meinung der Zeitgenossen, wesentlich zum Ausbruch des großen für Frankreich so unglücklichen Krieges beitrug. — Wie schwach auch, nach den Grundsätzen des Feudalrechts, die Ansprüche Robert's gegründet sein mochten, wie unwürdig die List gewesen, zu der er seine Zuflucht genommen, der König hätte, so dachten die meisten Großen, einen Prinzen seines Hauses und Gemahl seiner Schwester nicht der parlamentarischen Justiz preisgeben sollen. Dieses schonungslose Verfahren des Königs bewies ihnen, daß er selbst seine größten Vasallen in eine unermeßliche Entfernung von sich stellte und in seinen eigenen Verwandten nur seine Unterthanen sah, denen er nichts als Gerechtigkeit schuldig war. Während Philipp so die Hoffnungen, die der Adel von seiner Regierung gefaßt, zu täuschen anfing, erregte er zugleich die Unzufriedenheit der übrigen Klassen. Er erhöhte die Grundsteuer, die Abgaben auf alle Gegenstände des Verbrauches in den Städten, verfälschte die Münzen und nahm von seinen Unterthanen in seinen Kassen nur vollwerthiges Geld an. Der Papst Benedikt XII., einer der avignonischen Päpste, wurde, wenn man die Bedeutung bedenkt, welche diese Würde früher gehabt und der Form nach noch hatte, von Philipp mit noch größerm Stolz als seine eigenen Unterthanen behandelt. Er zwang

ihn den deutschen Kaiser zu exkommunicirén und bedrohte ihn mit dem Schicksale Bonifazius' VIII., wenn er sich seinem Willen nicht fügte. Er preßte ihm die Autorisation, den Zehnten der Geistlichkeit sechs Jahre lang in seinem Reiche für sich zu erheben, ab. Seine auswärtige Politik war nicht von Treulosigkeit, wie seine Herrschaft im Innern nicht von Härte frei. Während er den Papst gegen den deutschen Kaiser brauchte, unterhandelte er mit letzterm, ohne Vorwissen des erstern. Zugleich täuschte er ganz Europa durch die scheinbaren Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge, denn unter diesem Vorwande war es, daß er den Papst genöthigt, ihm so große Zugeständnisse zu machen. In wenigen Jahren war Philipp von Valois dahin gekommen, die Hoffnungen aller Stände seines Volkes zu täuschen. Er war demnach zu dem Sturme, der sich über ihm zusammenzog, übel vorbereitet. Sein Charakter erschien als eine Mischung von Kraft und List, in der Gerechtigkeit und Milde nur geringen Raum einnahmen. Er war, obgleich er den Erwartungen des Lehnsadels nicht entsprochen, dennoch ein feudaler König im vollen Sinne des Volkes, denn ein solcher trug in seinem Innern, sobald er sich stark genug glaubte, keine Achtung vor den Rechten Anderer. Es war dies der Charakter des gesammten herrschenden Standes im Mittelalter, von dem kleinsten Mannen bis zu dem Könige herauf. Die Könige hatten nur auf großartigere, allgemeinere und zusammenhängendere Weise dasselbe Ziel, wie ihre Vasallen, ihre Macht auf Kosten der Rechte Anderer zu erweitern, verfolgt. Daß dieses Streben, im Ganzen, der Gesittung, der Gerechtigkeit und selbst der Freiheit günstig wurde, indem es den Despotismus der Kirche, die Willkür des Herrenstandes, die Abhängigkeit der Bürger und die Knechtschaft der Landleute zerstören half, lag nicht in der Absicht der Könige bei der Erweiterung ihrer Macht. Es war dies Alles ein unfreiwilliges und nothwendiges Resultat der Richtung, die das Königthum, das ohne den Kampf gegen die geistliche und weltliche Aristokratie sich nicht erheben konnte, vom zwölften Jahrhundert an, genommen hatte.

Dieser König, der weit über seine Kräfte gehende Entwürfe, wie seinen Bruder, den Grafen von Alençon zum Könige von Italien, einen seiner Söhne zum Könige von Arles zu machen, hegte, der den deutschen Kaiser und den Papst zugleich zu täuschen und zu schrecken suchte, der sich gegen seine Vasallen abwechselnd wohlwollend und hart, hingebend und mißtrauisch, freigebig und habsüchtig erwies, fand, zu seinem Unglück, an Eduard III. von England einen Gegner, der mehr Festigkeit, Besonnenheit und kriegerische Fä-

higkeit als er besaß. Der König von Frankreich war in seinem Lande unumschränkter als sein Nebenbuhler in England, sein Reich ausgedehnter, aber der Geist des Widerstandes und Aufruhrs, das Mißtrauen gegen die Ansprüche des Königthums, die Erinnerung an die frühere Unabhängigkeit waren in dem Herzen der französischen Lehnswelt noch nicht erstorben. Aus den Grundsätzen des Königthums und den Gesinnungen des Herrenstandes ging in Frankreich eine Art schwankenden Zustandes hervor. Der Gang des öffentlichen Lebens war ungleich und voller Widersprüche. Die Krone handelte oft, nur ihr Interesse zu Rathe ziehend und die Zustimmung ihrer Vasallen übergehend, vollkommen willkürlich. In manchen Augenblicken der Verlegenheit gab sie dem Adel, aber dies immer nur in einzelnen Provinzen, unter gewissen, ihr immer wieder freie Hand lassenden Umständen, einen Theil seines Einflusses zurück. Aus diesem Hin- und Herfluthen lassen sich die vielen Treulosigkeiten, denen Philipp VI. und mehre seiner Nachfolger, von Seiten ihrer Lehnsmänner, ausgesetzt gewesen, erklären. Auf der einen Seite entschied in Frankreich der königliche Wille in allen wesentlichen allgemeinen Verhältnissen, auf der andern bestanden, im Einzelnen, fast noch alle Formen und Sitten des Feudalwesens. Aus dieser Lage der Dinge ging ein doppelter Uebelstand hervor. Die Krone war, dem Schein nach, viel unabhängiger als früher geworden, hatte aber die Stütze geschwächt, auf die sie sich früher gelehnt, und war zugleich außer Stande, eine ihr allein angehörige oder aus der Masse des Volkes hervorgehende Kriegsmacht zu bilden. Der König besaß Räthe, Schatzmeister, Richter, die nur von ihm abhängig, nur ihm verantwortlich waren, aber er gebot über kein anderes Heer, wenige, theure und unzuverlässige Söldner abgerechnet, als das ihm von seinen Vasallen zugeführt wurde. Im Frieden fast unumschränkt, war er im Kriege, so wie früher, von der Lehnswelt abhängig, während zum Glücke seines Volkes und seiner eigenen Sicherheit das Gegentheil hätte stattfinden sollen. Die bewaffneten Mannschaften der Städte, über die ihm allerdings ein unmittelbarer Einfluß zustand, konnten, meist nur aus Fußvolk zusammengesetzt, bei der noch immer stattfindenden Ueberlegenheit der Reiterei und der Art der Kriegsführung, kein vollständiges Heer bilden. Die Städte hatten übrigens durch die Ausdehnung der königlichen Gewalt ebenfalls großentheils ihre innere Unabhängigkeit und damit die Thatkraft, die sie früher ausgezeichnet, verloren. Sie wurden jetzt meist von den Beamten des Königs regiert. Ihre alten Freiheitsbriefe, oft sogar förmlich abgeschafft, geriethen allmälig in Vergessenheit. Zu-

gleich waren sie des Schutzes der Krone gegen den Adel, der selbst gesunken, weniger als früher bedürftig geworden, und die begeisterte Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die sie für erstere empfunden, war bei größerer innerer Unfreiheit und Abwesenheit äußerer Gefahr von selbst, wenigstens im Vergleiche zur Zeit Ludwig's VI. und Philipp August's, erkaltet. Das französische Volk befand sich, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, im ersten Beginn einer Entwickelung, welche die bisherigen Verhältnisse des Lebens erschüttert und verwirrt hatte, ohne daß eine andere Kraft vorhanden oder reif genug gewesen wäre, deren Stelle einzunehmen. In einem solchen Augenblicke mußte ein großer äußerer Angriff auf dieses wankende, unvollendete Gebäude dasselbe mit einem völligen Ruin bedrohen.

Eduard III., der seine feindselige Gesinnung gegen Philipp VI. im Stillen immer genährt hatte, erneuerte, durch seine Bündnisse mit Deutschland und Flandern verstärkt, seine Ansprüche auf den französischen Thron und zog die Rechtmäßigkeit seiner früher geleisteten Huldigung in Zweifel. Ein Kampf zwischen den beiden Kronen wurde allgemein als nahe bevorstehend angesehen. Eduard bewies bei seinen Vorbereitungen zu demselben die größte Thätigkeit. Er befahl, daß Jedermann in seinem Lande vom sechszehnten bis sechszigsten Jahre zu den Waffen greifen solle. Auf allen dem Feinde zugänglichen Punkten der englischen Küste wurden Signale angeordnet. Er verschaffte sich eine Anzahl Feuerschlünde und zog aus dem kraftvollen wallisischen und irländischen Stamme viele Freiwillige an sich. Philipp sammelte, wie seine Vorfahren, seine Lehnsmänner und gab ihnen einige ihrer verlorenen Rechte, in manchen Gegenden sogar den gerichtlichen Zweikampf und den Privatkrieg, zurück. Sein Adel verlangte aber für den Kriegsdienst eine besondere Entschädigung und nahm die Vortheile der Söldner für sich in Anspruch, ohne in ihre Abhängigkeit gegen den, der sie bezahlt, eingehen zu wollen. Der König von England ließ sich von dem Kaiser Ludwig dem Baier, um die vom deutschen Reiche abhängigen niederländischen Herren für sich zu gewinnen, zu seinem Vikarius in diesen Gegenden ernennen. Er hatte sich in Flandern durch seine Verbindung mit einem einflußreichen Demagogen, Jakob Artfeld, einem reichen Brauer in Gent, einen Anhang zu verschaffen gewußt. Er brach endlich mit einem Heere in Frankreich ein, mußte aber, von seinen Verbündeten schlecht unterstützt, da ihm keine Gelegenheit zu einer Schlacht geboten ward, unverrichteter Sache nach England zurückkehren. Auf Artfeld's Anrathen nimmt Eduard, auf die an-

geblichen Rechte seiner Mutter sich stützend, die von der ältern Linie der Kapetinger stammte, den Titel und das Wappen eines Königs von Frankreich an. Der Krieg, der, den vorübergehenden Einfall der Engländer im Norden ausgenommen, bisher fast nur in Guienne und auch da nur matt, und selbst zum Nachtheil der Engländer geführt worden, nimmt endlich eine entscheidendere Gestalt an. Die englische und französische Flotte begegnen sich (1340) am Ausfluß der Schelde. Die Franzosen werden geschlagen und dreißigtausend derselben, ein für diese Zeit unermeßlicher Verlust, kommen um. Wie groß der Einfluß der Legisten im Rathe der Könige von Frankreich geworden, geht unter Anderm aus dem Umstande hervor, daß Bahuchet, der Schatzmeister Philipp's von Valois, an der Spitze eines Theiles der Flotte stand, die vorzüglich durch seine Ungeschicklichkeit zu Grunde ging. Er ward dafür am Maste seines Schiffes gehängt. So hatte Peter Flotte, der Kanzler Philipp's des Schönen, einst in der Schlacht von Courtray eine Abtheilung des Heeres befehligt, dabei aber einen ehrenvollen Tod gefunden. Dieses Sieges ungeachtet, schien Philipp seinem Gegner an Macht so überlegen zu sein, daß dieser, anstatt ihn im Herzen seines Reiches anzugreifen, ihm, dem er von Flandern aus nicht zu schaden vermag, in der Bretagne einen Feind erweckt, ihm aber auch hier keinen gefährlichen Streich beibringen kann. Die französische Monarchie, seit so langer Zeit in beständigem Wachsthum begriffen, durch die Siege Philipp August's über die Engländer, den religiösen Heroismus Ludwig des Heiligen, das Glück und den Verstand Philipp des Schönen verherrlicht, schien in sich so einig und stark zu sein, daß ihre Feinde sich nur zögernd mit ihr zu messen wagten. Die Flamänder, obgleich im Bunde mit England, sahen sich noch immer als Vasallen des Königs von Frankreich an, und selbst der deutsche Kaiser, obgleich ebenfalls mit Eduard im Einverständniß, wagte es nicht gegen Philipp offen aufzutreten. Eduard, von seinem Recht auf die französische Krone ohne Zweifel selbst nicht überzeugt, aber vom Gefühle seiner Kraft und seinem Durst nach Thaten getrieben, entschloß sich endlich, auf den Antrieb Gottfried d'Harcourt's, eines normännischen Großen, der sich, wie Robert von Artois, an seinen Hof geflüchtet, in der Normandie zu landen. Der Augenblick war günstig gewählt, denn Philipp hatte ein großes Heer, unter seinem Sohne Johann, nach dem Süden geschickt, um die Engländer daselbst zu beschäftigen.

Die Normandie, von der aus früher England, Sicilien und Neapel erobert worden, vor der die Könige von Frankreich so oft ge-

zittert hatten, einst von dem kriegsmuthigsten und gefahrliebendsten Geschlechte des Abendlandes bewohnt, setzte dem Könige von England, als er mit seinem Heere am Ausfluß der Seine landete, fast gar keinen Widerstand entgegen. Land und Leute schienen hier gänzlich verwandelt zu sein. Die Könige von Frankreich hatten, von der Wiedereroberung dieser Provinz an, dieselbe, ihr altes Verhältniß zu England fürchtend, systematisch entwaffnet und ihren kriegerischen Geist gebrochen. Das Aufhören der Privatkriege hatte den Unabhängigkeitssinn des Adels geschwächt und das Steigen der königlichen Macht den Widerstand gegen sie und ihre Beamten unmöglich gemacht. Der Adel hatte es verlernt sich in seinen Schlössern als einen zu Abwehr und Angriff immer bereiten und berechtigten Fürsten anzusehen. Die Burgen selbst fingen zu verfallen an. Die Städte bildeten keine in ihrem Innern unabhängige Gemeinden mehr, und stellten, einige der größern ausgenommen, die als königliche Festungen angesehen wurden, ihre sinkenden Mauern nicht wieder her. Der kriegerische Geist des Feudalwesens war demnach in allen Ständen gesunken und noch waren die Institutionen neuerer Zeiten, die den Mangel an individueller Kraft durch die feste Organisation des Ganzen ausgleichen, nicht vorhanden. Es gab kein stehendes Heer, keine übereinstimmende Verwaltung, keinen nationalen und politischen Mittelpunkt, sondern nur ein Aggregat von Provinzen, Herrschaften, Ständen, unter Einem Haupte, aber mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach vereinigt. Unter solchen Umständen hing Alles von dem Charakter und dem Geiste dieses Hauptes, das die Krone trug, viel mehr aber noch von den besondern Umständen und dem blinden Zufalle ab. Die Normandie befand sich in dieser Zeit, wie ganz Frankreich, in der gefährlichen Lage, die Vortheile eines Zustandes verloren, ohne die eines andern errungen zu haben. Der Wohlstand dieser Provinz war, während des langen Friedens, von ihrer natürlichen Fruchtbarkeit unterstützt, außerordentlich gestiegen. Es blühten schon damals Handel und Fabriken in hohem Grade daselbst, aber die Macht fehlte, diesen Reichthum zu beschützen. Erst die furchtbaren Verheerungen der Engländer riefen den verzweifelten, aber ungeordneten Widerstand der Einwohner, zum Schutze ihres Eigenthums oder zur Rache für erlittene Kränkungen hervor. Die Feudalwelt war in Frankreich gerade in dem, was sie Großes besaß, zu rasch gesunken und die neue Organisation, die sie ersetzen sollte, zu langsam vorgeschritten. Nordfrankreich lag großentheils offen und ohne hinreichende Vertheidigung da. Merkwürdig ist es,

daß die Normandie, einst die Wiege so vieler Helden, ihren kriegerischen Charakter noch während des Mittelalters verlor und nie mehr wiedergewonnen hat. Die kriegerischen Provinzen Frankreichs sind jetzt die, welche an der östlichen Grenze des Landes liegen, wie z. B. die Franche-Comté, die Champagne, Lothringen u. s. w. Die heutigen Bewohner der Normandie haben den Ruf großen Gewerbfleißes und einer ungewöhnlichen Schlauheit im Handel und Wandel, aber keiner besondern Thatkraft.

Eduard, an der Spitze der tapfersten Ritter jener Zeit, welche den Kriegsgeist ihrer normännischen Vorfahren bewahrt hatten, und der gefürchtetsten Bogenschützen, d. h. des besten Fußvolkes, das es damals gab, aus den kraftvollen Abkömmlingen des altsächsischen Stammes bestehend, rückte, Alles verheerend und zerstörend, in das Herz des Landes selbst vor und befand sich endlich im Angesicht von Paris auf den Höhen von St. Cloud. Der einzige Widerstand, den er auf dem Wege gefunden, waren die Milizen von Amiens, die tapfer fechtend, zwölfhundert der Ihrigen auf dem Platze ließen, Die drohende Gefahr, sein Eigenthum fremden Eroberern ausgesetzt zu sehen, bewaffnete endlich den französischen Adel im Norden und im Innern. Der König hatte die Liebe dieses Standes verloren und derselbe dem Einfalle der Engländer anfangs gleichgültig zugesehen. Es war zu spät, das große Heer, das im Süden stand, herbeizurufen. Eduard, der durch die Verheerungen, die er anrichtete, für die Demüthigungen, die so viele seiner Vorfahren von der französischen Krone erlitten, für den Verlust der großen Lehne sich rächen zu wollen schien, dachte, da Philipp ohne eine Schlacht anzunehmen, mit sehr überlegener Macht ihm zur Seite zog und täglich Verstärkungen erhielt, endlich daran, sich Flandern zu nähern, aber die Franzosen hatten alle Brücken, die über die Somme führten, abgebrochen. Eduard befand sich in einer gefährlichen Lage, denn seine Streitkräfte verminderten sich, die seines Gegners vermehrten sich täglich. Sein Heer fing an allen Bedürfnissen Mangel zu leiden an. Eine Furt wurde ihm angezeigt, die vom Feinde besetzt war, aber schwach vertheidigt wurde. Den andern Tag erreichten ihn die Franzosen bei dem Dorfe Crecy. Eduard hatte die Schlachtordnung seines kleinen Heeres mit großer Kunst geordnet. Von Seite der Franzosen wurde die Schlacht wie ein Zweikampf oder ein Scharmützel begonnen. Die Edeln suchten einander beim Angriffe zuvorzukommen, trennten sich, drängten sich, ohne Plan und Ordnung. Was das Verhalten des englischen Heeres betrifft, so scheint dies,

seit dem Untergange der alten Kriegskunst, die erste vollständig vorausbedachte und planmäßig ausgeführte Schlacht gewesen zu sein, so wie es die erste war, in welcher, wenigstens der Sage nach, einige Stück Geschütz, obwohl ohne besondern Erfolg, angewandt worden sein sollen. Die englische Reserve kam gar nicht zum Gefecht, die beiden ersten Linien reichten aus, um das französische Heer nicht nur zu besiegen, sondern zu vernichten. Philipp VI. hatte den Kampf Nachmittags um drei Uhr mit hunderttausend Mann angefangen und entfloh gegen Abend vom Schlachtfelde nur mit fünf Rittern, unter denen sich ein Montmorency befand. Diese Niederlage war für die französische Monarchie eine tiefe Wunde, die lang nachblutete, und bei Poitiers und Azincourt erneuert wurde, für den Feudaladel dieses Landes aber einer der schwersten Schläge, die ihn getroffen haben. Unter den Todten befanden sich die nächsten Verwandten und größten Vasallen des Königs. Es fielen der alte und blinde König Johann von Böhmen und, wie Einige wollen, auch der König von Majorka, der Herzog von Alençon, Bruder, und der Graf von Blois, Neffe Philipp's, der Herzog von Bourbon, die Grafen von Flandern, Aumale und Savoyen, die Erzbischöfe von Rouen und Sens, der Bischof von Nimes, der Großprior des Johanniterordens und ein bedeutender Theil des nordfranzösischen Adels. Die Engländer machten wenige Gefangene, sondern stießen fast Alles nieder. Die Schlacht von Crecy wurde den sechsundzwanzigsten August 1346 geschlagen, der blutigste Kampf, der seit der Schlacht von Fontenay, im neunten Jahrhundert, zwischen den Enkelsöhnen Karl's des Großen auf dem Boden des alten Galliens geliefert worden, denn allein von den Mannschaften, welche die französischen Städte geschickt, wurden über dreißigtausend erschlagen. Man hätte nach einer solchen Niederlage für Frankreich das Schicksal Englands nach dem Tage von Hastings erwarten können. Aber das englische Heer bestand nur aus dreißigtausend Kriegern, und das französische Volk, mehr überrascht als besiegt, nicht, wie die Sachsen, sich in einem Zustande allgemeinen Sinkens, sondern nur in einer Krisis seiner Entwicklung befindend, konnte nicht so leicht die Beute eines siegreichen Feindes werden.

Obgleich diese Niederlage für Frankreich ein unermeßliches Unglück war und der Anfang eines hundertjährigen Krieges wurde, obgleich Calais, der Schlüssel des Landes auf dieser Seite, in dessen Besitz die Engländer zweihundert Jahre lang bleiben sollten, verloren ging, so sind die moralischen Folgen der Schlacht von Crecy noch bei Weitem wichtiger als ihre politischen gewesen. Dem fran-

zösischen Adel, als ein souverainer Herrenstand gedacht, was er früher gewesen, war von seiner Größe, bei dem immer weitern Umsichgreifen der königlichen Macht, wenig mehr als der Glaube der Bürger und Landleute an seine überlegene kriegerische Tüchtigkeit übrig geblieben. Dies hatte ihn in der Meinung noch immer sehr hoch gestellt, während er sonst, in so vieler Beziehung, auf die Stellung eines bevorzugten Unterthans herabgekommen war. Diese Vorstellung erhielt aber durch die Schlacht von Crecy einen harten Stoß, der durch die beiden andern großen Niederlagen gegen die Engländer, im Laufe von achtzig Jahren, noch verstärkt wurde. Crecy erschloß zum ersten Male eine Wahrheit, die so lange ein Geheimniß geblieben, die Mängel und die Unzulänglichkeit der Feudalwelt als Militairmacht, sie, die dieses Verdienst fast ausschließend für sich in Anspruch genommen hatte. Die kleinen Kämpfe des Mittelalters, von Burg zu Burg, von Landschaft zu Landschaft unternommen, meist aus Beutelust entstanden, ohne Plan und Voraussicht geführt, mehr Raubzügen als Kriegen ähnlich, hatten die Schwäche des Lehnslebens in dieser Beziehung nicht verrathen können. Denn es kämpften da immer Gleiche gegen Gleiche, Ritter und ihre Waffenknechte, oder ebenmäßig geübte Söldner gegen einander. Die Kreuzzüge hätten der Welt hierüber die Augen öffnen können, aber einmal war das Theater dieser Begebenheiten sehr entfernt, und der Heldenmuth so vieler Einzelnen ließ die Schwäche des ganzen Systems übersehen. Die gesammte Christenheit war geneigt, sich über die Ursachen der Erfolglosigkeit der Kreuzzüge, über die Vortheile, welche die Ungläubigen im Ganzen davontrugen, zu täuschen. Die Ehre ihres Glaubens schien dies zu verlangen. Von der Regierung Philipp August's an begann der Adel sich regelmäßiger und häufiger als sonst am Hofe des Königs zu versammeln. Seine Macht, sein Unabhängigkeitssinn, selbst seine kriegerische Thätigkeit waren, im Vergleiche zu frühern Zeiten, schon damals im Sinken begriffen. Die Turniere fanden jetzt die Theilnahme, die sonst ernste Kämpfe erregt hatten. Unter Philipp dem Schönen erlitt der französische Adel bei Courtray durch die flamändischen Bürger eine große Niederlage. Die Siege bei Mons-en-Puelle und Cassel, durch die Unklugheit und Uebereilung der Flamänder verursacht, stellten die Ueberlegenheit des Herrenstandes wieder her, aber der Tag von Crecy wurde ihm aufs Neue gefährlich. Die englischen Ritter waren fast gar nicht zum Schlagen gekommen. Die französischen Edeln wurden fast einzig von den englischen Bogenschützen, aus der Klasse der Bürger und freien Landleute genommen, den irischen und wallisischen Lanzen-

und Keulenträgern besiegt und die geharnischten Centauren von einem halbnackten Fußvolke niedergemacht. Der Eindruck, den diese Niederlage hervorbrachte, wurde nicht sogleich bemerkt. Es gehörten die Siege des schwarzen Prinzen und Heinrich's V. dazu, um den Ruf des französischen Adels, als sei er im Besitze einer ausschließenden kriegerischen Thätigkeit, zu erschüttern. Aus den verzweifelten Anstrengungen, zu denen der lange Krieg mit den Engländern das französische Volk zwang, wenn es nicht untergehen wollte, ging der alte kriegerische Geist seines Adels in einer Reihe großer Helden von Duguesclin bis Dunois wiederum in erneuertem Glanze hervor, aber die ganze Nation nahm an dieser Erhebung Theil und theilte sie mit dem Adel. — Die nächsten Folgen der großen Niederlage von Crecy waren weniger ein Urtheil und Tadel über das, was geschehen, als eine große und allgemeine Entmuthigung, besonders in der Masse des Volkes. — Der Glaube an die Kirche, der so lange die Gemüther erwärmt, begann matt zu brennen. Der Papst in Avignon war mehr der Gefangene und Vasall des Königs von Frankreich als das Oberhaupt der Christenheit. Der Glaube an die Feudalwelt, die einst so mächtig gewesen, sank mit deren Tüchtigkeit zugleich und jetzt schien das Königthum selbst in den Ruin des Adels mit verwickelt zu werden. Der in seinen letzten Gründen unerforschliche aber sichtbare Zusammenhang der moralischen und physischen Welt bewirkt, daß Zeiten, wo das Innere der Menschen hoffnungs- und freudenleer ist, wo eine Welt der Ueberzeugung und des Glaubens Abschied von einer Generation nimmt und eine neue sie ersetzende sich noch nicht gebildet hat, sich durch eine vermehrte Sterblichkeit, eine größere Fülle natürlicher Uebel, als innerlich glücklichere Epochen, und dies oft ohne faßliche und bestimmte äußere Ursachen, auszeichnen. Die Entvölkerung Frankreichs nahm, ohne daß der Krieg allein dies hätte hervorbringen können, in den letzten Jahren der Regierung Philipp's von Valois, auf eine, seit den Zeiten der Karolinger nicht mehr erlebte Weise zu. Die Verheerungen, die der Kampf mit den Engländern angerichtet, waren jedoch auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt geblieben. Um das französische Volk vollends niederzudrücken, zeigte sich zwei Jahre nach der Schlacht von Crecy die furchtbarste ansteckende Krankheit, die seit Jahrhunderten erschienen war. Sie dauerte sechszehn Monate lang und raffte die Hälfte der ganzen Bevölkerung hin. In Paris starben eine Zeit lang täglich achthundert Personen, und man bemerkte, als sollte das Menschengeschlecht in diesem Lande in seiner Wurzel vernichtet werden, daß die Jugend von ihr noch mehr als

das Alter ergriffen wurde. Dem Geiste jener Zeit gemäß, erregte dieses Unglück den religiösen Fanatismus des Volkes, das, in zahllosen Banden seine Wohnungen verlassend, einen Kultus beging, von dem unaufhörliche Geißelungen, den Zorn des Himmels abzulenken, den Haupttheil ausmachten. Zu Weihnachten 1349 gab es in Nordfrankreich über achtmalhunderttausend solcher Flagelanten. Zahllose Unordnungen waren die Folge dieser blutigen Peinigungen und wilden Wanderungen. Das Königthum, zu schwach, um seine auswärtigen Feinde zu vertreiben, hatte immer noch Kraft genug, um dieser fanatischen Bewegung, von der Kirche ebenfalls verdammt, zu widerstehen.

Sobald diese Seuche nachgelassen, kehrte mit der Hoffnung des Lebens auch die Kraft des Lebens zurück. Die Chroniken erwähnen, daß die Ehen nicht nur zahlreicher, sondern auch fruchtbarer als vorher wurden. Philipp, obgleich schon achtundfunfzig Jahre alt, heirathete Blanka von Navarra, die achtzehn Jahre zählte, und seinem Sohne Johann bestimmt gewesen. Obgleich das Unglück von Crecy durch keinen Sieg von französischer Seite vermindert wurde, sondern die Engländer in dem von einigen Waffenstillständen unterbrochenen Kriege fast überall im Vortheile blieben, so sank das französische Königthum doch nicht so tief, als man erwarten sollte, so mächtig wirkte der in sein Inneres seit Jahrhunderten gepflanzte Keim der Größe. Philipp VI. hatte nicht nur die Macht, dem Volke, ohne daß dieses widerstand, neue Abgaben aufzulegen und die Münzen zu verfälschen, sondern er erweiterte sogar sein Reich im Süden. Die Dauphiné, Roussillon, Cerdagne und Montpellier wurden unter ihm mit Frankreich vereinigt. Er starb im Jahre 1350 und empfahl auf seinem Todtenbette, von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, seinem Sohne Johann, den Krieg gegen die Engländer auf das Kräftigste fortzusetzen.

Drittes Kapitel.

Die Regierung Johann's, des Sohnes Philipp's von Valois, den manche Geschichtschreiber, einen gleichnamigen Sohn Ludwig's X., der nur fünf Tage lebte, in die Reihe der Könige einschließend, den Zweiten nennen, ist durch das immer größer werdende Unglück der französischen Waffen und die steigende Noth des Volkes, die allgemeine Verheerung des Landes, durch die politische Bewegung, die eine Zeit lang die Bürger von Paris ergreifend, die Regierung in ihre Hände brachte, und den Einfluß, den diese Stadt zum ersten Male auf die Leitung von ganz Frankreich in Anspruch nahm, merkwürdig.

Johann zeigte sich, wie sein Vater, dem Adel, dem er einen Indult zur Bezahlung seiner Schulden bewilligte und zu dessen Gunsten er einen Ritterorden stiftete, geneigt. Dieser Orden, L'Etoile (der Stern) genannt, war das zweite Beispiel dieser später allgemein werdenden Hofsitte und hatte mit den geistlichen und militairischen Orden des eigentlichen Mittelalters nur eine äußere Aehnlichkeit gemein. Wie fast immer wurde auch in diesem Falle, sobald der Geist und die Kraft einer Institution gesunken, auf deren Namen und Zeichen ein großer Werth gelegt. Als die Würde und Unabhängigkeit des Feudaladels und Ritterwesens großentheils verschwunden waren, wurden die phantastischen Zeichen desselben vervielfältigt. Eben so ward der Name des römischen Bürgerthums verbreitet, als dessen Bedeutung gesunken war, und die Titel der republikanischen Aemter im alten Rom wurden unter den Kaisern an viele Personen auf einmal verliehen, als deren Glanz erblichen war. Zur Zeit als der kleinste Lehnsmann im Innern seines Gebietes ein regierender Herr gewesen, war es ihm nicht eingefallen, seine Person von seiner Stellung unterscheiden zu wollen, er hatte wenig auf den Schein gegeben, da er das Wesen besaß, jetzt, wo seine Macht und Würde gesunken, suchte er sich und Andere über diesen Verlust durch einen erhöhten Glanz seiner Person zu täuschen. Diese Begünstigung des Adels unter den Valois, der jetzt aus der Stellung eines unterdrückten Vasallen, die er seit Philipp dem Schönen eingenommen, in die eines begünstigten Dieners überzugehen

anfing, schützte jedoch dessen einzelne Glieder nicht vor den Mißhandlungen und den Gewaltthätigkeiten der Könige, sobald sie diesen verdächtig geworden. Schon Philipp VI. hatte mehre normännische und bretagnische Edle, ohne hinreichende Veranlassung, umbringen lassen. Johann gab bald im Anfange seiner Regierung Befehl, einen der Großen seines Reiches, den Grafen d'Eu, Konnetable von Frankreich, den vertrautesten Rath seines Vaters, ohne Anklage und wahrscheinlich ohne Grund, zu tödten. Er verlieh diese Würde, welche für die erste des Landes galt, an einen Fremden, Karl d'Espagne, aus dem Hause La Cerda, dessen Bruder sich im Dienste der französischen Krone ausgezeichnet hatte. Diese Ernennung erregte die Mißbilligung der einheimischen Großen und ist eines der ersten Beispiele der unter den Valois viel häufiger als unter der ältern Linie werdenden Günstlingsschaft, deren Einfluß der Krone und dem Lande so verderblich wurde. Um diese Zeit erscheint auf der Bühne jener Zeit einer ihrer fähigsten, aber gefährlichsten Charaktere, Karl der Böse genannt, der unter dieser unruhigen und unglücklichen Regierung eine große Rolle zu spielen bestimmt war. Er war ein Sohn Philipp's Grafen von Evreux und Johanna's, einer Tochter Ludwig's X., und hatte von dieser Navarra geerbt. Johann verlobte ihn mit seiner Tochter. Dies Alles hinderte ihn nicht die Gefahren des Königs und des Landes auf jede Weise zu vermehren. Er begann seine Laufbahn damit, daß er den neuen Konnetable, Karl d'Espagne, ermorden ließ.

Johann, von dem Adel geliebt und von dem Volke nicht gehaßt, verdankte diese günstige Stimmung mehr seinen Fehlern als seinen Vorzügen. Er war von natürlich edelm Sinne, der aber, durch das Unglück jener Zeiten verdüstert, zuweilen zu Härte und Ungerechtigkeit getrieben wurde. Sein größter Fehler war ein gänzlicher Mangel an Festigkeit, Vorsicht und Klugheit, Mängel, die, da sie seinem Volke, dessen besonderer Charakter sich schon auszubilden angefangen, in hohem Maße eigen waren, von demselben übersehen oder leicht verziehen wurden. Seine Freigebigkeit war so maßlos und unüberlegt, daß er seinen Günstlingen und überhaupt Jedem, der bis zu ihm gelangen konnte, ohne Rücksicht auf die Noth seines Volkes, die übertriebensten Forderungen bewilligte. Seine große Hülfsquelle war die Verfälschung der Münzen. Er wandte dieses unwürdige Mittel, sich aus selbst verschuldeten Verlegenheiten zu ziehen, noch mehr an, als es sein Vater und Philipp der Schöne gethan. Johann, der diese Fälschungen anfänglich geheim gehalten und seinen Münzbeamten die größte Verschwiegenheit anbefohlen

hatte, ging endlich so weit zu erklären, daß dieser Betrug ein Theil seiner königlichen Vorrechte sei. Wie unumschränkt das französische Königthum, wenigstens den Ansprüchen seiner Repräsentanten nach, wie schwach ihm gegenüber die kirchliche und weltliche Aristokratie geworden, geht aus dem Geiste und der Fassung seiner Ordonnanz bei dieser Gelegenheit hervor. Es heißt in ihr unter Anderm: „Ja soit ce que à nous seul et pour le tout de notre droit royal, par tout notre royaume, appartiegne de faire teles monnoyes, comme il nous plait et de leur donner cours.“ (Denn es steht uns allein vermöge unsers königlichen Rechtes zu, in unserm ganzen Reiche Münzen zu schlagen, wie es uns gefällt, und dieselben in Umlauf zu setzen.)*) — Da der Adel diesen König fast ausschließend umgab, denn die Legisten wurden nur zu den Geschäften hinzugezogen, aber waren nicht in den täglichen Kreis Johann's eingeführt, und die Geistlichkeit nahm in den Umgebungen der Könige, seitdem das Papstthum gesunken, lange nicht mehr die hohe Stellung wie früher ein, so war er es, der von der leichtsinnigen Freigebigkeit des Königs den meisten Vortheil zog. Die Witwe seines Vorgängers, die ihm anfangs selbst bestimmt gewesen, hatte ihn veranlaßt, sämmtliche lombardische Wechsler ihrer Güter zu berauben und dieselben ihr zu überlassen. Hiermit noch nicht zufrieden, zog sie die Forderungen der vertriebenen Lombarden für sich ein. Ein solches Beispiel kann eine Vorstellung von dem Charakter eines Fürsten und den Grundsätzen einer Verwaltung geben!

Der größte Theil des Adels, der früher auf seinen Besitzungen und von deren Ertrage gelebt und dem Könige, ohne eine weitere Entschädigung in Anspruch zu nehmen, in den Krieg gefolgt war, hatte schon unter Philipp von Valois angefangen, einen Sold zu beziehen, der unter Johann noch bedeutend vermehrt wurde. Da die Schlachten noch immer durch die schwerbewaffnete Reiterei entschieden wurden, so mußte diese um jeden Preis gehalten werden. Die Söldner und Milizen dienten meist nur zu Fuß. Wie sehr der alte Herrenstand gesunken sein mußte, kann aus dem einzigen Umstande entnommen werden, daß er im vierzehnten Jahrhundert Sold zu fordern genöthigt wurde. Das Wesen des Feudaladels hatte einmal in einer fast uneingeschränkten Herrschaft im Innern seiner Besitzungen und dann in seiner Verpflichtung zum Kriegsdienst bestanden. Insofern letzterer unentgeltlich geleistet wurde und

*) Ord. des Rois de France. II. p. 555.

jeder Edle seinem Fürsten an der Spitze seiner eigenen Untergebenen zu Hülfe zog, so erschien er, in vieler Beziehung, zu diesem in dem Verhältnisse eines Verbündeten, sobald er aber Geld als Entschädigung oder Belohnung zu nehmen angefangen, sank er in die Stellung eines besoldeten Unterthanen, wenn nicht in die eines Söldners überhaupt herab. Die steigenden Bedürfnisse der Edeln, die ihren Grund theils in den jetzt länger und größer gewordenen Kriegen, besonders aber in der Pracht und Anziehungskraft des Hoflebens hatten, während die Hülfsquellen sich bei dem Stocken des Handels, während eines langen und zerstörenden Krieges und der Verwüstung des Bodens verminderten, hatten es ihnen unmöglich gemacht, sich mit dem Ertrage ihrer Besitzungen begnügen zu können. So hatten sich z. B. schon im Jahre 1338 die languedokschen Ritter beklagt, daß der ihnen ausgesetzte Sold zu gering sei. Dies war vor der Schlacht von Crecy geschehen und seitdem hatte sich der Nothstand, besonders des kleinern zahlreichen Adels, in Folge der langen schrecklichen Verheerungen des Landes, sehr vermehrt. Nachdem also die Lehnswelt durch die Befreiung der Städte, die Erleichterung des Landmannes, die Ausdehnung der königlichen Gesetzgebung auf alle Theile des Reiches, die große Beschränkung des gerichtlichen Zweikampfes und Privatkrieges die frühere Freiheit ihres politischen Daseins verloren, wurde sie jetzt durch den Empfang eines Soldes zugleich persönlich von der Krone abhängig. Von diesem Augenblicke an blieben von dem alten Feudaladel nur der Name, die Erinnerung an seine frühere Größe und einzelne mit seiner ganzen Stellung im Widerspruch stehende Ansprüche übrig. Sein Geist erfuhr mit seiner äußern Lage zugleich eine fast totale Umwandlung. Seine Thätigkeit richtete sich, so wie einst früher gegen das Umsichgreifen der Krone, so vom vierzehnten Jahrhundert an, gegen die Erhebung des Bürgerstandes, dessen wachsende Bedeutung er jetzt mit Neid zu betrachten anfing und zu dem er sich in ein mit seinem eigenen Bestehen unverträgliches Mißverhältniß setzte. Diese veränderte Stellung und Stimmung des Adels hat auf die innere Geschichte Frankreichs einen unermeßlichen und meistens ungünstigen Einfluß ausgeübt.

Der Krieg mit den Engländern und die durch ihn verursachten Ausgaben zwangen Johann, dessen Schatz, aller Erpressungen und finanziellen Kunstgriffe ungeachtet, immer leer war, die Stände zusammenzurufen, die aber nicht aus allen Theilen des Reiches, sondern nur aus den nördlichen Provinzen in Paris zusammenkamen. Die des Südens versammelten sich in den Hauptstädten ihrer Lan-

destheile, in Montpellier u. s. w. Die Zusammenberufung dieser Stände gab den Abgeordneten der Städte, denn ein allgemeines und fortdauerndes Besteuerungsrecht, ohne Beistimmung der Nation, war der Krone damals noch nicht zugestanden worden, obgleich es unter der Linie Valois behauptet und durchgesetzt wurde, Gelegenheit, sich gegen die Mißbräuche der königlichen Gewalt zu erklären und als Vergütigung für die bewilligten Steuern die Abstellung der bisher erduldeten Unbilden zu fordern. Das dringende Bedürfniß des Geldes machte den König für die Forderungen des Bürgerstandes nachgiebig, er besaß aber weder den Willen noch die Macht, die vorhandenen Mißbräuche abzuschaffen. Die Schwäche seiner Politik und der verworrene Zustand des Landes bewirkten, daß er den verschiedenen Ständen zuweilen einander entgegengesetzte Zugeständnisse zu machen gezwungen war, durch welche die vorhandenen Uebel statt aufgehoben zu werden, nur vermehrt wurden. So bewilligte er den Edeln der Pikardie, auf ihr Verlangen, das Recht des Privatkrieges, in einem Augenblicke, wo alle Stände der Nation ihre Kraft gegen die Engländer vereinigen sollten, und versprach zu derselben Zeit den Abgeordneten der normännischen Städte diesen Brauch zu untersagen. Im Jahre 1355 zeigten sich endlich die zusammengetretenen Stände der Langue d'Oil oder Nordfrankreichs, als die Fortschritte der Engländer im Süden ihre Hülfe dringend nothwendig machten, schwieriger, als bisher der Fall gewesen. Vergebens erklärte der König, daß die zu bewilligenden Steuern von Jedermann, der Geistlichkeit und dem Adel, ja selbst den Mitgliedern des königlichen Hauses entrichtet werden sollten, die Abgeordneten der Städte verlangten das Recht, die geforderten Auflagen durch von ihnen ernannte Beamte selbst einsammeln und von deren Verwendung sich Rechenschaft ablegen zu lassen. Diese Forderung, die für den Augenblick zugestanden wurde, hätte, wäre sie zu einer dauernden Einrichtung geworden, nicht nur die gesetzgebende Macht, sondern auch die Regierung in die Hände des dritten Standes gebracht und der politischen Entwickelung des Landes eine, von dem, was sie später geworden, vollkommen verschiedene Richtung verliehen. Es wird aber aus dem Verlaufe dieser Geschichte klar, daß die Stände in diesen Eingriffen in die königliche Macht nur ein augenblickliches Schutzmittel sahen, und daß die Vorstellung, die Krone für immer und nach bestimmten Grundsätzen zu beschränken, wie die englischen Barone es unter Johann und später gethan, ihnen ein, bei dem geringen Maß ihrer politischen Erfahrung und, vielleicht noch mehr, bei ihrer zu ungleichartigen Zusammensetzung, fremder Gedanke war.

Es traten unter ihnen einzelne kühne Charaktere und bedeutende Talente auf, denen aber ein eigentlicher Gemeinsinn und eine übereinstimmende Richtung fehlten. Die unter einander zu verschiedenen und getrennten Bestandtheile der nationalen Repräsentation in Frankreich, die Anwesenheit einer Anzahl großer Lehnsmänner, die eher für Souveraine als Vasallen galten, und die Vertretung eines sehr zahlreichen kleinen, von der Krone immer abhängiger werdenden, den Städten feindlich gesinnten Adels, bewirkten, daß das Königthum jedem einzelnen Stande, und damit der Nation selbst überlegen blieb und, die Forderungen der einen Klasse seiner Unterthanen durch die Einsprüche der andern annulirend, sich in seinem Streben nach einer unumschränkten Gewalt nicht aufhalten ließ. Bei diesem Mangel an Einheit und Uebereinstimmung unter den Gliedern des nationalen Körpers konnte eine kompakte Organisation und politische Concentration, das Bedürfniß jedes großen Volkes, das eine weite Bahn zu durchlaufen hat, nur von dessen Haupt, der Krone, hervorgebracht werden, und die politische Freiheit mußte einem solchen Zustande, ehe dieses Ziel noch erreicht worden, immer fremder werden.

Der König von Navarra oder gewöhnlicher Karl der Böse genannt, der Graf d'Harcourt und einige normännische Große widersetzten sich der Erlegung der von den Ständen bewilligten Steuern. Dieser Widerstand und die Verzögerung, die dadurch in die Kriegsplane gebracht wurde, erregte Johann's Zorn im höchsten Maße. Er schrieb an den Dauphin, die Vornehmsten unter den Unzufriedenen in das Schloß von Rouen zu einem Feste zu laden, und begab sich, von einigen Reitern begleitet, in großer Eile nach dieser Stadt. Daselbst angekommen, ließ er den Grafen d'Harcourt und mehre seiner Freunde in seiner Gegenwart ermorden. Der König von Navarra, das Haupt dieser Opposition und der den Dauphin selbst zum Aufruhr gegen seinen Vater zu verleiten gesucht, ward ins Gefängniß geworfen.

Die Fortschritte der englischen Waffen im Westen und Süden, unter dem Befehle des schwarzen Prinzen, denn Eduard III. war durch einen Einfall der Schottländer zur Rückkehr nach England gezwungen worden, riefen den König von Frankreich in die Provinzen jenseits der Loire. Mit dem von den Ständen bewilligten Gelde hatte er ein großes Heer und eine zahlreiche Reiterei versammelt und griff die Engländer bei Poitiers an. Diese Schlacht (19. September 1356) war eine Wiederholung der bei Crecy. Auf Seite der Engländer dieselbe kleine Macht, aber dieselbe planmäßige Klugheit und Festigkeit in der Wahl und Behauptung ihrer Stellung, auf

Seite der Franzosen dieselbe Ueberlegenheit an Zahl und Abwesenheit aller Ordnung und Zucht. Johann's Heer ward gänzlich geschlagen und er selbst gefangen. Die Schlacht war nicht so blutig wie die bei Crecy, denn ein großer Theil des französischen Heeres nahm bald nach dem Anfange des Kampfes die Flucht. Diese Niederlage wurde durch die Unordnungen im Innern, die sie vermehrte, doppelt gefährlich. Die Krone schien einen Augenblick lang zu wanken und die Nation in eine Anarchie zu verfallen, aus der sie sich später nur mit großer Mühe hervorarbeitete.

Der Dauphin, der schon einige Zeit vor der Schlacht von Poitiers von seinem Vater zum Generallieutenant des Königreiches ernannt war und der, nach erlangter Volljährigkeit, während des Königs Gefangenschaft, den Titel eines Regenten annahm, berief, bald nach seiner Ankunft in Paris, daselbst die Stände Nordfrankreichs zusammen. Die Abgeordneten der Städte übten auf diesem Reichstage einen überwiegenden Einfluß aus. An ihrer Spitze stand Stephan Marcel, der Prevot von Paris, der, gleich nach der Kunde der verlornen Schlacht, die Hauptstadt zu befestigen befohlen, indem er einen Ueberfall fürchtete und sich den Ruf eines besonders thätigen und unerschrockenen Mannes erworben hatte. Die Vorsitzer der Geistlichkeit und des Adels waren Pequigny und der Bischof Le Coq. Beide schienen von der drangvollen Lage des Landes, eben so wie Stephan Marcel, überzeugt zu sein und die Ursache hiervon vorzüglich in den Mißbräuchen der königlichen Gewalt zu sehen. Sie erklärten wissen zu wollen „wo das viele Geld, das man im Volke erhoben, wo das Ergebniß so zahlloser Erpressungen aller Art geblieben, da das Land so schlecht vertheidigt sei." — Die Stände verlangten zuletzt die Freilassung des Königs von Navarra und die Zuziehung einer Deputation von sechsunddreißig Mitgliedern, zwölf aus jedem Stande, bei allen Regierungsmaßregeln. Der Dauphin wich dieser Forderung aus, indem er die Versammlung vertagte und die Abgeordneten bat, den Willen ihrer Wähler zu vernehmen, während er selbst die Entscheidung des Königs einholen würde. Die Stände des Südens, in Toulouse versammelt und den Gefahren des Krieges unmittelbar bloßgestellt, zeigten sich den Wünschen der Regierung geneigter und bewilligten sogleich Geld und Mannschaft, behielten sich aber gleichwohl die Verwaltung des erstern vor. Während dieser Zeit ging der Dauphin nach Metz, um Kaiser Karl IV., seinen Oheim, zu bewillkommnen, und die Königin begab sich nach Dijon, um ihre Tochter zu vermählen, so daß Paris, eine Zeit lang von der königlichen Familie verlassen, auf sich selbst gewiesen blieb.

Täglich langten die flüchtigen Einwohner der Umgegend, Landleute, Geistliche, Nonnen u. s. w. mit dem, was sie von ihren Habseligkeiten gerettet, in langen Zügen in der Hauptstadt an. Die nach der Schlacht von Poitiers gegen die Verpflichtung eines bedeutenden Lösegeldes entlassenen französischen Gefangenen aus dem Herrenstande übten, auf ihre Besitzungen zurückgekehrt, gegen das Landvolk die härtesten Bedrückungen aus, um die versprochenen Summen schnell zusammenzubringen. Entlassene Soldaten, mit denen ganz Frankreich überschwemmt war, plünderten und brandschatzten überall. Viele unter denen, die durch das Unglück der Zeiten heimathlos und besitzlos geworden, verbanden sich mit ihnen. Ein allgemeiner Schrecken lag über dem ganzen Lande und wurde besonders in der Hauptstadt und deren Umgebungen gefühlt. Unter solchen Umständen versammelten sich die Reichsstände im Anfange des Jahres 1357 von Neuem. Diesmal wurden ihre Beschwerden, Forderungen und Vorschläge in einen großen Akt, Ordonnance de Reforme genannt, vereinigt, die der Dauphin zu unterzeichnen genöthigt wurde und von der, obgleich sie als ein Ganzes nicht zur Ausführung kam, einzelne Bestimmungen auf den Gang der Verwaltung und Rechtspflege einen langen Einfluß ausgeübt haben. Ein Volk, dessen Repräsentanten sich mitten in der größten innern Zerrüttung nicht nur mit der Erhaltung, sondern selbst mit der Organisation des Staates zu beschäftigen Muth und Lust besaßen, konnte zwar eine Zeit lang gebeugt, aber nicht gelähmt werden und ließ eine unerschöpfliche Fülle kräftigen Lebens in ihm voraussetzen. Das Wesentliche in den Beschlüssen dieses Reichstages war: die Ernennung einer permanenten Kommission, in sechsunddreißig aus den Ständen genommenen Personen bestehend, ohne welche der Dauphin keinen Regierungsakt zu vollziehen befugt sein sollte. Dieser Kommission wurde das Recht ertheilt, Anleihen zu machen, Auflagen zu erheben, die königlichen Beamten zur Rechenschaft zu ziehen, die Provinzialstände zusammenzuberufen u. s. w. Kein Waffenstillstand sollte ohne ihre Zustimmung mit dem Feinde geschlossen werden. Es wurde ferner bestimmt, daß alle Geschenke, welche die Krone seit Philipp dem Schönen gemacht, zurückgenommen werden sollten, daß Niemand fortan mehr als Ein Amt bekleiden, daß diese nicht mehr dem Meistbietenden überlassen würden, daß die gesammte männliche Bevölkerung zu den Waffen greifen, daß es dem Adel während der Dauer des Krieges verboten sein solle, das Königreich zu verlassen, daß der Privatkrieg aufhören und die Stände das Recht haben sollten, die, welche diesem Verbot zuwiderhandeln würden, zu verfolgen

und zu bestrafen. Der König und seine Beamten sollten nicht mehr das Recht haben, von den Einwohnern ihre Bedürfnisse, Lebensmittel, Vorspann u. s. w. (droit de prise) unentgeltlich zu verlangen. Es sollte erlaubt sein, sich solchen Ansprüchen mit Gewalt widersetzen zu dürfen. Ein Theil dieser Ordonnanz betraf die Abstellung der im Parlament und der Rechtspflege eingeschlichenen Mißbräuche. Die Mitglieder dieses souverainen Gerichtshofes, schon früh geneigt, sich für eine über das Volk erhabene Macht anzusehen, wurden in Bezug auf ihre Gebühren, die Anwendung ihrer Zeit, ihre Prozeduren von dem Reichstage in eine genaue Aufsicht genommen.

Diese Reformen des Jahres 1357, ein kühner Versuch, in diese rohe Zeit einige Ordnung zu bringen, waren aus der Ueberzeugung von den Bedürfnissen des Augenblickes, der Schwäche der Regierung, an deren Spitze der Dauphin, ein neunzehnjähriger kränkelnder Jüngling, stand, dessen bedeutende Fähigkeiten damals noch nicht erkannt wurden, der Verdorbenheit des Hofes und eines großen Theiles der höhern Klassen hervorgegangen, konnten aber, obwohl sich in manchen Einzelnheiten erhaltend, im Ganzen zu keiner dauernden Anwendung gebracht werden. Sie standen mit den Grundsätzen, auf welche die französische Nationalität gestellt worden, mit dem Geiste ihrer bisherigen politischen Entwickelung in einem zu großen Widerspruche. Das französische Volk verdankte bis dahin sein politisches Dasein fast ausschließend der Monarchie, die durch eine folgerechte Anwendung dieser Reformen in eine aristokratische Republik verwandelt worden wäre. Das kapetingische Königthum hatte den Staat allmälig aufgebaut, er war auf diese Dynastie, wie auf einen Felsen errichtet worden und mußte, wenn er diesen verließ, bevor er eine andere Grundlage gefunden, was erst in neuester Zeit und auch da nicht ohne große Stürme und Opfer geschah, sich der Gefahr, in diesem Versuche unterzugehen, aussetzen. Es ist allerdings wahr, daß nicht alle Eigenschaften der französischen Nationalität, die Tapferkeit des Feudaladels, der sich selbst in den Kreuzzügen verherrlicht und sein Land so lange fast ausschließend vertheidigt hatte, die Unabhängigkeit der Städte, in denen die moderne Gesittung ihre ersten schwankenden Schritte versuchte, das, für die Zeit bedeutende intellektuelle Leben, das sich in den Universitäten regte, unmittelbare Leistungen des Königthums waren, dieses aber hatte, indem es alle diese Richtungen unter seine Leitung nahm, sich an ihre Spitze stellte, da, wo es dieselben nicht vereinigen konnte, dieselben wenigstens sich gegenseitig zu zerstören verhinderte, der Nation selbst einen Halt gegeben, ohne den sie auseinandergefallen

wäre. Es war alſo nicht wohl möglich, daß in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, während eines verheerenden Krieges, wo ein ſiegreicher Feind im Herzen des Landes ſtand, bei einem Zuſtande, in welchem es für Frankreich noch keine andere politiſche Einheit als die der Monarchie gab, der Staat auf eine ſeinem bisherigen Daſein fremde Grundlage geſtellt werden konnte. Dieſer Verſuch mußte demnach mißglücken. Dieſe Reform war weder von der Geiſtlichkeit noch dem Adel, obwohl einige ſeiner Glieder ſie begünſtigten, ja nicht einmal von den Abgeordneten der Städte, ſondern vorzugsweiſe von Paris ausgegangen, deſſen Bewohner durch die Anweſenheit des Hofes und der Regierung, mehr vielleicht noch durch die in ihren Mauern blühenden Wiſſenſchaften jener Zeit, dem übrigen Frankreich ſehr vorausgeeilt ſein mochten, deren Ueberlegenheit aber, beſonders da ſie mehr moraliſcher als politiſcher Natur war, noch nicht Zeit genug gehabt hatte, ſich in dem Lande eine durchgängige Anerkennung, wie ſpäter geſchehen, zu erringen. Die Reſidenz des Königs war damals noch nicht die Hauptſtadt der Nation, und dieſe Bewegung, von Paris ausgegangen, wo die vorhandenen Uebelſtände am Genaueſten gekannt und am Tiefſten gefühlt wurden, konnte nicht ganz Frankreich mit ſich fortreißen. Hätte die Beſchränkung der Krone, welche die Stände des Jahres 1357 ausſprachen, ſyſtematiſch und dauernd zur Ausführung gebracht werden können, ſo wäre die königliche Macht faſt aufgehoben worden, indem nicht blos die geſetzgebende, ſondern auch die ausführende Gewalt in die Hände der nationalen Repräſentation gefallen wäre. Die Städte, die Geiſtlichkeit, der Adel würden ſich abwechſelnd des Ruders bemächtigt haben. Sie hätten aber, eines allgemeinen und höhern Prinzips entbehrend, denn eine Nation, im politiſchen Sinne des Wortes, die ſelbſt ohne unmittelbar in das Staatsleben einzugreifen, deſſen natürlicher Schwerpunkt iſt und außer und über den Parteien in ihrem Innern ſteht, war bei der noch großentheils vorhandenen Unfreiheit des Landmannes, d. h. der Maſſe des Volkes, nicht vorhanden, ſich gegenſeitig bekämpft, vernichtet, wenn es möglich geweſen, in jedem Falle aber der Entwicklung und Beſtimmung der franzöſiſchen Nationalität geringere Dienſte als das Königthum geleiſtet. Dieſe Gründe, welche die Erhaltung und Erhebung der monarchiſchen Gewalt zu einem Bedürfniß jener Zeit machten, konnten damals allerdings nicht klar begriffen werden, wurden aber dennoch, wie jede Wahrheit, inſtinktmäßig gefühlt und ſetzten ſich einem ihrer Realiſirung feindlichen Treiben, wie von ſelbſt, entgegen. Was bei einer gänzlichen Schwächung der monarchiſchen Gewalt in jener

Epoche aus dem Staate geworden sein würde, kann aus dem anarchischen Streben der verschiedenen Parteien, die während der Gefangenschaft des Königs und der Jugend des Dauphin an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten traten, entnommen werden.

Stephan Marcel, der Prevot von Paris und Führer des Bürgerstandes, fühlte, daß es, um ein Land zu beherrschen, in welchem die Formen des Feudalwesens noch überall aufrecht standen, eines Kriegers und eines Mannes von hoher Geburt bedürfe, und daß dazu die Häupter einer städtischen Gemeinde, so viel Muth und Verstand sie auch besitzen möchten, nicht ausreichen konnten. Zu diesem Ende ward Karl der Böse aus dem Gefängniß, in das ihn Johann geworfen, befreit und nach Paris geführt. Man erkennt aus der Schilderung des Triumphes, der ihm hier bereitet wurde, dem Einflusse, den er bald erwarb, der allerdings vorübergehenden, aber im Augenblicke begeisterten Anhänglichkeit, die er erregte, der Leichtigkeit, mit der Stephan Marcel, der so viel für die Stadt gethan, dieser neuen Erscheinung zu gefallen, aufgeopfert wurde, man erkennt aus diesem Allen, behaupten wir ohne Uebertreibung, schon damals den Charakter des Pariser, wie er sich bis zu den neuesten Zeiten gezeigt und wie ihn die öffentliche Meinung der ganzen Welt für sich fixirt hat. — Karl der Böse verdiente den Zunamen, den ihm die Geschichte beigelegt hat. Er war ehrgeizig, treulos, grausam, aber diese Laster hinderten ihn nicht dem pariser Volke zu gefallen, denn er zeichnete sich durch eine lebendige und geistreiche Gesichtsbildung, durch Feinheit des Verstandes und vor Allem durch eine beredte und geläufige Zunge aus, ein Vorzug, der schon damals von den Parisern überaus geschätzt wurde und noch jetzt ihr Urtheil so leicht besticht und so oft irre leitet. Der König von Navarra wurde für eine Zeit lang das Idol der pariser Bevölkerung. — Diese Bewegung in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, während Johann's Gefangenschaft, die der Bourgignons und Armagnacs, der Ligue, der Fronde, der Revolution von 1789, deren Theater vornehmlich Paris war, haben, bei allem Unterschiede der Zeiten, der äußern Umstände, der Individuen und des Zieles, auf welches diese losgingen, eine innre charakteristische Aehnlichkeit unter einander, die aus einer unmittelbaren, in den Quellen geschöpften Kenntniß derselben dem Leser von selbst in die Augen springt. Das pariser Volk zeigt sich bei allen diesen Vorfällen im Wesentlichen ungefähr als dasselbe. Seine Eigenthümlichkeit tritt schon im vierzehnten Jahrhundert entschieden hervor. Es ist dies übrigens so wunderbar nicht, wie man beim ersten Augenblicke, an den Unter-

schied der Zeiten und die Lage der Dinge denkend, glauben mag. Jede nationale Individualität entwickelt sich, sobald sie nicht durch die Beimischung ihr durchaus fremder Elemente gebrochen wird, ihrer Anlage gemäß, folgerecht aus. Paris hat sich mehr wie irgend eine andere große Stadt aus sich selbst emporgearbeitet und trägt in dem ungeheuern Körper, zu dem es allmälig emporgewachsen, dasselbe Herz, dessen erste Schläge sich zur Zeit Abailard's in den unruhvollen Disputationen der Scholastiker und zur Zeit Stephan Marcel's in der demokratischen Bewegung seiner Bevölkerung zu erkennen gaben. Das innerste Wesen jedes Organismus und seine charakteristischen Aeußerungen bleiben von dem Augenblicke an, wo er zu einer gewissen Ausbildung gelangt, unter allen Umständen sich ähnlich. Die Zeit verwandelt nur seine Schale, aber nicht den in ihr verborgenen eigenthümlichen Kern des Lebens.

Ein sonderbares Schauspiel that sich in Paris nach der Rückkehr des Königs von Navarra auf. Die momentane politische Bedeutung der pariser Gemeinde führte auf einmal in die feudale und kirchliche Gesellschaft des vierzehnten Jahrhunderts Erinnerungen an die demokratischen Formen Griechenlands und Roms ein. Das Volk versammelte sich in dem Pré aux Clercs und Karl der Böse hielt eine Rede an dasselbe, die er lateinisch anfing und französisch beendigte, in welcher er sich gegen die ihm gemachten Anschuldigungen vertheidigte und ein Bild der Leiden seiner überstandenen Gefangenschaft entwarf. Man hörte ihm bis zum Abend mit großer Theilnahme zu, und nachdem er wie ein alter Tribun oder Consul gesprochen, empfing er, wie ein Bettelmönch, von seinen Zuhörern Beiträge an Geld, die er zur Vertheidigung des Landes gegen die Engländer anzuwenden versprach. Zu derselben Zeit sprach Stephan Marcel in ähnlichem Sinne, bei der Kirche St. Jacques, und der Dauphin, um sich zu vertheidigen, bei der großen Halle. Das Volk hörte diese und einige minder ausgezeichnete Personen abwechselnd an und ging bald zu dieser, bald zu jener Meinung über, je nach dem Talente des Redners. Der Dauphin gefiel ihm, seiner langen, hagern und blassen Gestalt wegen, am Wenigsten.

Sobald Karl der Böse, der nicht nur ein Verwandter des königlichen Hauses, sondern selbst ein mächtiger Fürst war, in Paris festen Fuß gefaßt hatte, so wurde Stephan Marcel von ihm in der Gunst des Volkes bald ausgestochen und, ungeachtet seines großen Rufes und kräftigen Charakters, ein Werkzeug des Königs von Navarra. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo das pariser Volk einen seines Gleichen einem Prinzen an die Seite gesetzt hätte, so-

bald letzterer seinen Leidenschaften schmeichelte und sich um seine Gunst bewarb. Der König von Navarra verlangte, um sich gegen die Engländer mit Nachdruck rüsten zu können, einen Theil des Königreiches selbst, nicht als Eigenthum, sondern nur als zeitigen Besitz. Diese Forderung umfaßte mehre der vornehmsten Provinzen. Der Dauphin widersetzte sich diesem Ansinnen, die Universität und die Bürgerschaft erklärte sich für Karl den Bösen. Der Dauphin, der um diese Zeit den Titel eines Regenten angenommen, besaß kein Geld zur Bezahlung seines Kriegsvolkes und konnte sich solches nur durch wiederholte Münzverfälschung verschaffen. Die permanente Kommission der Sechsunddreißig, großentheils, obwohl unter Stephan Marcel's Einfluß gewählt, aus Edeln und Geistlichen bestehend, schien die Gefahr endlich gewahr zu werden, der das Land durch den Einfluß des Königs von Navarra ausgesetzt wurde, und dem Regenten einen Theil seines verlorenen Ansehens wiedergeben zu wollen, aber die in der Hauptstadt einmal begonnene Bewegung sollte von Unordnung zu Unordnung bis zu einem großen Verbrechen fortgerissen werden und dann, wie dies gewöhnlich geschieht, in sich selbst erlahmen. Die täglich zunehmende Anarchie machte eine große Katastrophe unabwendbar. So trat z. B. ein Bürger, dem der Schatzmeister des Regenten Geld schuldig war, denselben mit der Bitte um Bezahlung an, wurde aber sogleich niedergemacht. Marcel, der ein gewaltsames Zusammenstoßen beider Parteien für unvermeidlich hielt, befahl den Bürgern blaurothe Mützen, als Erkennungszeichen, zu tragen. Er schlug die Anlegung dieser Farben auch den übrigen Städten vor, von denen jedoch nur wenige dem Beispiel von Paris folgten. Während dieser Zeit flüchteten immer mehr Landleute vor den Räubereien der Soldaten, die das Land durchzogen, nach der Hauptstadt. Die Lebensmittel wurden theuer und selten. Noth und Unordnung stiegen auf das Höchste. In diesem Augenblicke reizte der Regent seine Gegner durch eine neue Münzverfälschung.

Der König von Navarra, der, ungeachtet der Gunst des Volkes, dennoch die Partei und besonders die nächste Umgebung des Regenten, die aus den angesehensten Personen des Königreiches bestand, zu fürchten hatte und, so lange diese in Paris mächtig war, für sich keine Sicherheit sah, veranlaßte den Prevot zu einer unheilsvollen That, die der Gipfel dieser wilden Bewegung wurde, von dem sie rasch herabsank. Den Tag, nachdem die Verordnung über die Münzveränderung bekannt geworden, versammelte Marcel alle Gewerke unter den Waffen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Mit-

glied des Parlaments, wie diese ganze Körperschaft, als ein Gegner des Königs von Navarra bekannt, in der Straße niedergestoßen. Der Prevot begab sich, die Stimmung des Volkes benutzend, nach dem Palaste des Regenten. Er verlangte von ihm in heftigen Ausdrücken, daß er endlich der herrschenden Unordnung ein Ziel setzen und seine Söldner im Zaum halten solle, die das Land umher zur Wüste machten und Paris mit einer Hungersnoth bedrohten. Der Dauphin, von seinen beiden vornehmsten Rathgebern, den Marschällen der Champagne und Normandie umgeben, erwiederte, daß er hierzu sehr geneigt sei, aber der nöthigen Mittel entbehre und daß dies dem obliege, der die öffentliche Macht an sich gerissen. Nach einigen von der auf beiden Seiten obwaltenden gereizten Stimmung entflammten Gegenreden brach der Zorn des Prevot hervor und er rief dem Prinzen zu: „Erstaunt nicht über das, was Ihr sehen werdet, es ist nothwendig!" — In demselben Augenblicke wandte er sich zu den Leuten, die ihm folgten, und sagte: „Vollbringt, was Euch hergeführt hat!" — Die beiden Marschälle wurden auf der Stelle niedergemacht. Ihr Blut bespritzte die Kleider des Dauphin, der den Prevot ihn zu schützen bat. Marcel reichte dem Prinzen seine blaurothe Mütze, nahm die Kopfbedeckung desselben und trug sie den ganzen Tag über. Gegen Abend kehrte er nach dem Palast zurück, und da er den Regenten noch in großer Bestürzung fand, so sagte er zu ihm: „Was geschehen, geschah um ein größeres Unglück zu verhindern. Es war der Wille des Volkes."

Wenige Tage nach dieser That erschien Karl der Böse von Neuem in Paris. Marcel hatte ihm durch die Ermordung seiner beiden vornehmsten Gegner den Weg gebahnt. Er glaubte den König von Navarra für immer an die Sache, die er verfocht, gefesselt zu haben. Aber anstatt diese zu fördern, beschleunigte der Prevot durch seine Verbindung mit diesem Fürsten seinen eigenen Untergang. Die in der Stadt noch anwesenden Abgeordneten verließen dieselbe und mehre Mitglieder der permanenten ständischen Kommission legten ihre Stellen nieder. Das Parlament ersetzte sie durch pariser Bürger. Paris machte demnach den Anspruch und schien wirklich einen Augenblick lang in die Lage gesetzt zu sein, ganz Frankreich zu leiten. Hier aber ward der seit einiger Zeit steigende Einfluß der Hauptstadt plötzlich zum Stillstand gezwungen. Die Provinzen, die sich bisher über das, was in Paris gegen die königliche Gewalt geschehen, gleichgültig gezeigt, begannen jetzt sich gegen das Treiben der Hauptstadt und der sie beherrschenden Partei zu erklären. Die Pikardie, die vorher so lebhaft Partei für den König von Navarra

genommen, weigerte sich jetzt Geld nach Paris zu schicken. Die Stände der Champagne versammelten sich. Der Dauphin verließ Paris, ohne daß ihn Marcel daran zu hindern vermochte, und begab sich in die Mitte jener Versammlung. Er beklagte sich hier über den Mord seiner beiden Räthe. Die Stände von Vermandois traten ebenfalls auf seine Seite. Der Regent hierdurch über den in den Provinzen herrschenden Geist beruhigt, befahl die Stände, die für das Frühjahr nach Paris zusammenberufen waren, in Compiegne zu versammeln, um dadurch den Einfluß der Hauptstadt zu vermindern. Hierdurch wurde Paris isolirt und ein längerer Kampf zwischen zwei so ungleichen Gegnern unmöglich gemacht. Die Abgeordneten, die in Compiegne zusammenkamen, nahmen, um das Volk nicht von sich zu entfernen, den größten Theil der im vorigen Jahre unter Marcel's Einfluß, in der Ordonnance de Reforme, gemachten Veränderungen an. Der Prevot fiel, sobald es klar wurde, daß sein Werk auch ohne ihn bestehen könne, alsbald in der Meinung des Volkes. Er suchte die Universität, die es mit ihm gehalten, zu einer Unterhandlung mit dem Dauphin zu bewegen. Dieser verlangte, daß ihm die Rädelsführer der begangenen Unordnungen ausgeliefert werden sollten. Hierauf konnte Marcel, der an deren Spitze gestanden, natürlich nicht eingehen. Er beschloß den Krieg fortzusetzen, die Befestigung der Stadt zu vollenden und die Zahl der Söldner zu vermehren.

Während so die Partei des Dauphin, zu welcher der größte Theil des bei den Ständen anwesenden Adels gehörte, sich zu einem neuen Kampfe anschickte, wurde dieser ohnedies drangvolle Zustand durch den unter den Landleuten um sich greifenden Geist des Aufstandes gesteigert. Diese, durch die Bedrückungen ihrer Herren und die Räubereien des im Lande herumziehenden Kriegsvolkes auf das Aeußerste gebracht und von dem Schutze, den ihnen in besserer Zeit das Königthum und die Städte angedeihen lassen, entblößt, erhoben sich gegen ihre Dränger, griffen die umherschweifenden Soldaten an, brannten die Schlösser des Adels nieder, ermordeten die Männer, entehrten die Frauen und nahmen für die erlittenen Unbillen eine grausame Rache. Man nennt diesen Aufstand nach einem den französischen Bauern von Alters her gegebenen Spottnamen (Jacques bonhomme) „die Jacquerie." Aber wenn die Bürger in ihrem allerdings unmäßigen Anspruche, das Reich nach ihrem Willen leiten zu wollen, scheiterten, so führte der Widerstand der Landleute dieselben ebenfalls zu keiner Verbesserung ihres Looses, denn ihre Grausamkeit und Zerstörungslust bewaffnete alle übrigen Stände gegen sie.

Ihre Befreiung, die, besonders unter den letzten Königen der ältern Linie, für eine Nothwendigkeit und ein natürliches Recht erklärt worden, wurde unter den innern und äußern Kriegen des vierzehnten Jahrhunderts bedeutend aufgehalten und schritt erst nach deren Beendigung wieder vor. Die Kämpfe der Edeln gegen die Bauern, die besonders in der Nähe von Paris wütheten und die letzten Hülfsquellen des Landes verzehrten, machten die Versorgung der Hauptstadt, die noch keine großen Vorrathshäuser besaß, immer schwieriger. Daher die schwankende Politik Stephan Marcel's, der es bald mit dem aufrührerischen Landvolke, bald mit Karl dem Bösen, der, um nicht gänzlich mit dem Adel zu brechen, sich bei der Bekämpfung der Jacquerie an dessen Spitze gestellt, hielt. Nach der Besiegung des Aufstandes schloß er sich wiederum fest an den König von Navarra an, dessen Reiterei ihm zur Bedeckung des herbeizuschaffenden Getreides, da der Dauphin die Zufuhr auf der Seine sperrte, unentbehrlich war. Die Bürger, von immer größerer Noth gedrängt, drangen endlich in den König von Navarra, den Dauphin anzugreifen, um die Versorgung der Stadt zu erleichtern. Karl der Böse verließ Paris, hielt aber, anstatt seinen Gegner anzugreifen, mit demselben eine geheime Zusammenkunft, in der er sich mit ihm, unter dem Versprechen, ihm die Stadt zu überliefern, aussöhnte. Als dies bekannt wurde, entzogen die Pariser Karl dem Bösen den Oberbefehl über ihre bewaffnete Macht, den sie ihm bisher anvertraut hatten. Er setzte sich in St. Denis fest, wohin ihm der Prevot das nöthige Geld zur Bezahlung seiner Söldner schickte. Der Dauphin und seine Partei boten dem Könige von Navarra eine für die Zeit große Geldsumme, um ihn zu gewinnen, an, er aber entschied sich nicht durchaus, hielt beide Theile hin und empfing fortwährend das Geld der Hauptstadt, ohne für deren Vertheidigung etwas zu thun. Ein Theil seiner Söldner, Navarresen genannt, obgleich aus Leuten aller Nationen bestehend, war in Paris zurückgeblieben. Das Mißtrauen der Pariser gegen den König von Navarra machte die Stellung dieses Kriegsvolkes schwierig. Es entstanden zwischen ihm und den Einwohnern häufig blutige Streitigkeiten, bei deren Schlichtung sich der Prevot gegen die fremden Söldner, nach der Meinung seiner Landsleute, zu nachsichtig zeigte. Die Pariser, der langen Einschließung überdrüssig, ungeduldig über die immer hinausgeschobene Entscheidung ihres Zustandes, zwangen Marcel endlich zu einem Ausfalle, der für sie unglücklich ablief. Sie legten ihm die Schuld bei. Sein ohnedies schon wankendes Ansehen drohte völlig zu sinken. Von dem Dauphin, der ihm die Ermordung seiner beiden Räthe,

seinen Einfluß auf die der königlichen Gewalt feindlichen Beschlüsse der Stände des vorigen Jahres nicht verzeihen kann, für immer getrennt, von den Bürgern mit Mißtrauen betrachtet, sieht er am Ende keine andere Rettung als in dem engsten Bunde mit dem Könige von Navarra. Sowie er für diesen die beiden Marschälle der Champagne und der Normandie aus dem Wege geräumt, so beschloß er ihm jetzt die Stadt selbst in die Hände zu spielen. Den Parisern verdächtig und von seinen eigenen Anhängern verlassen, wurde er in dem Augenblicke, wo er Karl dem Bösen das Thor von St. Denis eröffnen wollte, von einem seiner frühern Freunde und Genossen, in der Nacht des ersten August 1358, mit einer Streitaxt niedergehauen. So endigte der erste Anstifter einer demokratischen Bewegung in Paris, der erste Tribun, den das französische Volk gehabt. Die Möglichkeit einer solchen Stellung, wie er sie sich gegeben, so kurz sie auch gedauert, die Bedeutung, die Paris eine Zeit lang unter ihm gehabt, beweisen, daß in den Sitten und Verhältnissen des französischen Lebens eine tiefe Veränderung vorgegangen sein mußte. Marcel war die erste bedeutende Gestalt in Frankreich, die weder dem Adel noch der Geistlichkeit angehörte. Sein Schicksal war das aller derer, die ihrer Zeit vorgreifen und über ihr Ziel hinausgehen. Seine Laufbahn war kurz, aber äußerst bewegt und thätig gewesen. Nach der Schlacht von Poitiers befestigt er die Hauptstadt, bewaffnet die Bürger und erzwingt dann von dem Thronerben die Annahme der Ordonnance de Reforme, welche, wenn auch an und für sich gut, eine mit der Intelligenz jener Epoche unvereinbare Ordnung der Dinge wollte. Durch den Widerstand, den er in der Verfolgung seiner Plane findet, gereizt, zieht er Karl den Bösen aus dem Gefängniß, um ihn dem Hofe entgegenzusetzen. Um ihn zu fesseln, tödtet er die Räthe und Freunde des Dauphin. Von den Ständen verlassen, sucht er die Leitung des ganzen Königreiches an die Gemeinde von Paris und demnach unter seinen Einfluß zu bringen, indem er die austretenden Mitglieder der permanenten Reichstagskommission mit pariser Bürgern ersetzt. Der hauptstädtischen Bevölkerung verdächtig geworden, wirft er sich in die Arme des Königs von Navarra, will ihm Paris überliefern und ihm den Weg zur Regierung, vielleicht zum Throne bahnen. Er hat endlich, in allen diesen Widersprüchen wie in einem Netz gefangen, seinen eigenen Untergang unvermeidlich gemacht und wird, wie oft in ähnlichen Lagen, von denen verfolgt, mit denen er früher am Engsten verbunden gewesen und für die er am meisten gethan hatte. Stephan Marcel war eine jener Erscheinungen, von

denen man nicht sowohl sagen kann, daß sie über ihrer Zeit stehen, denn solche beherrschen dieselbe, als vielmehr, daß sie dieser vorangehen. Diese Art Doppelwesen, der Gegenwart und Zukunft zugleich angehörend, nehmen fast immer, auf diese oder jene Art, ein tragisches Ende, und werden, je nach dem Geiste der Zeit, entweder verhöhnt und verfolgt oder geradezu vernichtet. Es sind dies meist Persönlichkeiten, die mehr Willen als Urtheil, mehr Thatkraft als umfassenden Geist besitzen. Sie sind selten durchaus unsittlicher Natur, obwohl sie in der Wahl ihrer Mittel, da sie über sich und Andere leicht zu täuschen sind, häufig so erscheinen. Eine solche war Arnold von Brescia in der Kirche des zwölften und Stephan Marcel im Staate des vierzehnten Jahrhunderts. Es war, Alles zu Allem genommen, ein übereilter, aber wirklich kühner Gedanke, mit allen herrschendrn Mächten jener Zeit, dem Königthume, dem Adel, der Geistlichkeit im Widerspruche, sich auf eine einzige Gemeinde stützen und von dieser aus ein großes Land leiten zu wollen, und der ihn faßte und einen Augenblick lang ausführte, konnte in der Geschichte nicht vergessen werden.

Der Regent kehrte nach dem Tode Marcel's in die Hauptstadt zurück und wurde von dem Volke, das schon damals so leicht von einem Aeußersten zum Andern überging, mit großem Beifall empfangen. Aber der Zustand von Paris und der Umgegend ward durch seine Rückkehr keineswegs verbessert. Ungeachtet des Waffenstillstandes mit den Engländern wurde das Land von ihren Banden fortwährend geplündert und verheert. Der König von Navarra, der, seitdem Marcel nicht mehr war, die Unmöglichkeit einsah, die Regierung an sich zu reißen, der als ein Verwandter des königlichen Hauses, wenn die Erbfolge in der männlichen Linie umgestoßen werden sollte, durch seine Mutter, eine Tochter Ludwig's X., nähere Ansprüche auf den Thron als Eduard III. besaß, wollte, konnte er die Krone selbst nicht gewinnen, lieber einen Verwandten und Landesgenossen, als einen Feind in deren Besitz sehen, und verglich sich mit dem Dauphin, ohne irgend einen andern Vortheil, als die Sicherung dessen, was er besaß, in Anspruch zu nehmen. Um dieselbe Zeit lief der Waffenstillstand mit den Engländern ab, und da die Bedingungen zu einem Frieden, die sie vorschlugen, das Königreich auf die Grenzen Ludwig's VI. zurückgeführt haben würden, so wurden dieselben von dem Parlamente und den Ständen verworfen. Das pariser Volk, dessen Macht durch den Tod Marcel's gebrochen, aber dessen Theilnahme an dem Schicksale des Landes nicht erloschen, und dessen Gesinnung bei einem Kriege, wo

der Feind im Innern des Landes stand, nothwendig von Bedeutung war, versammelte sich und rief, als Wilhelm de Dormans, der Generaladvokat des Parlaments, ihm die englischen Bedingungen vorgetragen, daß ein solcher Frieden nicht möglich und thunlich sei und daß die ganze Nation zur Fortsetzung des Krieges gegen England entschieden wäre. — Eduard III. machte einen letzten Versuch, sich Frankreichs zu bemächtigen, und zog mit einer starken Heeresmacht gegen Reims, um sich daselbst krönen zu lassen. Während die Engländer früher mit geringen Mitteln so Großes vollbracht, blieben jetzt, wo sie über weit größere Streitkräfte geboten, ihre Anstrengungen vergeblich. Die Städte, die auf dem Wege zur Krönungsstadt lagen, vertheidigten sich, das Landvolk bewaffnete sich überall, und der einzige Gewinn für die Engländer von diesem Zuge war eine bedeutende Geldsumme, die der Herzog von Burgund, um sein Land von der Plünderung und Verheerung loszukaufen, erlegte. Eduard III. rächte sich für den Widerstand, den er fand, indem er die Erblande des Königs von Frankreich auf das Schrecklichste verheerte. Jede Nacht sahen die Pariser von der Höhe ihrer Thürme und Mauern ein Feuermeer am Horizont aufsteigen, von dem Städte und Dörfer verschlungen wurden. Doch wagte der Feind nicht die Hauptstadt selbst anzugreifen. Die Beharrlichkeit der Engländer ermüdete endlich und Eduard begriff die Unmöglichkeit, sich zum Herrn dieses Landes zu machen. In allen Ständen, und besonders in den niedrigern, hatte der Kampf mit den Engländern ein lebhafteres Bewußtsein der französischen Nationalität, als früher herrschend gewesen, hervorgebracht. Die Großen in beiden Reichen wurden des langen Krieges, der schon seit vierzehn Jahren dauerte, müde, und im Jahre 1360 wurde endlich, nach mehrmals angeknüpften und wieder abgebrochenen Unterhandlungen, in Bretigny ein Frieden geschlossen, durch welchen den Engländern Guienne mit einigen nahe liegenden Landschaften, aber nicht mehr als ein von der französischen Krone abhängiges Lehn, sondern als ein unabhängiger Besitz abgetreten wurde. Die wichtigste Erwerbung für England war jedoch Calais und seine Umgegend, die Eduard schon im Anfange des Krieges erobert hatte, die aber jetzt förmlich als englisches Eigenthum anerkannt wurden. Hierdurch kam für lange Zeit der Schlüssel Frankreichs in die Hände der Könige von England. Das Lösegeld des Königs Johann war jedoch für den Augenblick das größte Opfer, das dem Volke aufgelegt wurde. Die abgetretenen Landestheile entsagten, wie einst unter Ludwig dem Heiligen, ungern ihrer Verbindung mit der

französischen Krone. Der nationale Unterschied beider Völker, in Charakter, Sitte und Verfassung, war schon zu groß geworden, als daß nicht eines eine ausgesprochene Ueberlegenheit des andern für eine Erniedrigung gehalten hätte. Eine Bemerkung ist jedoch zur Beurtheilung dieser und anderer Verträge und Abtretungen des Mittelalters nicht überflüssig. Obgleich z. B. in diesem Falle Johann seinem Feinde mehre reiche Provinzen überließ, so trat er eigentlich nichts von seinen Erbstaaten, sondern nur seiner Krone mittelbar angehörige Landestheile ab. Es ist wahr, daß die großen Vasallen seit Philipp dem Schönen gezwungen worden, die Herrschaft der Könige im Innern ihrer Gebiete mehr als früher anzuerkennen, daß die Idee einer monarchischen Einheit des Landes lebendiger als sonst gefühlt wurde, indessen war dieses in der Wirklichkeit immer noch in viele von der Krone in mehr als einer Beziehung getrennte Staaten getheilt, die nur unter kräftigen und wachsamen Königen in die Einheit der Monarchie einzugehen gezwungen wurden, aber, sobald sie einen Augenblick lang von diesem Zwange befreit waren, eine eigene Bahn einzuschlagen versuchten. Die Grafen von Cominges, Perigord, Chatillon, Foix, Armagnac u. s. w. wurden durch den Frieden von Bretigny von der französischen Krone getrennt und traten in die Lehnsabhängigkeit der Könige von England. In den innern Verhältnissen dieser Landschaften aber, der Gesetzgebung, den Sitten und Einrichtungen der Bevölkerung, ging durch diesen Wechsel des obersten Lehnsherrn keine weitere Veränderung vor. Man kann deshalb diese und ähnliche Abtretungen des Mittelalters nicht mit denen der neuern Zeit an politischer Wichtigkeit, an Minderung der Macht des verlierenden, an Vermehrung der des gewinnenden Volkes vergleichen. Keine neue Gesetzgebung, kein neues Steuersystem wurden den Besiegten auferlegt. Sie wechselten nur den obersten Schutzherrn, ihr übriger Zustand blieb im Wesentlichen derselbe, weshalb sie später, als nationale Interessen über das Lehnswesen den Sieg davontrugen, die zerrissenen Bande mit dem Mittelpunkte ihrer Nation so leicht wieder anknüpften. In neuern Zeiten, wo die größern Staaten sich einer kompaktern Einheit erfreuen, wo die einzelnen Theile eines Landes durch eine eigenthümliche Gesetzgebung organisch mit einander verbunden sind, wo der Sieger die Ueberwundenen gewöhnlich ganz mit sich zu verschmelzen sucht, sind solche Wechsel der obersten Herrschaft, zum großen Unterschiede vom Mittelalter, nicht nur von politischer, sondern in den meisten Fällen von nationaler Wichtigkeit.

Ungeachtet der Abtretung von Guienne und Calais und der ungeheuern Summen, die an England zu bezahlen versprochen worden, ward dieser Frieden dennoch in Paris mit ungetheilter Freude aufgenommen. Der König Johann kam nach vierjähriger Gefangenschaft zurück und wurde von den Einwohnern, obwohl sie seinem Mangel an politischer und kriegerischer Fähigkeit einen großen Theil des erlittenen Unglücks verdankten, mit Begeisterung empfangen. Johann, ein König im Geiste der Feudalwelt, nur mit erhöhten Ansprüchen auf die Unterwürfigkeit seiner Vasallen, gefiel dem Volke, das, wie er selbst, beweglich, unüberlegt, kriegerisch und verwegen, in seinem Könige sein eigenes Bild erkannte. Das größte Uebel, erst der folgenden Regierung wegzuräumen vergönnt, waren die zahlreichen, durch den Frieden außer Thätigkeit gesetzten Banden von Söldnern, die das Land so arg, wie früher der Feind, zu verheeren fortfuhren. Bei ihrer Bekämpfung that sich zum ersten Male ein Glied des Hauses Bourbon auf eine in die Geschichte seines Landes eingreifende Weise hervor. Jakob von Bourbon griff eine dieser gefährlichen Schaaren an, unterlag aber und wurde mit seinem Sohn und Neffen getödtet. Sowie einst Robert der Starke, der Ahnherr der kapetingischen Dynastie, im Kampfe gegen die Normänner, zur Vertheidigung seines Landes gefallen war und die Aufmerksamkeit der Welt auf sein Geschlecht gezogen, ebenso erwarb jetzt Jakob dem Hause Bourbon, dem jüngsten Zweige der Kapetinger, im Kriege gegen diese kriegerischen Räuber Ruhm. Diese Nebenlinie der regierenden Dynastie war bis dahin wenig aus ihrem Dunkel hervorgetreten. Wenn die Krone durch den Frieden von Bretigny keinen unbedeutenden Verlust erlitten, so gewann sie dagegen durch den Tod des letzten Herzogs von Burgund, der ohne Erben starb, dieses bedeutende Land, das einst König Robert an seinen jüngern Sohn als Lehen verliehen und das seit dreihundertsechsunddreißig Jahren von dem Königreiche getrennt gewesen. Anstatt dieses Land mit seinen Erbstaaten unmittelbar zu verbinden und deren Kraft zu vermehren, belehnte Johann seinen Sohn Philipp, der in der Schlacht von Poitiers an seiner Seite gefochten, mit demselben und ernannte ihn zugleich zum ersten Pair von Frankreich. Von diesem zweiten Hause Burgund sollte der Krone in der Folge größeres Unglück, als von ihren entschiedensten Feinden widerfahren. Da die Summen, die Johann für seine Befreiung aus der englischen Gefangenschaft zu bezahlen hatte, nicht auf einmal, sondern erst im Laufe mehrer Jahre entrichtet werden konnten, so hatte er seinen Sohn, den Herzog von Anjou, als

Geißel in England zurückgelassen. Als dieser aber heimlich nach Frankreich entwich, so hielt sich sein Vater für verpflichtet, in sein Gefängniß zurückzukehren. Nach der Meinung einiger Zeitgenossen war ihm der Anblick seines verheerten und geschwächten Reiches, zu dessen Erneuerung und Wiederherstellung er in sich keine Fähigkeit fühlte, lästig geworden, Andere geben ihm Schuld, durch die Liebe zu einer Engländerin in dieses Land zurückgeführt worden zu sein. Er starb dort plötzlich (1364), nachdem er sich noch in seiner letzten Zeit mit einem Plane zu einem neuen Kreuzzuge beschäftigt hatte, der bei einigen andern Fürsten Anklang gefunden und durch den er seine Macht und seinen Ruhm wieder herzustellen hoffte. — Der persönliche Charakter dieses Fürsten gehörte einer schon verschwundenen Zeit an und stand mit den Bedürfnissen und Forderungen der seinigen nicht mehr in Einklang. Er glänzte durch persönlichen Muth, durch Hang zu Gefahren und Abenteuern, entbehrte aber aller planvollen Klugheit und Umsicht, Eigenschaften, die einem Regenten jetzt noch nöthiger als früher geworden. Er scheint ein schwacher, aber edler Charakter gewesen zu sein, der, was so selten ist, seines Unglücks ungeachtet, von Freund und Feind mit Nachsicht, ja selbst mit Gunst, beurtheilt wurde.

Viertes Kapitel.

Die Regierung Karl's V., des ältesten Sohnes und Nachfolgers Johann's, von seiner Einsicht und Klugheit auch Karl der Weise genannt, war ein Halt- und Ruhepunkt für das unglückliche Land, das unter ihr sich von den erlittenen Drangsalen befreien und zur Ertragung der später bevorstehenden die nöthige Kraft sammeln sollte. Ohne diese Zwischenzeit der Erholung wäre Frankreich in der Katastrophe, welche die Schlacht von Azincourt hervorbrachte, vielleicht rettungslos verloren gewesen. Als Karl V. auf den Thron stieg, stand er in der vollen Blüte des Lebens, denn er war erst achtundzwanzig Jahre alt. Aber seine Gesundheit war, wie man behauptet, durch Gift, das ihm der König von Navarra

beigebracht, so geschwächt worden, daß er kaum eine Lanze halten und nicht ohne Mühe zu Pferde steigen konnte. Er war, mehr wie irgend ein anderer Fürst jener Zeit genöthigt, diesen Mangel an kriegerischer Tüchtigkeit durch eine unerschütterliche nie ermüdende geistige Thätigkeit zu ersetzen. Die drei großen Uebel, an denen das Land litt, und deren Abstellung sich der König zur Aufgabe seines Lebens gesetzt, waren: die ungeachtet des letzthin geschlossenen Friedens immer drohende Macht der Engländer; die wilde, verschlagene, über die Wahl der Mittel gleichgültige Selbstsucht Karl des Bösen und die zahlreichen und gefährlichen Soldtruppen, gewöhnlich „Compagnien" genannt. Der Verstand Karl's V. zeigte sich darin, wie er diese Hindernisse, eins nach dem andern, zu entfernen wußte. Mit den Engländern beobachtete er so lange, bis er sich gegen sie zu erklären hinlängliche Kraft gesammelt, die Bedingungen des Vertrages von Bretigny und fuhr die bestimmten Raten des für jene Zeit ungeheuern Lösegeldes Johann's (drei Millionen Goldthaler) ihnen regelmäßig auszuzahlen fort. Dem Könige von Navarra widerstand er anfangs mit den Waffen, um ihn zu einiger Mäßigung zu zwingen, gab ihm dann Geld, dessen er bei seinem wüsten Wandel und seinen abenteuerlichen Entwürfen immer benöthigt war, und ließ ihn eine Vergrößerung seiner Besitzungen hoffen. Den Söldnern wußte er außerhalb des Landes ein Feld der Thätigkeit zu eröffnen und dieselben dadurch für die Heimath unschädlich zu machen. Zur Ausführung seiner Plane bedurfte er aber eines starken und glücklichen Armes und fand einen solchen in der Person eines armen, aus einer bisher unbekannten Familie stammenden Ritters, Bertrand Dugueselin, in der Bretagne geboren. Dieser ist der erste französische Kriegsmann gewesen, der den Namen und Ruf eines Feldherrn verdient hat. So lange das Feudalwesen in voller Kraft bestanden und der König über keine andere Macht als die seiner Lehnsmänner gebot, konnte von keiner eigentlichen Kriegsführung und Kriegskunst die Rede sein. Die Feudalheere, nur für kurze Zeit und unter den Oberherrn sehr beschränkenden Bedingungen dienend, konnten an keine wahre Disciplin gewöhnt werden. Die zahlreichen Mannschaften, welche die Städte zur Verfügung der Könige stellten, litten zwar weniger an dem Mangel, ihre eigenen Interessen, ihre besondere Persönlichkeit um jeden Preis geltend machen zu wollen, sie waren in ihren Gemeinden an mehr Unterordnung und Gesetzlichkeit gewöhnt und hegten für ihren obersten Lehnsherrn und Beschützer eine größere Ehrfurcht als der Adel, aber sie konnten sich noch weniger als dieser auf längere

Zeit von ihrer Heimath und ihren gewohnten Beschäftigungen entfernen. Dies waren aber die beiden Elemente der Kriegsmacht jedes Feudalstaates: die Edeln mit ihren Waffenknechten und die bewaffnete Jugend der Städte. Die Art der Kriegsführung selbst blieb sich unter dem Einflusse des Lehnssystems mehre Jahrhunderte lang, mit sehr geringen Veränderungen, fast ganz gleich. Alle Schlachten lösten sich, wie groß oder gering die Zahl der Kämpfer sein mochte, in eine Menge von Zweikämpfen auf. Die ersten Zeichen einer Umgestaltung in diesen Verhältnissen wurden in den Zeiten Philipp August's und Richard's Löwenherz sichtbar. Zu ihren, für jene Epoche langen und umfassenden Kriegen konnte ihnen die Hülfe ihrer Lehnsleute, welche, sobald nicht persönliche Neigung oder eine allgemeine Bewegung sie fortriß, mehr widerstrebende als willfährige Instrumente ihrer Fürsten waren, nicht genügen. Von diesem Augenblicke an kamen die Soldtruppen in allgemeinern Gebrauch. Als das Lehnswesen sank und das Königthum unter Philipp dem Schönen sich so sehr erhob, wurden immer mehr Lohnsoldaten angeworben und dieselben ein immer wichtigerer Bestandtheil der bewaffneten Macht. Die Söldner bildeten den Uebergang von den Feudalheeren zu dem stehenden Kriegsvolke neuerer Zeiten. Erst mit ihnen wurde die Fassung allgemeiner Plane, deren Ausführung, kurz, ein wirklicher Fortschritt in der Kriegskunst möglich. Das Wesen des Söldners bestand nicht sowohl in dem Empfange einer bestimmten Belohnung, denn ohne diese giebt es überhaupt keinen Dienst. Die Vasallen des Mittelalters hatten diese ein für allemal in ihren Ländereien, die Städte in der Anerkennung ihrer Rechte und dem Schutze, dessen sie von den Königen genossen, erhalten. Sie alle, wie die volksthümlichen Heere der neuesten Zeiten, wurden bezahlt, ob auf diese oder jene Art. Das Charakteristische in dem Söldner war nicht der Lohn, für den er diente, sondern seine Heimathlosigkeit, das Freisein von allen natürlichen und angebornen Banden, die den Lohnsoldaten für die Zeit seines Dienstes zum blinden und willenlosen Werkzeuge seines Führers machten. So groß auch die Uebelstände sein mochten, welche aus dem Gebrauche solcher Krieger hervorgingen, so war ihre Anwendung, so lange es noch keine stehenden Heere geben konnte, dennoch ein Fortschritt, denn mit den feudalen und städtischen Mannschaften allein war ein regelmäßiger Vertheidigungs- oder Angriffskrieg, eine planvolle und verständige Führung des Kampfes unmöglich gewesen. Der Söldner, der, sein Vaterland und seine heimathlichen Verhältnisse gewöhnlich für immer verlassend oder von ihnen ausgestoßen, unter

die Fahne eines bewährten Führers trat, gab sich diesem, so lange er glücklich war, meist willenlos hin, folgte ihm blind und war, so lange der Krieg währte, dem Edeln oder Bürger an militairischer Disciplin im Ganzen bei Weitem überlegen. Die Schwierigkeit des Söldnerwesens begann, sobald der Frieden eingetreten war. Die bewaffnete Mannschaft des Adels und der Städte kehrte in solchem Falle zu ihren gewohnten Arbeiten zurück, während die Miethssoldaten, die keine solche kannten, die Einwohner zu bedrücken und das Land zu verwüsten fortfuhren. — Die erste Anwendung, die Karl V. von seinen Söldnern machte, war mit ihrer Hülfe Meister des Laufes der Seine zu werden, die von dem Könige von Navarra, der von Neuem zu den Waffen gegriffen und Mantes und Meulan in Besitz genommen, gesperrt war. Die Navarresen wurden von Duguesclin geschlagen. Von englischen und gaskogischen Abenteurern, wie sie selbst waren, verstärkt, suchten sie für ihre Niederlage Rache zu nehmen und den König zu verhindern, sich nach Reims zur Krönung zu begeben. Es kam bei Cocherel (16. Mai 1364) in der Umgegend von Evreux zu einer Schlacht, in welcher Duguesclin durch eine verstellte Flucht und kluge Benutzung des Terrains den Sieg davontrug und den Feind gänzlich schlug. Die Nachricht von diesem glücklichen Ereignisse kam den Tag vor der Krönung in Reims an und Karl, sonst so gemäßigt im Belohnen und Bestrafen, legte auf diesen Sieg seines Feldherrn einen so großen Werth, daß er ihm die Grafschaft Longueville, deren Besitz Duguesclin zu einem der ersten Vasallen der Krone machte, und die bisher dem Bruder des Königs von Navarra gehört hatte, verlieh. Der König von Frankreich erreichte hierdurch einen doppelten Zweck. Er verband sich durch diesen glänzenden Preis den fähigsten seiner Feldherrn für immer und bewies, wie sehr er, große Dienste zu belohnen, die Mittel und den Willen besitze. Zugleich ließ er, als oberster Lehnsherr Karl des Bösen, dessen vornehmsten Rath Saquenville und einige Franzosen, die demselben angehangen, hinrichten.

Der Krieg in der Bretagne zwischen dem Herzoge Johann, aus dem Hause Montfort, der es von jeher mit den Engländern gehalten, und Karl von Blois, einem Prinzen des französischen Königshauses, der durch die Nichte des verstorbenen Herzogs, die er geheirathet, Ansprüche auf das Land bekommen, hatte schon seit Jahren ohne Entscheidung gewährt und das Land von dieser Seite her war den Einfällen der Engländer bloßgestellt. Karl von Blois, ebenso tapfer als fromm und ohne persönlichen Ehrgeiz, war ge-

neigt, einen Theil seiner Ansprüche aufzugeben und sich mit der Hälfte des Herzogthums zu begnügen, aber seine Frau, die von einem ältern Bruder des regierenden Herzogs stammte und das Ganze verlangte, widersetzte sich diesem Vorhaben. Es kam von Neuem zum Kriege. Der Prinz von Wales oder der schwarze Prinz, der in Guienne als ein unbeschränkter Fürst waltete, schickte dem Herzoge von Bretagne Chandos, den ersten englischen Feldherrn, dem seine Landsleute die meisten ihrer Erfolge verdankten, zu Hülfe. Obgleich zwischen Eduard III. und Karl V. Frieden stattfand, und der Vertrag von Bretigny von beiden Königen beobachtet wurde, so setzten ihre Statthalter, Anhänger und Söldner, da wo es ihnen beliebte, den Krieg auf eigene Hand fort, ohne daß dies für eine Verletzung des Friedensstandes zwischen den beiden Kronen gegolten hätte. Dugueselin zog Karl von Blois zu Hülfe. Froissart, die lebendigste Quelle für die Geschichte jener Zeit, erzählt, daß, als Chandos die Schlachtordnung seines Gegners von einem Hügel aus übersah, er sich über die bei ihr bewiesene Einsicht nicht lobend genug äußern konnte. Chandos gewann, was bei einem nur aus Lehnsleuten zusammengesetzten Heere schwer gewesen wäre, die Schlacht (bei Auray) durch seine Reserve, die er für einen entscheidenden Schlag aufbewahrt hatte. Aber die Edeln wollten gewöhnlich nie zu dieser Reserve gehören, sondern wählten ihre Stelle in der Schlachtordnung meist selbst, und hielten nur die erste Reihe des Treffens für ehrenvoll. Das Haupt der französischen Partei in der Bretagne, Karl von Blois, fiel im Kampfe und Dugueselin, dem sein Pferd getödtet, wurde gefangen. Karl von Blois gehörte, seinem Charakter nach, noch ganz dem frühern Mittelalter an, und stellte eine in der Reihe der damaligen Großen schon sehr selten werdende Erscheinung dar. Er vereinigte in sich auf eine untrennbare Weise, wie einst Gottfried von Bouillon und Ludwig der Heilige, den Ritter und den Mönch, den Mann der Schlacht und der Kirche. Er hatte die Gewohnheit, jeden Morgen und Abend zu beichten und des Tages vier bis fünf Messen zu hören, und seine natürliche Unerschrockenheit wurde selbst in dieser kriegerischen und stürmischen Zeit, wo diese Eigenschaft so häufig und nothwendig war, bemerkt. Man fand, als man den Todten entkleidete, unter seiner Rüstung einen härenen Gürtel, der bis in sein Fleisch eingedrungen war. Dugueselin sah diesem seinem erlauchten Landsmanne keineswegs ähnlich und glich überhaupt nicht dem Bilde, das eine spätere Zeit, bei einer geringen Kunde jener Epoche, sich von ihm entworfen hat. Er war einmal, ebensowenig wie Bayard und

Turenne von einem edeln Aeußern begünstigt, und besaß nichts von dem idealen ritterlichen Geiste, der manche Helden früherer Jahrhunderte auszeichnete. Duguesclin war vor allen Dingen ein geschickter und erfahrner Führer von Lohnsoldaten, die er, indem er ihnen ihren Hang zu Ausschweifungen aller Art nachsah und von ihnen nichts als Tapferkeit und Gehorsam im Kampfe verlangte, an sich zu fesseln wußte und denen er die meisten seiner Erfolge verdankte. Er war dabei gutmüthig, freigebig, zugleich aber habsüchtig, ohne Erbarmen für die Leiden des Volkes und im Kampfe voller Listen und Kunstgriffe, die dem ritterlichen Sinne früherer Zeiten widerstrebt haben würden. Das Beste in ihm war, außer seinem bedeutenden kriegerischen Geschick, seine Treue für Karl V. und seine Liebe zu seinem Vaterlande, in denen er nie gewankt hat. Er war übrigens, seiner moralischen Physiognomie nach, schon ein ziemlich moderner Charakter. — Nach dem Tode Karl's von Blois kam endlich ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Montfort im Besitze der Bretagne bestätigt wurde und die Witwe seines gefallenen Gegners mit den Grafschaften Penthievre und Limoges, und einer jährlichen Leibrente entschädigt wurde. Karl V. bewährte auch bei diesem Vertrage den Ruf seiner Einsicht. Denn hätte er den Krieg im Interesse seines Hauses, zu dem die Kinder Karl's von Blois gehörten, fortgesetzt, so würden Montfort und seine Partei sich von Neuem in die Arme der Engländer geworfen, und diese sich vielleicht in der Bretagne, wie einst in der Normandie und wie noch in diesem Zeitraume in der Gaskogne, festgesetzt haben. Dem erbitterten Kriege, den die Franzosen und Engländer sich in der Bretagne unter dem Namen Montfort's und Karl's von Blois, und vermittelst ihrer Söldner geliefert, während die beiden Könige an ihm keinen Theil zu nehmen geschienen, folgte jetzt eine mehrjährige Ruhe, deren England ebenso sehr wie Frankreich bedurfte.

Aber die größte Last, unter der letzteres zu erliegen drohte, da sie, ohne die möglichen Vortheile des Krieges, alle Uebel desselben enthielt, waren die zahlreichen von den kriegführenden Parteien gebrauchten und dann verabschiedeten Soldtruppen oder Kompagnien. Aus den englischen Grenzprovinzen im Süden vertrieben, überschwemmten sie sehr bald das Innere Frankreichs, schalteten in demselben nach Belieben und machten jeden Versuch, die Wunden des Krieges zu heilen, schwer oder unmöglich. Man fand unter ihnen Leute aus fast allen Ländern, besonders aber viele Gaskogner, die damals mit den Bretagnern für die am meisten kriegerischen Be-

völkerungen Frankreichs galten, ein Ruhm, den die Provençalen nie besessen und die Normänner bereits verloren hatten. Das Volk, das sich seit der Schlacht von Crecy gewöhnt hatte, in den Engländern den natürlichen und zugleich grausamen Feind Frankreichs zu erkennen, hielt diese Söldner alle für Engländer und der Haß gegen sie steigerte sich sowohl durch ihre eigenen Unthaten als die Nation, zu der man sie zählte. Sie während des Friedens zu beschäftigen, war unmöglich, sie zu vertilgen, fast ebenso schwer. Endlich bot der Zustand Spaniens ein Mittel, sich dieser wilden Gäste zu entledigen. In Kastilien regierte damals Peter der Grausame, der seine Frau, eine Schwester der Königin von Frankreich, vergiften, seine meisten Verwandten umbringen ließ, der den Adel verfolgte, die Güter der Kirche in Beschlag nahm und seinen natürlichen Bruder Heinrich von Transtamare zur Flucht zwang. Dieser rief Karl V. um Hülfe an und hoffte, daß er das an der Schwester seiner Frau begangene Verbrechen rächen würde. Karl V. bestimmte die Söldner gegen den König von Kastilien und diese, die am Ende bei fortgesetztem Aufenthalte die Erbitterung der Einwohner zu fürchten hatten, widersetzten sich diesem Rufe nicht. Duguesclin, der den Kompagnien alle seine Erfolge verdankte, und dem diese sehr ergeben waren, genoß eines so großen kriegerischen Ruhmes, daß er, in der Schlacht von Auray in die Hände der Engländer gefallen, für eine große Summe ausgelöst wurde, zu deren Herbeischaffung sich der König von Frankreich, der Papst und Heinrich Transtamare verbanden. Duguesclin begab sich zuvörderst mit seinen Soldaten nach Avignon und zwang hier dem Papst unter dem Vorgeben, die Mauren in Spanien bekämpfen zu wollen, eine bedeutende Summe ab. Peter der Grausame, von seinen Unterthanen ebenso sehr wie von seiner Familie gehaßt, ward vertrieben und flüchtete nach Guienne, wo er von dem schwarzen Prinzen aufgenommen wurde. Dieser, der sich einst so früh durch große kriegerische Erfolge hervorgethan und sich in seiner kleinen Souverainetät von Guienne in der Enge fühlte, ergriff diese Gelegenheit, die ihm einen neuen Thatenruhm bot. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm nicht, dieses Land unmittelbar selbst anzugreifen. Er beschloß sich gegen Don Heinrich, der von Karl V. begünstigt wurde, zu erklären und Peter den Grausamen auf den Thron zurückzuführen. Don Heinrich zog ihm entgegen, ward aber bei Najara (1367) geschlagen und Duguesclin bei dieser Gelegenheit zum zweiten Male gefangen genommen. Der schwarze Prinz hatte diesen Sieg ebenfalls mit Lohnsoldaten, ohne die übrigens damals überhaupt kein

Krieg möglich war, erfochten. Der König von Kastilien konnte die Versprechungen, die er diesem wilden Kriegsvolke gemacht, nicht erfüllen. Dasselbe verbreitete sich von Neuem über Guienne, warf sich auf das Innere Frankreichs und verheerte das Land bis in die Umgegend von Paris.

Ungeachtet des Sieges über Don Heinrich und Duguesclin hatten sich die Angelegenheiten der Engländer nicht verbessert. Das Nationalgefühl ihrer Unterthanen in Gaskogne, die mit ihrer Herrschaft nie vollkommen zufrieden gewesen, war von der Härte und dem Stolze des Prinzen von Wales häufig verletzt worden. Die Gaskogner, die sich dem Unternehmen gegen Don Heinrich angeschlossen, waren in traurigem Aufzuge nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt und hatten keine ihrer Hoffnungen erfüllt gesehen. Mehre der einheimischen Großen waren gezwungen gewesen, ihr Gebiet dem Durchzuge der englischen Söldner zu eröffnen. In diesem Augenblicke legte der Prinz, der diese üble Stimmung gewahrte, anstatt die Unzufriedenen zu gewinnen, eine neue Steuer auf alles Grundeigenthum und erregte hierdurch allgemeinen Haß. Die Gaskogner richteten ihre Blicke auf den König von Frankreich, der seine Kriegsleute so wohl zu belohnen verstand, der sich seinen Gegnern, wenn sie sich ihm nähern wollten, so versöhnlich zeigte, der mehre der einheimischen Edeln reich und groß gemacht hatte. Sie schickten eine Deputation nach Paris, führten über den schwarzen Prinzen Klage und verlangten von Karl V., als ihrem Schutzherrn, Abstellung ihrer Beschwerden. Dieser, zum Kriege nicht vorbereitet, hielt sie eine Zeit lang mit Versprechungen und Geschenken in Paris fest, und sandte endlich (1369) einen Ritter und einen Rechtsgelehrten nach Bordeaux, die dem schwarzen Prinzen den Befehl des Königs, als seines Lehnsherrn, eröffneten, sich in der Hauptstadt vor dem Gerichtshofe der Pairs, gegen die von seinen Vasallen angebrachten Beschwerden zu vertheidigen. Der Prinz von Wales nahm die ihm zugekommene Weisung mit dem Stolze des Siegers auf, der seine Gegner so oft hatte vor sich fliehen sehen. Einmal hatte Johann im Frieden von Bretigny der Oberherrlichkeit über Aquitanien, der uralte Name, der von Neuem in der Benennung der englischen Besitzungen im Südwesten Frankreichs aufgelebt war, entsagt, und dann würden, wäre dies auch nicht der Fall gewesen, die Engländer damals eine Ueberlegenheit der französischen Krone auf keine Weise anerkannt haben. Nichts beweist mehr den Verfall des Feudalgeistes und den Beginn einer neuen Ordnung der Dinge, als die so veränderte Stellung der beiden ersten Erbfürsten der Christenheit,

in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Die einzige Ueberlegenheit der Könige von Frankreich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert über ihre englischen Nebenbuhler war das Verhältniß der Oberlehnsherrlichkeit gewesen, die erstere nicht über England, aber über dessen Besitzungen auf dem Festlande ausgeübt hatten. Da nun der König von England, obgleich als solcher dem Könige von Frankreich gleich, als Herzog der Normandie, Guienne, als Graf von Poitou u. s. w. sein Vasall war, so verlieh dies dem Könige von Frankreich, bei aller politischen Schwäche, über seinen Gegner eine formelle Ueberlegenheit, die durch den Geist des Lehnssystems zu einer moralischen erhoben wurde. Wir haben oben öfters darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die Könige von England ihren französischen Nebenbuhlern bis zu Philipp August überlegen waren. Dessen ungeachtet wuchs die Macht der letztern beständig, die zuletzt den größten Theil der englischen Continentalbesitzungen mit ihrem Reiche vereinigten. Der Grund hiervon lag vornehmlich in dem Einflusse, den die Grundsätze des Lehnsrechtes auf die Politik des frühern Mittelalters ausübten. Der feudale Oberherr konnte weniger mächtig als sein Vasall sein, das Recht gab dem erstern eine in dem Bewußtsein jener Zeit tief begründete Ueberlegenheit. Sobald ein König von England auf den Thron steigt, so beeilt er sich dem Könige von Frankreich für seine Lehne auf dem Festlande zu huldigen. Er thut dies allerdings nicht als Besitzer der englischen Krone, aber der Herzog der Normandie, der Graf von Anjou und der König von England sind dieselbe Person. Die anerkannte Abhängigkeit des einen wirft einen zweifelhaften Schein auf die Unabhängigkeit des andern. Als Philipp August den König Johann für den an Arthur verübten Mord vor das Gericht der Pairs laden läßt, verlangen die englischen Unterhändler ein freies Geleit für ihren Herrn. „Er kann sicher herkommen" — antwortete Philipp. „Aber wird er auch ohne Hinderniß zurückkehren können?" — fragten die Bischöfe, Johann's Gesandte. „Wenn es ihm das Urtheil seiner Pairs erlaubt" — erwiederte Philipp. — Die Gesandten fuhren fort: „Der König von England ist ein gesalbtes Haupt, Niemandem unterworfen. Der Herzog der Normandie ist allerdings euer Vasall, aber beide Stellungen sind in derselben Person vereinigt. Wie sie unterscheiden? Wenn der Herzog der Normandie verurtheilt wird, so ist es zugleich der König von England." — Hierauf antwortete Philipp August im Geiste des Lehnsrechtes: „Die Normandie hängt von meiner Krone ab. Man weiß sehr wohl, daß einer ihrer Herzöge einst England mit Gewalt

an sich gebracht. Wenn der Vasall sich ausdehnt und mächtig wird, soll sein Oberer sein Recht verlieren? Unmöglich!" — Die Ueberlegenheit des Oberherrn über den Mannen war im Feudalsystem nicht auf den Besitz einer größern Macht, sondern auf den eines höhern Rechts basirt, eine in ihrer Anwendung allerdings oft verkehrte Vorstellung, die aber gleichwohl ihrem innersten Wesen nach durchaus sittlicher Natur war. Auf dem religiösen Boden jener Zeit machte sich ein ähnliches Princip geltend. Die Idee von der höhern Berechtigung des Papstthums wirkte zuweilen selbst dann, wenn der geistliche Oberherr aus seinem Sitze vertrieben, flüchtig, nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen sollte, daß er gleichwohl Könige ein- und absetzte. So verschieden auch der Ursprung dieser beiden Fiktionen ist, so war ihnen dennoch der große Grundsatz gemein, daß das Recht über der Macht stehe, der im Mittelalter, im Einzelnen unaufhörlich verletzt, im Ganzen aber dennoch anerkannt wurde und der diese Epoche so tief vom Orient und dem Alterthume unterscheidet. — Die Könige von Frankreich verdankten lange, wie die römischen Bischöfe, ihre Erhaltung und die Vermehrung ihrer Gewalt, ehe letztere zu einer unumstößlichen Thatsache geworden, dieser Fiktion einer obersten Hoheit, die mit ihrer wirklichen Macht in keinem Verhältnisse stand. Indem sie aber die Herrschaft der feudalen Ideen im Innern ihres Reiches minderten, die Rechte ihrer Vasallen gering achteten und sich unumschränkt zu machen suchten, schwächten sie das Lehnssystem überhaupt und damit die Abhängigkeit, in der die Könige von England zu ihnen so lange gestanden hatten. Die meisten englischen Könige aus dem normännischen Stamme waren mächtiger als Eduard III. und fast immer in Streit mit den Königen von Frankreich verwickelt gewesen. Gleichwohl war es ihnen nicht eingefallen, ihren Gegnern einen Kampf auf Leben und Tod zu bereiten. Selbst Eduard hatte noch Philipp von Valois gehuldigt. Seine Ansprüche auf die französische Krone selbst, aus einem ihm von seiner Mutter übertragenen Rechte hergeleitet, bewiesen, so unbegründet sie auch sein mochten, wie sehr die Ideen des Lehnsrechtes im Ganzen und Großen noch galten, denn das Bewußtsein höherer Fähigkeiten und größerer Hülfsquellen schien dem Könige von England, dessen Staat und Volk in jenem Augenblicke dem seines Gegners überlegen war, zur Besitznehmung des Thrones nicht hinreichend zu sein. Die Könige von Frankreich hatten mehr als andre Fürsten die Fiktionen des Lehnssystems erschüttert. Sie trugen im vierzehnten Jahrhundert, nachdem sie diesen Zauber, der ihnen selbst einst so nützlich

gewesen, zerstört, die Schuld ihres Umsichgreifens. Da ihr Beginnen aber der Entwickelung der Gesittung, dem endlichen Ziele der Menschheit, gegen dessen absolutes Recht sich kein besonderes auf die Dauer geltend machen kann, förderlich war, so ging ihre Krone aus dem Kampfe gegen England, gegen dessen Gefahr sie eine gewissenhaftere Beobachtung der Rechte und Pflichten des Feudalwesens geschützt haben würde, am Ende siegreich und unter Karl VII. und Ludwig XI. mit vermehrter Macht hervor.

Karl V., der keineswegs ein Feudalfürst im Sinne des elften und zwölften Jahrhunderts war, wußte sehr wohl, daß das letzte der englischen Lehne, Aquitanien, im Vertrage von Bretigny ein freies Eigenthum Eduard's III. geworden, aber er hielt sich jetzt für mächtig genug, um seinem gealterten Gegner, der auf seinem früher errungenen Lorbeer eingeschlummert war, trotzen zu können. Zugleich zeigten die französischen Vasallen des englischen Königs eine entschiedene Neigung, ihr altes Verhältniß mit Frankreich wieder anzuknüpfen. Karl V. that, als wenn seine Ansprüche auf die Oberherrschaft über Guienne den König von England nicht berührten und den zwischen ihnen bestehenden Frieden nicht störten, wozu die Art unabhängiger Souverainetät, die der Prinz von Wales in jenem Lande ausübte, einen scheinbaren Grund lieferte. Karl V., der sich nicht an die Spitze seiner Heere stellte, wußte sich durch seine ruhige und umsichtige Thätigkeit allmälig ein entscheidendes Uebergewicht über seinen Gegner zu verschaffen. Er leitete überall in den englischen Continentalbesitzungen Verbindungen mit den Unzufriedenen ein und sandte endlich Duguesclin mit einem Heere gegen den durch Englands Hülfe wieder auf den Thron gesetzten König von Kastilien ab. Don Heinrich hatte dem Könige von Frankreich eine große Flotte zur Bekämpfung der Engländer versprochen. Peter der Grausame wurde geschlagen und von seinem eigenen Bruder ermordet. Kaum war Heinrich von Transtamare durch die Schlacht von Montiel (1369) wieder auf den Thron gesetzt worden, als Karl V. sich offen gegen England erklärte. Er kündigte Eduard III., der mit einem Male wie aus einem langen Schlummer zu erwachen schien, Krieg an, versammelte die Reichsstände, welche den Vertrag von Bretigny aufhoben, und ließ durch den Gerichtshof der Pairs, der seit Philipp August den Königen durch seine unbestimmte, von ihrem Willen abhängige Zusammensetzung und durch seine von ihnen geleiteten Urtheilssprüche, so große Dienste geleistet, die Beschlagnahme von Aquitanien aussprechen. Seit langer Zeit hatte Karl, durch seinen Einfluß auf den päpstlichen Hof in Avignon, die geist-

lichen Würden in den den Engländern unterworfenen Provinzen Südfrankreichs mit ihm ergebenen Personen besetzen lassen. Als der Krieg begann, erklärten sich die meisten Bischöfe und Aebte jener Landestheile für Karl, den sie als ihren natürlichen Herrn ansahen. Letzterer ging so weit, während des Lebens des Siegers von Crecy und Poitiers, den Plan eines Einfalles in England verbreiten zu lassen, mit dem es ihm wahrscheinlich nie Ernst gewesen ist. Die Engländer, die einmal das Volk gegen sich hatten und den König von Navarra, den alten Feind der französischen Krone, zu gewinnen vernachlässigten, verloren, ungeachtet zweier großen Heere, die sie nach Frankreich schickten und die das Land, ohne eine Gelegenheit zu einer Schlacht zu finden, durchzogen und verheerten, ihre sämmtlichen französischen Continentalbesitzungen bis auf Calais, Bayonne und Bordeaux. Eduard III. war von langer Ruhe und Hange zu sinnlicher Lust ermattet, sein tapferer Sohn, der schwarze Prinz, starb um diese Zeit (1376), und der Erbe der Krone, nachmals Richard II., war noch ein Kind. Die Macht Englands sank sichtbar, und von den Vortheilen, welche die Siege von Crecy und Poitiers erworben, sollte bald nichts, als die allerdings große Erinnerung übrig bleiben. Zu spät hatten die Engländer die Hülfe Karl des Bösen, des eingefleischten Feindes Karl's V., mit einigen Abtretungen erkaufen wollen. Dieser selbst sah seine Künste und Ränke allmälig ihre Kraft verlieren, seine Hoffnungen auf Vergrößerung getäuscht, seine angestammten Besitzungen gemindert, seinen Ruf und sein Glück zugleich vernichtet. Dieser Fürst, der seinem Charakter nach außer seiner Zeit steht und die allgemeine Physiognomie eines klugen, verschlagenen sich über alle sittlichen Rücksichten stellenden Individuums trägt, ging zuletzt an der planvollen Klugheit seines geduldigen und unermüdlichen Gegners zu Grunde. Der bedeutendste Sieg, den Karl V. in der letzten Zeit über Eduard III. davontrug, war die Vermählung seines jüngern Bruders mit der Erbin von Flandern. Der König von England hatte diese Fürstin, die ihrem Gemahl einen so bedeutenden Zuwachs von Macht verschaffen konnte, lange mit einem seiner Söhne zu verbinden gesucht. Karl wußte den Papst für sich zu gewinnen und unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft den Plan seines Feindes zu verhindern, obgleich bei seinem Bruder dasselbe Hinderniß stattfand.

Karl V. hatte gegen das Ende seiner Regierung seine Krone, die durch die Schlachten von Crecy und Poitiers, die Gefangenschaft Johann's, die Ränke Karl des Bösen, den offenen Widerstand der

pariser Gemeinde tief gesunken gewesen, so sehr erhoben, daß diese Wiederherstellung von seinen überraschten Zeitgenossen als eine Art Wunder betrachtet wurde. Der Papst, die Könige von Kastilien und Schottland sahen ihn als ihren Beschützer an. Er hatte Heinrich von Transtamare auf den Thron gesetzt, und indem er Eduard III. in Frankreich beschäftigte, ihn von seinen Planen auf Schottland abgezogen. Als Bruder des künftigen Grafen von Flandern hatte er seinen Einfluß auf den Norden, als Freund der in der Lombardei mächtigen Viskonti auf den Süden ausgedehnt. Die Könige von Aragonien und Ungarn bewarben sich um seine Freundschaft. Der Kaiser von Deutschland besuchte ihn in Paris und verlieh dem Dauphin den Titel eines Königs von Arles. Sogar der Sultan von Bagdad sandte an ihn, als an den ersten Fürsten des Abendlandes, eine Gesandtschaft. Er blendete die Fremden durch seine Bauten und die Anhäufung vieler weit hergeholter kostbarer Seltenheiten. Er begann den Bau der Bastille oder Citadelle von Paris und errichtete in ihrer Nähe einen prächtigen Palast, das Hotel St. Paul genannt, dessen Einrichtungen in jener Zeit, die sich nicht auf Bequemlichkeit, aber wohl auf Pracht verstand, allgemein bewundert wurden. — Sowie unter seinem Vater Johann einige vorzügliche lateinische Autoren, wie Cäsar, Sallust, Livius, Lukan, so wurde unter Karl V. die gesammte Bibel in die Landessprache übertragen. Der eigentliche Anfang einer nationalen Literatur in einer sich allmälig ausbildenden Prosa wird um diese Zeit von Froissart, der unter Johann und Karl lebte, gemacht. In diesem Schriftsteller erscheinen zum ersten Male alle Vorzüge und Mängel der spätern französischen Schriftwelt. Anmuth und Bewegung in der Form, die Fähigkeit, alle äußere Verhältnisse schnell zu begreifen und trefflich darzustellen, neben Mangel an Tiefe und schöpferischer Phantasie, und eine eigenthümliche sittliche Gleichgültigkeit, sowie überhaupt der vorherrschend prosaische Charakter dieser Nation, treten in Froissart schon in ihrer ganzen Stärke auf. Als Erzähler ist er unter seinen Landsleuten, wie es uns scheint, von Niemandem übertroffen worden und als ein durchaus originelles Talent überhaupt unvergleichlich. — Die Erneuerung der französischen Macht durch die Thätigkeit und den Verstand dieses Königs war jedoch in mancher Beziehung mehr scheinbar als wirklich. Die Wunden, welche jene langen und zerstörenden Kämpfe geschlagen, waren unter dieser Regierung mehr leicht vernarbt als wirklich geheilt worden. Das Land war von Abgaben erdrückt und Handel und Kunstfleiß, die sich im dreizehnten Jahrhundert, so weit es die

allgemeine Lage der Welt verstattete, zu erheben angefangen, waren in den furchtbaren Kriegen unter Philipp von Valois und Johann in ihrem ersten Emporblühen zerknickt worden. Das königliche Ansehn war durch Karl V. allerdings wiederhergestellt und ein Schein von Macht und Größe über Alles, was von ihm ausging, verbreitet, aber die Verarmung und Erschöpfung des Volkes mehr verhüllt als abgewendet worden. Die sittlichen Verhältnisse des Lebens hatten durch jenen erbitternden und verheerenden Krieg ebenfalls nicht wenig gelitten und die Kirche war durch das böse Beispiel des päpstlichen Hofes in Avignon in sich selbst und in der Meinung der Welt zugleich gesunken. Zwei beachtenswerthe Ereignisse, von denen das eine nur Frankreich, das andere ganz Europa berührte, fielen in das Ende dieser bedeutenden Regierung: der Aufstand in der Bretagne und das päpstliche Schisma.

Es herrschte in den französischen Provinzen, die der König nicht unmittelbar selbst regierte, theils durch das Unglück der Zeiten, theils durch die Bedürfnisse seines Schatzes und die Härte seiner Statthalter und Beamten herbeigeführt, eine allgemeine Unzufriedenheit, die in einigen derselben, wie in Languedoc, zu blutigen Aufständen führte, die aber durch die wachsame, aus Strenge und Nachsicht gemischte Autorität dieses Fürsten ohne bedeutenden Nachtheil wieder gestillt wurden. In der Bretagne jedoch, die noch unter besondern Fürsten stand, schlug die lange genährte Flamme der Unzufriedenheit zu einem offnen Kriege auf. Johann von Montfort, der Herzog dieses Landes, der nur durch Hülfe Englands auf den Thron gekommen, hatte das Bündniß mit Eduard III., ungeachtet des Sinkens der englischen Macht, nie aufgegeben und im Jahre 1378 den Engländern die Stadt und das Schloß von Brest zu öffnen versprochen, schon damals einer der ersten festen Plätze jener Gegend. Der König, diesem Hause überhaupt abgeneigt, sah Montfort's Verfahren als einen Treubruch an, lud den Herzog vor das Parlament, bewilligte ihm kein freies Geleit und ließ endlich von den Pairs die Vereinigung dieses Landes mit Frankreich aussprechen. Wenn die Bretagne den Montforts genommen werden konnte, so mußte sie vermöge eines Vertrages, den Karl V. vierzehn Jahre vorher selbst anerkannt hatte, an die Erben Karl's von Blois fallen. Die Bretagne, ihrem Fürsten nur wenig zugethan, hing mit Begeisterung an ihren besondern Gesetzen und Sitten, deren Erhaltung sie durch eine Vereinigung mit der französischen Krone gefährdet sah. Die französische Nationalität war damals, als allgemeine Macht, noch zu wenig entwickelt, um das Leben einer so kräftigen,

eigenthümlichen Provinz, wie dies hundert Jahre später geschah, in sich aufnehmen zu können. Die Stände der Bretagne widersetzten sich und riefen Englands Hülfe an. Zwei Prinzen des königlichen Hauses, die Karl gegen die Bretagner schickte, kehrten unverrichteter Sache zurück. Duguesclin selbst, obgleich er den Dienst des Königs der Liebe seiner Landsleute vorgezogen, ward Ersterm verdächtig und fiel einen Augenblick lang in Ungnade. Ein englisches Heer kam dem Herzoge Johann von Montfort zu Hülfe und drang in Frankreich ein. Karl V. beobachtete dieselbe Politik, die ihm schon früher gegen die Engländer so gute Dienste geleistet. Er ließ die Mauern der Städte bewachen, den Feind auf allen Seiten beobachten und stellte ihm kein Heer entgegen. Dieser Krieg wurde unter seiner Regierung nicht entschieden. Aber die kirchlichen Verhältnisse wurden gegen das Ende seines Lebens noch verwickelter und es begann jene lange Reihe von Widersprüchen, gegenseitiger Beschuldigungen, Streitigkeiten und Unordnungen, die das Papstthum und die Kirche in den Augen der Völker herabsetzten und mit gänzlicher Zerstörung bedrohten. Die lange Anwesenheit der Päpste in Avignon begann ihre Macht in Italien, ihrem Stammsitze, zu schwächen. Sie kehrten endlich nach Rom zurück. In Avignon wäre diese Institution auf die Länge zu Grunde gegangen. In der Person Urban's VI. war bei dem ersten wieder in Rom gehaltenen Conklave ein Italiener gewählt worden. Die maßlose Strenge, die er unter dem Vorwande, die Kirchenzucht zu verbessern, gegen die Kardinäle selbst in Anwendung brachte, veranlaßte einen Theil derselben seine Wahl für ungültig zu erklären, und Robert von Genf, den Sohn eines Grafen von Genf, bisher nur als ein ziemlich rauher Kriegsmann bekannt, der den Namen Clemens VII. annahm, ihm entgegenzustellen. Dieser Gegenpapst nahm einige Banden Söldner in seine Dienste und schlug seinen Sitz in Avignon auf, während Urban in Rom blieb. Karl V., der Politik seiner Vorfahren treu, suchte das Papstthum in Abhängigkeit von seiner Krone zu erhalten und erkannte Clemens VII. an. Der politische wie der kirchliche Sitz des Papstthums war aber nothwendig Rom, wo die Päpste von kleinen Staaten umgeben, in einem beständig durch Parteien zerrissenen Lande, den großen Mächten fern, freier athmen und bei vorkommenden Gefahren, durch die Nähe des Meeres, in der Flucht, wie mehrmals geschehen, eine augenblickliche Rettung finden konnten. Die Universität von Paris, „die älteste Tochter unserer Könige," wie die spätern französischen Geschichtschreiber so oft sagen, die seit Philipp dem Schönen mit dem Königthume im engsten Bunde ge-

ſtanden, war diesmal in ihrem Erkenntniß über die Rechte der beiden päpſtlichen Nebenbuhler getheilt. Deutſchland, England, Ungarn, Aragonien und Flandern erkannten Urban VI. an. Italien war ihm, als Sohn des Landes, ohnedies geneigt. Die populairſten Kleriker jener Zeit und die berühmteſten Rechtsgelehrten erklärten ſich für ihn. Seine moraliſche und politiſche Macht war unendlich größer als die ſeines Gegners. Karl V. hatte über einem augenblicklichen Vortheile für ſeine Krone, wie die Anweſenheit eines Papſtes in Avignon war, den Nachtheil überſehen, den ſeine Anerkennung Clemens' VII. für ihn hervorbringen konnte. Auf keinen Fall konnte Frankreich auf die Dauer ſich von der Ueberzeugung des übrigen Europa trennen, oder ſich derſelben mit Erfolg entgegenſetzen. Dieſes Schisma erneuerte einigermaßen das während der avignoniſchen Päpſte in den Hintergrund getretene Intereſſe an den höchſten kirchlichen Verhältniſſen, obgleich nicht zu deren Vortheil, denn die Löſung der geiſtlichen Frage erſchien dabei als von den politiſchen Verhältniſſen abhängig gemacht. Karl V. erlebte nicht die Schlichtung dieſes Zwieſpaltes. Er ſtarb im Jahre 1380, in der Blüte des Alters, im vierundvierzigſten Lebensjahre. Wenn man, ohne dieſen Umſtand zu kennen, oder ohne an ihn zu denken, ſich ein Bild dieſes Königs nach dem, was er gethan, entwirft, ſo wird ihn die Phantaſie eher mit den Zügen des Greiſes, als denen des Mannes bekleiden, der Verſtand aber den Zunamen des „Weiſen," den ihm ſeine Zeitgenoſſen beigelegt, gerecht finden. Karl gehörte, mit ſeinen Vorfahren verglichen, durchaus der neuern Zeit an. In ihm tritt zum erſten Male in Frankreich der Typus eines modernen Königs hervor. Er regiert von ſeinem Kabinet aus. Der Krieg iſt für ihn nur ein Mittel und das Geld ſpielt unter ihm eine große Rolle. Karl V. erſcheint als kalt, bedächtig und in ſeinem ganzen Walten weder von einem politiſchen noch religiöſen Glauben erfüllt. Er handelt immer den Umſtänden nach, weiß die Werkzeuge zu dem, was er thun will, ſeine Heerführer und Räthe, geſchickt zu wählen, tritt aber ſelbſt ſelten unmittelbar handelnd auf. Als Zeichen ſeiner Dankbarkeit hatte er ſeinem großen Feldherrn Dugueſclin ein Grab in den königlichen Grüften von St. Denis gegönnt und befahl an ſeiner Seite beerdigt zu werden. Sein älteſter Sohn folgte ihm auf dem Throne.

Fünftes Kapitel.

Die Regierung Karl's VI. ist, die ersten Jahre der französischen Revolution vielleicht ausgenommen, die dramatischte, zugleich aber die unglücklichste Epoche in den langen und reichen Annalen dieses Volkes. Die größte äußere Beweglichkeit des gesammten Lebens, verbunden mit seiner größten innern Entkräftung, ist in der Geschichte dieses Landes nie mehr so wieder erschienen. Frankreich hat in zwei weit von einander entfernten und unter sich ganz verschiedenen Zeiten, in den Kreuzzügen und unter dem Kaiserreich, eine große dramatische Rolle, aber außerhalb seiner natürlichen Grenzen gespielt. Es ist in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von innern, religiösen und politischen Kämpfen zerrissen worden, diese sind aber weniger unglücklich gewesen, denn seine innere Unabhängigkeit, das Dasein der Nation selbst, als politischen Körpers, ist dabei nicht in Gefahr gesetzt worden. Unter der Herrschaft Karl's VI. aber wurde das Land dermaßen von allen möglichen Uebeln, einheimischen Kriegen unter verschiedenen Faktionen, die um so verheerender wirkten, da Glieder des regierenden Hauses an ihrer Spitze standen, und zugleich von einem fremden Eroberer heimgesucht, so daß sich eine Epoche ähnlicher Calamitäten in der Geschichte keines andern Landes, Deutschland im dreißigjährigen Kriege abgerechnet, wiederfindet. Daß die Macht und Einheit dieses Volkes aus einer so gefährlichen Prüfung siegreich hervorgegangen, kann mit Recht als ein Beweis seiner unerschöpflichen Fülle an Kraft und Leben angesehen werden.

Die unter Karl dem Weisen nach so langer und tiefer Ohnmacht, zum Erstaunen der andern Länder, wiederhergestellte Macht der Krone war vorzüglich durch eine größere Ordnung in den Finanzen, eine geschicktere Vertheilung der Abgaben und eine größere Beaufsichtigung der Beamten bei deren Erhebung bewirkt worden. Obgleich der mehrjährige Frieden unter dem verstorbenen Könige es dem Volke möglich gemacht hatte, sich einigermaßen zu erholen, so war es dennoch von der Last der Steuern fast zu Boden gedrückt worden. Gegen das Ende der Regierung Karl's V. verbreitete sich das Gerücht, daß der König alle erst unter ihm eingeführten Auf-

lagen aufheben wolle. Da diese Hoffnung unerfüllt blieb, so erwartete man von seinem Nachfolger, daß er dieselbe durch eine wesentliche Erleichterung des Volkes verwirklichen werde. Hierzu war aber weniger Aussicht als je vorhanden. Karl VI. war bei seiner Thronbesteigung erst zwölf Jahre alt, und seine drei Oheime, die Herzöge von Anjou, Berry und Burgund stritten unter einander, wer von ihnen seinen Einfluß zum vorherrschenden machen, besonders aber, wer das meiste Geld aus dem Lande ziehen würde. Der Herzog von Anjou, der älteste von ihnen und der von Karl V., obgleich unter einigen Beschränkungen, zum Regenten ernannt worden, hatte sich von der Königin von Neapel, die von ihrem Neffen Karl von Durazzo bedroht wurde, an Sohnes Statt annehmen lassen. Zu diesem Zwecke hatte er sich von dem Papst in Avignon, denn ein anderer bestand in Rom, das Recht, den Zehnten in Frankreich und allen die Autorität Clemens' VII. anerkennenden Ländern zu erheben, und eine Menge anderer die Einkünfte der Kirche schmälernde Privilegien erwirkt. Außerdem wandte er seinen ganzen Einfluß auf die Regierung des Staates dahin an, um seine Hülfsquellen zu dem beschlossenen Feldzuge zu vermehren. Als er endlich seinem Ziele nahe gekommen zu sein schien und, mit großen Schätzen und den Verwünschungen des Volkes beladen, in Neapel landete, fand er seinen Gegner schon im Besitz des verheißenen Thrones und er selbst starb, ohne irgend etwas, das der Beachtung werth gewesen, ausgerichtet zu haben, zu Bari an einem Fieber. Einem andern Oheim, dem Herzoge von Berry, war die Verwaltung Languedocs anvertraut worden und er benutzte diese Stellung ausschließend zu seinem Vortheile. Der dritte, der Herzog von Burgund, war, einen lockern Lehnsnexus abgerechnet, ein selbstständiger Souverain, und durch die Aussicht auf die Erbschaft von Flandern, das seiner Frau zufallen mußte, sehr weit über die Stellung der frühern Herzöge von Burgund erhaben. Unter solchen Umständen konnte das Volk auf keine Verminderung seiner Lasten hoffen, die im Gegentheil durch die Hab- und Ehrsucht dieser Fürsten noch vermehrt wurde. Die Bevölkerung der Hauptstadt, in der die vorhandenen Uebelstände am meisten gefühlt wurden, griff zu dem, in allen Zeiten bestandenen, besonders aber im Mittelalter, das an so vielen Widersprüchen litt, in solchen Lagen üblichen Hülfsmittel. Sie empörte sich und zwang ihre Dränger, einen Theil der vorhandenen Mißbräuche abzustellen, die, sobald die Noth und Gefahr vorüber war, sogleich von Neuem und mit vermehrter Wuth, wie eine durch gewaltsame Mittel mehr zurückgedrängte als geheilte

Krankheit, hervorbrachen. Die Oheime des Königs versprachen Abstellung aller seit Philipp von Valois, ja seit Philipp dem Schönen eingeführten Steuern und gaben dem Volke die Juden, die unter Johann's und Karl's V. Regierung sehr begünstigt worden, die Steuereinnehmer und andere Finanzbeamte preis. Es rächte an diesen sein Elend, vergaß die eigentliche Ursache desselben und fiel, bei seiner Unwissenheit und Sorglosigkeit, wieder in dieselben Schlingen, von denen es sich befreit zu haben glaubte. Dies ist die in der Darstellung einförmige und für die Betrachtung unfruchtbare Geschichte der meisten innern Unruhen des Mittelalters. Einen Augenblick lang waren die drückendsten dieser Auflagen wirklich abgeschafft, sehr bald aber ihre Erhebung, theils durch List, theils durch Gewalt erneuert worden. Nur mit Mühe gelang es den Oheimen des Königs, die aufwallende Leidenschaft der hauptstädtischen Bevölkerung durch Vermittelung und Beistand der Universität und des unter den Bürgern sehr angesehenen und beliebten Generaladvokaten des Parlaments, Desmaret, zu dämpfen.

Die sinkende Macht der Kirche und des Adels und die erst im Werden begriffene Form des unumschränkten Königthums hatten in den meisten Ländern die bisher bestandene bürgerliche Ordnung erschüttert und dem nie ganz schlummernden Geiste der Unzufriedenheit und des Aufruhrs in den unterdrückten Klassen der Gesellschaft Gelegenheit zum Ausbruch gegeben. Das Papstthum erpreßte, nach wie vor, und jetzt vielleicht noch mehr wie früher, was Bischöfe und Aebte zum Besten ihrer Kirchen erübrigten, was die Freigebigkeit der Edeln und Bürger ihrem täglichen Bedürfnisse entzogen und zu frommen Zwecken bestimmt hatte, und theilte dies, wie zahlreiche Beispiele und ganz neuerdings das Verhältniß Clemens' VII. zu dem Herzoge von Anjou beweisen, mit der weltlichen Macht, ohne deren Unterstützung es sich nicht mehr erhalten zu können glaubte. Aber der Zwiespalt der päpstlichen Autorität selbst, dem Princip derselben gefährlicher als ihr ungetheilter Besitz in den unwürdigsten Händen, der verringerte Einfluß, weniger der religiösen Ideen, als der kirchlichen Macht, brachten in den obersten Verhältnissen des Lebens ein unruhiges Schwanken und in den niedern Kreisen eine Neigung zum Widerstande gegen jede öffentliche Gewalt überhaupt hervor, die in frühern Zeiten viel seltener gewesen war. Die Bauern in Languedoc erhoben sich und ermordeten alle Edeln und Priester, die in ihre Hände fielen. Die Bürger von Florenz hatten um diese Zeit einen Wollarbeiter an ihre Spitze gestellt, ein Dachdecker bedrohte in England einen Augenblick lang die

Nachkommen der normännischen Eroberer und in der Schweiz wehrten sich Hirten und Ackerleute mit Erfolg gegen das Joch der deutschen Feudalaristokratie. Alle diese Bewegungen blieben auf den innern Zustand Frankreichs ohne Einfluß, aber die Unzufriedenheit und innere Uneinigkeit in Flandern ward die Veranlassung zu der ersten bedeutenden Begebenheit, die sich unter dieser Regierung zutrug. Der Graf von Flandern, Schwiegervater des Herzogs von Burgund und im französischen Interesse, hatte, sich auf diese Macht stützend, eine Menge von Erpressungen und Gewaltthätigkeiten begangen und den Geist des Widerstandes im Volke erregt, zugleich aber durch die unkluge Begünstigung einer seiner reichsten und mächtigsten Städte, Brügge, zum Nachtheil einer noch bedeutendern, wie Gent, die gegenseitige Eifersucht der großen Gemeinden erregt und dadurch die Elemente eines hier so leicht erwachenden Kampfes gegen die Herrschaft des Souverains vermehrt. Er selbst entging, als die Genter die Brügger geschlagen und ihre Stadt eingenommen, nur mit Mühe dem Tode, indem er sich in dem Bette einer alten Frau verbarg. Diese Bewegung in den Niederlanden, durch die innere Uneinigkeit und gegenseitige Eifersucht der Städte in ihrem Entstehen geschwächt, schien den Großen gleichwohl gefährlich und erregte besonders die Aufmerksamkeit des französischen Adels, der darin, wie in so vielen andern Zeichen, einen Angriff auf das Dasein des Herrenstandes selbst sah. „Man fürchtete, daß der gesammte Adel untergehen könnte," sagt Froissart, von dieser Zeit sprechend. — Der Herzog von Burgund fand keine Mühe, den jungen König für seine Plane und zu Gunsten seines Schwiegervaters zu gewinnen und der Krieg gegen die unruhigen Flamänder, mit abwechselndem Erfolge seit fast zweihundert Jahren unaufhörlich erneuert, ward abermals beschlossen. Karl VI., von Schmeichlern umgeben, einer väterlichen Aufsicht entbehrend, von lebhaftem Geiste und schwachem Urtheil, glaubte seinen Namen zu verherrlichen, wenn er an diesem Feldzuge persönlich Theil nähme. Eine Menge von Abenteurern aus allen Gegenden Nordfrankreichs vereinigten sich mit den Schaaren des Königs und des Herzogs von Burgund, und die Flamänder, ebenso ungeschickt als unerschrocken, erlitten bei Roosebecke, nicht weit von Courtray, wo sie einst einen so glänzenden Sieg über die Franzosen erfochten, eine gänzliche Niederlage (1382). Die Franzosen wünschten ihre Vortheile zu verfolgen und Gent einzunehmen, aber die Stadt war zu wohl befestigt und der Winter nahte heran. Die Oheime des jungen Königs riethen ihm, den Glanz und Schrecken dieses Sieges zu benutzen und die Pariser

für ihren, seit dem Anfange seiner Regierung bewiesenen Geist der Unruhe und Meuterei zu züchtigen. Die Prinzen, die schon zur andern Natur gewordene Ehrfurcht der Bürger vor dem Namen selbst ohnmächtiger und unwürdiger Könige mißbrauchend, unterwarfen die Einwohner, Schuldige und Unschuldige, ohne Unterschied, dem härtesten Drucke. Die bisherige Gemeindeverfassung, ohnedies durch die Anwesenheit der Könige in enge Grenzen eingeschlossen, wurde gänzlich abgeschafft, der wildeste Theil des nach dem flamändischen Kriege zurückgekehrten Kriegsvolkes in die Häuser der Bürger gelegt, die Thore der Stadt, die Symbole ihrer Gemeinde, wodurch die Einwohner sich von dem leibeigenen Landvolke umher unterschieden, niedergerissen und der von Karl V. angefangene Bau der Bastille fortgesetzt, sowie die Befestigung des Louvre vermehrt. Paris, auf diese Art von zwei Citadellen eingeschlossen, der Waffen beraubt, und von einem habsüchtigen und übermüthigen Lehnsadel und seinen Söldnern gemißhandelt, schien den Rang, den es seit Philipp August eingenommen, auf einmal verlieren zu sollen. Gleichwohl blieb es, wie der Verfolg der Regierung Karl's VI. beweisen wird, wenn auch unter drückenden Verhältnissen, immer an der Spitze des Landes. Unter den nach der Schlacht von Roosebecke in der Hauptstadt begangenen Verfolgungen und Ungerechtigkeiten verdient besonders die Hinrichtung Desmaret's, des schon oben erwähnten Generaladvokaten des Parlaments, bemerkt zu werden, der, den aufrührischen Geist des pariser Volkes in Zaum haltend, sich gleichwohl gegen den Mißbrauch, den die Prinzen und ihre Günstlinge von ihrer Gewalt machten, erklärt hatte. Er zeichnete sich, sowie früher durch Mäßigung in seinen Grundsätzen und Anhänglichkeit an die Krone, so jetzt durch die unerschrockene Haltung aus, mit der er sich seinem Schicksal unterwarf.

Die französische Krone, selbst unter unglücklichen Regierungen ihr Gebiet erweiternd, war doch selbst unter Johann die Champagne dem Reiche einverleibt worden, war durch die kluge Verwaltung Karl's V. auch im Auslande wieder zu Ruf und Ansehn gekommen und schien während der Minderjährigkeit Karl's VI. Italien, Deutschland und England gegenüber zu Angriff und Eroberung stark genug zu sein. Der Sieg von Roosebecke hatte wiederum den Stolz und das Selbstgefühl des französischen Adels erhöht. Zugleich war durch die im Jahre 1385 stattgefundene Vermählung Karl's VI. mit Isabeau von Baiern, eine unter der Herrschaft jedes jungen Königs wichtige Frage, wie es damals schien, zum Vortheil und zur Sicherheit der Krone entschieden worden. Auf Veranlassung des Herzogs

von Burgund, der jetzt durch den Tod seines Schwiegervaters in den Besitz von Flandern gekommen und auf England ein lüsternes Auge geworfen, wurde ein Angriff auf letzteres beschlossen und zu diesem Zwecke die kolossalsten Zurüstungen getroffen, deren Vergegenwärtigung noch heute Erstaunen erregen kann. So waren unter Anderm funfzigtausend Pferde zu diesem Unternehmen bestimmt worden. Die Ausführung dieses Plans wäre vor allen Dingen dem Herzoge von Burgund, der jetzt Herr der großen flandrischen Fabrikstädte war und, nach der Besiegung der Engländer, deren gesammten Handel hätte in seine Staaten ziehen können, vortheilhaft gewesen. Deshalb aber wurde er von der rein französischen Partei am Hofe schwach unterstützt. Man könnte sich über die Kühnheit eines Angriffplanes auf England wundern, wenn man an die Schlachten von Crecy und Poitiers denkt. Aber jene Zeit lag schon fern und England war in den letzten Jahren Eduard's III. und unter Richard II. ebenso rasch gesunken, als Frankreich unter Karl dem Weisen gestiegen. Außerdem lag, der Macht und Tapferkeit der Engländer ungeachtet, eine Unterjochung ihres Landes den Vorstellungen des Mittelalters nicht so fern, als man jetzt glauben sollte. England war von den Normännern erobert und später von dem Sohne Philipp August's, Ludwig VIII., nicht ohne Aussicht auf Erfolg angegriffen und der französische Prinz sogar in London gekrönt worden. Der herrschende Stand in England war französischer Herkunft und galt gewissermaßen für einen Cadet desselben Hauses, und der französische Adel konnte sich, so lange die englische Nationalität nicht vollkommen ausgebildet war, der Hoffnung nicht entwöhnen, sich diesen seinen Nachgebornen ebenso zu unterwerfen, wie er sich der ursprünglichen Einwohner bemächtigt hatte. Beide Nationen sannen bis zum sechszehnten Jahrhundert wechselseitig auf ihren Untergang, bis sie in neuern Zeiten angefangen haben, den Krieg nicht mehr auf das Gebiet der einen oder der andern zu tragen, sondern ihre Streitigkeiten in benachbarten Ländern und auf dem Meere auszufechten. Jedoch erneuerte Ludwig XIV. nach der Vertreibung der Stuarts mehrmals den Plan eines Einfalles in England, ebenso Napoleon. Sollte Frankreich jemals in sich selbst einig werden und zu den Continentalmächten in ein glückliches Einverständniß treten, so könnte ein großer Fürst auf dem französischen Throne den Engländern immer wieder gefährlich werden, allerdings nicht um, wie Wilhelm I., England zu erobern, aber um es zu schrecken und zu verwüsten. England ist, wie die römische Republik, nur auf seinem eigenen Boden verwundbar, und sollte Frankreich

jemals einen andern Hannibal besitzen, so würde ein solcher den Kampf der Entscheidung auf jenes Inselland hinüberzuspielen suchen. — — Karl VI. setzte sich langsam zu dem beschlossenen Feldzuge in Bewegung, kam jedoch noch im September in Arras an, aber der Herzog von Berry, auf die Macht seines Bruders Burgund eifersüchtig, erreichte den Sammlungsplatz erst zu einer Zeit, als der Winter die Ausführung dieses Planes unmöglich gemacht hatte. Die Engländer, durch diese Gefahr aus ihrer vermeintlichen Sicherheit aufgeschreckt, suchten, wie sie später so oft gethan, die französische Macht auf dem Festlande zu beschäftigen und veranlaßten einen kleinen, aber unternehmenden Fürsten, den Herzog von Geldern, die französische Grenze zu beunruhigen. Um dieser unbedeutenden Veranlassung willen warb man in Frankreich, als wolle man sich für die vereitelte Unternehmung gegen England entschädigen und seine Macht zur Schau stellen, ein großes Heer an. Funfzehntausend Reisige und achtzigtausend Mann Fußvolk wurden gegen einen Fürsten bestimmt, zu dessen Bezwingung ein Dritttheil dieser Macht hingereicht hätte. Dieser prahlhafte Feldzug war eine Befriedigung der Eitelkeit, kostete aber, wie die Vorbereitungen zu einem Angriff auf England, unermeßliche Summen. Die wieder erwachenden Kräfte des Staates und mehr vielleicht noch der Ehrgeiz seiner Machthaber, hatten außerdem zu mehren Planen und Unternehmungen Gelegenheit gegeben, die mit den spätern Drangsalen dieser Regierung und dem tiefen Verfalle des Staates einen sonderbaren Gegensatz bilden. Auf Veranlassung der Genueser griffen die Franzosen unter dem Herzoge von Bourbon die nordafrikanische Küste an, scheiterten aber in ihrem Unternehmen. Ebenso ging es dem Grafen von Armagnac, der mit einem Heere Söldner über die Alpen zog, um die Viskonti anzugreifen, aber geschlagen und selbst gefangen wurde. Karl VI. selbst sann, behauptet man, auf einen Einfall in Italien, in der Absicht seinen Vetter, den Herzog von Anjou, den Sohn seines verstorbenen Oheims, auf den Thron von Neapel zu setzen und das Schisma in der Kirche durch die Einnahme Roms zu beendigen. Aber seine wohlmeinendsten Räthe, der Connetable Clisson, La Riviere, der Bischof von Leon und Montaigu, sämmtlich aus der Schule seines Vaters, zeigten sich, den wahren Zustand des Landes und seine mehr scheinbare als wirkliche Kraft erwägend, jedem weit aussehenden Entwurfe dieser Art entgegen und suchten dem jungen Könige friedliche Gesinnungen einzuflößen. Sie suchten den Einfluß seiner beiden ehrgeizigen Oheime, der Herzöge von Berry und Burgund auf ihn abzuhalten

und zogen sich dadurch deren Feindschaft zu. Karl VI., unruhigen und unternehmenden, aber schwachen und beschränkten Sinnes, der durchaus einer äußern Aufregung bedurfte, warf sich, in Ermangelung einer kriegerischen Thätigkeit, mit einer Art wilder, vom Geiste und den Sitten jener Zeit begünstigten Leidenschaft, auf Vergnügungen aller Art, unter denen besonders nächtliche Feste und maskirte Bälle obenan standen. Die Ehrfurcht vor der Kirche, die Idee ihrer Unverletzbarkeit und der Unterwerfung unter die Geistlichkeit hatten so sehr abgenommen, daß der König die alte und heilige Abtei von St. Denis zum Schauplatz einer dieser Festlichkeiten wählte, wo kirchliches Gepränge und weltliche Lust auf eine bizarre und phantastische Art miteinander verbunden wurden. Bald darauf vermählte er seinen jüngern Bruder, den Herzog von Orleans, an Valentina Viskonti, die Tochter des mächtigen Herzogs von Mailand. Als später in der Person Ludwig's XII. ein Nachkomme dieses Herzogs von Orleans auf den französischen Thron stieg, gründeten sich seine Ansprüche auf Mailand, die unter ihm und Franz I. zu so langen Kriegen Veranlassung gaben und ganz Europa erschütterten, auf diese Vermählung, deren Bedeutung damals nicht geahnt werden konnte. Von unruhiger Gier nach sinnlichen Genüssen ergriffen und gleichwohl von deren Befriedigung leicht übersättigt, beschloß Karl VI. eine Rundreise in seinen Staaten zu machen. Er wurde überall auf seinem Wege, in Lyon, in Avignon, in Montpellier u. s. w. mit Zerstreuungen und Lockungen aller Art umgeben, die seinen ohnedies kränkelnden Körper erschöpften und die natürliche Reizbarkeit seines schwachen und zugleich unruhigen Geistes vermehrten. In Avignon gab ihm der Gegenpapst Clemens VII., mit dem Vermögen der Kirche, wie alle avignonischen Päpste, so freigebig, als hätte er sich selbst nicht für dessen rechtmäßigen Verwalter gehalten, und gegen den König ebenso unterwürfig, wie die meisten derselben, eine freie Verfügung über siebenhundertfunfzig französische Benefize, und unter anderen über das erste derselben, den erzbischöflichen Stuhl von Reims. In Languedoc wurde der König mit Klagen über die Verwaltung seines Oheims, des Herzogs von Berry, bestürmt, der die Bevölkerung durch Bedrückungen und Auflagen zu Grunde richtete. Ohne den Prinzen selbst zur Rechenschaft zu ziehen, befahl er, nach einer von Philipp dem Schönen fast herkömmlich gewordenen Sitte, den ersten Rath und Schatzmeister desselben, Namens Betisac, vor Gericht zu ziehen. Derselbe ward öffentlich hingerichtet. Diese in allen Despotien, besonders aber dem Orient, häufige Sitte, die Instrumente des Ty-

rannen dem empörten Volke preiszugeben, in dem Wesen der Regierung selbst aber nichts zu ändern, war erst mit dem Verfalle des Lehnswesens so häufig geworden, denn früher hatten die Großen nicht die Gewalt gehabt, in die Rechte und das Eigenthum ihrer Vasallen auf eine so willkürliche Art einzugreifen. Der Landmann war damals vielleicht mehr als später gedrückt worden, der kleinere Adel und die bedeutendern Städte hatten aber weniger gelitten. Karl kam von dieser Reise so erschöpft und übersättigt wieder, daß er auf dem Rückwege den ihm angebotenen Festen ausgewichen war, und doch zählte er erst zweiundzwanzig Jahre. Sein Kopf, von Hause aus schwach, schien in dem immerwährenden Braus, in dem er sich bewegte, alle Kraft eines festen Plans und entschiedenen Gedankens verloren zu haben, und sein von Natur zum Guten geneigter Sinn war in dem wüsten Wirbel nicht wild und grausam, aber kalt und leer geworden. Eine so zerrüttete Organisation konnte leicht einem plötzlichen Schlage erliegen. Der Grund zu dem später ausbrechenden unheilbaren Wahnsinne dieses Königs war in dem zügellosen Leben seiner ersten Jugend gelegt worden. Ein besonderer und scheinbar dem Geschicke Karl's fremder Umstand gab zum Ausbruche dieser tragischen Katastrophe Veranlassung.

Ein Anhänger und Vertrauter Montfort's, des Herzogs von Bretagne, der es im Stillen immer mit den Engländern hielt und deshalb von einem bedeutenden Theile seines Adels gehaßt wurde, hatte in Paris, in der Nähe der königlichen Wohnung, einen Mordanfall auf Clisson, den Freund und Nachfolger Duguesclin's, gemacht. Craon, so hieß der Meuchelmörder, war vorher schon übel berüchtigt und hatte, den Herzog von Anjou, den Oheim Karl's VI., auf seinem Feldzuge nach Neapel begleitend, den Schatz desselben so bestohlen, daß man das Mißlingen dieser Unternehmung zum Theil auf seine Rechnung schrieb. Clisson, in Frankreich Connetable und die rechte Hand des Königs gegen seine Vasallen, stand, selbst ein Bretagner und Lehnsmann des Herzogs, an der Spitze des mit diesem unzufriedenen Adels. Die Verbindung zwischen Montfort und Craon war bekannt. Man sah allgemein den Herzog als den Stifter dieses Mordversuches an. Der König, empört über die Verwegenheit, einen seiner ersten Diener, in der Nähe seines Palastes, unmittelbar nachdem er aus der Gegenwart seines Herrn geschieden, angegriffen und verwundet zu sehen, beschloß den Mörder in seiner Heimath, als er sich dahin geflüchtet, zu verfolgen. Nicht lange darauf zog sich Craon noch weiter, nach der Bretagne unter den Schutz des Herzogs zurück. Karl beschloß ihn daselbst aufzu-

suchen. Er forderte seine Vasallen auf, ihn dahin zu begleiten. Diese zeigten sich fast alle saumselig. Er war genöthigt, seinem Oheime Berry, um ihn zu gewinnen, Languedoc, das er so gemißhandelt hatte, zurückzugeben. Das königliche Ansehn stand der Meinung nach noch ebenso hoch wie früher da, und wurde von denen, die sich hinter seinen Schild zu verbergen, oder dasselbe als Schwert für sich brauchen wollten, als eine unumschränkte Macht gepriesen, aber die persönliche Autorität Karl's VI. war vernachlässigt, seine Schwäche und Unentschlossenheit, sein Mangel an Erfahrung hatten ihn von seinen Umgebungen durchaus abhängig gemacht. Dabei geht aus gleichzeitigen Schilderungen hervor, daß er diesen Widerspruch zwischen dem, was er vorstellte und wirklich war, fühlte und von diesem Mißverhältniß gedrückt wurde. Sein Connetable war vor der Thür seines Palastes angegriffen worden, ohne daß dieser Frevel den verdienten Abscheu erregt hätte. Jeder seiner Lehnsmänner würde, hätte man einem seiner Diener und Vertrauten nach dem Leben gestanden, so viele Rächer, als er wünschte, gefunden haben, und er, der König, stieß bei seinen Vasallen in diesem Falle auf eine so große Kälte für diese Verletzung seiner Ehre und Würde! Sie benutzten diesen Umstand, um ihm ihre Hülfe zu verkaufen! Die Oheime des Königs standen sogar im Verdacht, um den Mordanschlag gewußt zu haben. Karl's jüngerer Bruder, Ludwig, Herzog von Orleans, zog durch seinen Geist, seinen Muth und seine Schönheit allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und stellte den König in Schatten. Der treulose und verderbte Sinn der Königin begann durch die Maske der Jugend und äußere Anmuth, die ihn eine Zeit lang verhüllt hatte, durchzuscheinen. Die königlichen Gatten standen sich schon damals fern. Die zerrüttete Lage des Landes und die Unmöglichkeit ihm aufzuhelfen hatten den von Natur milden Sinn des Königs mehr als einmal ergriffen. Alle diese Umstände trugen dazu bei sein Gemüth zu verdüstern.

Karl war schon seit einiger Zeit leidend. Ein hitziges Fieber hatte ihn kaum verlassen, als er sich gegen den Herzog von Bretagne in Bewegung setzte. Seine Oheime riethen ihm, sich zu schonen, vermehrten aber nur dadurch seine Ungeduld und sein Mißtrauen. Kaum in etwas wiederhergestellt, stieg er zu Pferde und setzte sich an die Spitze seines Kriegsvolkes.

Es war in den heißesten Tagen des Augusts, als der König durch die sandigen Gehölze der Grafschaft Maine zog, deren magre Schatten ihm keinen Schutz vor der Glut der Sonne gewährten. Er war über und über in schwarzen Sammet gekleidet. Die Prin-

zen, seine Verwandten, blieben, seine düstere Stimmung scheuend, unter dem Vorwande, den Staub, der sich vor ihm aufthat, nicht zu vermehren, hinter ihm zurück. In einem solchen Augenblicke sprang ein halb nackter Mensch, von wildem Ansehn, plötzlich aus dem Dickicht hervor und rief, dem Pferde des Königs in die Zügel fallend: „Halt an, edler König, reite nicht weiter, du bist verrathen!" Diese Erscheinung verschwand nach Einigen sogleich, nach Andern folgte sie, ohne beachtet zu werden, eine Zeit lang dem Pferde des Königs. Es war um Mittag, als dies geschah, und Karl trat aus dem Gebüsche auf eine sandige Ebene heraus, die sich wie ein brennendes Meer vor ihm aufthat. Alles war still und einsam. Jeder litt von der Glut dieser Stunde und dieses Ortes. Der König hatte auf die Worte der Erscheinung nichts erwiedert, sondern seinen Weg still fortgesetzt. Seine Züge schienen aber plötzlich verändert worden zu sein und einen Ausdruck von Zorn und Furcht zugleich angenommen zu haben. Ein Edelknecht, der die königliche Lanze trug, war eingeschlafen, und die Waffe fiel auf den Schild eines seiner Gefährten, der vor ihm ritt. Bei diesem Geräusch erhob sich der König plötzlich mit einer wilden und krampfhaften Bewegung, zog das Schwert und rief: „Nieder mit den Verräthern!" Er warf sich auf mehre Personen, sogar auf seinen Bruder, und schien Niemanden zu erkennen. Einige behaupten, er habe bei dieser Gelegenheit mehre seiner Begleiter getödtet, Andere leugnen dies. Als man seiner Herr geworden, ward er auf einem mit Ochsen bespannten Wagen nach Le Mans, von wo aus sich der Zug am Morgen in Bewegung gesetzt, zurückgebracht. Dies ereignete sich im Jahre 1392. Karl war damals vierundzwanzig Jahre alt, und er lebte in diesem Zustande der Erniedrigung und des Elends, abwechselnd von lichten Augenblicken mehr erschreckt als getröstet, noch dreißig Jahre lang, während welcher sein Volk und sein Land fast ebenso unglücklich als er selbst waren. Die unmittelbare Folge der Krankheit des Königs war die Entfernung seiner treuesten und fähigsten Räthe. Die Oheime Karl's, Berry und Burgund, nahmen, wie einst in seiner Kindheit, die Zügel der Regierung in ihre Hände. Ihre Uneinigkeit, Eifersucht und Habsucht begann von Neuem ihr Spiel und bereitete die zahllosen Drangsale vor, die später über Frankreich hereinbrechen sollten.

Der bedenkliche Zustand, in welchen die Krankheit des Königs das Reich zu versetzen drohte, lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Heilung der beiden großen Uebel, an denen das politische

und religiöse Leben jener Zeit gleich sehr litten, das Verhältniß zu England und das päpstliche Schisma. Der Kampf zwischen den beiden Völkern war, ohne daß ein eigentlicher Friede bestand, seit langer Zeit fast eingeschlummert, die Gefahr eines möglichen Ausbruches schwebte jedoch immer über den Häuptern. Wenn der Herzog von Burgund, zehn Jahre vorher, daran gedacht hatte, in England einzufallen, so war man von solcher Kühnheit jetzt sehr weit in Frankreich zurückgekommen. Die hohen Hoffnungen und Plane, durch den Sieg über die Flamänder, im Anfange dieser Regierung, und die so leichte Unterwerfung des pariser Volkes erregt, waren längst herabgestimmt worden. Die Engländer schienen ebenfalls durch die unruhige, zugleich harte und schwache Regierung Richard's II. gelähmt zu sein. Ein Vertrag kam deshalb um so leichter zwischen den beiden Kronen zu Stande, in welchem ein Waffenstillstand von achtundzwanzig Jahren, mit Belassung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge abgeschlossen und Isabelle, die siebenjährige Tochter Karl's VI., dem Könige von England mit einer großen Summe Geldes, als Mitgift, verlobt wurde. Frankreich gewann bei dieser Gelegenheit, außer der Hoffnung auf einen langjährigen Frieden, auch Brest und Cherbourg, die von Richard zurückgegeben wurden. Dieser, von seinen Unterthanen, sogar von seiner eigenen Familie gehaßt, schien in der Verbindung mit Frankreich eine Stütze für sich zu suchen, die gleichwohl das ihn bedrohende Schicksal nicht abwandte. — Die Spaltung der Kirche unter zwei Päpsten wurde vorzüglich in Frankreich gefühlt, da einer derselben im Innern dieses Reiches seinen Sitz genommen hatte. Die Erniedrigung des Papstthums war übrigens ein großes Unglück für die damalige Welt und trug wesentlich zu ihrer immer sichtbarer werdenden Ausartung bei. Dieses Licht, das den Völkern in frühern Jahrhunderten ihre Bahn vorgezeichnet, war am Ende des vierzehnten Jahrhunderts dem Erlöschen nahe, und doch war die öffentliche Gesittung, die Moral der Großen, die Intelligenz der Völker noch viel zu wenig entwickelt, um ohne dieses Gestirn ihren Weg finden zu können. Die Oheime Karl's VI. hatten, wie seit einem Jahrhundert alle französischen Machthaber, den Papst in Avignon dazu gebraucht, um, unter seinem Namen und mit seiner Zustimmung die Einkünfte der Kirche für sich benutzen zu können. Jetzt, da dieses Mittel der Erpressung fast erschöpft war, wandte sich ihre Aufmerksamkeit für einen Augenblick auf den zerrissenen Zustand der Kirche, deren Wunden, von der politischen Gesellschaft damals, mehr als später, mitempfunden werden mußten. Die Päpste in Avignon hatten eine große Zahl der geist-

lichen Pfründen zur Verfügung der französischen Großen gestellt. Die fähigsten und verdientesten Kleriker schmachteten, wenn sie nicht Klienten der Machthaber waren, im Elend, oder irrten in der Fremde umher. Die Universität von Paris, ihrer intellektuellen Bedeutung nach, schon im Stillstande, dem bald ein Sinken folgen sollte, begriffen, aber noch immer ihre äußere Stellung behauptend, litt vorzüglich durch diesen Zustand der Dinge. Ihre ausgezeichnetsten Glieder führten ein trauriges, beschränktes, von allen äußern Vortheilen, auf die sie Anspruch hatten, entferntes Dasein. Früher waren die Beneficien der gallischen Kirche meistens an die Gelehrtesten, Beredtsten, in geistlichen und weltlichen Geschäften Geübtesten vergeben worden, jetzt wurden sie entweder geradezu verkauft oder von den geistlichen und weltlichen Großen an ihre Verwandten, Freunde und Diener ausschließend verliehen. Die Universität, durch das Sinken des Papstthums ermuthigt, erkärte endlich, daß sie nicht allein das Recht habe, zu lehren, sondern auch zu richten und zu verbessern, ein Anspruch, den dieses Institut bis an das Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Zeit zu Zeit geltend zu machen suchte. Die Mitglieder dieser gelehrten Körperschaft versammelten sich, zehntausend an Zahl, und beschlossen, die beiden Päpste zur Niederlegung ihrer Würde zu vermögen und eine allgemeine Kirchenversammlung vorzuschlagen. Dieses schien um so leichter, da der Gegenpapst Clemens eben in Avignon gestorben war. Der König schrieb an die Kardinäle dieser Stadt und empfahl ihnen für jetzt keine neue Wahl vorzunehmen. Sie kehrten sich hieran aber nicht, sondern ernannten einen spanischen Kardinal, Peter de Luna, der den Namen Benedikt XIII. annahm. Der neue Papst hatte zwar seine Würde niederzulegen verheißen, sobald der Frieden der Kirche dieses nothwendig machen sollte, aber weit entfernt, dies zu halten, bewies er vielmehr in der Behauptung seiner Stellung die größte Hartnäckigkeit. Die Ausgleichung dieses Zwiespaltes erschien den französischen Machthabern so wichtig, daß die beiden Oheime des Königs und sein Bruder, sich, von einem Doktor der pariser Universität begleitet, zu Benedikt XIII. nach Avignon begaben, der sie durch falsche Versprechungen so zu täuschen, durch Ausflüchte so zu ermüden wußte, daß sie endlich, ohne den Zweck ihres Besuches, der die Entsagung des Papstes war, erreicht zu haben, zurückkehren mußten.

Bald nach dem Vertrage mit England hatte sich ein Theil des Adels zu einem Feldzuge gegen die Türken entschlossen, die immer weiter vordringend, unter Bajazet, Ungarn bedrohten. Man hat dieses Unternehmen häufig einen Kreuzzug genannt und dasselbe dem

Geiſte der großen Epoche Gottfried's von Bouillon und Richard's Löwenherz zugeſellen wollen. Obgleich der Glaube ihm nicht vollkommen fremd geweſen, ſo ging es doch ungleich mehr aus einer kriegeriſchen als religiöſen Begeiſterung hervor, die dabei nur eine ſehr untergeordnete Stellung einnahm. Der Adel, in frühern Zeiten an beſtändige Kriege unter ſich, im Innern des Landes gewöhnt, war durch die ſteigende Macht des Königthums in der Befriedigung dieſer Leidenſchaft ſehr beſchränkt worden. Später hatten die, ſeit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts größern, längern und regelmäßigern Kriege ſeine Kraft in Anſpruch genommen. Seit der Beſiegung der Flamänder und der Waffenruhe mit England war ihm auch dieſe Gelegenheit ſeiner gewohnten Thätigkeit genommen worden. Er wurde aber immer noch ausſchließend für den Krieg erzogen und zwar zu dem des Mittelalters, der fortwährend die ganze Perſönlichkeit in Anſpruch nahm, und ſein Daſein mußte ihm ohne Kampf als zwecklos und unausgefüllt erſcheinen. Denn die Vorübungen zum Kriege hatten ſeine Jugend, ſeine Zeit, ſelbſt ſein ganzes Innere beſchäftigt. Die Rüſtung als ein gewöhnliches Kleid zu tragen, die ſchweren Schlachtroſſe zu lenken, der verſchiedenen Kampfes- und Waffenarten ſich zu bemächtigen, erforderte eine lange Lehrzeit. Der Krieg war ihre einzige Anwendung, ohne dieſen erſchien der Edle, da der friedliche Theil des öffentlichen Dienſtes großentheils von der Geiſtlichkeit und dem Bürgerſtande geleitet wurde, als vollkommen unnütz und unbrauchbar. Das ſpätere Mittel, eine erkünſtelte Thätigkeit im Hof- und Geſellſchaftsleben zur Schau zu tragen, war dem Adel damals noch fremd, fand nur ausnahmsweiſe ſtatt und war auch ſelbſt dann immer noch mit kriegeriſchen Uebungen, wie die Turniere beweiſen, gemiſcht. Die politiſchen Verhältniſſe des franzöſiſchen Herrenſtandes hatten ſich allmälig, vom zwölften Jahrhundert an, weſentlich, die Sitten bedeutend, die Geſinnungen aber ſehr wenig verändert. Ohne die Auffaſſung dieſes Widerſpruches würde man das Daſein des modernen Adels nicht begreifen, der, obgleich im Weſentlichen ſchon im vierzehnten Jahrhundert aus der Stellung eines Vaſallen auf die eines Unterthanen herabgekommen, dennoch, ſo oft ſich eine Gelegenheit zeigte, den Geiſt früherer Zeiten bewährte und deren Anſprüche noch ſo lange nachher, unter gänzlich veränderten Umſtänden, von Zeit zu Zeit hervorzuheben ſuchte. Auch lag in der Natur des damaligen Krieges und beſonders ferner Züge ein eigenthümlicher Reiz. Der Einzelne führte damals noch, wie im Alterthume, er mochte ein Ritter oder Söldner ſein, den Krieg zu ſeinem eigenen Vortheil, und wenn auch

nicht die Person des Besiegten, obgleich auch noch dies oft der Fall war, aber sein Eigenthum war der Lohn des Siegers. Es gab keine oder wenigstens nur eine geringe politische und eigentlich bürgerliche Autorität. Der Krieger schaltete nach Belieben und die Lust zur Beute herrschte bei Groß und Klein, zumal bei dem noch so wenig entwickelten Geschick für friedlichen Erwerb, mit einer in neuern Zeiten unbekannten Stärke vor. Das Elend des niedern Volkes, aus dem die Söldner und Waffenknechte hervorgingen, trug ebenfalls dazu bei, den Großen die Werkzeuge zu Unternehmungen ihrer Ehr- und Habsucht ohne Mühe finden zu lassen. Dabei war die Freude an Abenteuern, die Neigung, ferne und fremde Himmelsstriche zu sehen, seit den Kreuzzügen allen Ständen gemein geworden, und noch war Amerika nicht entdeckt, das diesem Hange, hundert Jahre später, eine andere Richtung und ein anderes Ziel anwies. Einige Tausend französischer Ritter mit ihren bewaffneten Dienern und Söldnern entschlossen sich damals einen Feldzug gegen die Türken, wie später ihre Nachkommen eine Reise zu unternehmen. Denn reisen konnte damals nur der Kriegsmann und der Mönch, und ersterer um so sicherer in je zahlreicherer Begleitung. Der höhere französische Adel war außerdem, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, ungeachtet des langen und verheerenden Kampfes mit den Engländern und zum Theil um dieses willen sehr reich. Die Lasten dieses Krieges waren fast ausschließend von den Städten und dem platten Lande getragen worden. Der Adel hatte Freund und Feind geplündert und von den Einkünften des Landes war der beste Theil in seine Hände geflossen. Die im dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts rasch fortschreitende Befreiung des Landmannes war während dieser Unruhen aufgehalten worden. Das Recht der Stärke des Höhern gegen den Niedern war von Neuem erwacht und der Bauer wieder das Eigenthum des Ritters geworden. Dies Alles erklärt den in einem Theile des nordfranzösischen Herrenstandes plötzlich aufflammenden Entschluß, sich mit den Türken an der Grenze des Orients zu messen, ohne daß es nöthig wäre, den Einfluß einer besondern religiösen oder heroischen Stimmung anzunehmen. — Dieser Feldzug ward mit einem noch nie gesehenen Aufwande und Gepränge angetreten (1396). Zu seinen Theilnehmern gehörten viele der größten Vasallen, vier Prinzen von königlichem Geblüt. An der Spitze stand der Sohn des Herzogs von Burgund, der Graf von Nevers, später Johann ohne Furcht genannt. Kähne mit seidenen Zelten, zahlreichem Silbergeschirr, kostbaren Weinen beladen, fuhren die Donau zum Gebrauche dieser

etwas modernisirten Kreuzfahrer, denn so nannten sie sich, herab. In Ungarn angekommen, wimmelte ihr Lager von Frauen, die ihnen theils gefolgt waren, theils sich hier zu ihnen gesellt hatten. Bajazet, von seinem Volke der Donnerkeil genannt, rückte in Person gegen sie an und nahm bei Nikopolis eine feste Stellung. Der König von Ungarn gab den Franzosen einige Winke und strategische Rathschläge über die Stärke und Kriegführung der Türken, ward aber von ihnen kaum angehört. Der Marschall Boucicaut, der noch die meiste Erfahrung unter den Rittern besaß, denn das nominelle Oberhaupt, der Graf von Nevers, war erst zweiundzwanzig Jahre alt, war so verblendet, daß er mehren Söldnern und Lanzenknechten in seinem Heere, welche zu äußern wagten, daß die Türken Widerstand leisten würden, zur Strafe die Ohren abschneiden ließ. Das französische Heer, besonders die schwer gerüstete Reiterei, griff ohne Plan und Ordnung, aber mit solchem Nachdruck an, daß die dichtesten Reihen der Türken durchbrochen und die Janitscharen selbst geworfen wurden. Die unermeßliche Ueberlegenheit des Feindes an Zahl stellte aber den Kampf sehr bald wieder her. Am Ende wurden die Franzosen umzingelt und gänzlich vernichtet. Nach der Schlacht ließ Bajazet zehntausend Christen enthaupten. Er verschonte nur vierundzwanzig der vornehmsten Herren, unter denen sich der künftige Herzog von Burgund befand. Ein für die Zeit unermeßliches Lösegeld wurde für sie nach dem Orient gesandt.

Wir haben dieses Ereignisses, das sonst keine politische Bedeutung hat, nur deshalb etwas umständlicher erwähnt, weil es einen Blick in jene Zeit werfen läßt, die, dem Mittelalter dem Wesen nach schon entfremdet, sich noch immer mit seinen Farben schmückte und, bei veränderten Sitten und Bedürfnissen, die halb erloschenen Gesinnungen des frühern Feudalgeistes von Zeit zu Zeit wiederanzufachen suchte, aus welchem Widerspruche die Art moralischer Anarchie hervorging, in welcher das Ende des vierzehnten und die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dem Auge der Nachwelt erscheint. Denn zum Mittelalter gehörte nicht nur die der Lehnswelt eigenthümliche Verfassung, die mit dem Königthum und Städtewesen, wie sie geworden, nicht bestehen konnte, sondern eben so sehr die Macht und der Einfluß der Kirche, welche alles Kampfes und Gegensatzes ungeachtet die innerste Seele dieser Organisation ausmachte, von der sie nicht getrennt gedacht werden kann. Dieses religiöse Element aber war in jener Zeit, besonders unter den Großen, tief gesunken und damit der Feudalcharakter selbst mehr eine schon veraltende Form, eine geschmückte aber verwelkte Hülle, als

eine lebendige Gestalt geworden. Auch bricht in der Art, wie dieser letzte Kreuzzug, wenn man dieses kriegerische Abenteuer so nennen will, begonnen und geendigt wurde, in dem äußern Glanze, in dem es auftrat, der leichtsinnigen und verwegenen Art, mit der es geleitet wird, schon der moderne französische Charakter und besonders des Adels dieser Nation, so lange solcher als ein eigener Stand bis in die Gegenwart hinein sich erhalten, vollständig hervor.

Nicht lange nach dieser blutigen, aber entfernten Niederlage langte über das Meer, aber aus nächster Nähe, die Kunde von einem viel wichtigern Ereignisse herüber, das die erste Veranlassung zur Erneuerung nicht allein der Unglückstage unter Philipp von Valois und Johann werden, sondern die Unabhängigkeit und das politische Dasein der Nation selbst bedrohen sollte. Richard II., der Schwiegersohn Karl's VI., der Sohn des schwarzen Prinzen, der in seiner Kindheit große Hoffnungen gegeben, später aber ganz auszuarten schien, wurde von seinem Vetter Bolingbroke, der unter dem Namen Heinrich IV. auf den Thron stieg, fast ohne Widerstand der Krone beraubt. Diese Usurpation des Hauses Lankaster, der folgenreichste aller Thronstreite, den es in der Geschichte gegeben, erhob in England den blutigen Bürgerkrieg der rothen und weißen Rose und bereitete für Frankreich die Schlacht von Azincourt mit ihren Folgen vor.

Für den Augenblick wurde die Bedeutung dieses Thronwechsels von den französischen Machthabern, da Heinrich IV. keine feindlichen Gesinnungen bewies und den mit seinem Vorgänger geschlossenen Vertrag anerkannte, nicht geahnt. Die Aufmerksamkeit des Volkes war in Nordfrankreich vorzugsweise auf den Zustand des Königs gerichtet, dessen Wahnsinn, obgleich von lichten Augenblicken unterbrochen, den vielen natürlichen und abergläubigen Mitteln, die man zu seiner Heilung anwandte, widerstand. Die einzelnen Anfälle seiner Krankheit wurden weniger heftig als früher, seine gesammte Organisation schien aber immer schwächer zu werden und jede Hoffnung seiner Wiederherstellung zu verschwinden. Wallfahrten, Exorcismen, Bälle und Komödien wurden theils zu seiner Genesung, theils zu seiner Zerstreuung angewandt, und in den Augenblicken, wo ein Strahl der Vernunft die Nacht in seinem Geiste erhellte, berathschlagte und beschloß er sogar über die wichtigsten Angelegenheiten. Gleichwohl trug sein Zustand zu der besonders später sichtbar werdenden Zerrüttung der öffentlichen Angelegenheiten nicht wenig bei. Das Königthum war in Frankreich ungleich fester, einflußreicher, ungleich mehr der Mittelpunkt des nationalen Lebens,

als zu derselben Zeit in England geworden. Das Volk hatte in England vollkommen gleichgültig zugesehen, wie der unglückliche Richard II. von seinem eigenen Verwandten vom Throne gestoßen und des Lebens beraubt wurde. In Frankreich blieb ein König, von großen und ehrgeizigen Vasallen umgeben, von Natur schwach und in Wahnsinn verfallen, dennoch in den Augen der Nation ein Gegenstand der öffentlichen Ehrfurcht. Es fehlte wahrscheinlich weder dem Herzoge von Burgund noch dem jüngern Bruder des Königs, dem kühnen und geistreichen Orleans, die Lust, die Rolle Bolingbroke's zu spielen, das Volk, besonders aber die Bürger von Paris, würden dies nicht ertragen haben. Er wurde von diesen, ein rührender Zug in Mitte jener wilden und blutigen Zeit, seitdem er in jenen traurigen Zustand gefallen, noch mehr als früher geliebt. Karl VI. war von Natur sanfter und freundlicher Gemüthsart und die Härte, welche er im Anfange seiner Regierung gegen die Pariser gezeigt, war, mit Recht, auf die Rechnung seiner Rathgeber, besonders seiner Oheime, geschrieben worden, denn er stand damals noch in den Knabenjahren. Sobald er etwas selbstständiger geworden, hatte er sich immer persönlich wohlwollend bewiesen und, was der Bürgerschaft seiner Hauptstadt überaus wohl gefiel, einfacher und herablassender, als seine Vorfahren zu thun gewohnt gewesen. Sein Anblick, denn er erschien, wenn er sich leidlich befand, in der Kirche und bei andern Gelegenheiten, erregte die innigste Theilnahme. Sein trauriger Zustand schien ihn in den Augen des Volkes eher geheiligt als erniedrigt zu haben. Ohne diese Stimmung, die aus dem einfachen und tiefen Gefühle, das die Massen damals noch belebte, entstand und sonderbar mit der Weise späterer Zeiten contrastirt, wäre dem unglücklichen Könige kaum der Name seiner Würde übrig geblieben. Ein anderer Grund dieser durch das Unglück noch vermehrten Anhänglichkeit des Volkes mochte in dem ehrgeizigen, habsüchtigen und tyrannischen Sinne liegen, den die übrigen Großen und Machthaber bewiesen. Das Leben der Meisten von ihnen bewegte sich in halb phantastischen, halb wilden Festen und Spielen, in bald verwegenen, bald ränkevollen Entwürfen der eigenen Vergrößerung und Ausschließung Anderer, zu deren Erreichung jeder Frevel für erlaubt galt. Die Abneigung und gegenseitige Eifersucht Burgund's und Orleans' brach schon hervor. Es war dies eine sittenlose und zugleich blutige Zeit. Das Volk, das von diesem Verderben der Großen so viel litt und fühlte, daß es ein Spiel derselben war, sah auf die bleiche und kranke Gestalt des noch jungen Königs mit jener Theilnahme, die in ihm, wenn es seinem natürli-

chen Gefühl überlassen bleibt, der Anblick der Schwäche und Unschuld zu erregen pflegt. Der König selbst aber bewies, ob aus Ueberlegung, Gewohnheit oder Zufall, für die Häupter der Stadt und die Bürger überhaupt ein besonderes Wohlwollen und erlaubte ihnen einen früher unbekannt gewesenen freien Zutritt zu seiner Person. Er schien sich unter ihnen sicherer als unter seinen nächsten Umgebungen zu fühlen. Mit den Nachbarn war um diese Zeit Frieden. Mailand, Genua, Florenz stellten sich unter französischen Schutz. Im Innern war die große Angelegenheit, wie seit langer Zeit, die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit. Karl unterzeichnete in einem seiner lichten Augenblicke auf Verlangen der Universität, daß keiner seiner geistlichen und weltlichen Vasallen dem Papste Benedikt XIII. in Avignon gehorchen solle. Er schickte sogar Kriegsvolk gegen ihn, um ihn in Gewahrsam zu bringen. Der Papst Bonifacius in Rom lag um diese Zeit mit seinen Unterthanen im Streit. Die ersten Stellen der Christenheit waren damals wie in keiner andern Epoche besetzt. Um den großen geistlichen Wahlthron stritten zwei Nebenbuhler, die sich gegenseitig verfluchten. Auf dem weltlichen Wahlthrone saß Kaiser Wenzel, ein allgemein verachteter Wüstling und Trunkenbold. In England herrschte ein Usurpator und Verwandtenmörder, in Frankreich ein Wahnwitziger. Dieses Chaos, ohnedies schon so groß, sollte unter dieser unglücklichsten aller Regierungen durch zwei, obgleich einige Jahre aus einander liegende, aber in genauem Zusammenhange stehende Ereignisse, ein inneres und ein äußeres — die Eifersucht zwischen Burgund und Orleans — und den Krieg mit England — noch vermehrt werden.

Sechstes Kapitel.

Der schwache Charakter und beschränkte Geist Karl des Sechsten würde, wäre er auch nicht in den traurigen Zustand, in dem er den besten Theil seines Lebens zubrachte, verfallen, oder von demselben wieder geheilt worden, ihn unter den Einfluß seiner Verwandten, die fast alle thätigerer Natur als er waren, gebracht ha-

ben. Dieser Einfluß wäre jedenfalls der Krone und dem Volke nachtheilig geworden, denn während der Uebergangsepoche vom Mittelalter zu der neuern Zeit, in welche diese unglückliche Regierung fällt, war, bei dem Verfall des religiösen und feudalen Geistes und der noch geringen Entwicklung einer monarchischen und nationalen Einheit, die Ehr- und Habsucht mehr als je der Charaker der Großen geworden, von denen jeder bei dem Schwanken und der Verwirrung des damaligen Lebens Alles für erlaubt und möglich hielt. Der Wahnsinn des Königs aber, die Unmöglichkeit, in der er sich befand, seine Macht anders als für Augenblicke und auch dann nur auf Veranlassung und unter Leitung Anderer auszuüben, erneuerte die Zeiten seiner Minderjährigkeit und ließ das Land in alle die Uebel zurückfallen, die in unentwickelten und dunkeln Zuständen von einer solchen Lage unzertrennlich sind. Von den Verwandten des Königs waren einige gestorben, andere, wie sein Oheim, der Herzog von Berry, gealtert. Sein anderer Oheim aber, der Herzog Philipp von Burgund, dessen Sohn Johann ohne Furcht, und Karl's Bruder, der Herzog von Orleans, ragten als die bedeutendsten Personen im Königreiche hervor und ihr Vortheil, ihre Stellung, ihr Charakter selbst waren einander so entgegengesetzt, daß hieraus nothwendig ein Kampf zwischen ihnen entstehen mußte, dessen Preis der vorherrschende Einfluß in der Regierung, die Mittel zu seiner Erreichung aber eine Minderung der Macht und Sicherheit der Krone und eine Vermehrung der Uebel, die das Land drückten, sein mußten.

Das Herzogthum Burgund war, von den ersten Zeiten der kapetingischen Dynastie an, von dem Königreiche als ein besonderes Lehn getrennt gewesen. Robert, der Sohn Hugo Kapet's, hatte es seinem nachgebornen Sohne desselben Namens verliehen. Dieses Haus erlosch unter Johann im Jahre 1362, der, wie oben erwähnt worden, anstatt dieses bedeutende Land mit der Krone unmittelbar zu verbinden, seinen Sohn damit belehnt hatte, eine Verleihung, die von Karl V. bestätigt worden war. Die Fürsten jenes ersten Hauses Burgund waren, seltene und schnell vorübergehende Kollisionen abgerechnet, die treuesten Vasallen und Freunde ihrer Oberherren, der Könige von Frankreich, gewesen. Sie hatten deren Macht und Hoheit auf jede Weise zu vermehren gesucht und für die übrigen großen Vasallen ein Muster der Treue und Unterordnung unter das gemeinsame Lehnshaupt aufgestellt. So hatte unter Philipp August der Herzog Odo seinen königlichen Vetter aus allen Kräften gegen die Ansprüche Innocenz' III. vertheidigt und gelobt, ohne Bewilligung des Königs in kein näheres Verhältniß zum römischen Hofe

zu treten*). In der Schlacht von Bouvines bewies, unter den großen Vasallen, der Herzog von Burgund ebenfalls den meisten Eifer im Dienste der Krone und zog auf dessen Befehl gegen die Albigenser, zur Zeit Montfort's. Diese Beweise der Treue und des Gehorsams ließen sich, wenn es nöthig wäre, noch leicht vermehren. Dieses alte Haus Burgund hatte keine eigene Politik, kein besonderes Streben. Es schloß sich den Königen, als Lehns- und Familienhäuptern so nahe an, daß selbst die Persönlichkeit seiner Fürsten wenig hervortritt. Man erkennt in den Denkmälern jener Zeit wohl, was sie gethan haben, aber nicht leicht, was sie selbst gewesen sind. Eine Art von Dunkel ruht über ihrer Geschichte, wie immer über der solcher, die keinen eigentlichen selbstständigen Zweck verfolgen, sondern sich einem größern Ganzen dienend anschließen. Mit dem zweiten Hause Burgund, das am Ende des vierzehnten und im funfzehnten Jahrhundert auftritt, hat es eine durchaus andere Bewandniß. Die Fürsten desselben verfolgen nicht nur eine von ihnen selbst geöffnete Bahn, die sie zu ihrem Ziele, der Gründung eines durchaus selbstständigen Reiches führen sollte, sondern greifen sogar zerstörend in das Schicksal ihres Mutterlandes ein, sind glänzende Gestalten und treten mit einer scharf gezeichneten lebendigen Physiognomie auf, wie sie denen eigen ist, die eines besondern auf die Erreichung eines großen Zieles gerichteten Daseins sich bewußt sind. Der Name Burgund, übrigens auf ein viel größeres Land, als das alte Lehn König Robert's übergetragen, nimmt von Philipp dem Kühnen eine in der Geschichte glänzende, aber vorübergehende Stelle ein. Das alte Burgund hatte über dreihundert Jahre, das neue kaum ein Dritttheil dieser Zeit gedauert. Aber selbst durch seine Auflösung hat es, wie Alles, was einmal bedeutend gewesen, in die Gestalt der Welt erfolgreich eingegriffen.

Johann hatte seinen Sohn mit nichts weiter als dem alten Herzogthum Burgund beliehen, der neue burgundische Staat begann, als Philipp der Kühne die Erbin von Flandern, damals dem reichsten Lande in Europa, von Artois, der Franche-Comté u. s. w. heirathete. Karl der Weise, der die Macht seines Bruders als eine Vormauer Frankreichs gegen Deutschland ansah, ging, um die Flamänder für diese Verbindung zu gewinnen, so weit, ihnen einige der Eroberungen seiner Vorgänger, wie Lille, Douai und die umherliegenden Landschaften zurückzugeben und damit die Nordgrenze sei-

*) Dumont Corps diplom. t. I. p. 129.

nes Reiches bloßzustellen. Er hoffte, daß die neue Dynastie immer ihres Ursprunges und ihrer Verwandtschaft mit dem Königshause und das so vergrößerte Land seiner Verpflichtungen gegen den Nachbar- und Mutterstaat eingedenk sein würde. Er rechnete außerdem wol besonders noch auf die zwar sehr gelockerten, aber noch immer bestehenden Verhältnisse des Lehnsnexus, dessen Grundsätze, so oft sie auch verletzt wurden, noch immer das Fundament des öffentlichen Rechts in Europa ausmachten. Er hatte sich aber, wie die Folge bewies, in seinen Erwartungen und Berechnungen getäuscht. Die neuen Herzoge von Burgund waren zu mächtig geworden, um sich mit der Stellung großer Lehnsmänner zu begnügen, und die Familienbande vermochten nicht, die widerstreitenden Interessen beider Reiche zu verbinden. Der König hatte gehofft, daß das alte ackerbautreibende, weinreiche, ritterliche Burgund an die Spitze des neuen Staates treten würde, wie es dessen Grundlage gewesen. Aber das kunstfleißige, handeltreibende, städtische Flandern legte sein Gewicht in die Wage und zog Fürst und Land auf seine Seite. Das ärmere Burgund wurde von diesem Augenblicke an an den Wagen des reichern Flandern gefesselt und folgte seiner Bahn. Flandern aber neigte sich zu England hin, und so sehr Philipp der Kühne seinem Vaterlande anhängen mochte, er konnte dieser alten durch Gewohnheit und Umstände gebotenen Richtung nicht widerstreben. Früher waren es die Engländer gewesen, die diese Verbindung aus allen Kräften zu erhalten gesucht. Da sie aber seit Eduard III. eine Menge flandrischer Arbeiter in ihr Land herübergezogen und ihre Wolle selbst zu verarbeiten anfingen, so waren sie gegen diesen Bund gleichgültiger geworden, an dessen Erhaltung aber jetzt den Flamändern um so mehr lag. Englische Seeräuber und selbst Flamänder unter ihrem Schutz fingen jetzt an häufig flamändische Schiffe wegzunehmen und die Handelsverbindungen der großen Fabrikstädte auf der See zu erschweren. Im Jahre 1387 hatten solche Seeräuber die ganze flandrische Flotte gekapert, die alljährig nach Rochelle ging, um die französischen Weine zu kaufen. Bei dem durchaus auf Handel und Kunstfleiß gegründeten Reichthum der Flamänder war ein solcher Zustand auf die Dauer nicht möglich. Der Besitzer von Flandern mußte entweder Herr von England oder dessen Freund und Bundesgenosse sein. Der Herzog von Burgund hatte früher (1386) einen Angriff auf England vorbereitet. Da dieser vereitelt worden, so mußte er mit den Engländern sich vergleichen und diese Verbindung nothwendig zu Frankreichs Nachtheil ausschlagen. So war die Lage der Dinge, die den Herzog von Burgund, dessen wich-

tigste Besitzung dieses Flandern war, nöthigte, seine Politik von der seines Stammlandes zu trennen. Sobald er einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß eine von Frankreich verschiedene Richtung der Größe seines Hauses wünschenswerth und selbst nothwendig sei, so strebte er dahin, seine Besitzungen auf jede Art zu vergrößern. Er kaufte die Grafschaft Charolais und erwarb Holland und Hennegau, indem er seinen Sohn mit der Erbin dieser Länder verband. Auf diese Art gründete er das burgundische Reich, das von den Alpen an sich bis zum Ocean erstreckte, reich an Häfen und Schiffahrt in Holland, an großen Fabrikstädten in Flandern, an einer tapfern Ritterschaft und einem abgehärteten Landvolke im eigentlichen Burgund war. Von Ehrgeiz und Lust zur Vergrößerung getrieben, suchte er jetzt seinen Einfluß auf Frankreich noch mehr als früher geltend zu machen. Der einzige Widerstand, den er hier fand, denn ein geisteskranker König und ein älterer unmächtiger Bruder, der Herzog von Berry, hätten nichts gegen ihn vermocht, ging von dem Herzoge von Orleans aus, dem, bei der schwachen Gesundheit der Söhne des Königs, die Krone selbst leicht zufallen konnte. Ohne gerade auf den französischen Thron selbst Hoffnungen zu gründen, erschien Philipp dem Kühnen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in diesem Lande ein Mittel, seinen eigenen Besitz zu sichern und unter günstigen Umständen zu vergrößern. Er war aus dem erblosen, letztgebornen Sohne eines gefangenen Königs ein so großer Fürst geworden, daß ihm nichts mehr unmöglich erscheinen mochte.

Der Herzog von Orleans, um wenige Jahre jünger als sein königlicher Bruder, erschien als das äußerste Gegentheil von diesem und mochte nicht selten den Gedanken erregen, wie sehr die Natur sich geirrt, als sie ihm nicht das Recht der Erstgeburt verliehen hatte. Er war lebendig, geistreich, von schnellem und treffendem Urtheil, aber diese Eigenschaften wurden durch seinen Hang zur Verschwendung, seinen Leichtsinn, der eben so leicht Plane faßte, als sie gleichgültig fallen ließ, durch eine vorherrschende Oberflächlichkeit seiner ganzen Natur aufgewogen, die ihn das, was er erstrebte, nie erreichen und zuletzt den Fallstricken seiner Gegner erliegen ließ, die ihm nur an List und Ausdauer, aber keineswegs an wahrhaft geistiger Kraft überlegen waren. Diese glänzende Erscheinung, die in mancher Beziehung für einen Typus seiner Nation, wenigstens in der damaligen Zeit, genommen werden konnte, war durch seine Stellung zum Thron unter Philipp dem Kühnen nur der politische Gegner des burgundischen Hauses gewesen, unter dessen Sohne, Johann ohne

Furcht, aber entzündete sich diese Eifersucht zu einer persönlichen Feindschaft, die nur durch den Untergang eines der beiden Gegner gelöscht werden konnte. — Frankreich befand sich damals in einer gefährlichen Lage und war wie von einem Cirkel von Feinden eingeschlossen. Der Herzog von Burgund hatte, ungeachtet des Widerspruches des Herzogs von Orleans, die Vormundschaft des minderjährigen Herzogs von Bretagne übernommen und Heinrich IV. von England heirathete die Witwe des verstorbenen Herzogs, die eine Tochter Karl's des Bösen war, der unter Johann so viel zur Zerrüttung des Königreiches beigetragen hatte. Heinrich IV. war nicht nur als ein König von England des funfzehnten Jahrhunderts ein natürlicher Feind Frankreichs, sondern er hatte den Schwiegersohn des Königs von Frankreich vom Throne gestoßen und die Tochter desselben mit geringer Rücksicht behandelt. Als er sich zu seiner Usurpation anschickte, war er, der allgemeinen Meinung nach und höchst wahrscheinlich, von Burgund heimlich mit Geld unterstützt worden. Ungeachtet des Reichthums, der Macht Burgunds, zog der Herzog doch von Frankreich bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande Geld, denn er besaß in dem Lande selbst eine große Partei, die theils von ihm gewonnen war, theils durch ihn über seine Absichten und Zwecke getäuscht wurde. Damit noch nicht zufrieden, sich selbst auf Kosten des Königreiches bei jeder Gelegenheit zu bereichern, suchte er auch seine Anhänger zu vergrößern. Der junge Herzog von Bretagne, der im Herzen mehr englisch als französisch gesinnt war, erhielt auf seine Verwendung die Grafschaft Evreux und die Stadt St. Malo, eine der reichsten Ortschaften des Landes. Gegen diese Gefahren, die Frankreich von Außen bedrohten, trat der Herzog von Orleans als Vertheidiger des alten Rechts und der Größe und Sicherheit der Krone auf. Er erklärte sich für die Oberhoheit des Thrones, dem er selbst so nahe stand, gegen die großen Vasallen, und besonders gegen Burgund, für den Papst gegen die Universität und forderte den König von England zum Zweikampfe wegen des seiner Nichte Isabelle, Richard's Witwe, bewiesenen Unrechts heraus. Aber die Vortheile seiner Stellung, die dem Herzoge von Orleans, unter andern Verhältnissen, den Sieg über seine Gegner versprochen hätten, wurden theils durch die Mängel seines Charakters, theils durch die Schwierigkeiten seiner Lage mehr als aufgewogen. Er besaß glänzende, aber keine gründlichen Eigenschaften, war ein Ritter, nicht im Sinne des frühern Mittelalters, wol aber in dem, was man später in Frankreich und, in dessen Nachahmung, im übrigen Europa so genannt hat, ohne tiefe Einsicht in dem Ent-

wurfe, ohne Beharrlichkeit in der Ausführung seiner Plane, immer nur mit dem Augenblicke beschäftigt und dessen Eindrücken hingegeben. Sein ausschweifender Hang zum Vergnügen und seine nicht sowohl verdorbenen als leichtsinnigen Sitten fanden bei einem Theile des Adels und der Geistlichkeit, besonders aber bei dem Bürgerstande der Hauptstadt, der während der langen innern Unruhen von Johann bis Karl VII. einen so großen Einfluß ausübte, gewaltigen Anstoß. Diese Klasse war dem Geiste ihres Ursprunges, einer strengern Achtung vor Sitte und Recht, einer genauern Befolgung der Gesetze der Moral und Gerechtigkeit, die sie von dem Feudalwesen so lange unterschied, ein Vorzug, der mit der Bildung eines glänzendern Hofes von Franz I. an und dessen Einflusse nicht ganz verschwand, aber doch sehr vermindert wurde, damals noch treu geblieben. Orleans hatte sich unkluger Weise mit der Universität von Paris überworfen, indem er den Gegenpapst in Avignon, gegen den sie sich erklärt, beschützte. Die Universität hatte einen großen Theil der pariser Bürgerschaft zu sich hinübergezogen und übte, auf ihren alten Ruhm, ihre Privilegien, die Menge ihrer Lehrer und Schüler sich stützend, auf die öffentliche Meinung einen großen Einfluß aus. Da das religiöse und politische Leben in dieser Zeit noch vielfach in einander griffen und alle kirchlichen Streitigkeiten den Staat unmittelbar in Anspruch nahmen, so mußte eine Anstalt, die während des Sinkens und der Entzweiung der päpstlichen Theokratie sich zum obersten theologischen Tribunal des Königreiches aufgeworfen, auch nothwendig eine politische Macht geworden sein. Diese Universität aber war dem Herzoge nicht nur als Parteihaupte, sondern auch um seiner Persönlichkeit willen abgeneigt. Er hatte die Gewohnheit angenommen, häufig ihrer schon jetzt etwas veralteten Institutionen zu spotten, er begünstigte die nationale Literatur, von der einige Funken sich zu entzünden anfingen, und war der neuen Kunstrichtung geneigt, von der ein Hauch aus Italien herüberzuwehen anfing. Die Universität aber erkannte nicht ohne ein richtiges Vorgefühl, daß, von diesen neuen Bestrebungen aus, für deren Beschützer Orleans galt, ihrer bisherigen Bedeutung ein wenn auch langsamer, aber unausbleiblicher Untergang bevorstehe. Dies allein hätte jedoch eine so glänzende Individualität und erhabene Stellung, wie die des Bruders des Königs, herabzusetzen nicht hingereicht. Aber des Herzogs besondere Lage gab ihn allen Angriffen seiner Gegner preis und machte ihn zu einem Gegenstande des öffentlichen Hasses. Der Herzog von Burgund war ein mächtiger Fürst, dessen Besitzungen, außerhalb des eigentlichen Königreiches liegend, mit diesem nur durch

den Lehnsnexus verbunden waren. Er hatte das Ansehen, alle seine Hülfsquellen nur aus jenen zu ziehen. Obgleich es gewiß ist, daß er häufig von Frankreich große Summen nahm, so war dies doch immer so viel als möglich heimlich geschehen. Das Volk, das ihn an der Spitze eines so bedeutenden eigenen Staates wußte, glaubte nicht, daß er seines Geldes bedürfe. Mit dem Herzoge von Orleans fand hiervon, der Meinung nach, gerade das Gegentheil statt. Er besaß außerhalb Frankreich wenig und man wußte, daß er Alles von dem Lande nahm. Die Unternehmungen, die er in Verbindung mit den Herzögen von Berry und Burgund, die sich ihm aber nie aufrichtig anschlossen und im Geheimen gegen ihn handelten, das letzte Mal z. B. gegen England, vorbereitet und zu deren Ausführung er im Königreiche von allen Klassen große Summen erhoben, waren fast immer schon im Entstehen vereitelt worden. Obgleich die Schuld hierbei weniger an dem Herzog von Orleans, als an den Prinzen, seinen Verwandten, lag, so wußten diese jeden Verdacht geschickt von sich auf ihn zu wälzen. Er galt bei dem Volke, und besonders bei den Bewohnern der Hauptstadt, für den Urheber aller ihrer Leiden. Ungeachtet aller Ursachen zu gegenseitigem Hasse, die zwischen den Häuptern der beiden großen Parteien, die um den Besitz der öffentlichen Macht in Frankreich stritten, stattfanden, ungeachtet der Herzog von Burgund seinen Neffen um die Gunst des Volkes gebracht und seine Plane so oft vereitelt hatte, ungeachtet der dem Interesse des Hauses Burgund so gefährlichen Erwerbung von Luxemburg mitten in seinen Staaten durch den Herzog von Orleans und der Verbindung des letztern mit mehren kleinen der wachsenden Größe Burgunds feindlichen Fürsten, wie dem Herzoge von Geldern, fand zwischen Philipp dem Kühnen und dem Sohne seines Bruders keine persönliche, unausgleichbare Trennung statt. Sie hatten sich nach vielfältigen Streitigkeiten und Feindseligkeiten immer wieder versöhnt. Es war zwischen ihnen nichts Aeußerstes zu fürchten. Philipp der Kühne, obgleich eigennützig und hartherzig, hatte nie ganz vergessen, daß sein Gegner zugleich der Sohn seines ältern Bruders war, dem er sich zu großem Danke verpflichtet hielt. Der Herzog von Orleans, vermöge seines nähern Rechtes auf den Thron die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fordernd, hatte, überhaupt milden Sinnes, und mit seinen Vergnügungen und Zerstreuungen wenigstens eben so sehr als mit seinen Planen des Ruhms und der Vergrößerung beschäftigt, in Burgund nie einen persönlichen Feind, sondern nur einen politischen Gegner erblickt. Zwischen beider Stellung und Gesinnung fand allerdings Stoff genug zu

Hader und Uneinigkeit, aber keiner jener tödtlichen Widerstreite statt, die selbst in gesitteten Zeiten häufig, in rohen aber unvermeidlich den Untergang eines der beiden Nebenbuhler fordern. Ein solcher herrschte aber, wenn auch nicht in dem Gemüthe Orleans', doch in dem des neuen Herzogs von Burgund (1404), Johann ohne Furcht genannt, ein Name, den ihm seine Bewunderer für die in der Schlacht von Nikopolis und während der Gefangenschaft bei den Türken bewiesene Unerschrockenheit beigelegt hatten.

Der glänzenden und liebenswürdigen Gestalt Ludwig's von Orleans war die Johann's ohne Furcht, wie von der Natur selbst, entgegengesetzt worden. Der gegenwärtige Herzog von Burgund besaß wenig äußere Vorzüge. Er war weder groß noch schön, ohne Leichtigkeit des Ausdruckes, die frühe schon, wie die Predigten Peter des Einsiedlers, des heiligen Bernhard, wie neuerdings die Erfolge Stephan Marcel's und Karl's des Bösen beweisen, unter dem celtorömischen Geschlechte der Franzosen viel gegolten hatte. Sein gewöhnlicher Ernst und seine Schweigsamkeit verhüllten einen neidischen, hochmüthigen und gewaltsamen Sinn. Erbe einer so bedeutenden Macht, hatte er sich mit großen Entwürfen getragen, war aber bis jetzt fast überall gescheitert. Seit seiner Niederlage bei Nikopolis war es ihm nirgends gelungen sich hervorzuthun. Bei den zahlreichen Lustbarkeiten, welche den Zweck gehabt, die Geisteskrankheit Karl's VI. zu zerstreuen, die aber sein Gemüth eher verödet als erheitert hatten und die wie wichtige und ernste Geschäfte getrieben wurden, war er von seinem Gegner beständig verdunkelt worden. Bei einem der großen Feste dieser Art, in der alten Abtei von St. Denis, hatte der Herzog von Orleans das Unglück gehabt, der Frau seines Vetters mehr als ihr eigener Gemahl zu gefallen. Orleans hatte seinen Sieg nicht geheim gehalten. Schon bei jenen geselligen Zusammenkünften des vierzehnten Jahrhunderts war der französische Charakter, so wie ihn später Europa in seiner Meinung fixirt hat, die Neigung zu gefallen, der Leichtsinn ein genossenes Glück zu verkünden und die Eitelkeit über die Leidenschaft herrschen zu lassen — deutlich hervorgetreten. Zur Zeit Karl's VI. lebte in den französischen Herzen mehr Phantasie und Freiheit, die Charaktere waren kräftiger und frischer, die Genüsse des Lebens neuer, als in der Epoche Ludwig's XIV., sonst herrschte im Grunde schon dieselbe moralische Disposition vor. Viele Jahre waren seit jener Wunde, die der Ehre oder dem Stolze Johann's ohne Furcht geschagen worden, verflossen, in seinem Gedächtniß aber hatte ihr Schmerz fortgedauert. Zugleich lebte in seinem Innern nichts von der Ehrfurcht und Dankbarkeit

an die ältere Linie seines Hauses, die seinen Vater an einen vollkommenen Bruch gehindert hatten. Er sah sich schon als einen fremden und unabhängigen Fürsten an. Einen reichen Theil seiner Besitzungen verdankte er der Vermählung mit der Erbin von Holland und Hennegau, die ganz außerhalb des Kreises des französischen Lebens lagen und Lehne von Deutschland waren. Die Gründe der politischen Trennung, die zwischen seinem Vater und dem Herzoge von Orleans obgewaltet, waren nicht vermindert worden, der persönliche Haß, den er in sich trug, vermehrte sie noch. Ein gewaltsamer Ausbruch desselben schien natürlich zu sein und war, nach den Nachrichten gleichzeitiger Beobachter, vorausgesehen, von dem Herzog von Orleans sogar vorausgefühlt worden.

Ludwig von Orleans, durch den Tod Philipp des Kühnen von einem erfahrnen und gefährlichen Nebenbuhler befreit, war gegen seinen Nachfolger noch kühner aufgetreten und hatte seine Absicht, sich der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen, offen dargelegt. Er hatte sich von dem Könige die Verwaltung der reichsten aller Provinzen, der Normandie, zu seinen übrigen Statthalterschaften geben lassen, mit der Universität gebrochen, ihre Einmischung in die politischen Verhältnisse abgewiesen und die Regierung einen Augenblick lang an sich gerissen. Dies hätte ohne Zweifel hingereicht, um den Kampf zwischen den beiden Gegnern zu entflammen; ein besonderer Umstand trug dazu bei, ihm einen noch persönlichern Charakter, als sonst geschehen, zu verleihen. Die Lütticher hatten ihren Bischof, einen Schwager des Herzogs von Burgund, vertrieben und waren dabei von dem Herzog von Orleans unterstützt worden. Auch wußte dieser den Papst in Avignon zu Gunsten der empörten Stadt zu stimmen. Wenn Orleans, schon Herr von Luxemburg, seinen Einfluß auf Lüttich behauptete, so hatte Burgund in seinen neuen Staaten, Brabant und Flandern, einen beständigen Krieg zu fürchten. Zugleich ward die Spannung zwischen Orleans und der Universität und, durch den Einfluß letzterer, mit der hauptstädtischen Bevölkerung immer größer. Die Anhänger des Herzogs und die Studirenden oder Clercs geriethen mehrmals in heftige Streitigkeiten mit einander. Als der Prevot des Marchands, ein Günstling Orleans', zwei Clercs, die Verbrechen begangen, hinrichten ließ, machten die Universität und die Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache, schlossen die Hörsäle und Kanzeln und reizten das Volk gegen den Herzog auf. In dieser Krise schien der hochbejahrte Herzog von Berry, der seinen Neffen, einzelner vorübergehender Streitigkeiten ungeachtet,

immer geliebt hatte, für ihn zu fürchten und versöhnte die beiden Vettern, bewog sie zusammen zu kommuniciren und gab ihnen ein festliches Mahl. Beide hatten das Ansehn, ihre gegenseitigen Beleidigungen vergessen zu wollen. Orleans, der selbst in seinen leichtsinnigsten und unruhigsten Tagen nie alle höhern Gedanken und Hoffnungen verloren, war seit einiger Zeit auffallend ernster und besser geworden. Ein geheimes Vorgefühl, daß sein Ende nahe bevorstehe, beschäftigte ihn, wie aus seinem Testament und andern Zeugnissen hervorgeht. Er gab sich, was er übrigens nie ganz unterlassen, jetzt mehr als je den Forderungen und den Vorschriften seines Glaubens hin. Mitten in dieser Sinnesänderung und unter der Maske der Freundschaft und Versöhnung ließ ihn Burgund auf die grausamste Weise im Dunkel eines Winterabends in einer der Straßen des alten Paris (heute Vielle Rue du Temple genannt) ermorden (23. November 1407). Dies war das erste Mal, daß der Greuel eines Verwandtenmordes das Haus der Kapetinger befleckte. Das gute Vernehmen der Nachkommen Hugo Kapet's unter einander, besonders der ältesten Linie dieses Hauses, ist, wie schon im Verfolg dieser Geschichte bemerkt worden, im Vergleiche zu andern Dynastien und in einer rohen und gewaltthätigen Zeit, ein den Charakter dieser Fürsten ehrender und auszeichnender Zug. Die Mehrzahl derselben stellte mehr die gute als üble Seite des religiösen und feudalen Lebens des Mittelalters dar. Unter den Valois, und besonders unter den Bourbons, fängt, der ausgezeichneten Fähigkeiten einiger dieser Könige ungeachtet, das Mark dieses Stammes offenbar schwächer zu werden an, und es beginnt sich zwischen ihm und der Nation ein durch einige besonders begabte, heroische oder intelligente Naturen aufgehaltenes, im Stillen aber immer fortschreitendes Mißverhältniß, zu bilden, das endlich zu einem vollkommenen Bruche führte. Es besteht zwischen den Dynastien, die an der Spitze großer, sich aus sich selbst entwickelnder Völker stehen, denn diese allein haben eine wahrhafte Geschichte, und diesen, außer dem politischen Bande, ein moralisches, unsichtbar und geheimnißvoll, dessen Stärke oder Schwäche in der Gegenwart schwer begriffen werden kann, das aber, wie die Betrachtung der Vergangenheit lehrt, da, wo es einmal locker geworden, durch nichts wieder festgeknüpft werden kann. Die lange Herrschaft der Nachkommen Hugo Kapet's, in der Geschichte der großen Nationen Europas ohne Beispiel, ist aus dem, im Ganzen genommen, sittlichen Sinne derselben und der oft unbewußten, aber immer fühlbaren Harmonie zu erklären, die so lange zwischen dem Geiste dieser Dynastie und

dem der Nation bestanden hat. Der einmüthige friedliche Sinn, der, besonders unter der ersten Linie dieses Hauses, das Zusammenleben der verschiedenen Glieder desselben bezeichnet, hat auf die Bildung ihres Volkes und dessen wachsende Einheit einen großen Einfluß ausgeübt. Die That des Herzogs von Burgund, die unter englischen, spanischen, italienischen Fürsten des Mittelalters nichts Ungewöhnliches gewesen wäre, tritt deshalb, in der Geschichte dieses Geschlechts als mit einem ganz besondern Charakter bezeichnet auf. Sie half die moralische Anarchie jener Zeit nicht wenig vermehren. Ihre politischen Folgen aber waren noch größer. Mit der Ermordung des Herzogs von Orleans beginnt der früher versteckt gewesene Parteikampf offen auszubrechen. Einer der wildesten Bürgerkriege erhebt sich, lockt die Engländer in das Land und bewirkt, daß Frankreich, das einst im elften Jahrhundert mit der Macht einer einzigen Provinz England erobert hatte, im funfzehnten eine Zeit lang unter englische Herrschaft fällt.

Siebentes Kapitel.

Die Ermordung des Herzogs von Orleans hatte, wie dies fast immer die Folge politischer Verbrechen ist, den Knoten, der dadurch aufgelöst werden sollte, nur noch mehr verwirrt. In ganz barbarischen Zeiten oder unter durchaus erniedrigten Völkern gehen solche Greuel, weil sie sich häufig wiederholen, fast unbemerkt vorüber. In dem Frankreich des funfzehnten Jahrhunderts war dies aber nicht möglich. Es herrschte, und dies ist das Verdienst der Kirche um die gesammte Gesittung des Abendlandes, wenigstens in der Meinung ein gewisses absolutes Rechtsgefühl, das so extreme Unthaten nicht gleichgültig aufnahm. Das Christenthum allein hätte indessen zu seiner Bethätigung nicht hingereicht, denn die Grundsätze desselben galten im oströmischen Reiche, wo dergleichen und noch schlimmere Ereignisse alltäglich gewesen, in Italien, wo die kleinen Tyrannen sich vergifteten und erdolchten, in England, wo noch in demselben Jahrhundert, zwischen der weißen und rothen

Rose, ein von den blutigsten Verbrechen befleckter Kampf ausbrechen sollte, ebenso gut als in Frankreich. Hier war aber schon damals die Vorstellung einer politischen Einheit, so weit das Mittelalter eine solche fassen und zulassen konnte, und einer obersten Regierungsgewalt, als unverlierbarer Besitz eines herrschenden Geschlechtes, als eine Personifikation der Nation, nach bestimmten Grundsätzen, erblich, mehr als im übrigen Europa verbreitet. Diese Idee, die im funfzehnten Jahrhundert in Frankreich schon tiefe Wurzeln geschlagen, erlaubte den Großen nicht, sich willkürlich aus ihren gegenseitigen Stellungen zu verdrängen, erhielt gewisse Begriffe von öffentlichen Rechten und Pflichten aufrecht und ließ keine bodenlose und unheilbare Anarchie, die in mehren andern Völkern mit einer allgemeinen Erschlaffung endigte, aufkommen. Dieses Rechtsgefühl, das immer im französischen Volke, wenn es zuweilen auch von den Leidenschaften des Tages verdunkelt worden, mit so großer Energie hervorgebrochen und zahllose Reaktionen verursacht, war aber, seinem innersten Wesen nach, mehr politischer als sittlicher Natur. Die Verletzung der Bedingungen, unter denen das gesellige Leben im Staate besteht, wurde tiefer als das der menschlichen Natur und ihren unwandelbaren Gesetzen angethane Unrecht gefühlt. Daher die Leichtigkeit, mit der das französische Volk sich mit der Verletzung dieser sittlichen Bedingungen des Daseins ausgesöhnt hat, wenn seine politische Größe dadurch nicht litt, oder die Wunden, die dieser geschlagen, wieder geheilt waren. Aus dieser mehr politischen als sittlichen Stimmung des französischen Genius läßt sich allein begreifen, wie die vielen Greuel, die unter den letzten Valois begangen wurden, der Despotismus Ludwig's XIV., die Schreckenszeit, die Unterdrückung aller öffentlichen Freiheiten unter Napoleon u. s. w., in dem Charakter der Nation keinen größern Widerstand gefunden, wie der Bruch, der dadurch in ihrem Wesen hervorgebracht, im Ganzen so schnell wieder ausgefüllt wurde. Diese Eigenthümlichkeit trat schon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts hervor. Die Bewegung über die Unthat des Herzogs von Burgund war anfangs allgemein und sein Opfer wurde nicht nur mit allen den Vorzügen, die ihm wirklich angehörten, geschmückt, sondern bald über alle Gebühr gepriesen und zu einer Art Ideals erhoben. Als man aber in Johann ohne Furcht eine große Macht, verbunden mit dem Willen, dem Lande Frieden und Einheit wiederzugeben, zu finden, als man sich der Hoffnung überlassen zu können glaubte, daß durch seinen Einfluß die innern Spaltungen aufhören würden, gewann das politische über das sittliche Gefühl den Sieg

und sein Verbrechen wurde bald vergessen. Man ging endlich sogar so weit, ihn eher für einen Befreier, als einen Mörder, was er war, zu halten. Diese Stimmung ward so allgemein, daß die Universität von Paris in der Person eines ihrer ersten Doktoren, Jean Petit, die Ermordung Orleans' als zum Besten des Königs und Staates geschehen darstellte. Der geistesschwache Karl VI. konnte diesem Strome nicht widerstehen und erklärte den Herzog von Burgund am Tode seines einzigen Bruders nicht für unschuldig, sondern für gerechtfertigt und suchte ihn mit den Kindern seines Opfers zu versöhnen. Das Alterthum hatte einst Timoleon's Ermordung seines Bruders zu einem Akt der Vaterlandsliebe erhoben. So verkehrt diese Meinung auch war, so hatte sie in der demokratischen Gesinnung der alten Welt wenigstens einen Schein von Wahrheit für sich. Die Apologie Johann's ohne Furcht ging aber aus dem unsittlichen Geiste seiner Zeit und ihrer Anarchie hervor.

Auf einer Versammlung der französischen Großen in Chartres, die Karl VI. nach dem Tode seines Bruders zusammenberufen, waren nicht nur die Klagen der Witwe und Söhne des letztern abgewiesen, sondern mit Burgund ein Vergleich abgeschlossen worden, der ihm fast alle öffentliche Gewalt in die Hände spielte. Der erste Gebrauch, den Johann ohne Furcht von diesen Zugeständnissen machte, war, Montaigu, den Schatzmeister und die rechte Hand des ermordeten Herzogs, unter dem Vorwande von Erpressungen und Veruntreuungen, hinrichten zu lassen. Die Anwendung, die er überhaupt von der ihm überlassenen Gewalt machte, ward von einem Wechsel von Erfolgen und Unfällen bezeichnet, welche die hereinbrechende Anarchie nicht abzuwenden vermochten. Er knüpfte im Norden und Süden Bündnisse an und leitete mehre ihm vortheilhafte Familienverbindungen ein. Er griff Calais an, um es den Engländern zu entreißen, mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. Er besetzte alle öffentlichen Aemter, so viel es ihm möglich war, mit seinen Günstlingen, bemächtigte sich des Dauphin, um in seinem Namen zu handeln, stellte den alten Herzog von Berry in den Hintergrund, konnte aber weder von einer Versammlung des Adels noch des Tiers-etat, die er zusammenberufen, Geld zur Ausführung seiner Plane bekommen. In Frankreich für den Augenblick nicht die gewünschte Unterstützung findend, war er genöthigt, aus seinem eigenen Lande zu schöpfen.

Die Verletzung der sittlichen Gesetze des Lebens an einem so hervorragenden Haupte, wie der Bruder des Königs, begangen,

rächte sich, ungeachtet aller Illusionen und Sophismen, mit denen der auf die Erhaltung des äußern Friedens und den Fortschritt der innern Einheit gerichtete Geist der Nation sich über die Bedeutung jener Katastrophe zu täuschen suchte. Die Partei des ermordeten Herzogs, unter ihm gewissermaßen nur ein Schatten, wuchs nach seinem Tode zu einem großen und mächtigen Körper heran und hinderte eine endliche Beruhigung des Landes, die aus einem widerstandslosen Uebergewicht des Herzogs von Burgund vielleicht hervorgegangen wäre. Dieser, den die Pariser, die schon seit den Unruhen unter Stephan Marcel danach strebten, ganz Nordfrankreich zu leiten, so lange er sie nicht mit Forderungen und Auflagen bedrohte, seinen Gegnern vorgezogen, hatte durch seinen Ehrgeiz die übrigen Prinzen des königlichen Hauses, namentlich den Herzog von Berry, gezwungen, mit dem ältesten Sohne des Ermordeten gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Herzog von Orleans, noch ein Jüngling, besaß nichts als seinen großen Namen, aber sein Schwiegervater, der Graf von Armagnac, lieh ihm seinen Arm, begann an der Spitze seiner tapfern und abgehärteten Bergvölker eine Rolle zu spielen, und in die Geschichte des französischen Volkes den Einfluß des Südens, ein neues Element, das der Norden unter Ludwig VII. zurückgestoßen, unter Simon von Montfort besiegt hatte, einzuführen, das von jetzt an in allen großen Momenten hervortreten sollte und bei dessen Ursprung und Charakter wir einen Augenblick verweilen zu müssen glauben.

Am Fuße der Pyrenäen waltete, von besuchten Straßen und schiffbaren Flüssen entfernt, eine bedeutende Zahl größerer und kleinerer Herren, deren Ursprung sich, da diese Gegenden in frühern Jahrhunderten, bis zu den Karolingern herab, ebenso geschichtlich bedeutend gewesen, als sie seitdem in den Hintergrund getreten, in die Nacht der Zeiten verlor. Unter die bedeutendsten der dortigen Edeln gehörten die Grafen von Armagnac, nach dem Lande, das ihnen gehörte, benannt. Dieser Name ist baskischen Ursprunges, wie der größte Theil der Bevölkerung selbst, ohne daß hiervon auf die Abstammung dieses später so berühmt gewordenen Hauses ein Schluß gemacht werden kann. Die Armagnacs gaben sich, als sie groß geworden, für Merowinger und Abkömmlinge der alten Herzöge von Aquitanien aus, was in neuern Zeiten für eine Fabel angesehen, obgleich nie vollkommen widerlegt worden ist. Auf jeden Fall war dieses Geschlecht sehr alt und schon zu Karl des Großen Zeiten vorhanden. Die Armagnacs hatten sich früh durch ihren kriegerischen Muth furchtbar gemacht und ungeachtet ihrer Verbindung

mit der Hierarchie, denn sie waren Vasallen des Erzbischofes von Auch, als Dränger der Kirchen und Klöster ihres Landes hervorgethan. Als Simon von Montfort sich auf den Süden warf, fühlten sie sich zu schwach, um ihm widerstehen zu können, unterwarfen sich, huldigten ihm und wurden später Vasallen der Grafen von Poitou. Auf diese Art kamen sie allmälig mit dem Norden in Verbindung. Ihre kriegerische Tüchtigkeit, die sie mit der ganzen Bevölkerung der pyrenäischen Gebirge theilten, machte sie den Königen von Frankreich werth. An der Spitze ihrer abgehärteten, leichtfüßigen und verwegenen Bergvölker bildeten sie das erste gute Fußvolk in Frankreich, das beim Sinken des Feudalwesens Bedeutung bekam. Sie gelangten endlich sogar zu der Auszeichnung, sich mit Prinzessinnen aus dem königlichen Hause zu verbinden. Ungeachtet dieser Erhebung behielten die meisten Armagnacs die Sitten von Condottieris und geharnischten Räubern bei und befleckten außerdem ihr Leben im Innern ihrer Familien mit Greueln, die selbst in den rohesten Zeiten im Abendlande selten gewesen. Die Kriege mit den Engländern und die innern Unruhen in Frankreich gaben ihnen eine erwünschte Gelegenheit, ihren Einfluß auszudehnen. Bernhard VII., Graf von Armagnac, hatte einem seiner Nachbarn und Verwandten, dem Vikomte von Fezenzaguet, die Augen ausstechen, ihn mit seinen Söhnen in einen Brunnen werfen lassen und sich ihres Erbes bemächtigt. Nicht lange darauf erklärte er sich für den Herzog von Orleans und leistete ihm im Kriege gegen die Engländer in Guienne gute Dienste. Gleichwohl arbeitete er nur für sich, denn bei einem zweiten Feldzuge, in denselben Gegenden, ließ er ihn im Stiche. Nach dem Tode des Herzogs entschied er sich, von Johann ohne Furcht nichts hoffend, für die Partei Orleans', verband sich mit Karl von Orleans, dem ältesten Sohne des Ermordeten, und legte in die Wage dieses Bürgerkrieges ein solches Gewicht, daß die Partei des verstorbenen Herzogs von ihm ihren Namen bekam und „Armagnacs" genannt wurde.

Es war dies jetzt zum ersten Male, daß die Südfranzosen, oder wenigstens ein bedeutender Theil derselben, die Bewohner des alten Aquitaniens, im Norden zu einem großen und entschiedenen Einflusse gelangten. Die beiden großen Hälften der französischen Nationalität, die sich, im Vergleiche zu frühern Zeiten, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, einander schon näher gekommen, hatten aber doch noch keineswegs gelernt, sich als Landsleute und als Glieder desselben Körpers anzusehen. Vielleicht war der Norden selbst damals noch kriegerischer als der Süden, obgleich Franken und

Normänner in der celto-römischen Bevölkerung längst gänzlich aufgegangen, gewiß aber aufrichtiger, ernster und treuer, als letzter Ueberrest des mit der germanischen Eroberung ihm zuerst aufgedrungenen und allmälig eingeimpften höhern Charakters. Der Süden war ein Gemisch von Iberern, Galliern, Römern, Westgothen, Arabern und Juden, in welchem das römische Element am stärksten, das germanische am schwächsten hervortrat. In diesen bunten Durchkreuzungen der verschiedensten Nationalitäten hatte es dem sittlichen Leben des Volkes an einer festen Grundlage gefehlt. Es war in ihm kein entschiedenes Alles umfassendes Princip, wie im Norden hervorgetreten, und dies ist der Grund, warum dieser allmälig zu einer so großen Ueberlegenheit über jenen gekommen ist. Der Norden aber hat den Sieg über den Süden und die daraus hervorgegangene Verschmelzung in mancher Beziehung theuer erkauft. Die Eroberer haben, wie gewöhnlich, den Besiegten ihre Gesetze und Einrichtungen aufgelegt, dagegen aber auch, wie so oft, Vieles von ihnen in Sitte und Gesinnung überkommen. Denn obgleich noch jetzt, nach so langer Vermischung, sich beide Stämme wesentlich unterscheiden, so ist es doch keine Frage, daß die Nordfranzosen heutzutage viel an den sittlichen Gebrechen leiden, die ihren südlichen Landsleuten von ihren Vorfahren einst mit so großen Eifer vorgeworfen worden und die zwischen beiden Stämmen so lange eine unübersteigliche Scheidewand gebildet hatten. Der Norden hatte seine frühere Ueberlegenheit fast einzig der kräftigen einmüthigen Nationalität verdankt, welche die Eroberung der Franken, die sich hier ausschließend zum herrschenden Volke gemacht, eingeführt hatte. Daraus folgte, daß, als das Lehnswesen sich bildete, das gesammte Dasein des nordfranzösischen Stammes eine und dieselbe Richtung erhielt und, bei wachsender Gesittung, die ursprünglichen Tugenden der germanischen Individualität sich von den meisten der ihr eigenthümlichen Mängel zu reinigen anfingen. Im Süden waren die Traditionen der römischen Welt, aber aus dem Zustande ihres tiefsten Verfalles entlehnt, lebendig geblieben und von dem germanischen Element nur äußerlich verwandelt worden. Der eigenthümliche Zug der römischen Gesittung war, schon zur Zeit ihrer Größe, die Neigung gewesen, das Wesen der Dinge in gewissen äußern Symbolen zu erkennen, ein überwiegender Hang zur Form überhaupt, der durch den heroischen Charakter dieser Nation und ihre erhabene Bestimmung eine höhere Erfüllung erhielt. Die zur Ausbildung einer in ihrer Art unvergleichlichen politischen Verfassung und der Erreichung einer den Erdkreis um-

fassenden Herrschaft nöthigen Eigenschaften in der römischen Individualität hatten, was in diesem Formalismus an und für sich hohl war, ersetzt. In den Theilen der römischen Welt, welche die germanischen Eroberer nur vorübergehend betraten, oder auf die sie mehr ihre äußern Einrichtungen als ihre Gesinnungen übertrugen, blieb diese, jetzt nicht nur jedes höhern Zieles entbehrende, sondern auch von aller Wahrheit und Wirklichkeit getrennte Richtung, die Form über den Gehalt, den Schein über das Wesen zu stellen, lebendig und wurde sogar der unterscheidende Charakter der Völker lateinischen und germanischen Ursprunges. Dieser Gegensatz, der im Mittelalter, das von demselben religiösen und politischen Systeme beherrscht wurde, nur schwach, obgleich immer erkennbar, hervorgetreten, erneuerte sich in der Zeit der Reformation in seiner ganzen Stärke und lebt noch jetzt, ungeachtet einer scheinbar sich überall unter ähnlichen Formen geltend machenden Gesittung, im Innersten dieser beiden großen Zweige des europäischen Stammes. Der Süden Frankreichs besaß, bei einem geringern sittlichen Gehalt, bei weniger kriegerischer Tüchtigkeit im Ganzen, eine größere Ausbildung der äußern Formen des Lebens, eine größere Fülle materieller Vorzüge als der Norden jener Zeit. In Nordfrankreich war das römische Element in der Sprache und dem äußern Leben im neunten Jahrhundert allerdings auch herrschend geworden, der germanische Charakter hatte sich aber dessen ungeachtet, obgleich in sich von Jahrhundert zu Jahrhundert mindernder Stärke, in dem Charakter und der innern Stimmung des Volkes erhalten. Noch heute ist mehr Wahrheit, mehr Natur und Einfalt, mehr moralische Kraft in jeder Beziehung, im Norden als im Süden, in den Massen erhalten, obgleich Paris immer mehr, seinen Sitten und der Richtung seines ganzen Lebens nach, zu einer südlichen Stadt wird. Die frühern Versuche der Südfranzosen, ihren Einfluß über ihre nördlichen Landsleute auszubreiten, sich unter ihnen geltend zu machen, waren, wie unter Anderm die Trennung Ludwig's VII. von Eleonore von Guienne beweist, fast immer mißlungen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte sich der Norden sogar, wie einst im achten unter Karl Martel, auf den Süden geworfen und ihn verheert. Seitdem waren beide Stämme sich allerdings viel näher gekommen, aber ohne sich mit einander zu befreunden. Der Einfluß der Armagnacs, an der Spitze ihrer kriegerischen Abenteurer, auf das Schicksal Frankreichs im funfzehnten Jahrhundert schien den vorhandenen Bruch sogar vermehren, den Norden und Süden eine Zeit lang von einander gewaltsam abstoßen und in die Feindschaft früherer Jahrhunderte

zurückwerfen zu wollen. Aber die nach Beendigung der langen innern und äußern Kriege, welche mehr als einmal das Dasein des Staates selbst gefährdet, in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts um so kräftiger emporstrebende königliche Macht und damit die Richtung auf politische und nationale Einheit knüpfte die zwischen dem Norden und Süden einmal, obwohl unter feindlichen Umständen, begonnene Verbindung wieder an. Die endliche Vereinigung der südlichen Provinzen mit dem Königreich, die Verbindung mit einer im Norden liegenden Hauptstadt, die Ueberlegenheit, welche der zugleich energischere und spekulativere Geist der Nordfranzosen ihnen über ihre südlichen Landesgenossen gab, und eine Menge moralischer und politischer Gründe verbreiteten die Herrschaft der Langue d'Oui, des Wallonisch-Pikardischen, über ganz Frankreich und setzten die provençalisch-catalonischen Idiome der Langue d'Oc oder des Südfranzösischen in die Stellung eines Patois, oder einer nur zu gemeinem Gebrauche bestimmten Mundart herab. Die allgemeinen Formen des Geistes überhaupt, als von der Sprache unzertrennlich, die vorherrschende Tendenz der Politik, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten u. s. w. nahmen im Norden ihren Sitz und herrschten von hier aus über das gesammte äußere Dasein der Nation, während der Süden, besonders von Ludwig XII. an, und überhaupt unter der zweiten Linie der Valois, durch seine Verbindung und Verwandtschaft mit Italien, in dem Geschmack, in den Sitten und Gesinnungen der Großen und damit allmälig in denen des Volkes selbst ein entschiedenes Uebergewicht erlangte. In der Person Heinrich's IV. stieg zum ersten Male ein im Süden geborner und erzogener König auf den französischen Thron. Es war vorzüglich der tapfere Adel zwischen den Pyrenäen und der Garonne, der diesem Fürsten in den schwierigsten Momenten treu geblieben war. Eine Menge südlicher Abenteurer folgten dem Ersten der Bourbonen, den sie als ihren Landsmann ansahen, und auf dessen Gunst sie besondere Ansprüche zu haben glaubten, als er von dem Königreiche Besitz nahm, zum großen Verdruß der Nordfranzosen. Unter Ludwig XIII. wurden südliche Sitte und südlicher Geist unter der italienischen Mutter und der spanischen Gemahlin dieses Königs immer vorherrschender. Während der langen Minderjährigkeit Ludwig's XIV. stand ein italienischer Minister an der Spitze des Staates. Unter Ludwig XIV. bildete sich die politische Einheit Frankreichs in der autokratischen Form der Regierung, dem Dasein eines aus allen Theilen des Reiches zusammengesetzten Hofes, eines aus allen Provinzen genommenen Heeres- und Be-

amtenwesens vollkommen aus. Der Norden und Süden erschienen als unauflöslich verbunden, obgleich die Ueberlegenheit des erstern in der großen geistigen Blüte dieser Epoche hervortrat, denn die Mehrzahl der Schriftsteller und Künstler der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, die für die intellektuellen Gesetzgeber der Nation anzusehen sind, gehörte dem Lande nördlich von der Loire an. In der Revolution hatte Frankreich einen Augenblick lang das Ansehn, sich gänzlich spalten zu wollen, und der Süden machte Miene, mitten in diesem Chaos ein eigenthümliches Dasein für sich in Anspruch zu nehmen. Gedanken an die alte Trennung erwachten von Neuem. Endlich erhob sich in Napoleon ein Mann von südlicher Herkunft und nordischer Bildung und legte die letzte Hand an das Werk dieser einst unter so feindlichen Auspicien begonnenen Verbindung. Unter ihm schien das französische Volk, von demselben Hebel in Bewegung gesetzt, im Norden und Süden dieselbe Richtung eingeschlagen zu haben. Sein gewaltiger Wille hielt Alles in einem gleichmäßigen Schwunge. Merkwürdig ist es jedoch immer, daß auch damals das innere ideale Leben und seine bedeutendsten Aeußerungen sich mehr im Norden als im Süden entzündet haben, während dieser eine große Menge glücklicher militairischer und politischer Talente hervorbrachte. Unter der Restauration that sich im öffentlichen Dienste, der Diplomatie, der Finanzen, der Justiz, eine bedeutende Anzahl Südländer hervor, die unter andern Formen an die Invasion der gaskognischen Hofleute und Glücksritter zur Zeit Heinrich's IV. und an die Epoche der Girondisten erinnerte. Die Juliusrevolution hat hierin nichts geändert. Die ersten Männer, die sie zu ihrer Vertheidigung und Bezähmung gewählt, gehören meist dem Süden an. Der Fülle von Geist und Thätigkeit ungeachtet, die der Süden seit seinem Zusammentreffen mit dem Norden entwickelt, ist es nichts desto weniger wahr, daß die Geschenke, die er seinem Halbbruder gemacht, weniger Werth und Bedeutung besitzen als die, welche er von ihm empfangen hat, und daß der sittliche Einfluß des Südens auf den Norden zu allen Zeiten mehr übel als günstig gewirkt und die französische Nationalität um die letzten Reste ihres germanischen Elements und der mit ihm zusammenhängenden Vorzüge gebracht hat. Noch heute liegt die wahre Kraft Frankreichs mehr im Norden als im Süden. In der Bretagne, der Normandie, in Lothringen und Champagne ist mehr Kraft und Tüchtigkeit als in der Gaskogne, Languedoc und der Provence zu finden.

Damals, im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, schienen die beiden großen Hälften der französischen Nationalität noch keine Ahnung von ihrer spätern Bestimmung und Vereinigung zu haben. Ihr feindliches Zusammenstoßen erweckte die in ihnen seit langer Zeit schlummernde, aber nie verschwundene Antipathie. Der Süden war dem Norden ein Greuel. Seine Züge, seine Sitten, seine ganze Persönlichkeit schien ihm etwas Unchristliches und Mohrenhaftes zu haben. Der Norden ward dagegen vom Süden verachtet, der die sittlichere Natur desselben für einen Ausdruck der Schwäche und Beschränktheit ansah. Diese Meinung findet noch heute, nicht sowohl in Frankreich, als zwischen dem Norden und Süden, dem lateinischen und germanischen Stamme überhaupt, wenigstens im Gefühle der Massen statt. Ersterer nicht geneigt, vielleicht selbst unfähig, die moralischen Vorzüge des letztern anzuerkennen, sucht den Grund der mehr auf die Realisirung des Guten, als auf die Befriedigung der eigenen Individualität gerichteten Natur des Nordens, in einem Mangel an Phantasie, an Willen und Leidenschaft, und die innere Ueberlegenheit seines Gegners herabsetzend, täuscht er sich noch mehr über sich selbst als über diesen. Die Nordfranzosen trugen im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, wie früher bemerkt worden, noch einige Spuren des germanischen Charakters, der hier tiefer als im Süden in das celto-römische Element eingedrungen, in sich, und dieser Unterschied hätte allein hingereicht, um die beiden Stämme auseinander zu halten. Die Art aber, wie die Südfranzosen sich bei dieser Gelegenheit in die innern Verhältnisse ihrer nördlichen Landsleute eindrängten, war besonders dazu geeignet, die bestehende Abneigung zu vermehren.

Wir haben oben erwähnt, wie der Herzog von Burgund sich umsonst bemüht hatte, die Früchte seines Verbrechens der Ermordung des Herzogs von Orleans zu ernten. Die Partei des Ermordeten war nach seinem Tode stärker und mächtiger als während seines Lebens geworden. Ungeachtet des Vertrages von Chartres und mehrer politischen Bündnisse, die, nach der Sitte der Zeit, durch Familienverbindungen befestigt wurden oder befestigt werden sollten, hatten sich die meisten Großen, die Herzoge von Berry, Bourbon, Bretagne, die Grafen von Clermont und Alençon u. s. w., die sahen, daß Burgund alle Gewalt an sich allein bringen wollte und die andern für nichts zählte, gegen ihn erklärt. Sein Versuch, sich der Hauptstadt und der übrigen großen Städte zu bemächtigen, indem er ihre Abgeordneten in Paris versammelte und von ihnen Geld verlangte, war ebenfalls mißlungen. Die Masse der pariser

Bevölkerung blieb ihm zugethan, aber die Reichen weigerten sich seine Plane zu unterstützen. Um seinen Gegnern, an deren Spitze bis jetzt der Herzog von Berry stand, das Gleichgewicht zu halten, war er genöthigt, Kriegsvolk aus seinen eigenen Landen kommen zu lassen. Eine Menge brabanzonischer und flamändischer Söldner warfen sich auf den Norden Frankreichs und verwüsteten und plünderten die Umgegend von Paris. Die Universität, die seit Philipp dem Schönen gewohnt gewesen, von Zeit zu Zeit als ein politischer Körper aufzutreten, suchte die innere Ruhe wiederherzustellen, indem sie vorschlug, die Häupter der beiden Parteien, Burgund und Berry, von den Geschäften zu entfernen. Burgund gewiß, daß ihm durch Verbündete und Begünstigte ein vorherrschender Einfluß in Paris bleibe, nahm diesen Vergleich an, der von dem Orte, bis zu dem die Partei Orleans', unter der Anführung Berry's, vorgerückt war, der von Bicetre (1410) genannt wurde. Dieser Friede oder Waffenstillstand dauerte nur einen Augenblick lang. Es gelang dem Herzoge von Burgund einen seiner Anhänger, den Grafen von St. Pol, zum Befehlshaber von Paris zu machen. Seine Gegner fuhren jedoch in ihren Zurüstungen zum Kriege fort und machten Anstalt, die Hauptstadt zu belagern. In diesem Augenblicke langte der Graf von Armagnac mit seinem aus Abenteurern und Söldnern der meisten mittäglichen Provinzen bestehenden Kriegsvolke an. Burgund verstärkte sich mit Flamändern und Brabanzonen ähnlichen Schlages. Die Hauptstadt, in der die niedern Klassen sich dem Schein nach aus eigener Bewegung, im Grunde aber für den Herzog von Burgund zu regen anfingen, ward in Vertheidigungsstand gesetzt. In der Umgegend schlugen sich die Nordfranzosen, die den Fahnen Burgunds folgten und, obgleich verschiedenen Provinzen angehörig, unter dem Ausdrucke Bourgignons zusammengefaßt wurden, gegen ihre südlichen Landsleute, welche die Partei Orleans' ergriffen und von ihrem Anführer Armagnacs genannt wurden. Bei diesem Zusammentreffen trat der Charakter der letztern im grellsten Licht hervor und erneuerte das Gefühl des Hasses, das die beiden Stämme derselben Nation in frühern Zeiten getrennt hatte. Die Verwüstung der Umgegend von Paris erfüllte die Bewohner mit Schrecken, denn jeden Abend stand der Horizont in Flammen. Aber diese Art der Kriegführung war damals allgemein, den herrschenden Sitten gemäß, und konnte Verzweiflung, aber keine eigentliche Erbitterung erregen. Auch war dabei nicht zu unterscheiden, ob dieses Unglück von dem nordischen oder südlichen Kriegsvolke ausging. Die Flamänder und Pikarden galten sogar, und wie es scheint mit Recht,

für die ärgsten Plünderer. Was aber die südfranzösischen Söldner unter Armagnac ihren nördlichen Landsleuten und besonders den Bewohnern der Hauptstadt so verhaßt machte, war nicht sowohl ihre Raubsucht, das allgemeine Laster jener Zeit, als vielmehr ihre Grausamkeit und zwecklose Blutgier, die sie antrieb, ihre Opfer zu entmannen, zu verstümmeln, und ihre offenbare und muthwillige Verachtung des Heiligen, der Geistlichkeit, der Kirchen und Klöster. Sie schnitten den Landleuten und Gefangenen oft zu ihrem Vergnügen Nasen und Ohren, oder hieben ihnen Hände und Füße ab, tranken aus den Abendmahlskelchen, schnitten sich aus den kirchlichen Ornaten, selbst den Kirchenfahnen und Heiligenbildern, Kleider zu ihrem Gebrauch. Zu dieser Grausamkeit, den meisten südlichen Völkern, ungeachtet ihrer scheinbaren Anmuth der Rede und Bewegung, mehr als dem Norden eigen, gesellte sich der die Südfranzosen vor allen Südländern auszeichnende Hang zum Spott, die Neigung, das Böse auf eine Art zu vollbringen, die ein vollkommenes Bewußtsein über dasselbe und zugleich die größte Gleichgültigkeit über das Urtheil dessen, dem es zugefügt wird, beweist. Dieser charakteristische Zug, der sich später im ganzen französischen Volke wiederfindet und ihm mit Recht vorgeworfen wird, gehörte damals mehr dem Süden an und ist durch dessen Einfluß allmälig allgemein geworden. Die Grausamkeit und Plünderungssucht, mit Spott und Hohn verbunden, war für die Nordfranzosen so unerträglich, daß ihnen die Engländer, die sie nicht mit vorübergehenden Uebeln heimgesucht, sondern ihre nationale Unabhängigkeit bedroht hatten, weniger verhaßt als ihre südlichen Landsleute wurden. Der Herzog von Burgund schloß mit England in seiner Eigenschaft als Graf von Flandern zuerst einen Handelsvertrag ab und verlangte dann Hülfsmannschaft, indem er seine Tochter dem ältesten Sohne Heinrich's IV. versprach. Die Engländer rückten wirklich in Frankreich ein und die Armagnacs mußten sich nach der Loire zurückziehen. Berry, Orleans und Armagnac vertheidigten aber Bourges, das von Burgund belagert wurde. Der Mangel an Lebensmitteln, die benachbarten Sümpfe führten eine ansteckende Krankheit herbei und es ward endlich ein Vertrag, der von Bourges genannt (1412), abgeschlossen, in welchem Burgund die Herausgabe der in Beschlag genommenen Güter der Partei Armagnac, was er aber nicht erfüllen konnte, versprach. Dies war seit der Ermordung Ludwig's von Orleans der dritte Frieden oder Waffenstillstand, den die beiden großen Parteien, welche die Regierung, den Reichthum und die Macht des Landes zu ihren Zwecken auszubeuten suchten, abschlossen.

Die Ermordung Orleans', deren angeblicher Beweggrund die Befreiung des Königreiches durch die Wegschaffung eines übermächtigen und um sich greifenden Parteihauptes gewesen, war im Gegentheile die Ursache immer größerer Verwirrung, immer wachsender Verwüstung, immer hoffnungslosern Elends geworden. Die Begehung eines politischen Verbrechens ist zuweilen einzelnen Individuen, wenn auch selten, nützlich gewesen, hat aber noch niemals, so weit die Geschichte reicht, den Leiden eines Landes abgeholfen. Denn böser Same trägt böse Früchte, und es findet im Leben der Völker ein innigerer und sichtbarerer Zusammenhang zwischen den Mitteln und Zwecken, den Ursachen und Wirkungen, als in dem der Einzelnen statt. — — Die Partei Armagnac oder Orleans, die sich von Burgnnd nur durch Hülfe der Engländer aus ihrer früher so vortheilhaften Stellung verdrängt sah, suchte letztere um jeden Preis auf ihre Seite zu ziehen. Johann ohne Furcht, der ohne Zweifel noch weniger Nationalgefühl als seine Gegner, aber mehr Vertrauen auf seine eigene Macht besaß, war seiner Verbündeten sehr bald überdrüßig geworden, und hatte sogar Kriegsvolk nach Guienne geschickt, um sie dort anzugreifen. Der Graf von Armagnac schloß sich sogleich den Engländern an und ging mit ihnen, im Namen seiner Partei, einen Vertrag ein, der beweist, wie sehr der Parteihaß über die Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland, wie sehr der persönliche Vortheil über die Rücksicht auf das öffentliche Wohl zum Sieger geworden war. Kurz vorher, als Burgund sich mit England verbunden, hatten seine Gegner ihn beschuldigt, daß er die Abtretung der Normandie und Guienne versprochen. Die Armagnacs aber gingen jetzt so weit, dem Könige von England als ihrem Lehnsherrn zu huldigen, übergaben ihm zwanzig befestigte Plätze im Süden und machten sich anheischig, ihm zur Erlangung seiner Ansprüche auf Frankreich selbst zu verhelfen. Für solche Opfer versprach Heinrich IV. den Herzögen von Berry und Orleans den Besitz von Poitou, Angoumois und Perigord, aber nur auf Lebensdauer. Dem Grafen von Armagnac ward das erbliche Eigenthum seiner Lehne bestätigt. Dieser Vergleich, von Seiten der beiden Prinzen des königlichen Hauses ein offenbarer Verrath gegen den Thron und das Land, war ein Werk Armagnac's, der allein daraus Vortheil gezogen und', wie er immer gethan, dabei einzig sein Interesse im Auge gehabt hatte. Der Herzog von Berry war schon hochbejahrt, und der Herzog von Orleans, noch sehr jung und ohne Erfahrung, stand durchaus unter dem Einflusse Armagnac's, seines Schwiegervaters. Sobald man

diese Umstände nicht erwägt und besonders den Haß sich nicht vergegenwärtigt, den der Tod Ludwig's von Orleans in seinen Söhnen gegen den Mörder erregt, an dem sie um jeden Preis, und selbst den der Rechte ihres Hauses und ihrer eigenen, Rache nehmen wollten, würde man einen solchen Vergleich, wie den mit Heinrich IV. von England abgeschlossenen, für unmöglich halten. Als die Kunde desselben sich in Paris verbreitete, erregte sie in allen Ständen, unter Jung und Alt, Männern und Frauen, eine außerordentliche Bewegung. In solches Unglück versank ein Land, das, bei der Unfähigkeit seines Königs, dem Ehrgeize und der Habsucht seiner Großen, sich noch nicht selbst zu helfen verstand, in welchem es eine Nation, im natürlichen Sinne des Wortes, aber noch nicht im politischen gab, wo die verschiedenen Stände und Provinzen, auf sich selbst beschränkt und in sich vereinzelt, sich noch nicht als Glieder desselben Ganzen zu fühlen gelernt hatten. Eine Epoche noch tieferer Erniedrigung, noch größerer Drangsale, noch wilderer Verwirrung als selbst in den Zeiten der Gefangenschaft König Johann's, beginnt jetzt, als Paris, ohne das Maß seiner Kraft und die Macht der Umstände zu erkennen, von Neuem den Versuch macht, sich und das Land durch eigene Anstrengung zu retten.

Achtes Kapitel.

Die Unzulänglichkeit der Parteien Burgund und Armagnac, dem Königreiche Ruhe und Ordnung wiedergeben zu können, war längst offenbar worden. Beide hatten nur in ihrem Vortheil gehandelt und abwechselnd das Land selbst verrathen. Die Geistlichkeit und der Adel, die in frühern Zeiten den Staat vielleicht gerettet hätten, besaßen jetzt hierzu weder Kraft noch Willen. Beide waren, die Formen ihres äußern Daseins bewahrend, in ihrem Wesen zu sehr verwandelt, zu sehr geschwächt worden. Sie standen nicht mehr, wie einst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, an der Spitze der Nation und hatten diese Stellung dem Königthume für immer abgetreten. Dieses Königthum, obwohl seinem Princip nach so

mächtig, war in seiner Anwendung unter einem geisteskranken Fürsten, wie Karl VI., zu einem Schwert ohne Griff geworden, das Niemand recht zu brauchen und anzugreifen verstand. Die Art Regeneration eines Volkes und Staates, die unter außerordentlichen Umständen im Alterthum und dem Orient zuweilen möglich gewesen, wo eine aus der Menge plötzlich auftauchende Erscheinung sich als einen Retter verkündete, war unter der Herrschaft des Feudalwesens, das dem Individuum eine für immer bestimmte Stellung anweisend, seiner Thätigkeit, wenn auch nicht eine unverrückbare Bahn anwies, dieselbe aber doch in schwer zu überschreitende Grenzen einschloß, unmöglich geworden. Es mußte also in den bestehenden Kreisen, unter den einmal herrschenden Verhältnissen, das Heilmittel für so viele Verwirrung, so viel schon erfahrnes und noch zu befürchtendes Unglück gesucht werden. Die Kirche und der Adel aber waren in sich gespalten. Es gab zwei Päpste, in Rom und Avignon, und zwei politische Häupter, Burgund und Armagnac. Es mußte also den Bürgern, dem dritten Stande, denn die Masse der Nation, die Landleute, zählten noch immer für keinen solchen, der Gedanke einkommen, daß ihm die Aufgabe geworden, das wankende Gebäude des öffentlichen Lebens zu stützen. Die einzige Möglichkeit lag hierzu in der Bevölkerung der Hauptstadt, die durch Menschenzahl, Reichthum, mehr aber noch durch ihren Namen und den mehr als vierhundertjährigen Besitz der Regierung in ihren Mauern über alle andern Städte des Landes hervorragte. Diese selbst war zwar von dem Uebel der Parteisucht, das den Adel und die Geistlichkeit in sich trennte, keineswegs frei, denn sie hatte sich entschieden für den Herzog von Burgund ausgesprochen, aber doch nur insofern, als sie diesen für mächtig genug hielt, in dem Königreiche Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Die Bürger hatten sich nicht, wie die Edeln und die Geistlichen, um ihres eigenen Interesses willen für die eine der streitenden Parteien erklärt. Sie hatten nicht die Absicht, außerhalb ihres Kreises zu herrschen oder sich an die Spitze des gesammten Staates zu stellen. Ihre Absicht war, ein Gewicht in die Wagschale des öffentlichen Lebens zu werfen, dessen Gleichgewicht wiederherzustellen und die so lange sinkende und steigende Bewegung der beiden großen Parteien zu beruhigen. Wenn einzelne hervorragende Individualitäten, wie einst Stephan Marcel, für den Augenblick einen entschiedenen Einfluß auf die Regierung selbst in Anspruch genommen und in ihrem Walten an die Ehrsucht älterer und neuerer Demagogen erinnert hatten, so konnte es der Masse des dritten Standes in jener Zeit nicht einfallen, die ge-

sammte Staatsgewalt in ihre Hände bringen zu wollen. Ihr Ursprung, ihre Art zu sein war nicht nur dem Gelingen eines solchen Plans, sondern auch seiner bloßen Auffassung entgegengesetzt. Ihre einzige Stütze war, seitdem die Kirche gesunken, das Königthum geworden, in dessen Macht allein sie für sich Schutz und in gefährlichen Augenblicken für das Ganze Rettung suchte. Dieses Königthum war aber in der Person Karl's VI. fast ganz unthätig geworden und sie glaubte demselben zu Hülfe kommen, es mitten in dem Zusammenstoßen der kämpfenden Parteien erhalten zu müssen. Dieser Bürgerstand der Hauptstadt, dem ein solcher Gedanke übrigens bei der Unzulänglichkeit aller andern Hülfsmittel natürlich erscheinen mußte, war aber seiner Mehrzahl nach nicht nur nicht zu roh und unerfahren, sondern auch zu schwach, um einen solchen Plan vollführen zu können. Aus seiner Einmischung in die bestehenden Verhältnisse ging, wie unter Marcel, eine nur noch größere Anarchie derselben hervor und es stand diesmal keine so feste und kluge Gestalt, wie Karl V. gewesen, im Hintergrunde, um zuletzt Alles durch das Gewicht seiner Würde und die Weisheit seines Rathes in Ordnung zu bringen. Dieser Tiers-etat, der später in Frankreich alle übrigen Klassen theils in sich aufzunehmen, theils zu verwandeln bestimmt war, bestand im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts großentheils aus einer unwissenden und unbegüterten Menge von Krämern und Handwerkern. Die unter ihnen, welche, vom Glücke begünstigt, zu größerm Wohlstande emporstiegen, kauften meist adelige Grundstücke und traten dadurch, ohne sich deshalb gänzlich von ihrem Stande zu trennen, in eine nur entfernte Berührung zu demselben. Andere wurden Beamte und Räthe der Krone, Mitglieder des Parlaments. Noch Andere traten in die Reihen der Kirche ein und schieden dadurch gänzlich aus dem Tiers-etat heraus. Was diesem blieb, war die Masse der ärmern und unwissenden städtischen Bevölkerung, und diese wurde in Zeiten der Bewegung von einzelnen ehrgeizigen Häuptern, dem Namen nach zu ihrem Stande gehörig, dem Wesen nach ihm fremd, im Interesse einer der kämpfenden Parteien, nur selten in dem des Rechts und der Ordnung geleitet. Hätte sich der Tiers-etat des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts als ein durchaus eigener, unabhängiger, abgesonderter Stand, wie es bei dem Auftreten der freien Kommunen im zwölften Jahrhundert das Ansehn hatte, ausbilden können, und wie es einst die Plebejer in einer gewissen Epoche der römischen Republik gethan, hätte er es vermocht, die zu Reichthum und Ansehn gekommenen Glieder desselben in seiner Mitte

festzuhalten, was aber der ganze Zustand des Staates, besonders das Dasein der Kirche unmöglich machte, so würde es ihm vielleicht möglich gewesen sein, sich an die Spitze der gesammten Gesellschaft zu stellen und deren Gestalt vollkommen zu verändern. So aber bestand er aus einer mehr zahlreichen als mächtigen Klasse, von der sich Alles, was vom Glücke begünstigt wurde, mehr oder weniger trennte. Diese dem Bürgerstande des funfzehnten Jahrhunderts eigenthümlichen Verhältnisse, die lange dieselben bleiben sollten, erklären, warum es ihm damals nicht gelingen konnte, ungeachtet der Erschütterung des Bestehenden, das Ruder des Staates zu ergreifen, und warum er, trotz des fortwährenden Sinkens der Kirche und des Adels so spät dazu gekommen ist, die Nation selbst zu werden.

Nach den mißlungenen Versuchen des Herzogs von Burgund, die Reichsstände zu versammeln, nachdem die Universität in ihrem Streben, die öffentlichen Angelegenheiten in ihrem Sinne zu leiten, besonders dadurch, daß das Parlament ihr seinen Beistand versagt, gescheitert, hatte sich die Partei des Herzogs endlich an die Masse der pariser Bevölkerung gewandt und, auf diese gestützt, sich zu behaupten versucht. Nachdem die Bürger der Hauptstadt im Anfange der Regierung Karl's VI. entwaffnet und ihrer Vorrechte als Gemeindeglieder beraubt worden, hatte sich unter ihnen nur in einer einzigen Klasse eine gewisse Kraft und Tüchtigkeit, die damals von der Führung der Waffen, oder dem, was deren Stelle vertritt, unzertrennlich war, erhalten. Die Metzger, in der schon großen Stadt sehr zahlreich, von einer Schaar kräftiger Gehülfen und Diener umgeben, mit dem benachbarten Landvolke in ununterbrochenem Verkehr stehend, waren zu jener Zeit die reichste und einflußreichste bürgerliche Innung geworden. Dieses Gewerk, früher von den Königen und den großen geistlichen Lehnsherren, die fast den ganzen Grund und Boden des alten Paris besaßen, dem Bischofe, den Aebten von St. Genevieve, St. Germain des Prés, St. Martin des Champs u. s. w. begünstigt, hatte sich von jeher unter seines Gleichen durch Wohlstand, Ansehn und Entschlossenheit ausgezeichnet. Sein Geschäft war allmälig in denselben Familien fast erblich geworden, ein Vorzug und eine Eigenheit dieses Gewerbes, die sich in Paris lange erhalten hat. Der Grund hiervon lag außer der Einträglichkeit desselben in der Bestimmung seiner Statuten, welche die Fleischer verpflichteten, dies Handwerk nicht nur in ihrem Namen, sondern persönlich zu führen, wodurch sich, ungeachtet des steigenden Reichthumes dieser Familien, ungefähr immer derselbe Grad der

Bildung unter ihnen erhielt, so daß sie nicht, wie dies bei andern begüterten Gewerben der Fall war, aus ihrem Stande allmälig herausschieden, sondern von Generation zu Generation großentheils in ihm verharrten. Diese Leute traten jetzt an die Spitze der hauptstädtischen Bevölkerung. Denn die vornehmern Bürger, die als Advokaten, Notarien u. s. w. in mannigfachen Verhältnissen zum Parlament standen, die von dem Ertrage ihrer Güter lebten, oder sich mit dem höhern Handel beschäftigten, und aus denen sonst die städtischen Würdenträger genommen wurden hatten sich in dieser gewaltsamen Zeit, besonders da so manche von ihnen, als Räthe und Schatzmeister der Fürsten, bei vorkommenden Gelegenheiten von diesen ihren Feinden aufgeopfert worden, von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Unter jenen Metzgern zeichnete sich besonders ein gewisser Caboche, der noch nicht einmal Meister war, durch seine Entschlossenheit und seinen Einfluß auf die Menge aus, so daß seine Partei häufig nach ihm „Cabochiens" benannt worden ist.

Diese Partei im pariser Volk, die diesmal mit mehr Kühnheit und für etwas längere Zeit, als unter Stephan Marcel geschehen, ihr Haupt emporhob, handelte, wie natürlich, weder aus eigenem Antrieb, noch entschied sie sich aus eigener Ueberzeugung, sondern wurde, wie fast immer in solchen Fällen, von höhern und außer ihrem Kreise stehenden Einflüssen geleitet. Indessen regte sich in ihm das Gefühl der vorhandenen Uebelstände und der kräftige Wille, denselben abzuhelfen, aber Urtheil und Einsicht lagen einem solchen Kreise fern. Das lange und sich täglich mehrende Elend des Landes, die immer wieder gebrochenen Vergleiche der großen Parteiführer, die Zaghaftigkeit der reichen Bürger hatten endlich dem rohesten, aber kräftigsten Theile der Bevölkerung die Meinung aufgedrungen, daß die Rettung des Staates und der Kirche von ihm abhänge. Das Ideal dieser „Cabochiens" war noch immer der Herzog von Burgund, obgleich, wie dies in einem so anarchischen Zustande zu geschehen pflegt, die Menge zuweilen plötzlich von Mißtrauen gegen ihn erfüllt wurde und in einem dieser Anfälle den von ihm eingesetzten Prevot mit dem Tode bestraft hatte. Indessen galt er, besonders im Gegensatze zu den Prinzen, die durch den letzten Vertrag mit den Engländern das Vaterland verrathen hatten, für einen Freund desselben. Außerdem bedrohten die Herzöge von Berry, Orleans und der Graf von Armagnac mit ihrem Kriegsvolke die Hauptstadt und verheerten deren Umgebungen. Die Universität übte auf diese Menge durch ihre fanatischen und populairen Predigten einen großen Einfluß aus. Eustache de Pavilly, ein Karmeliter

(die Bettelmönche besaßen um diese Zeit Lehrstühle an der pariser Universität), war der thätigste dieser Prediger, der in Verbindung mit einem Wundarzte, Jean de Troyes, bei allen entscheidenden Gelegenheiten hervortrat. Die Metzger, denn da sie an der Spitze des Volkes standen, so werden sie, obgleich sie nicht Alles selbst thaten, fast immer allein erwähnt, hatten bei dieser ganzen Bewegung kein eigentlich auf den Umsturz alles Bestehenden gerichtetes Ziel, wodurch sie selbst verloren haben würden, sie wollten im Gegentheil den Frieden zwischen den beiden großen Parteien, Burgund und Armagnac, und Krieg gegen den auswärtigen Feind, die Engländer. Da sie aber verschiedenen Einflüssen ausgesetzt waren, häufig von ihren Anführern verrathen wurden und noch häufiger sich von ihnen verrathen glaubten, so traten bei solchen Veranlassungen die gewaltsamsten Scenen hervor, bei denen, statt der Vernunft und Gerechtigkeit, Willkür und Grausamkeit sich geltend machten. Eine eigenthümliche Mischung von Treuherzigkeit und Roheit, welche die Sitten und die Denkungsweise jener Zeit charakterisirt, wird z. B. in ihrer Entrüstung darüber sichtbar, daß der Dauphin des Abends um elf Uhr noch Musik in seinen Gemächern hat und tanzt. Sie betrachten dies als eine große Unordnung, klagen seine Erzieher und Freunde hart an und empfehlen ihm durch ihre Sprecher eine stillere und regelmäßigere Lebensart an. Sie zeigen für die Person des Königs die größte Ehrfurcht, nehmen aber auf seine Umgebungen, selbst auf die Königin, nur geringe Rücksicht. Dann aber bricht wiederum die angeborne und durch die Umstände entflammte Wildheit des Pöbels hervor. Sie ermorden die schuldigen oder unschuldigen Rathgeber des Hofes und bedrohen alle Verdächtige. Der Dauphin wünschte von den Prinzen befreit zu werden und die Hauptstadt verlassen zu können. Die Metzger verhinderten es aber, indem sie das Schloß Tag und Nacht bewachten. Indem die Wohlhabendern und Verständigern unter den Einwohnern sich von diesen Unruhen immer mehr zu entfernen suchten, so trat allmälig immer mehr der niedrigste Pöbel an die Spitze dieser Bewegung, bis, wie in allen ähnlichen Fällen, die ausgetretene Flut aus Mangel an Zufluß sich zurückzuziehen und der wilde Wirbel in sich zu versiegen begann.

Man würde sich jedoch sehr irren, wenn man in dieser Anarchie nichts als den verborgenen Einfluß einzelner Ehrgeizigen, oder den Hang des Volkes zu Zerstörung und Ausschweifung erkennen wollte. Die Regierung des Staates war seit langer Zeit, mit Ausnahme der kurzen Epoche Karl's V., in schwachen und unglücklichen Händen

gewesen. Seit dem Tode Philipp des Schönen, seit einem Jahrhundert, war die Bahn des Fortschrittes, auf der sich früher das französische Leben bewegt hatte, durch inneres und äußeres Unglück, gewaltsam geschlossen worden. Dem Volke, allerdings weit entfernt hierüber ein deutliches Bewußtsein zu haben, war jedoch die Selbstsucht und Verdorbenheit derer nicht entgangen, die an seiner Spitze standen. Daher von den Zeiten Stephan Marcel's an die Versuche, den allgemeinen Gang der Regierung zu verbessern, die vorhandenen Mißbräuche abzustellen und einen politischen und administrativen Codex hervorzubringen, um die Wiederkehr jener Uebelstände zu hindern. Die oben erwähnte Ordonnance de Reforme unter dem König Johann war aus dem Gefühle dieses Bedürfnisses hervorgegangen. Auch jetzt war, mitten unter den Unruhen und ungeachtet des Parteigeistes, der Wunsch nach einer festern Ordnung, nach bessern Einrichtungen, mit großer, aber nicht dauernder Kraft erwacht. Denn die eine Zeit lang in der Hauptstadt wüthende Anarchie war nicht, wie die Bewegungen eines sterbenden Volkes, ein Beweis der innern Auflösung, sondern, wie die Krise in einem überkräftigen Körper, ein Zeichen der einstigen Genesung gewesen. Aus dieser Zerrüttung ging mit Hülfe des Parlaments, der Universität, der Geistlichkeit und der Bürger eine große Ordonnanz, von dem Könige 1413 unterzeichnet, hervor, die für alle Theile der Rechtspflege und Verwaltung neue Bestimmungen schuf und, wie die Verordnung unter Johann der Versuch eines politischen Codex gewesen, so für den eines administrativen gelten kann. Diese Ordonnanz konnte ebensowenig wie die von 1357, bei dem Unglücke der Zeiten, zu einer vollständigen Anwendung gebracht werden, ist jedoch bei spätern Einrichtungen und Verbesserungen vielfältig benutzt worden und kann für einen Beweis gelten, daß ungeachtet der Zerrüttungen und Drangsale aller Art, die Frankreich seit so langer Zeit erlitten, das Gefühl seiner Bestimmung und der davon unzertrennliche Hang nach einem Fortschritte in seinem politischen Dasein in ihm nicht gebrochen war. Jene lange Epoche des Unglücks hatte viel aufgehalten, Manches sogar zerstört, aber den innern Sinn der Nation nicht zerrüttet.

Die Prinzen, Gegner alles dessen, was in Paris unter dem Einflusse des Herzogs von Burgund geschah, näherten sich mit ihrem Kriegsvolke der Stadt, boten jedoch einen Vergleich an. Die Pariser, die ihnen, ihrer Verbindung mit den Engländern wegen, äußerst abgeneigt waren, wünschten dennoch, wie alle Welt, Frieden. Der Dauphin wandte sich in dieser Absicht an das Parlament und

die Universität. Es wurde endlich, des Widerstandes der Metzger und ihres Anhanges ungeachtet, beschlossen, mit den Prinzen in Unterhandlung zu treten. Caboche, der vom Metzgerknecht plötzlich zum Tribun geworden, erschien, wie Cola Rienzi einige Menschenalter vor ihm in Rom, in glänzender Ritterkleidung, und arbeitete der Aussöhnung entgegen. Er fand jedoch keinen Beifall und sank, wie gewöhnlich Personen, die ihren Ruf mehr den Umständen als ihrem Verdienst verdanken, ebenso schnell von seiner künstlichen Höhe herab, als er sie unerwartet erreicht hatte. Die Cabochiens, die vorher Alles für sich gehabt, wurden mit einem Male von Jedermann, selbst von den übrigen Gewerken, verlassen. Die Unterhandlungen mit den Prinzen wurden fortgesetzt und ein Vergleich mit ihnen unterzeichnet. Der Herzog von Burgund verließ Paris. Die Gefangenen, die noch am Leben waren, wurden befreit und einige von ihnen an die Spitze der städtischen Verwaltung gestellt, drei der gewaltthätigsten Parteiführer unter den Metzgern aber hingerichtet (1413). In dem Frieden mit den Prinzen war bestimmt worden, daß dieselben nicht die Hauptstadt betreten sollten. Diese, wie die übrigen Bedingungen, wurde jedoch nicht beobachtet. Dessen ungeachtet ward der Herzog von Orleans bei seinem Einzuge mit Begeisterung aufgenommen. Die Pariser gingen schon damals mit einer Art von leidenschaftlichem Leichtsinn von einem Extrem des Hasses oder der Liebe zum andern über und wechselten leicht in der Wahl ihrer Idole. Die weiße Binde, das Zeichen der Armagnacs wurde allgemein getragen und sogar den Heiligenbildern umgehängt. Man ging, komisch genug, so weit, die kleinen Kinder zu schlagen, wenn sie, weniger vergeßlich als ihre Eltern, die Lieder wiederholten, die man ihnen zu Ehren des Herzogs von Burgund eingelernt hatte und die kurz vorher in Jedermanns Munde gewesen. Die kurz vorher erlassene Ordonnanz, die Reform der Rechtspflege und Verwaltung betreffend, mit so großem Beifall aufgenommen und der die Gemäßigten aller Parteien beigetreten, ward dennoch, als unter den Auspicien des Herzogs von Burgund und der Cabochiens erlassen, wieder aufgehoben. Die Universität verdammte feierlich die Rede, in der einer ihrer Doktoren, Jean Petit, die Ermordung Ludwig's von Orleans vertheidigt hatte. Gerson, damals der berühmteste Theologe Frankreichs, griff den Herzog von Burgund an und predigte mit Eifer gegen die Pöbelherrschaft, die man unter ihm zu erdulden gehabt hatte. Bald jedoch hatte die Hauptstadt Ursache, die rasche Wandelbarkeit, mit der sie sich ihren Gegnern in die Arme geworfen, zu

bereuen. Die Steuern und Erpressungen der neuen Machthaber stiegen zu einer vorher unbekannten Höhe. Die Armagnacs plünderten und verheerten das Land weit umher und die gaskognischen und languedocschen Söldner begingen, namentlich in Soissons, Greuel, die selbst in dieser rohen Zeit Entsetzen erregten. Diese Ausschweifungen lenkten die öffentliche Meinung allmälig wieder zu Gunsten Burgunds, gegen den, in der ersten Begeisterung für Orleans, die härtesten Beschlüsse gefaßt worden waren. Die Partei der Prinzen mißbrauchte ihren Sieg jetzt ebenso, wie es vorher die des Herzogs gethan. Eine wahrhafte Versöhnung der kämpfenden Parteien, die nur aus gegenseitiger Schonung hätte hervorgehen können, wurde auf diese Art unmöglich gemacht.

Aber Frankreich war damals nicht allein von politischen Parteien zerrissen. Das Schisma in der Kirche trug viel dazu bei, die weltlichen Verhältnisse zu verwirren. Beide Päpste hatten bei ihrer Wahl die Niederlegung ihrer Würde, sobald dies zum Besten der Kirche nothwendig sein würde, versprochen, beide weigerten sich. Das Concil von Pisa erklärte sich zwar gegen beide Päpste, entschied aber damit die schwebende Frage nicht. Die Reform der Kirche ward in jener Zeit selbst von ausgezeichneten Geistern als eine Sache der Form angesehen. Es kam aber nicht sowohl darauf an, zu entscheiden, ob der Papst über oder unter einem Concilium stehe, sondern der Idee des Christenthums selbst wieder aufzuhelfen, die sich seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts immer mehr materialisirt hatte. Die Kirche, die früher den Anspruch gemacht, Alles zu sein, das gesammte innere und äußere Leben umfassen zu wollen, schien zuerst die Kraft und dann selbst den Willen verloren zu haben, ihre Bestimmung zu erfüllen. Für Frankreich war die Religion damals noch ein tiefes inneres Bedürfniß der Seele. Schon hundert Jahre nachher, zur Zeit Franz' I., ist sie ein Rad in der politischen Maschine, eines der Außenwerke des französischen Lebens geworden. Aus einer Religion des Volkes, was das Christenthum in den Kreuzzügen gewesen, war es im funfzehnten Jahrhundert ein Gegenstand der Disputationen der Schulen geworden, die den Geist desselben tödteten und an dem Leichnam ihre Proben machten. Das Buch Clémengis' *), eines der ersten Doktoren der pariser Universität: „Ueber den Verfall der Kirche," hatte einen großen Eindruck hervorgebracht und schien Vielen die

*) Nicolaus Clemengis de corrupto ecclesiae statu.

Augen geöffnet zu haben. Der Geist des Mittelalters, im Staate sichtbar geschwächt, begann jetzt auch in der Kirche zu schwinden, und dieser Verlust ward von den Zeitgenossen viel tiefer als der erstere gefühlt. Das Concil von Pisa war fruchtlos gewesen, ein neues zu Kostnitz ward angekündigt. Die Partei Orleans wollte von diesem obersten Tribunal das Andenken Jean Petit's und seine Vertheidigung der Ermordung des Herzogs von Orleans verdammen lassen. Man hoffte den Grundsatz aussprechen zu hören, daß kein vermeintliches sociales Interesse, keine politische Nothwendigkeit, eine Verletzung des Sittengesetzes erlaube, vergaß aber, daß da, wo dieses Princip erst anerkannt werden muß, wo es nicht in dem Gefühle der Massen lebt, seine ausdrückliche Erklärung fruchtlos bleibt.

Während Frankreich von religiösen und politischen Parteiungen zerrissen und die Kraft der Nation durch die lange und hoffnungslose Verwirrung gebrochen schien, war England auf der schon früher betretenen Bahn einer höhern politischen Entwickelung und nationalen Einheit fortgeschritten. Seitdem der vorübergehende Aufstand der arbeitenden Klassen unter Richard II. gedämpft, war keine eigentlich anarchische Bewegung mehr zu fürchten gewesen. Die Nation, im politischen Sinne, hatte sich schon in zwei große Stände geschieden, die von den beiden Häusern des Parlaments repräsentirt wurden. Das Dasein eines hohen Adels, als eines selbstständigen Körpers, setzte dem Streben des Königthums nach unumschränkter Herrschaft eine unübersteigliche Schranke entgegen. Zugleich gab es keine Vasallen, wie in Frankreich, welche, die Macht souverainer Fürsten besitzend, der Krone selbst hätten gefährlich werden können. Der kleinere Adel, der, auf dem Kontinent sich vom Volke trennend, ein Werkzeug für den Despotismus der Fürsten wurde, war durch seine Trennung von dem großen Herrenstande auf eine Verbindung mit den Städten gewiesen worden und berathschlagte mit denselben gemeinschaftlich über die Angelegenheiten der Nation. Die Grundlage der englischen Verfassung war schon damals so fest gelegt, der Keim zu der spätern englischen Größe so tief gewurzelt, daß selbst die zahlreichen Thronrevolutionen des funfzehnten Jahrhunderts mehr den Wipfel als den Stamm dieses kraftvollen Baumes bewegten. Zu dem Allen trat noch ein eigenthümlicher Vorzug hinzu, der den englischen Zustand im funfzehnten Jahrhundert von dem anderer Staaten wesentlich unterschied. Das war das gute Vernehmen und die Uebereinstimmung, die hier zwischen dem kirchlichen und weltlichen Regimente bestanden. Die Kämpfe zwischen der Kirche und dem Staate, die einst unter Heinrich II. und Johann

eine so große Rolle gespielt, hatten sich seitdem nicht mehr, wenigstens auf keine so erschütternde und einflußreiche Weise wiederholt. Das Sinken des Papstthums, seine Spaltungen, sein verminderter Einfluß auf die Nationen und die Stellung der englischen Bischöfe und Aebte als geistlicher Barone hatte dazu gedient, dieselben wenigstens ebenso sehr an den Staat als an die Kirche zu fesseln. Die Einheit dieser beiden großen Mächte, die man gewöhnlich erst von der Reformation an rechnet, erschien in England schon im funfzehnten Jahrhundert, allerdings aber mit dem großen Unterschiede, daß später der Staat, damals aber noch die nationale Kirche als der mächtigere Theil in diesem Bunde hervortritt. Die Könige aus dem Hause York, wie z. B. Eduard III., hatten, theils auf ihr Erbrecht, theils auf ihre Siege sich stützend, die Prälaten weniger zur Verwaltung des Staates herbeigezogen und sich zuweilen mit ihnen in Streitigkeiten verwickelt. Das Haus Lancaster dagegen, das den Thron mit Hülfe der Geistlichkeit usurpirt, war mit dieser in eine enge Uebereinstimmung getreten, die seitdem in England zwischen dem Staate und der Kirche nur vorübergehend gelöst, aber immer wieder angeknüpft worden und noch heute als einer der Pfeiler der nationalen Größe betrachtet wird. Heinrich V., durch diesen Bund mit der reichsten Körperschaft der Christenheit, denn die englische Kirche war dies schon damals und verhältnißmäßig noch mehr als jetzt, verstärkt, von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Usurpation seines Vaters durch eine glänzende Regierung vergessen zu machen, vor Allem aber, wie es seine großen Thaten und noch größern Plane beweisen, von dem Gefühle seiner kriegerischen Fähigkeiten entflammt, beschloß den Kampf gegen Frankreich zu erneuern und die Rechte Eduard's III. auf die Krone dieses Landes in Anspruch zu nehmen. Nach ebenso klugen als raschen Vorbereitungen landete er bei Harfleur, am Ausfluß der Seine. Die französische Krone, die unter Philipp August, Philipp von Valois und, noch neuerdings, im Anfange der Regierung Karl's VI., eine zahlreiche Flotte ausrüsten konnte, besaß jetzt kein einziges Schiff. Aber die Partei Orleans, die hier als die eigentlich nationale auftritt, versammelte ein großes Heer. Der Herzog von Burgund hielt sich fern und stand wahrscheinlich in geheimem Einverständnisse mit den Engländern. Unter Umständen, die denen bei Crecy und Poitiers nicht unähnlich waren, kam es unfern des Schlosses Azincourt zu einer großen Schlacht (25. Oktober 1415), in welcher die Franzosen, trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl, gänzlich geschlagen wurden. Sieben Prinzen aus souverainen Häusern, unter ihnen

der Herzog von Brabant, der Bruder Burgunds, hundertzwanzig Bannerherren und zehntausend Streiter, größtentheils Ritter, fielen. Der Erzbischof von Sens erneuerte dabei das Zeitalter der kriegerischen Prälaten und wurde unter den Todten gefunden. Eine Anzahl der vornehmsten Herren wurde gefangen genommen. Darunter waren die Herzöge von Orleans und Bourbon, die Grafen d'Eu, Vendome, d'Harcourt, Richemont u. s. w., die erstern dem königlichen Hause selbst, die andern den ersten Geschlechtern des Landes angehörig. Es war dies der dritte Gang in dem großen Zweikampfe der beiden Nationen. Wenn die Engländer in Europa hätten ein eroberndes Volk werden können, oder wenn die Franzosen überhaupt erobert werden könnten, so hätte damals Frankreich das Schicksal Persiens zur Zeit Alexander des Großen haben müssen. Die Franzosen verloren innerhalb sechsundsechzig Jahren drei große Feldzüge gegen England, wurden außerdem von immerwährenden innern Kämpfen zerrissen, litten an allen Uebeln, die ein Volk heimsuchen können, aber nur nicht an dem gefährlichsten von allen, der Entmuthigung und Minderung des Nationalgefühls, und gingen darum aus allen diesen Unfällen so wenig geschwächt hervor, daß sie schon zwei Menschenalter nachher wieder erobernd auftreten konnten.

Die Häupter der beiden im Innern streitenden Parteien, Johann ohne Furcht und der Graf von Armagnac, waren nicht in der Schlacht von Azincourt erschienen, als hätten sie sich für die Fortsetzung der bürgerlichen Unruhen aufsparen und das tragische Ende, das später beide traf, dem rühmlichen Tode im offenen Kampfe vorziehen wollen. Die Niederlage des französischen Heeres erschien ihnen als ein für ihre Interessen günstiges Ereigniß, da fast alle ihre Gegner und Nebenbuhler todt oder gefangen waren. Der größte Theil der Pariser hing noch immer dem Herzoge von Burgund an, aber Armagnac ließ sich von dem geisteskranken Könige zum Connetable und unumschränkten Herrn der Kriegsmacht ernennen und zügelte die Hauptstadt durch eine strenge und geheime Polizei, die erste dieser Art, deren in Frankreich Erwähnung geschieht. Alle Nächte wurden die Verdächtigen in die Seine geworfen und es war verboten, die Leichname aufzusuchen, damit man sie nicht zu zählen und zu erkennen vermochte. Die Universität und das Parlament wurden streng überwacht, die Königin gefangen gesetzt und drei- bis vierhundert reiche Bürger, nach Einziehung ihrer Güter, der Stadt verwiesen. Armagnac war ein jeder Unthat fähiger, aber äußerst thätiger und muthiger Mann und wußte sich,

der feindlichen Gesinnungen des Volkes, der Macht Burgunds und der Siege der Engländer ungeachtet, im Besitze der Hauptstadt und eines Theiles des Landes zu erhalten. Aber die pariser Bevölkerung wollte um jeden Preis, wenigstens im Innern, Frieden, und wußte, daß dieser, so lange Armagnac die Stadt behaupte, unmöglich sei. Burgund nahm Paris endlich durch Verrath ein. Eine furchtbare Reaktion gegen die Armagnacs, die so lange den Sieg gemißbraucht hatten, erfolgte (1418). Mit Burgund kamen die Metzger, die „Cabochiens," die große Masse der Vertriebenen und Verurtheilten zurück. Das Gerücht verbreitete sich, daß die Armagnacs die Stadt jeden Augenblick wieder einzunehmen bereit wären, die Lebensmittel mangelten. Furcht und Noth entzündeten die Wuth des Volkes. Im Juni und August desselben Jahres wurden die Armagnacs in den Gefängnissen, in den Straßen und Häusern niedergemacht. Der Graf von Armagnac selbst, der Schwiegervater des Herzogs von Orleans, der so lange in Paris als unumschränkter Herr gewaltet, kam um und sein Leichnam blieb drei Tage lang ausgestellt und diente dem Pöbel zum Gespött. Nach diesen Blutscenen meldete sich eine ansteckende Krankheit, an der über funfzigtausend Menschen gestorben sein sollen.

Der Herzog von Burgund war mit der Königin unter dem Jubel des Volkes zurückgekehrt, aber seine Lage war nach dem Siege seiner Partei fast ebenso schwierig als vorher geblieben. Er vermied es, gegen die Engländer zu ziehen, sandte nach den am meisten bedrohten Punkten einige Hülfe, die aber nichts Wichtiges ausrichtete, vermehrte dadurch den Haß seiner Feinde und erregte das Mißtrauen seiner Anhänger. Er besaß Flandern, Brabant und Holland. Als Fürst dieser Länder ein natürlicher Bundesgenosse Englands, stellte ihn sein Verhältniß als Vasall, der französischen Krone und Mitglied des königlichen Hauses, Heinrich V., als Feind gegenüber. Seine Stellung war eine der schwierigsten und es hätte eine größere sittliche Kraft oder eine tiefere geistige Fähigkeit dazu gehört, um nicht an diesen Widersprüchen zu scheitern. Aber Johann ohne Furcht war herrschsüchtig, geizig und dabei unentschlossenen Charakters. Es ließ Rouen, dessen Einwohner sich gegen Heinrich V. mit demselben Heldenmuth, wie einst die Bürger von Calais gegen Eduard III. wehrten, einnehmen. Er trat mit dem Könige von England in, obwohl vergebliche, Unterhandlungen. Er schien sich endlich der nationalen Partei, an deren Spitze nach dem Tode Armagnac's und der Gefangenschaft Karl's von Orleans der noch sehr junge Dauphin stand, zuwenden zu wollen. Eine Zusammen-

kunft wurde zwischen ihm und dem nachmaligen Karl VII. bei der Brücke von Monterau verabredet und er bei dieser Gelegenheit, zur Vergeltung des einst an Ludwig von Orleans verübten Mordes, von dessen Anhängern umgebracht (1419). Die besondern, sich zum Theil widersprechenden Umstände dieser That sind nie vollkommen aufgeklärt worden, obgleich es höchst wahrscheinlich ist, daß der Dauphin zu ihr seine Einwilligung gegeben hatte. Dieser Tod, auf wessen Rechnung er auch zu schreiben sei, that der königlichen und nationalen Sache einen unermeßlichen Schaden. Johann ohne Furcht scheint in diesem Augenblicke wirklich geneigt gewesen zu sein, sich gegen die Engländer zu erklären und das Gewicht seiner Macht in die Wagschale zu Gunsten Frankreichs zu werfen. Seine Ermordung wurde dagegen für England das willkommenste Ereigniß. Der neue Herzog von Burgund, Philipp der Gute, nahm, durch das an seinem Vater verübte Verbrechen gereizt, offen die Partei Heinrich's V. und erkannte dessen Ansprüche auf den französischen Thron an. Das Haus Burgund, das schon unter Philipp dem Kühnen eine eigene Bahn eingeschlagen, erklärte sich jetzt ohne Scheu gegen die Krone, und diese Empörung schien durch das an ihm begangene Unrecht in der Meinung der Welt gerechtfertigt zu werden.

In Paris wüthete während dieser Zeit eine schreckliche Seuche und Hungersnoth. Man wundert sich, wenn man die großen, nur von kurzen Augenblicken der Ruhe unterbrochenen, immer wiederkehrenden Drangsale dieser Stadt liest, daß sie überhaupt noch bestand. Eine Deputation, unter dem Einflusse Burgunds, wurde an Heinrich V. abgeschickt, um mit diesem zu unterhandeln. Diese Stimmung der pariser Bevölkerung und die Feindschaft des neuen Herzogs von Burgund gegen den Dauphin und dessen Partei, denen er den Tod seines Vaters schuld gab, die Geisteskrankheit und Willenlosigkeit des Königs und der entartete Sinn der Königin, die gegen das Glück ihres eigenen Sohnes gleichgültig war, brachten endlich den Vertrag von Troyes zu Stande (1419), in welchem Karl VI. dem Könige von England seine Tochter Katharina zur Frau gab und, den Dauphin ausschließend, Heinrich V. zu seinem Nachfolger in der Regierung ernannte. Karl VI. beschuldigte in einer Bekanntmachung seinen noch sehr jungen Sohn „großer und schrecklicher Verbrechen und begangener Schandthaten." — Das Elend der Pariser war so hoch gestiegen und sie waren dessen so überdrüßig, daß sie Heinrich V., der bis zum Tode seines Schwiegervaters nur den Titel eines Regenten führen sollte, wie einen Be-

freier empfingen. Der König von England versammelte in dieser Eigenschaft die Reichsstände und ließ von ihnen den Vertrag von Troyes bestätigen. Das Parlament und die Universität erklärten den Dauphin der Ermordung Johann's ohne Furcht für überführt und aller seiner Rechte auf die Krone verlustig. Es war zum ersten Male, seit der Erhebung der dritten Dynastie, daß ein Fremder als Herr in den Mauern von Paris erschien, und zum ersten Male, daß ein Theil der Nation einen Fremden als Herrn des Landes anerkannte. Aber diese Epoche der Ohnmacht und Verblendung sollte nur von kurzer Dauer sein und in dem elastischen Charakter dieses Volkes keine Spuren zurücklassen.

Heinrich V. stand jedoch auf dem Gipfel seiner Größe, mit Richard Löwenherz der heroischte Fürst, der über England regiert, und der glücklichste von Allen. Er hatte nacheinander alle seine Feinde besiegt. Der König von Schottland, der Bruder des Herzogs von Bretagne, zwei französische Prinzen von königlichem Geblüt waren seine Gefangenen. Der mächtige Herzog von Burgund stand zu ihm im Verhältnisse eines abhängigen Bundesgenossen da. Er war zum Nachfolger des Königs von Frankreich ernannt worden. Die Hauptstadt, das Parlament, die Universität gehorchten ihm. Das Volk staunte ihn an, wenn er in den Jahren 1420 und 1421 bei großen Festen mit der Krone auf dem Haupte im Schlosse des Louvre oder an der Table de Marbre mit den englischen und französischen Baronen seinen Hof hielt. Er gedachte seinem Bruder, dem Herzoge von Bedford, Einfluß in Deutschland zu verschaffen, einen andern seiner Brüder von der Königin von Neapel an Sohnes Statt annehmen zu lassen. Er hatte an eine Eroberung des heiligen Landes gedacht und Nachrichten über dessen Zustand einziehen lassen. Der abgesetzte Papst Johann XXIII. war unter die Aufsicht des Kardinals von Wincheſter, eines der Oheime Heinrich's V., gestellt worden. Der neuerwählte Papst Martin V. hatte gegen England, das seine Wahl unterstützt, Verpflichtungen. Von ihm konnte Heinrich Alles hoffen, was er zur Erreichung seiner Plane auf Frankreich, Neapel, Deutschland und Jerusalem von der päpstlichen Gunst und der nach der Beendigung des langen Schisma wieder auflebenden Macht des römischen Hofes zu verlangen für gut finden würde. Heinrich V. hing jedoch, was seine Ausgaben betraf, großentheils von den Geschenken und Vorschüssen der englischen Bischöfe ab, denn von den Baronen und Städten hätte er die Kosten zu dem kostspieligen Feldzuge in Frankreich nicht auftreiben können. Die Prälaten hielten ihn dafür aber auch in großer Abhängigkeit,

zwangen ihn nicht nur ihnen und ihren Anhängern die besten Pfründen in Frankreich zu ertheilen, sondern suchten überhaupt seine Politik nach ihrem Vortheile zu leiten. Sein Siegerstolz widerstand diesem Joch und gegen das Ende seines Lebens war der vorher so feste Bund des Hauses Lancaster mit der nationalen Kirche um Vieles lockerer geworden. Die Nothwendigkeit, die französischen Provinzen, die seine Herrschaft anerkannten und die gerade diejenigen waren, die von diesem verheerenden Kriege am meisten ausgesogen worden, zu drücken, entfremdete ihm das Volk, das er nur durch die größte Schonung und Nachsicht hätte gewinnen können. Die Bevölkerung von Paris hatte sich dem Könige von England allerdings unterworfen, aber die Hauptstadt, obwohl schon damals bedeutend, war noch lange nicht das Land selbst geworden. In den meisten Provinzen begann sich der Haß gegen die fremde Herrschaft und das Gefühl der eigenen Nationalität zu regen. Der Dauphin, obgleich persönlich unbedeutend, war von einer Schaar tapferer und kühner Männer umgeben. Die meisten Städte, in deren Besitz sich Heinrich V. befand, waren nur nach dem verzweifeltsten Widerstande an ihn übergegangen. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, erlitt in Anjou eine bedeutende Niederlage. Der französische Adel trat allmälig auf die Seite des Dauphin. Der Herzog von Burgund, den weder sein Vortheil noch seine natürliche Stellung, sondern blos das Gefühl der Rache in die Reihen der Fremden geführt, war ein zweifelhafter Bundesgenosse. So lange der Sieger von Azincourt lebte, konnte sein großer Name, sein Glück und seine Thätigkeit den schwierigsten Lagen gewachsen sein. Es ließ sich aber, als seine Gesundheit abzunehmen anfing, voraussehen, daß sein Sohn, der nachmalige Heinrich VI., die von seinem Vater errungene Höhe nicht würde behaupten können. Heinrich V. starb, nachdem er, von den heftigen Anstrengungen der letzten Jahre erschöpft, in der letzten Zeit viel gekränkelt, im Jahre 1422 (31. August), und seine nach England gebrachten Ueberreste wurden vom Volke mit Recht als die eines Helden und Triumphators verehrt. Das große Ziel seines Ehrgeizes, sich als König von Frankreich zu wissen, war von ihm jedoch nicht erreicht worden, denn Karl VI. überlebte ihn um zwei Monate. Dieser unglückliche Fürst verschied im Oktober desselben Jahres, nachdem er den größten Theil seines Lebens im dunkeln Zustande eines nur von kurzen hellen und wachen Momenten unterbrochenen Wahnsinnes hingeschlummert hatte. Die Dynastie, die damals in England regierte, schien auf große Erinnerungen und noch größere Charaktere gegründet zu sein und war

mit einem blendenden Kranze von Macht und Ruhm umgeben, während das französische Königshaus, unter sich uneinig, mehre seiner Mitglieder in fremder Gefangenschaft schmachtend, ein Bild der Schwäche und Erniedrigung darbot. Aber das Schicksal schien sich diesmal, wie so oft, darin zu gefallen, eine mit den Erwartungen der Gegenwart im schneidendsten Widerspruche stehende Zukunft vorzubereiten. Der Sohn des wahnsinnigen, ohnmächtigen Karl's VI., von seinen Eltern und einem großen Theile seines Landes verworfen, seines Erbes beraubt, heimathlos, flüchtig, sollte, von den außerordentlichsten Umständen begünstigt, nicht nur alles Verlorne und Bestrittene wieder erlangen, sondern mächtiger als irgend einer seiner Vorfahren werden, der Sohn des Siegers von Azincourt aber, nach langen und grenzenlosen Leiden und Drangsalen, im Dunkel des Gefängnisses, eines wahrscheinlich gewaltsamen Todes sterben und der letzte seines Stammes endigen.

Neuntes Kapitel.

Der Dauphin erhielt die Nachricht vom Tode seines Vaters in einem Schlosse in Auvergne oder Berry, wohin er sich in der letzten Zeit zurückgezogen, und ward, als er Tags darauf sich in feierlichem Aufzuge in die Kirche begab, von den ihn umgebenden Kriegsleuten unter dem Namen Karl's VII. als König begrüßt. Der Sohn Heinrich's V., sein Neffe und Nebenbuhler in der Krone, war noch kaum ein Jahr alt und stand unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs von Bedford, der zum Regenten von Frankreich durch das Testament Heinrich's V. ernannt worden war. Dieser befahl ihn überall feierlich unter dem Namen Heinrich VI. zum Könige auszurufen, die Münzen mit seinem Bilde zu schlagen, und veranlaßte eine Deputation der pariser Bürger nach London zu gehen und dem königlichen Kinde zu huldigen. Auf diese Art gab es zum ersten Male, seitdem Hugo Kapet auf den Thron gestiegen, zwei Könige von Frankreich, deren jeder in den Augen einer großen Partei für den rechtmäßigen Oberherrn galt. Denn wenn

Eduard III. einst den Titel und das Wappen von Frankreich angenommen, so war er in dieser Eigenschaft nur von einigen unzufriedenen und treulosen Großen, aber nie von einem Theile der Nation selbst anerkannt gewesen. Zum ersten Male war Frankreich, seitdem der Begriff dieses Namens bestand, in Folge der Schlacht von Azincourt und des Vertrages von Troyes unter die Herrschaft eines fremden Fürsten und Volkes gekommen. Der Anspruch bei dem Aussterben der direkten Nachfolger Hugo Kapet's, die weibliche Linie der männlichen, mit der die Krone und das Land so lange wie identificirt gewesen, vorzuziehen, war eine dem Geiste des französischen Königthums und der Bestimmung und Entwickelung der Nation, vorzugsweise zur Darstellung einer großen politischen Einheit, der die Herrschaft von Fürsten fremden Stammes hinderlich gewesen, bestimmt, zu widersprechende Vorstellung, als daß sie sich, ohne den totalen Ruin alles Bestehenden, hätte zu einem dauernden Ereigniß erheben können. Sonderbar genug war Heinrich VI., der den französischen Thron als ein Erbe Eduard's III. für sich in Anspruch nahm, nicht einmal der rechtmäßige König von England, da er der jüngern Linie seines Hauses angehörte, während ein Repräsentant der ältern noch vorhanden war. Die Eroberung Englands durch die Normänner war das Werk eines im Wachsthum und Steigen begriffenen Volkes über ein anderes, dessen Kraft und Tüchtigkeit offenbar gesunken und das einer Regeneration bedurfte, gewesen und darum zu einer dauernden Bedeutung in der Geschichte gekommen. Das Lehnswesen, vom zehnten Jahrhundert an dazu bestimmt, die allgemeine Form des Lebens im Abendlande zu werden, hatte in den Normännern seine thätigsten und kühnsten Vertreter gefunden. England war hinter dieser Entwickelung zurückgeblieben und wollte die sinkenden und morsch gewordenen Verhältnisse des altgermanischen Lebens, dessen Geist längst verflogen, aufrecht erhalten. Es unterlag naturgemäß dem Volke, in welchem sich der Charakter der Feudalwelt, deren große Epoche eben begann, und die sich, wie jede zur Herrschaft kommende Erscheinung, gewaltsam ausbreitete, am kräftigsten regte. Aber was konnte England im funfzehnten Jahrhundert an Frankreich verleihen, was dieses nicht durch eigene Anstrengung hätte erringen können? Von der Zeit der normännischen Eroberung an, so lange das Lehnssystem beide Völker beherrscht, hatten die Könige von Frankreich eine entschiedene Suprematie über ihre englischen Gegner ausgeübt und dieselben oft gedemüthigt. Als im dreizehnten Jahrhundert das Feudalwesen zu sinken anfing, erhielt sich im englischen Adel und regte

sich im englischen Volke ein höherer Grad von Freiheit, der nicht Alles von der Person des Souverains, dessen Interesse und Willen, wie dies in Frankreich herrschend wurde, abhängig machte. Das französische Königthum hatte es sich, von Philipp dem Schönen an, zur Aufgabe gemacht, das gesammte nationale Leben zu absorbiren und sich gewissermaßen zu dessen Seele zu machen. Ein solches Verhältniß verlangt aber lauter bedeutende Fürsten, wenn es nicht zum Unheil eines Volkes ausschlagen soll. Seit länger als einem Jahrhundert aber hatten, die vierjährige Regierung Karl's V. abgerechnet, lauter mittelmäßige Fürsten auf dem französischen Throne gesessen. Mit der Schwäche der Monarchie schien aber das ganze Leben des Volkes, das sich schon fast ausschließend um sie zu bewegen anfing, zu sinken. Zu derselben Zeit hatte es in England, Richard II. ausgenommen, eine Anzahl tüchtiger, besonders kriegerischer Fürsten gegeben, welche auf die Einheit, die ihrem Staate die Abwesenheit übergroßer Vasallen verlieh, und zugleich auf den ungebrochenen Freiheitssinn ihres Adels und den aufstrebenden Geist des ganzen Volkes sich stützend, mit einem entschiedenen Vortheil gegen Frankreich in die Schranken treten konnten, das von dem persönlichen Willen größtentheils unbedeutender Fürsten regiert, von mächtigen Parteiführern, die in deren Namen walteten, zerstückt, an den Uebeln der unumschränkten und feudalen Monarchie zugleich litt. Eduard III. und Heinrich V. hatten ihr vermeintliches Recht auf den französischen Thron erst dann geltend zu machen gesucht, als sie, die politische und militairische Organisation beider Reiche vergleichend, ihrer Ueberlegenheit über ihre Gegner sich bewußt geworden waren. Diese Ueberlegenheit Englands über Frankreich konnte aber nur eine vorübergehende Erscheinung sein, die natürliche Kraft und Lage beider Länder mußte über lang oder kurz sich in ein angemessenes Gleichgewicht setzen, das zwar im Laufe der Zeit öfters unterbrochen werden, sich aber immer wieder herstellen sollte. Beide Nationen waren dazu bestimmt, auf verschiedenen, sich oft feindlich durchkreuzenden Bahnen an dasselbe Ziel, die Darstellung einer großen, in sich übereinstimmenden, sich ihrer bewußten politischen Einheit zu gelangen. Da aber jede derselben dies auf eine eigenthümliche Art thun sollte, so mußten sie erst tief von einander geschieden werden, um das ihnen auferlegte Werk vollführen zu können. Während des eigentlichen Mittelalters war der Adel beider Länder desselben Stammes gewesen, hatte dieselbe Sprache geredet, sich durch dieselben Sitten und Gesinnungen ausgezeichnet. Ihr gewaltiges Zusammenstoßen im vierzehnten und funfzehnten Jahr-

hundert trennte sie für immer. Dieser Kriegssturm, der von der Schlacht von Crecy bis zu der von Formigny mehr als hundert Jahre lang diese Völker gegen einander trieb, that ihnen dieselben Dienste wie einst das Erdbeben, das im Beginn der Zeiten ihre beiden Länder getrennt hatte. Sie gingen aus diesem langen und blutigen Kampfe mit einem bestimmten Gefühle ihrer nationalen und politischen Eigenthümlichkeit, ihrer verschiedenen Bestimmung und gegenseitigen Kraft hervor. Da es einmal ein Gesetz des Lebens ist, daß das Nothwendige und Rechte, wenn auch von der Vernunft alsbald erkannt, in der Wirklichkeit sich erst aus dem Widerstande und Kriege sich gegenseitig prüfender Kräfte herausbildet, so haben beide Nationen, selbst nachdem sie zum Bewußtsein ihrer verschiedenen Natur und Bestimmung gelangt, mehr als einmal danach gestrebt und werden von Zeit zu Zeit immer danach streben, sich gegenseitig auszuschließen und zu überwältigen, es wird aber auf die Dauer keiner von beiden gelingen, denn beide sind wie zwei Pole dazu bestimmt, das Gleichgewicht in der Bewegung der sittlichen Welt durch ihre Selbstständigkeit und ihr Beharren auf der ihnen angewiesenen Stelle zu erhalten. Wenn Deutschland mit Recht für das Herz Europas gilt, dessen Blut einst alle übrigen Glieder des europäischen Körpers belebt hat und in dessen lebenswarmer Tiefe es noch heute am reinsten strömt, so kann man England und Frankreich als die beiden Augen Europas betrachten, deren keins ohne Gefahr für die Kraft und Schönheit der ganzen Gestalt ausgerissen werden dürfte. Im funfzehnten Jahrhundert war man jedoch, wie natürlich, noch sehr weit von dieser Ueberzeugung entfernt. Obgleich England durch den langen Krieg, der ihm im Grunde keinen wahren Vortheil gewährte, selbst sehr geschwächt war und sich am Vorabende innerer Unruhen und Thronveränderungen befand, so hielt es dennoch eine Zeit lang beharrlich an dem Gedanken, das französische Volk zu seinen Füßen zu sehen, fest, nicht sowohl um demselben, nach Art der Römer, seine Sitten, Sprache und Gesetz aufzulegen, oder irgend einen wahrhaften Vortheil dadurch zu gewinnen, sondern um es, nach Art der Eroberer in der Feudalwelt, zu einem Tummelplatze für die unruhige Thatenlust seiner Edeln und die wilde Beutelust seiner Söldner zu machen und sich in einem schrankenlosen Walten auf dem eroberten Boden zu gefallen.

Die lange Arbeit der kapetingischen Könige, die Macht ihrer Krone zu erhöhen, die verschiedenen Theile des Reiches an einen gemeinsamen Mittelpunkt zu knüpfen und so in das Leben ihres Vol-

kes allmälig Ordnung und Einheit zu bringen, schien jetzt, nach dem Tode Karl's VI., umsonst gewesen zu sein. Der Norden Frankreichs, die Pikardie und Normandie, welche letztere Philipp August einst, nach dreihundertjähriger Trennung, wieder mit der Krone vereinigt, waren von Neuem unter das Joch Englands gefallen. In Paris selbst, der Wiege der Kapetinger, hatten das Parlament und die Universität, von Philipp August und Philipp dem Schönen einst so begünstigt, den rechtmäßigen Erben des Thrones verworfen. Alles Land zwischen der Loire und Marne, das alte Herzogthum Frankreich, das Erbtheil der Kapetinger, das ihnen gehört, noch ehe sie die Krone empfangen, das ihr Ahnherr Robert der Starke erworben, war gerade der Theil des Reiches, der sich für den Feind am entschiedensten ausgesprochen hatte. Die Ehrfurcht und Anhänglichkeit, welche früher die großen Lehnsträger, besonders die, welche zum königlichen Stamme gehörten, für das Oberhaupt ihres Hauses und des Landes, von dem sie fortwährend einen Theil auszumachen geachtet wurden, empfunden hatten, war in Verachtung und Treulosigkeit übergegangen. Der größte Vasall der Krone, Philipp von Burgund, hatte Heinrich VI. als König von Frankreich anerkannt. Mehre der königlichen Prinzen saßen seit der Schlacht von Azincourt in England gefangen und wünschten um jeden Preis, selbst um den des Aufgebens der Rechte ihres Königs, die Rückkehr nach Frankreich. Andere Großen waren dem Beispiele des Herzogs von Burgund gefolgt und hatten sich offen zur Partei der Feinde ihres Landes geschlagen. So sehr war Frankreich durch den langen unglücklichen Krieg, den Wahnsinn Karl's VI. und die Herrschaft eines aus den Grundsätzen des Lehnswesens und der unumschränkten Monarchie gemischten Systemes, in welchem fast nur die Mängel dieser beiden Formen politischen Lebens hervortraten, gesunken. Die dem rechtmäßigen Könige treu gebliebenen Landestheile, der größte Theil Frankreichs jenseits der Loire, bildeten zwar noch immer eine bedeutende Macht, aber die innern Provinzen, wie Berry, Touraine u. s. w. waren im Ganzen unkriegerisch, stellten wenig Soldaten und fast keine Führer von Bedeutung. Sie unterstützten jedoch den König mit Geld und setzten ihn in Stand, Kriegsleute in andern Gegenden anzuwerben und besonders Söldner aus Schottland kommen zu lassen, die ihm, außer ihrem Hasse gegen England, durch ihren wilden und zugleich beharrlichen Kriegsmuth willkommen waren. Die militairische Stärke Karl's VII. bestand jedoch vorzüglich in den von der Garonne und den Pyrenäen kommenden Rittern und Waffenknechten, die, wie oben erwähnt worden,

nach dem mächtigsten der dort waltenden Vasallen, den Namen der Armagnacs bekommen und sich schon unter Karl VI. gegen England und Burgund erklärt hatten. Die Grafen von Armagnac benutzten das feindliche Verhältniß zwischen der Krone und Burgund, um sich bei ersterer in die vornehmsten Stellen zu drängen; denn wären beide Mächte einig gewesen, so hätten sie sich natürlich mit einer untergeordnetern Stellung begnügen müssen, wie sie denn auch, nach der endlichen Aussöhnung beider, von ihrer Höhe schnell herabsanken. Diese Armagnacs hatten, indem sie sich für den Dauphin gegen England und Burgund erklärt, der nationalen Sache einen bedeutenden Dienst geleistet, auf der andern Seite aber waren sie es gewesen, welche durch ihre Grausamkeit und Plünderungssucht die Bewohner des nördlichen Frankreichs, und namentlich die Pariser, von ihrem angestammten Fürsten, der sich auf sie vorzüglich zu stützen schien, abgewandt und seinen Feinden zugeführt hatten. Aber Karl VII. besaß, obgleich er eigentlich nur in den Ländern südlich von der Loire als König anerkannt wurde, in den meisten Provinzen des Nordens, in der Pikardie, Ile de France, Champagne, zahlreiche und entschlossene Parteigänger, wie d'Harcourt, Xaintrailles, La Hire u. s. w., die, wie es scheint, ohne Grundsätze und Ueberzeugung, in der Treue gegen den rechtmäßigen Fürsten ihre Rechnung fanden, übrigens den Krieg, ohne sich um seine Befehle zu bekümmern, auf eigene Hand führten und sich gegen ihre Landsleute oft ebenso gewaltsam wie gegen den Feind betrugen.

Die Kräfte dieser beiden großen Parteien, die wir, obgleich beider Häupter sich Könige von Frankreich nannten und es in beiden Lagern sowohl Fremde als Franzosen gab, dennoch, da die einen die Erhaltung der französischen Unabhängigkeit, die andern deren Vernichtung zum Zweck hatten, Franzosen und Engländer nennen müssen, waren jedoch, wenigstens dem Anschein nach, sehr ungleich. Karl VII. galt in den fruchtbaren und reichen Provinzen südlich von der Loire für den rechtmäßigen Herrn und besaß auch im Norden hier und da muthige und thätige Parteigänger, ward aber von seinen eigenen Anhängern mehr als der Repräsentant ihres eigenen Vortheiles, ihrer eigenen Gesinnungen angesehen, als daß er ihnen seinen Willen und die Interessen seiner Krone als Gesetz aufzulegen vermocht hätte. Außerdem hatte er die eine Hälfte Frankreichs, die meisten Prinzen seines Hauses und die ganze Macht Englands und Burgunds gegen sich. Aber die Schwierigkeiten dieser Stellung wurden noch durch den Charakter und die besondere Eigenthümlichkeit des jungen Königs vermehrt. Hätte

Karl VII. etwas von dem politischen und kriegerischen Geiste Philipp Auguſt's oder der festen und bedächtigen Klugheit Karl des Weisen beſeſſen und ſich entſchieden an die Spitze ſeiner Anhänger geſtellt, ſo würde er dieſelben in ſich befeſtigt und alle Zweifelnden und Unentſchiedenen zu ſich hinübergezogen haben. So aber erſchien er ſelbſt, ſtatt das Haupt ſeiner Partei zu ſein, als eines ihrer ſchwankenden Glieder. Nicht daß er an ſeinem Recht gezweifelt, oder je die Neigung gezeigt hätte, dieſes ſelbſt unter den mißlichſten Umſtänden aufzuopfern, aber er that auch nichts, um demſelben den Sieg zu verſchaffen. Karl VII. beſaß nichts von der Kriegsluſt und dem thätigen Geiſte, der die meiſten Fürſten der ältern Linie der Kapetinger ausgezeichnet, ſondern war, ohne daß es ihm an perſönlichem Muthe und natürlichem Urtheile gefehlt, mit einem entſchiedenen Hange zum ſinnlichen Genuſſe des Daſeins, zu immerwährenden Feſten und Zerſtreuungen, wie ſo viele der Valois, vor und nach ihm, geboren, und ſelbſt in den ſchwierigſten Lagen geneigt, die Pflichten und Vortheile ſeiner hohen Stellung der Ruhe und Freiheit des Privatlebens aufzuopfern. Dieſe Art zu ſein lag allerdings großentheils in der Natur dieſes Fürſten, wurde zum Theil aber auch durch ſeine Umgebungen und die Sitten ſeiner Zeit, auf die wir hier einen Blick werfen wollen, begünſtigt.

Unter Philipp Auguſt, als das Königthum nach Eroberung der engliſchen Lehne zu überlegener Macht gekommen, hatte ſich das, was man ſpäter einen Hof, d. h. eine ſtehende und einflußreiche Umgebung des Regenten genannt hat, auf eine regelmäßigere Art als früher zu bilden angefangen. Unter den frühern Königen hatten die Lehnsleute meiſt alle in ihrem Beſitze gelebt und waren nur, um die Befehle des Fürſten für einen bevorſtehenden Feldzug einzuholen, oder um ſtreitige Rechtshändel vor ſein Gericht zu bringen, kurz gewöhnlich nur um eines Intereſſes willen, oder aus Nothwendigkeit, in ſeiner Nähe erſchienen. Unter den erſten Valois, beſonders aber der vergleichungsweiſe friedlichen Regierung des klugen und politiſchen Karl's V., hatte ſich dieſe Form fürſtlichen Lebens raſch entwickelt. Während nun das eigentliche Feudalweſen, die Hoheit und Unabhängigkeit der Vaſallen vom dreizehnten Jahrhundert an fortwährend ſank, ſo hatte ſich bei höherm geiſtigen Bedürfniſſe, größerm Reichthume und einer überhaupt mannigfaltigern Ausbildung des Lebens, vom vierzehnten Jahrhundert an, der Hang zu einer phantaſtiſchen Nachbildung der frühern heroiſchern Zeiten der Gemüther bemächtigt. Der Adel zog nicht mehr nach dem Orient, die Ungläubigen zu bekämpfen, ſondern begann

sich mit den dichterischen Erinnerungen und Nachbildungen jener großen Zeit zu unterhalten. Die dunkel gewordene, aber nicht ganz erloschene Kunde der großen Kämpfe in den ersten Jahrhunderten nach dem Untergange des abendländischen Reiches, der Streit verschiedener Stämme und Racen, der der Celten gegen Sachsen und Franken an den Grenzen von Armorika und Wallis, der Araber, Ungarn, Normänner u. s. w. Die märchenhafte Größe König Arthur's, des Repräsentanten der celtischen, die historische Bedeutung Karl des Großen, des Repräsentanten der germanischen Nationalität, in Chroniken, Gedichten und mündlichen Ueberlieferungen erhalten, den Gesinnungen, Sitten und Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt und von ihnen verändert, wurden zu einem Gegenstande der geselligen Unterhaltung umgeschaffen, und die Ritterbücher entstanden, die in ihrem Ursprunge nichts als eine modernisirte Bearbeitung und prosaische Uebertragung jener alten Poesien und Traditionen waren. Diese Art Literatur, an und für sich irrationeller und verkehrter Natur, in der nichts wahr, rein und einfach erschien, die weder belehren noch erheben konnte und die zugleich mit der Abnahme des innern religiösen Lebens in den höhern Klassen zusammenhing, wurde besonders unter der Regierung Karl's VI. in Frankreich beliebt und aus allen möglichen Elementen, großentheils aus Uebertragungen fremder Werke zusammengesetzt. Obgleich diese Zeit eine noch immer vorherrschend kriegerische war, so trat die Individualität mit dem Sinken des Feudallebens doch schon weit weniger als früher hervor. Das Recht der Privatkriege, der gerichtlichen Zweikämpfe war großentheils aufgehoben worden. Der Einfluß der königlichen Macht und die Thätigkeit ihrer Beamten waren, wenn in ihren Aeußerungen auch ungleich und in ihren Grundsätzen oft unbestimmt, dennoch überall fühlbar. Der Adel suchte sich deshalb schon jetzt an den Erinnerungen seiner sehr gesunkenen Größe zu erfreuen und in einer, wenn auch mitunter gefährlichen, im Ganzen doch immer spielenden Form jene kraftvolle und gewaltthätige Vergangenheit hervorzurufen, deren Geiste die Gegenwart nicht mehr entsprach. Die Turniere, die früher, wo es von Schloß zu Schloß einen beständigen Krieg gab, selten und ein bloßer Zeitvertreib gewesen, kamen jetzt in allgemeine Aufnahme und wurden wie eine ernste Angelegenheit behandelt. Unter Philipp von Valois und Johann war ein so gestaltetes Hofleben mit großem Gepränge und mit dem Anspruch aufgetreten, eine Erneuerung der Zeiten König Arthur's und Karl des Großen zu sein. In Karl's VI. Jugend hatte dasselbe einen noch modernern und südlichern Charakter

angenommen. Ein ausschweifender Hang zu Musik, Tanz, Verkleidungen u. s. w. hatte sich der höhern Stände bemächtigt. Der Einfluß Italiens wurde in dieser phantastischen Lust, den frühern Geschlechtern unbekannt, sichtbar. Im funfzehnten Jahrhundert erneuerte sich, in den Wünschen und Vorstellungen einer mehr in ihren äußern Zuständen als in ihrer innern Stimmung verwandelten Zeit, der wilde aber großartige Charakter des frühern Mittelalters, und seine düstre und im Grunde einförmige Erscheinung brach sich in einer bewegtern und freiern Phantasie, in willkürlichen, bunten und blitzenden Bildern, die mit der Wahrheit jener eisernen Gestalt nichts als einiges oberflächliche Beiwerk gemein hatten. — Man suchte sich im Geist durch die Erinnerung jener freien Entfaltung der Persönlichkeit, jener einsamen Unabhängigkeit, jener unersättlichen Thatenlust für die Abhängigkeit und Beschränktheit zu entschädigen, die selbst in den höhern Ständen schon fühlbar wurde. In dieselbe Epoche fiel als charakteristisches Zeichen jener phantastischen Sehnsucht und spielenden Nachahmung einer heroischen Vergangenheit die Stiftung des Ordens vom goldenen Vließ, und das Haus Burgund ist in seinem kurzen aber glänzenden Dasein der vollständigste Ausdruck dieses zweiten, erkünstelten und theatralischen Feudallebens gewesen. In Karl's VII. persönlichem Walten trat, viel weniger als in dem des Herzogs von Burgund und anderer Fürsten jener Zeit, der Hang zu einer scheinbaren Größe hervor, vornehmlich wol, weil seine bedrängte Lage, die Beschränktheit seiner Hülfsmittel diese Art zu sein, von der Glanz und Gepränge die Seele waren, unmöglich machte, dessen ungeachtet war auch er, mehr als Fürsten früherer Zeiten in ähnlichen Lagen, von einem Hofe umgeben, der, indem er dem jungen Könige schmeichelte, ihn beherrschte, jeden fremden Einfluß von ihm abwehrte und, um das Schicksal des Landes unbekümmert, auf den Schutz des Himmels und die Hoheit des königlichen Namens sich verlassend, ihn von jeder unmittelbaren Berührung mit den Parteien, dem Kriege, dem Volke zu entfernen suchte. Die Jugend, noch mehr aber die besondere Gemüthsart dieses Königs, der einen entschiedenen Hang zu Spiel und Zerstreuung besaß und nur sich und seinen Genüssen leben wollte, machte es seinen Umgebungen leicht, ihn eine Reihe von Jahren hindurch vom politischen und kriegerischen Schauplatze, auf dem sein eigenes Schicksal entschieden wurde, fern zu halten. Karl ahmte nicht, wie sein Vetter Philipp von Burgund, die in den Rittergeschichten geschilderten Sitten und Bräuche der alten Könige und Helden nach, sondern zog, während die ihm treu gebliebenen Edeln

und Städte sich in seinem Namen, aber ohne seine Befehle einzuholen, schlugen, in den schönen Landschaften südlich von der Loire, unter einer sanften und friedlichen, mit dem Wein- und Gartenbau beschäftigten Bevölkerung, von einem wohlgelegenen einsamen Schloß zum andern, von jungen Hofleuten und reizenden Frauen begleitet, von denen die einen in Erfindung neuer Feste und Zerstreuungen geschickt waren, die andern die persönliche Gunst des Königs auf sich zu ziehen verstanden. Die Geschäfte des Krieges und der Verwaltung galten für eine lästige Unterbrechung eines so leichtsinnigen und bunten Treibens. Die Frauen hatten in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, im Vergleiche zu spätern Zeiten, eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen. Die Rauheit der Sitten, die immerwährenden Kämpfe, der unsichere und gewaltthätige Zustand der ganzen Gesellschaft hatten sowohl ihre eigene Entwickelung als ihren Einfluß auf die Männer in ziemlich engen Grenzen gehalten. Von den Kreuzzügen an ging hierin, wie überhaupt in den Verhältnissen des Lebens, eine große Veränderung vor. Die Frauen stiegen sichtbar in der Meinung und begannen im Guten wie im Bösen eine höhere Stellung einzunehmen. Philipp I. entführte Bertrade, die Frau seines Vasallen, und setzte sich um dieser Leidenschaft willen der Exkommunikation aus. Ludwig VII. und ein Theil seiner Großen wurden beim zweiten Kreuzzuge von ihren Frauen begleitet. Philipp August verstieß Ingeburg von Dänemark und heirathete Agnes von Meran. Nur die drohendste Gefahr für seines Landes Ruhe vermochte ihn sich von ihr zu trennen, und er blieb ihrem Andenken sein ganzes Leben hindurch treu. In jener Zeit brachen die Leidenschaften eines kraftvollen und um sich greifenden Geschlechts häufig zerstörend hervor, waren aber auch von einer größern Tiefe des Gefühls und einer entschiedenern Gesinnung als später begleitet. Im funfzehnten Jahrhundert fing eine, in dieser Beziehung sehr verschiedene Stimmung im Leben der Großen herrschend zu werden an. Karl VII. erscheint hierin, wie in vielen andern Dingen, als ein fast schon ganz moderner Charakter. Früh vermählt, aber ohne Neigung zu seiner Frau, brach er nie vollkommen mit ihr, wie so oft in einer rauhern Zeit geschehen, suchte nicht eine andere an ihre Stelle zu setzen, um dieser dann dauernd zugethan zu sein, sondern gab sich, ohne eigentliche Leidenschaft, dem wechselnden Genusse von Freundinnen hin, von denen eine, Agnes Sorel, in der Geschichte berühmt geworden, aber viele Vorgängerinnen, Nebenbuhlerinnen und eine ihrer eigenen Verwandten zur Nachfolgerin hatte. Für einen der Verbreiter dieser Veränderung

im Leben und in den Sitten, die übrigens mit den allgemeinen Zeitverhältnissen in engem Zusammenhange stand, kann der Bruder Karl's VI., Ludwig von Orleans, der auf Anstiften des Herzogs von Burgund ermordet wurde, gelten. Ein von keiner Erhebung des Gefühls begleiteter Durst nach sinnlichem Genuß, eine mehr phantastische als tiefe Empfänglichkeit für den Reiz der Schönheit, ein mehr leichtsinniger als gewaltsamer Hang, sich über alle Rücksichten und Gesetze hinauszustellen, eine gewisse künstliche Verdorbenheit traten, frühern Zeiten weniger geläufig, in diesem Jahrhundert im Umgange der beiden Geschlechter hervor und steigerten sich, bei fortschreitender Verfeinerung der Formen und Verflachung des Gefühls unter verschiedenen Hüllen, ohne wesentliche innere Veränderung, bis in die neuesten Zeiten herein. Es war, als hätte der milde und belebende Hauch, der den ersten Samen einer höhern Gesittung, großentheils von Italien aus, im funfzehnten Jahrhundert über Frankreich trug, zugleich die früher schlummernden Keime eines das Böse ohne Drang und Leidenschaft, mit Absicht und Wahl, aus Leichtsinn und Vermessenheit vollbringenden Sinnes, der fortan die Schattenseite des französischen Wesens charakterisiren sollte, geweckt. Karl VII. war, wenn je ein Fürst, in der Schule des Unglücks erzogen worden. Sein Vater hatte ihn enterbt, seine Mutter ihn verstoßen. Beide hatten, ein in der Geschichte fast unerhörter Fall, einen Fremden, einen Feind, ihrem eigenen Blute vorgezogen. Dieses tragische Geschick, das bei so hoher Stellung und so großem Verluste um so fühlbarer hätte sein müssen, schien, wie der Regen an einer glatten Wand, über dem Haupte des jungen Fürsten, ohne Spuren zurückzulassen, vorübergegangen zu sein. Die meisten dieser Valois haben sich überhaupt fast ebenso sehr durch ihr Unglück, wie die ältere Linie der Kapetinger durch ihr Glück ausgezeichnet. Philipp VI. wird bei Crecy aufs Haupt geschlagen und dann von vielen seiner Großen verrathen, sein Sohn bei Poitiers gefangen genommen. Karl V. wird in seiner Jugend von einem seiner eigenen Verwandten Gift beigebracht und er bleibt sein ganzes Leben hindurch kränkelnd und gelähmt. Karl VI. ist über dreißig Jahre lang wahnsinnig, des übrigen Unglücks seiner Regierung nicht zu erwähnen. Dabei scheint, worüber man sich nicht genug wundern kann, so gehäuftes Leidwesen keinen Schatten in die Seele jener Fürsten geworfen zu haben. Während ein Bruder Karl's VI., auf Veranlassung seines eigenen Vetters, auf so gräßliche Weise ermordet wird, daß man am andern Morgen die abgehauene Hand und das Gehirn auf dem Boden zusammenlesen

muß, während der König selbst von Krankheit und Wahnsinn geplagt wird, leuchtet der Palast desselben die ganze Nacht von den Kerzen der Feste, klingt vom Tone der Instrumente wieder. Drei ältere Brüder Karl's VII. starben vor ihm, sämmtlich in der ersten Jugendblüte, alle drei durch ihren Hang zu einem wüsten geräuschvollen Treiben ausgezeichnet. Karl VII. zeigt sich einen großen Theil seines Lebens hindurch als ihr würdiger Verwandter, obgleich er später, wie wir sehen werden, eine ernstere Haltung annahm, was hinlänglich wäre zu beweisen, daß es ihm im Grunde weder an Herz noch Kopf fehlte, sondern daß er mehr von einer verwahrlosten Erziehung, treulosen Rathgebern und den allgemeinen Sitten seiner Zeit, als von einem verderbten oder unfähigen Naturell fortgerissen gewesen. Die Zeit kam jedoch erst spät heran, wo in dem Sohne Karl's VI. das Gefühl seiner Pflicht und Bestimmung erwachen sollte.

Mit dieser Lage der nationalen Partei, des eigentlichen Frankreichs, an dessen Spitze ein noch sehr junger, fast nur mit seinen Vergnügungen beschäftigter König stand, der seiner Hauptstadt und dem Kern des Landes fern, sich in einen Winkel seines Reiches zurückgezogen hatte, dessen Anhänger meist nur in ihrem eigenen Interesse handelten und der einem großen Theile seiner Unterthanen fremd oder verhaßt war, verglichen, schien die der Fremden sich in einem so günstigen Zustande zu befinden, daß ihr endlicher Sieg als gewiß vorausgesehen wurde. Die Macht Nordfrankreichs, Burgunds und Englands war gegen „den König von Bourges," wie man Karl VII. spottweise nannte, und seine Südfranzosen vereinigt. Der Herzog von Bedford, der Oheim Heinrich's VI., ein fester, thätiger, seiner Klugheit und selbst seiner Gerechtigkeit wegen geachteter Fürst, stand an der Spitze derer, die Karl VII. zu entthronen entschlossen waren. Er führte den Oberbefehl über das englisch-französische Heer und leitete die Verwaltung der eroberten Provinzen. Die Engländer galten damals für das kriegerischste Volk und verdienten diesen Ruf. In ihrem Adel lebte der kühne auf Kämpfe und Abenteuer gestellte Sinn der Normänner fort und ihre Bogenschützen wurden für unüberwindlich gehalten. Die Macht von Burgund allein war der von Frankreich in jenem Augenblicke überlegen. Von dem alten Stammlande Philipp des Guten, dem eigentlichen Herzogthume Burgund und der Grafschaft dieses Namens, später Franche-Comté genannt, ward ihm ein armer, aber kriegerischer Adel, abgehärtete Lanzenknechte, von den flamändischen Städten aber das nöthige Geld geliefert. Außerdem gehörte ganz

Nordfrankreich, der reichste Theil desselben, die Normandie einbegriffen, zu dem Bunde gegen den rechtmäßigen König. Bedford, der ein für jene Epoche sehr einsichtsvoller staatskluger Fürst war, begünstigte Handel und Gewerbe in den eroberten Provinzen, besonders in der Normandie, welche die Engländer unter allen Umständen zu behaupten hofften. Außerdem heirathete Bedford, die Bedeutung des Herzogs von Burgund für den Ausgang dieses Kampfes erkennend, eine Schwester desselben und erneuerte mit dem Herzoge von Bretagne, dessen Haus den Engländern von jeher zugethan war, den seit lange bestehenden Bund, der in der letzten Zeit etwas lockerer geworden war. Ein Bruder dieses Herzogs, Graf von Richmont genannt, vermählte sich ebenfalls mit einer Schwester Philipp des Guten. Die Ueberlegenheit der englischen Partei ward auf diese Art dermaßen befestigt, daß die Unthätigkeit und Sorglosigkeit Karl's VII. mehr aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Mittel, der Unmöglichkeit eines wirksamen Widerstandes, als aus dem Vertrauen auf sein gutes Recht und der Hoffnung eines endlichen Sieges desselben hervorzugehen schien.

So hoch nun auch England damals gestiegen, so tief Frankreich gesunken sein mochte, es waren äußere und innere Gründe vorhanden, welche diese Ungleichheit nicht nur in der Gegenwart milderten, sondern in einer nicht gar fernen Zukunft der Sache Frankreichs sogar das Uebergewicht versprachen. Zuvörderst beruhte die Ueberlegenheit der Engländer wesentlich auf dem Bunde mit dem Herzoge von Burgund, der, an sich unnatürlich, vornehmlich auf der Art Eifersucht beruhte, welche seit zwei Generationen diese beiden Zweige des kapetingischen Hauses trennte, und der sich Philipp der Gute, unter dem Vorwande, den Tod seines Vaters an Karl VII. rächen zu müssen, hingab. Er vergaß, daß dieser sein Vater, Johann ohne Furcht, den Oheim des jungen Königs hatte umbringen lassen, und daß der Dauphin, zur Zeit des Mordes an der Brücke von Montereau, noch im Knabenalter und durchaus unter der Leitung Anderer stand. Das Streben des Hauses Burgund war, sich von der Krone vollkommen unabhängig zu machen. Der Bund mit England und die Erniedrigung Frankreichs sollte hierzu nur als Mittel dienen. Dieser Bund, nur bei unerschütterlicher Eintracht der Fürsten denkbar, trug schon durch die Stellung ihrer Völker den Keim der Auflösung in sich. Der größte Theil der Unterthanen des Herzogs von Burgund war den Franzosen durch Sprache, Sitte und Abstammung verwandt. Der Krieg zwischen ihnen, aus augenblicklichen, zufälligen, auf der Oberfläche ihres

beiderseitigen Daseins schwebenden Ursachen entstanden, konnte unmöglich von Dauer sein. Beide Völker waren sich nicht durch Natur, Charakter und Interesse entgegengesetzt, sondern betrachteten sich wie Glieder derselben Familie. Ein Zwist zwischen ihnen konnte für den Augenblick um so heftiger entbrennen, weil sie sich eben von Natur nahe standen, aber nicht unheilbar sein, nicht bis zum Untergange eines von ihnen dauern. Was Philipp den Guten betrifft, der ein mehr eitler als herrschsüchtiger, mehr glänzender als gründlicher Charakter war, so konnte ihm sein Irrthum in Bezug auf sein Verhältniß zu England nicht für immer verborgen bleiben. Wenn Heinrich VI. zur vollständigen Herrschaft über Frankreich gelangte, so mußte Burgund ohne Zweifel in eine viel größere und zugleich weniger ehrenvolle Abhängigkeit von England als früher von Frankreich gerathen. Die Engländer hatten sich immer, selbst wenn sie der Hülfe des Herzogs dringend bedurften, gegen ihn und seine Vasallen anmaßend und übermüthig gezeigt und die Burgunder in der Regel mehr als Besiegte, denn als Verbündete behandelt. Der Plan, ein aus den französischen und deutschen Lehnen bestehendes unabhängiges burgundisches Reich zu stiften, zu dessen Errichtung damals noch der königliche Name, der nicht leicht ohne Zustimmung des Papstes erworben werden konnte, für nöthig geachtet wurde und dessen Annahme der deutsche Kaiser, dessen Zustimmung in diesem Falle ebenfalls unentbehrlich war, wahrscheinlich widersprochen haben würde, lag im Plane der burgundischen Dynastie und wäre unter besonders fähigen Fürsten ohne Zweifel durchgesetzt worden, sein Gelingen mußte aber für einen Philipp den Guten von schwer zu übersteigenden Hindernissen begleitet sein. Die Grundsätze des Lehnswesens galten noch immer für das Band der Staaten. Philipp der Kühne, der Stifter des zweiten Hauses Burgund, hatte dieses Herzogthum vor noch nicht achtzig Jahren von seinem Vater Johann unter der Bedingung der Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit der Könige von Frankreich empfangen. Nun war es von jeher im Feudalrecht üblich gewesen, die Zwistigkeiten der Oberherren mit ihren Vasallen durch die Gewalt der Waffen zu entscheiden, aber es lag noch immer außer den Vorstellungen der Zeit, einen Staat, der sich unter gewissen Beschränkungen durch die Verwilligung und Gunst eines ältern gebildet hatte, für berechtigt zu halten, sich letzterem vollkommen gleichstellen zu wollen. Ein Vasall konnte, wenn er hierzu stark genug war, seinen Oberherrn bekriegen, das in sich so widerspruchsvolle und verwickelte, auf lauter Fiktionen beruhende Lehnsrecht, dessen Deutung

so große Willkür ließ, konnte hierzu vielfache Veranlassung bieten, aber er vermochte nicht, sich für immer und vollkommen von ihm zu trennen, ohne die Grundlage zu erschüttern, auf der er selbst stand. Wenn nun eine solche Trennung des Souverains und des Vasallen überhaupt schwer war, wie sehr mußte sie es nicht da sein, wo beide zugleich desselben Stammes waren, wo die Verletzung des Feudalrechts zugleich die der Familienbande wurde. Die eigenthümliche Lage der burgundischen Lande erschwerte außerdem die Bildung eines unabhängigen Staates. Diese waren aus deutschen und französischen Lehnen gebildet und lagen zwischen beiden Reichen. Freiwillig würden der deutsche Kaiser und der König von Frankreich nie in eine Aufhebung der Lehnsabhängigkeit von Burgund gewilligt haben. Ein großer Mann an der Spitze des burgundischen Hauses hätte eine solche, aller Schwierigkeiten ungeachtet, vielleicht erzwungen. Von dieser Art aber waren jene Fürsten nicht, die ihre Freude in der Nachahmung einer heroischen Vorzeit fanden, und mehr die Eitelkeit einer glänzenden Schaulegung ihrer Macht, als den Stolz einer wahrhaften Vermehrung derselben kannten. Sobald also Philipp sich außer Stande sah, aus seinen großen Lehnen ein unabhängiges Königreich zu stiften, so mußte sich ihm die Ueberzeugung aufdringen, daß der König von Frankreich, sein Blutsverwandter, Stamm- und Landesgenosse, für ihn ein besserer Lehnsherr als der König von England, der natürliche Feind seiner Nation sein würde, der, wenn es ihm gelänge, seine Ansprüche vollkommen geltend zu machen, die Macht von England und Frankreich vereinigend, den Herzog von Burgund in die äußerste Abbängigkeit bringen konnte. Philipp hatte, als sich einmal zwischen ihm und Heinrich V. eine Verschiedenheit der Meinungen über gewisse politische und militairische Plane herausgestellt hatte, Gelegenheit gehabt, den Stolz und die Härte des englischen Uebergewichtes zu empfinden. Trat diese schon im Beginn ihrer Laufbahn so drohend auf, was hatte er nicht von ihr, kam sie an ihr Ziel, zu fürchten!

Wenn der Bund der Burgunder und Engländer, ungeachtet das Herrschergeschlecht der ersteren von dem französischen Königshause durch gegenseitige schwere Verletzungen getrennt war, auf einem schwankenden Gründe beruhte und des Glückes Heinrich's V. oder der Klugheit Bedford's zu seiner Sicherheit bedurfte, so war die Anhänglichkeit der französischen Nordprovinzen, die unmittelbar unter englischer Botmäßigkeit standen, an Heinrich VI. noch viel ungewisser und konnte, als der Natur widersprechend, auf die Dauer

unmöglich bestehen. Die Nordfranzosen, und besonders die Bewohner der Hauptstadt, waren dem burgundischen Hause, theils um des Scheines von Macht und Größe willen, mit dem sich dasselbe umgab, theils wegen seines vorgeblichen Eifers für das allgemeine Wohl, bisher lebhaft zugethan gewesen. Die Heuchelei und der Ehrgeiz Johann's ohne Furcht und Philipp des Guten, die das Königreich nicht zu befriedigen, sondern zu schwächen suchten, waren der rohen und sinnlichen Menge, die mehr ihre Worte als ihre Thaten in Betracht nahm, entgangen. Die Ermordung des Herzogs von Burgund in einem Augenblicke, wo derselbe der höchsten Gunst des Volkes genoß, die wahrscheinliche Kenntniß, die der Dauphin von diesem unheilvollen Ereignisse gehabt, besonders aber der Umstand, daß die „Armagnacs" sich bei dem Kampfe gegen England an die Spitze der nationalen Partei gestellt, hatte die Bewohner von Ile de France, der Normandie und Champagne zu dem Herzoge von Burgund und, als dieser offen die Partei Englands ergriff, zu Gunsten dieses herübergezogen. Der Haß gegen die Armagnacs, besonders gegen die Häupter dieser grausamen und räuberischen Banden war noch größer als die nationale Eifersucht gegen England. Sehr bald aber wurden die Franzosen gewahr, wie sehr sie sich getäuscht, wenn sie gehofft hatten, durch den Abfall von ihrem angestammten Fürsten und ihre Unterwerfung unter eine fremde Herrschaft sich von den über sie gekommenen Drangsalen zu befreien. Die Engländer behandelten sie, wie dies in solchen Fällen immer geschieht, nicht als Verbündete, sondern als Ueberwundene, waren um ihr Glück unbekümmert, bewachten jede ihrer Bewegungen mit Mißtrauen und rächten jeden Ausdruck ihrer Unzufriedenheit mit schonungsloser Strenge. Die Nordfranzosen hätten es damals allerdings gern gesehen, wenn die Krone von Karl VII., der sich auf die von ihnen ärger als Sarazenen und Juden gehaßten Armagnacs stützte, auf den von ihnen so geliebten Herzog von Burgund, den sie mit Recht als ihren Landsmann ansahen, übergetragen worden wäre, es ward ihnen aber schwer, einen Fremden, der auf der Insel wohnte, von der aus seit achtzig Jahren so viel Unglück über sie gekommen, als ihren Fürsten zu betrachten, freiwillig an ihm zu hängen, und die Erpressungen und den Uebermuth seiner Stellvertreter geduldig zu ertragen. Die Unzufriedenheit der Pariser z. B. brach, obgleich, da eine starke englische Besatzung in ihrer Stadt lag, nur dunkel, dennoch schon in der ersten Zeit nach dem Tode Karl's VI. aus. Sie hatten mit Trauer und Unwillen gesehen, wie bei der Rückkehr von der Bestattung des letzten

Königs in St. Denis der Herzog von Bedford, als Regent von Frankreich, das Schwert des Staates vor sich hertragen ließ. Kaum war die Deputation, die nach London gegangen, um Heinrich VI. zu huldigen, zurückgekehrt, als sich eines der Mitglieder derselben in eine Verschwörung einließ, um die Hauptstadt der Partei Karl's VII. zu überliefern. Diese ward entdeckt. Der Rädelsführer entfloh, aber eine Anzahl seiner Genossen wurde enthauptet und eine mitschuldige Frau lebendig verbrannt. Paris, das seit Jahrhunderten die Residenz seiner Könige gewesen, das sich schon seit den Tagen Stephan's Marcel für das Haupt des gesammten Landes hielt, konnte auf die Länge nicht geduldig zusehen, daß es, seines alten Glanzes und Einflusses beraubt, dazu bestimmt war, von einem Fremden und von der Fremde aus regiert und mit Hülfe eines rauhen und gewaltsamen Kriegsvolkes wie ein eroberter Platz unterdrückt zu werden. Da die Stellung und der Charakter des von den Nordfranzosen so begünstigten Herzogs von Burgund zwischen dem angestammten und aufgedrungenen Herrscher es ihm nicht erlaubte, sich selbst zum Könige zu machen, so mußten diese Karl VII., sobald das Glück seinen Waffen sich einigermaßen geneigt zeigte und sobald er die Armagnacs, die man für die Ursache alles erlittenen Unglücks hielt, von seiner Person und seinem Rathe entfernen wollte, von selbst wieder zufallen. Denn zwischen ihnen und den Engländern lag ein Abgrund, der durch nichts ausgefüllt zu werden vermochte. Selbst die Normandie, die Provinz, welche so lange zu England gehört hatte und die von dem Feinde, als eine gewisse Eroberung vielfach begünstigt wurde, war ihm ebenso abgeneigt als die Theile des Landes, in die er nie eingedrungen war. Die Kämpfe zwischen den beiden Ländern waren bis zum dreizehnten Jahrhundert Feudalkriege gewesen, in welchen die Verschiedenheit der beiden Volksindividualitäten hier und da sichtbar, aber noch im Werden begriffen, einander feindlich gegenüber getreten war. Unter Eduard III. und Philipp VI. erhob sich in beider Nationalität das Bewußtsein ihrer ursprünglichen Trennung zu einer früher unbekannten Stärke und der lange für die Franzosen unglückliche Krieg brachte dasselbe in ihnen sogar noch früher als in ihren Gegnern zur Reife. In allen Gegenden des Landes, von den Pyrenäen bis an die niederländische Grenze, brach schon in den ersten Jahren der Regierung Karl's VII. eine tief gewurzelte Abneigung gegen die Engländer aus, die im frühern Mittelalter nicht bestanden und deren Einflusse sich der romanische Theil Burgunds, der nur durch die Politik seiner Fürsten von den Stamm- und Landesgenossen entfernt worden,

auf die Dauer nicht entziehen konnte. Dieser Krieg mit den Engländern war es, welcher die Verschmelzung der auf dem weiten Boden des alten Galliens so verschiedenartig gemischten Bevölkerung vorbereiten half. Weder die Einheit der Religion, des Lehnswesens, noch des Königthums hätte dies allein hervorbringen können. Es gehörte ein langer, großer und fast immer unglücklicher Krieg dazu, um das von jeher bestandene, aber früher nur dunkel geahnte Gefühl einer nationalen Uebereinstimmung und der Trennung von dem Fremden in einer kräftigen, aber sehr beweglichen und unter sich im Einzelnen sehr ungleichen Bevölkerung zu einem leidenschaftlichen Bewußtsein zu bringen. Die einzelnen Stämme des französischen Volkes, in welchem celtische, römische, germanische Elemente in ungleicher Stärke sich gemischt hatten, auf welches die Hierarchie, das Lehnssystem und das Municipalwesen einen so oft sich widersprechenden Einfluß ausgeübt, zogen sich, wie einst im zehnten Jahrhundert, zu einer natürlichen, so im funfzehnten zu einer nationalen Einheit zusammen, aus der später eine politische hervorgehen sollte. Diese Auffassung des Einflusses der englisch-französischen Kriege macht allein den großen und raschen Fortschritt begreiflich, der in der nationalen Entwickelung Frankreichs am Ende des funfzehnten Jahrhunderts sichtbar wird. In den zweihundertfunfzig Jahren vom Tode Philipp August's bis zu dem Karl's VII. nähert sich die Nation dem ihr von der Geschichte und Natur angewiesenen Ziele weniger als in den sechzig Jahren vom Tode Karl's VII. bis zum Regierungsantritte Franz' I., wo Frankreich schon im vollen Besitze seiner nationalen Kraft, als ein, so weit es die allgemeine Lage der Welt erlaubte, durchaus ausgebildeter politischer Körper erscheint. Die erste Epoche der Regierung Karl's VII. war einer oft unglücklichen und mühevollen Vertheidigung, die von seiner eigenen Unthätigkeit, wechselnden und oft unfähigen Rathgebern, denen er sich hingab, erschwert wurde, gewidmet. In der spätern Zeit erscheint er viel thätiger, entschlossener, selbstständiger und hat, was früher wol Niemand geahnt haben mochte, die Monarchie um ein gutes Stück vorwärts ihrem Ziele entgegengeführt. Die Jahre allein können diese Wandelung nicht hervorgebracht haben, sondern das wachsende Nationalgefühl seines Volkes, das Vertrauen desselben auf sein Recht, seine Hülfsmittel, seine Bestimmung erhob auch ihn und verlieh ihm eine Kraft, die er in sich selbst vergebens gesucht haben würde. — Indessen hatte sich die kriegerische Ueberlegenheit Englands über Frankreich zu oft und zu blutig bewährt, als daß die Franzosen im Anfange der Regierung Karl's VII. nicht

ein Mißtrauen in ihr Glück und ihre Macht gesetzt haben sollten. Es bedurfte außer der rasch zunehmenden Auflehnung des französischen Volkes gegen die fremde Herrschaft, der Uneinigkeit der englischen Machthaber, der Erkaltung, die zwischen ihnen und dem Herzoge von Burgund eintrat, außer dem Einflusse einiger entschlossenen und fähigen Führer von französischer Seite, wie Dunois, Richemont u. s. w. eines außerordentlichen Ereignisses, einer durch ihre Natur sich über die bestehenden politischen Verhältnisse erhebenden, aus der Mitte des nationalen Lebens auftauchenden Erscheinung, um den im französischen Volke schlummernden Funken der Kraft zur Flamme zu entzünden. Eine solche trat im achten Jahre der Regierung Karl's VII., zur Zeit der größten Hoffnungslosigkeit, als das letzte Bollwerk der nationalen Unabhängigkeit bedroht wurde, in der Person der Jungfrau von Orleans auf, welche dem Geschicke ihres Volkes eine neue Wendung gab und mit der die Epoche einer politischen Wiederherstellung nach achtzigjähriger Erniedrigung beginnt.

Zehntes Kapitel.

Bis zu dieser außerordentlichen Katastrophe war der Krieg auf beiden Seiten mit einer Langsamkeit und Erfolglosigkeit geführt worden, die eine endlose Dauer desselben fürchten ließen. England hatte von der Schlacht von Crecy an mehre Versuche, sich ganz Frankreich zu unterwerfen, gemacht, war aber nach der Erlangung einzelner Vortheile immer genöthigt gewesen, den größten Theil derselben wieder aufzugeben. Es war außerdem des Kampfes müde geworden. Die Nation gewahrte, daß sie durch den Ehrgeiz ihrer Könige in einen Krieg verwickelt worden, der nur einem Theile des Adels und dessen Vasallen und Söldnern zu gute kam, dem Lande selbst aber keinen wesentlichen Vortheil gewährte. Es trat schon damals die aus der Lage und Bestimmung Englands sich ergebende Unmöglichkeit hervor, die seitdem durch die Erfahrung mehrer Jahrhunderte bestätigt worden, auf dem Kontinente weite

und dauernde Eroberungen zu machen. Die großen Besitzungen in Frankreich, die es bis zu Philipp August behauptet, waren nicht von ihm erworben, sondern ihm durch seine Könige aus dem normännischen und angovingischen Stamme, wie die Morgengabe des germanischen Bräutigams am Tage nach der Vermählung, zugekommen. Eduard III. hatte seine Eroberungen nicht behaupten können, ein so wenig kriegerischer Fürst, wie Karl der Weise, hatte sie ihm fast alle wieder entrissen, und Heinrich V. hätte ohne die aus den innern Parteiungen und dem Wahnsinne Karl's VI. hervorgehende Zerrüttung Frankreichs keine so großen Vortheile über dasselbe davontragen können. Deutsche, Franzosen, Spanier haben nicht nur lange einzelne ihnen fremde Landestheile unter ihrer Botmäßigkeit gehalten, sondern ihnen sogar ihre Sprache, Gesetze und Sitten aufgelegt, sie mit sich selbst vereinigt. England ist dies in Europa auf die Dauer nie gelungen. Seine innern Kämpfe, die fast immer dann hervorbrachen, sobald es eines großen Erfolges im Auslande genossen, wie dies die Zeiten nach Richard I., Eduard III. und Heinrich V. beweisen, seine Lage, der Geist seiner Einrichtungen, der Charakter seiner Bevölkerung machten es ihm unmöglich, die Früchte seines kriegerischen Ruhmes in Europa zu genießen. Es ist ihm dies später, und dann auf die großartigste Weise, die jemals hervorgetreten, aber nur in andern Welttheilen gelungen. Bald nach dem Tode Heinrich's V., nur wenige Jahre nach der Schlacht von Azincourt schien die Kraft Englands so gelähmt zu sein, daß Bedford nur mit Mühe von Zeit zu Zeit einige kleine Ersatzmannschaften nach Frankreich zu senden vermochte. Der Herzog von Burgund, ohnedies den Engländern abhold, wies zwar immer die Versuche zu einer Aussöhnung mit Karl VII. unter dem Vorwande ab, daß er den König von den Häuptern der Armagnacs, den Mördern seines Vaters und den natürlichen Feinden seines Hauses umgeben wisse, indessen nahm er, mit Sicherung und Vermehrung seiner eigenen Besitzungen beschäftigt, an den Unternehmungen gegen die nationale Partei wenigen oder gar keinen Antheil. In dem Theile Frankreichs, in welchem die Herrschaft Karl's VII. anerkannt wurde, regte sich in den niedern Ständen, in der Masse des Volkes der Drang nach einer vollständigen Befreiung des nationalen Bodens von dem Joche der Fremden und wartete nur auf eine Gelegenheit, um hervorzubrechen. Aber die Großen zeigten sich mit seltenen Ausnahmen so selbstsüchtig, für die Wiederherstellung des Vaterlandes so gleichgültig, daß die Begeisterung der Landleute, der Bürger fast überall, und in einigen

Provinzen des kleinern Adels von den Ränken, der Schlaffheit und dem Eigennutze des Hofes und des größten Theiles des geistlichen und weltlichen Herrenstandes gewaltsam zurückgehalten oder übel geleitet wurde. Der König selbst, der, sollte man glauben, am meisten auf die Wiedereroberung seines Erbes, auf die Vertreibung der fremden Eroberer hätte bedacht sein müssen, schien unter Allen der zu sein, welcher der Erfüllung seiner natürlichen Bestimmung am wenigsten entsprach. Karl VII. setzte sein wanderndes Leben von Schloß zu Schloß, von einigen männlichen und weiblichen Günstlingen umgeben, nach wie vor fort, empfing nur ungern die Berichte seiner Heerführer oder die Abgeordneten bedrängter Städte und überließ sich gewöhnlich der Leitung eines seiner Hofleute, dem er, ohne persönliche Neigung oder wahrhaftes Vertrauen, aus bloßer Gewohnheit und um sich nicht in seinen Vergnügungen zu stören, die Leitung aller wichtigen Angelegenheiten überließ. Das Unglück seines Landes schien ihm, statt Trauer und Mitgefühl, nur Ekel und Widerwillen einzuflößen und er verschloß sein Ohr vor dem allgemeinen Rufe des Wehes, das sich von einem Ende desselben bis zum andern erhob. In einem Volke, wo das Königthum weniger tief gewurzelt, wo es nicht, wie hier, in einer Folge von Jahrhunderten ununterbrochen in demselben Geschlechte geblieben wäre, hätte ein so pflichtvergessenes und kleinmüthiges Verhalten zu dem Sturze desselben, wenigstens zu seiner Aufhebung in demselben Hause führen können, in dem größten Theile Frankreichs aber ward das Ansehn Karl's VII. durch diese Beweise von Schwäche und Leichtsinn nicht nur nicht untergraben, sondern die Liebe des Volkes schien sich in einer Zeit, wo er derselben so unwürdig war, zu vermehren. Die Zurückgezogenheit, in welcher der König, der nur selten und ungern etwas größere Städte betrat, lebte, die geringe Kunde vom Stande der öffentlichen Verhältnisse bei dem Mangel der Presse, die durch das Umherschweifen zahlreicher Banden von Söldnern und Räubern so schwer gewordene Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen des Landes hielten das Volk über den wahren Charakter des Königs im Irrthum. Ueberhaupt war ungeachtet alles Unheiles, das das Land seit der Erhebung des Hauses Valois getroffen, der königliche Name und sein Ansehn in der Meinung keineswegs gesunken. Man hatte über dem persönlichen Heldenmuthe der beiden ersten Valois und der Klugheit Karl's V., die Ohnmacht Karl's VI. übersehen und übersah jetzt die Unthätigkeit seines Nachfolgers. Die Schlachten von Crecy und Poitiers waren allerdings durch die Unklugheit Philipp's und Johann's ver-

loren worden, aber wie konnte das Volk, besonders in jener Zeit, Königen zürnen, die in jenen Niederlagen sich durch Beweise des aufopferndsten Muthes hervorgethan? — Zu der großmüthigen Nachsicht, mit der Karl VII. von seinem Volke beurtheilt wurde, zu der Hoffnung und Liebe, mit der es auf ihn blickte, that übrigens die den Franzosen eigenthümliche, schon damals hervortretende Stimmung sehr viel, von dem Scheine, der Außenseite der Dinge gewonnen und bestochen zu werden und über äußern und zufälligen Vorzügen innere und wesentliche Mängel zu vergessen. Der junge König war von der Natur mit einer anmuthigen und edeln Gesichtsbildung beschenkt worden, und die Liebenswürdigkeit und Herablassung, mit welcher er die, welche sich ihm nahten, aufnahm, war von Munde zu Munde gegangen und hatte ihm alle Herzen gewonnen. Heinrich V. und die englischen Großen hatten dagegen durch ihr kaltes und hochmüthiges Betragen, durch den Siegerstolz, den sie zur Schau trugen, die Menge von sich entfernt. Auch galt in den Augen der Masse das Unglück Karl's VII. und seine Jugend für ein Verdienst. In den höhern Klassen und dem aufgeklärteren Theile der Nation waren die Mängel seines Charakters, sein Hang zu einer verweichlichenden Sinnlichkeit, seine Unentschlossenheit und Sorglosigkeit allerdings nicht unbekannt und das Urtheil darüber mochte nicht, wie unter dem Volke, durch den Eindruck seiner gewinnenden Persönlichkeit und den bloßen Namen seiner hohen Würde bestochen werden. Für diese aber stellte Karl VII. das nationale Königthum und die Unabhängigkeit des Landes dar und sie fühlten sich durch diese an ihn geknüpft. Die Reichsstände der ihm treu gebliebenen Provinzen, die er in diesen ersten Jahren seiner Regierung mehrmals versammelte, bewilligten ihm die geforderten Auflagen ohne Widerspruch, eilten aber, sobald dies geschehen, alsbald in ihre Heimath, ohne an wesentliche Reformen, die dem Staate so nothwendig waren und zu deren Erlangung die Abhängigkeit der Regierung von der Meinung des Volkes eine so günstige Gelegenheit bot, gedacht zu haben, zurück. Es regte sich damals unter den Franzosen ein lebhafter nationaler, aber kein eigentlicher politischer Geist, ein Widerspruch und Mangel, der in ihrem Wesen die ganze Zeit ihres alten Königthums hindurch sichtbar blieb. Zweimal, unter Johann und Karl VI., trugen die Abgeordneten der Nation, vorzüglich auf Veranlassung der pariser Gemeinde, auf Verbesserungen in der Rechtspflege und Verwaltung an, die, zur Ausführung gebracht, dem Lande eine für jene Zeit und ihre Bedürfnisse feste Verfassung gesichert hätten, beide Male aber

wußten die Selbstsucht der Großen, der Parteigeist, der halb parlamentarische, halb feudale Charakter der herrschenden Klassen deren Vollziehung zu hindern. Derselbe Fall trat später bei dem Zusammentreten der Reichsstände, während der Minderjährigkeit Karl's VIII. von Neuem ein. Wir haben oben umständlicher nachzuweisen gesucht, warum in Frankreich nicht, wie in England, aus der mittelalterthümlichen Organisation des Staates eine gemäßigte Monarchie entstand, und wie aus dem Gemisch theokratischer, feudaler, parlamentarischer und municipaler Einrichtungen, deren keine die Kraft besaß, das gesammte Leben des Volkes zu umfassen, das unumschränkte Königthum sich bilden mußte. Die Reichsstände trugen im Anfange der Regierung Karl's VII. auf gewisse Reformen in der Rechtspflege an, beschwerten sich über einige der schreiendsten Mißbräuche, verstummten aber sogleich, als sie sahen, daß ihre Meinung keinen Widerhall fand. Die wahre Stärke Karl's VII. und das Palladium der nationalen Unabhängigkeit lag in der tiefen Abneigung, welche die Masse des Volkes gegen die fremde Herrschaft empfand, in der allmälig unter dem Drucke, den sie verursachte, bis zur Leidenschaft wachsenden Anhänglichkeit der Bürger und Landleute für den rechtmäßigen Fürsten, der für das Bild des Vaterlandes selbst galt. Die eine Hälfte Frankreichs lebte unter dem englischen Joche, das ihr aber immer verhaßter und unerträglicher wurde, die andere, von ihrem eigenen Könige aufgegeben, von den Günstlingen und Beamten desselben schlecht verwaltet, schrieb ebenfalls sein Unglück den fremden Eroberern zu, und hielt kein Opfer, das ihre Vertreibung nothwendig machen konnte, für zu schwer. Außerdem trug die Masse der Nation in ihrem Innern damals noch ein tiefes religiöses Gefühl, das in den höhern Klassen bereits geschwächt war, und sah ihr Unglück als eine Strafe des Himmels an, dessen Zorn sie durch Reue und Buße zu versöhnen hoffte. Das Volk klagte nur sich selbst und die Fremden, aber nicht seinen König an. Aus dieser Vereinigung einer religiösen und nationalen Stimmung ging die wunderbare Heroine hervor, deren Erscheinen in dem Gemüthe des Volkes längst vorbereitet, wie ein Funke auf einen entzündbaren Stoff fiel und Alles mit sich fortriß.

Der Krieg hatte bisher fast einzig in plötzlichen Ueberfällen, in der Erstürmung kleiner Städte und Schlösser, in einer Menge entscheidungsloser Unternehmungen bestanden. Da schon fast zwei Generationen in der Mitte dieser Kämpfe und Wirren verschwunden, so war die Bevölkerung in der Gewohnheit derselben aufgewachsen

und eine der übelsten Entartungen der menschlichen Natur, der Hang zur Grausamkeit, die stete Begleiterin dieses Krieges geworden. Die Engländer hatten zur Zeit Eduard's III. den Anfang mit diesem Mißbrauche des Sieges gemacht. Die Ansprüche ihrer Könige, für die rechtmäßigen Herren Frankreichs zu gelten, hatten ihnen den Vorwand gegeben, ihre Gegner als Aufrührer zu behandeln. Diese Willkür ward von den Franzosen natürlich bald nachgeahmt und von beiden Seiten die Besatzung einer gewonnenen Stadt oder eines festen Schlosses fast immer zu Tode gebracht. Nur die reichen und vornehmen Gefangenen wurden verschont, um durch sie ein hohes Lösegeld zu gewinnen, denn die Habgier und Raubsucht nahm in diesem Kriege die erste Stelle ein, Laster, die durch ihre Befriedigung immer zunehmen, während die Grausamkeit zuweilen ermüdet und sich übersättigt. Außer den beiden Schlachten von Montargis und Verneuil, in deren erster die Engländer, in der zweiten die Franzosen Sieger waren, wird in diesen ersten acht Jahren keines Zusammentreffens erwähnt, das sich durch irgend einen Aufwand von Macht oder Berechnung ausgezeichnet hätte.

Ungeachtet des Hanges zu Mord, Raub und jeder Gewaltthätigkeit, der in dem Charakter dieser Epoche so grell hervortritt, ward ihr Geist dennoch, sonderbar genug, von einer unverkennbar fortschreitenden Bewegung, von einer rasch sich entwickelnden Verfeinerung des Urtheils und Verstandes, von einem immer allgemeiner werdenden Schönheitssinne ergriffen, eines der vielen Beispiele, welche beweisen, wie groß die Kluft ist, welche die sittliche und intellektuelle Kraft im Menschen, den Gedanken und den Willen, die Erkenntniß und deren Anwendung trennt. Dieser Kontrast trat besonders in der nationalen Partei selbst und in der Nähe Karl's VII. hervor, wo neben der Neigung für Musik und Poesie, der Verehrung der Schönheit, mitten unter den sanftesten und erschlaffendsten Genüssen, einer Art Garten- und Blumenleben, die wildesten Scenen des Verrathes und der Grausamkeit vorfielen. Der thätigste und eifrigste unter den Dienern Karl's VII., der Connetable Richemont, ein tapferer, treuer, aber rauher und unbeugsamer Mann, ließ innerhalb sechs Monaten die beiden ersten Günstlinge des Königs, Giac und Beaulieu, die das Vertrauen ihres Herrn vielfach gemißbraucht und dem Connetable bei allen seinen Unternehmungen hinderlich gewesen, auf die grausamste Weise, fast unter den Augen Karl's VII. ermorden, ohne daß dieser dieselben gerächt, bedauert, oder irgend eine Bewegung über ihr unglückliches Ende gezeigt hätte. Ein dritter Günstling, La Tremoille, einer der ersten

bekannten Namen dieses später so berühmten Hauses, dem Könige, wie die frühern von der Hand des Connetable selbst gegeben, fürchtete ein ähnliches Geschick und wußte Richemont dergestalt um die Gunst des Königs zu bringen, daß er die Leitung des Krieges und die ihm anvertraute Würde verlor. Der Zurücktritt des Connetable, dem seine kriegerischen Fähigkeiten und seine Geburt, als Bruder des Herzogs von Bretagne, eine große Bedeutung gaben, war der Sache Karl's VII. in diesem Augenblicke sehr nachtheilig, denn das Kriegsvolk, das den König nur dem Namen nach kannte, war seinem Connetable sehr ergeben gewesen. Richemont hatte außerdem Karl VII. dadurch, daß er ihn genöthigt, mit den Häuptern der Armagnacs, die in den Mord Johann's ohne Furcht verwickelt gewesen, zu brechen, keinen geringen Dienst geleistet. Denn diese grausamen und wilden Bandenführer waren es, die nicht allein den Norden Frankreichs und die Bewohner der Hauptstadt dem Könige entfremdet, sondern die auch dem Herzoge von Burgund einen Vorwand gegeben hatten, die Vorschläge Richemont's, seines Schwagers, zu einer Aussöhnung mit Karl VII., für die sich die Mehrheit seines Volkes aussprach, abzuweisen.

Bedford, der ein thätiger und staatskluger Fürst war, hätte den Krieg ohne Zweifel mit mehr Nachdruck als früher geführt, wenn nicht die nach dem Tode Heinrich's V. sichtbar werdende Erschöpfung Englands, besonders aber die Uneinigkeit seines Bruders Gloster mit dem Herzoge von Burgund der Ausführung seiner Plane unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Er hatte es endlich über Gloster vermocht, Philipp dem Guten bei seinen Entwürfen auf Ausdehnung und Abrundung seiner niederländischen Besitzungen keine weitern Hindernisse entgegenzustellen, und Burgund konnte jetzt nicht mehr, wie früher, diese Zwistigkeiten zu einem Vorwande seiner unthätigen und zweideutigen Stellung zwischen England und Frankreich nehmen. Bedford glaubte der Gesinnungen Burgunds wenigstens für eine Zeit lang sicher zu sein. Diese der Entwickelung der englischen Macht günstigen Umstände, sowie die Thatenlosigkeit Karl's VII. und die Ränke an seinem Hofe veranlaßten Bedford endlich einen entscheidenden Schlag zu thun und den König im Herzen seiner Macht, in den Ländern an der Loire selbst anzugreifen und dadurch dem Kampfe ein Ende zu machen. Ein Heer, dessen Kern in England geworben, näherte sich der Loire, nahm die Städte und Schlösser ein, die Orleans deckten, und griff endlich diese Stadt selbst an. Die Gefahr war groß, denn hier war das letzte Bollwerk der nationalen Unabhängigkeit.

Orleans war in diesem Augenblicke die wichtigste Stadt für Karl VII. und seine Anhänger. Paris und Rouen waren in den Händen der Engländer. Nantes und Bordeaux gehörten damals noch nicht zum Königreiche im engern Sinne des Wortes, Lyon und Marseille, obwohl mit der Krone vereinigt, waren seit langer Zeit in ihrer Entwickelung aufgehalten worden. Orleans war außerdem für die nationale Sache wohlgesinnt, denn es erinnerte sich der Begünstigungen, die es von jeher von den Königen erfahren hatte. Eine kriegerische Bürgerschaft erfüllte seine Mauern. Die Gefahr, mit der die Annäherung eines englischen Heeres diesen bedeutenden Platz bedrohte, scheint im Anfange weder auf den König, noch seine Umgebungen, ja selbst nicht auf die Mehrheit seiner kriegerischen Vasallen einen großen Eindruck gemacht zu haben. Die Reichsstände, deren Beschlüsse durch die Selbstsucht und die Treulosigkeit des Hofes meist vereitelt wurden, und die einer wiederholten Aufforderung, sich in Tours zu versammeln, nicht gehorcht hatten, vereinigten sich endlich in diesem drohenden Augenblicke in Chinon. Die Abgeordneten der Städte übten hier einen bedeutenden Einfluß aus, denn sie erwirkten, daß die Geistlichkeit und der Adel zu den bewilligten Steuern mit dem Bürgerstande zugleich beitragen mußten. Ihre Bedeutung als Repräsentanten der Mehrheit der Nation fühlend und durch die Schwäche der Regierung ermuthigt, befahlen sie außerdem, daß die größern Lehnsmänner mit ihrer Mannschaft in möglichster Eile zum königlichen Heere stoßen sollten. Bedford hatte seinerseits kurz vorher nicht die Stände, sondern die Notabeln der Provinzen, die Heinrich VI. anerkannten, in Paris versammelt und von ihnen außerordentliche Beiträge für den Krieg erzwungen, an denen die Geistlichkeit Theil zu nehmen sich weigerte. Unter den Anhängern Karl's VII. zeichneten sich fast nur Dunois, ein Bastard aus dem Hause Orleans, und Xantrailles, einer der tapfersten Führer der nationalen Partei, durch ihren Eifer für die Rettung Orleans' aus. Beide warfen sich mit einer Anzahl entschlossener Ritter in die bedrängte Stadt. Nach langen Kämpfen, in denen der Vortheil bald auf Seiten der Belagerer, bald auf der der Belagerten war, wird endlich der englische Befehlshaber Salisbury getödtet. Bedford, die Wichtigkeit der Einnahme dieser Stadt fühlend, schickte unter dem Grafen Suffolk ein neues englisches Heer gegen Orleans. Die Bedrängniß der Einwohner war schon auf einen hohen Punkt gestiegen, die Lebensmittel fingen an ihnen zu fehlen. Im englischen Lager ward derselbe Mangel fühlbar. Bei Gelegenheit einer starken

Zufuhr, die Bedford an sein Heer schickte, wurde eine der englischen Bedeckung sehr überlegene französische Macht durch ihre Unklugheit und Uebereilung gänzlich geschlagen und mehre der tapfersten Führer, die aus der belagerten, aber nicht ganz umzingelten Stadt den Engländern entgegengegangen, verwundet. Dieser Umstand, der den Einwohnern die Hoffnung eines Entsatzes zu benehmen schien, beugte ihren vorher so unerschrockenen Muth. Aber doch wollten sie sich den Engländern nicht ergeben. Sie schickten an den Herzog von Burgund und baten ihn, die Stadt unter seinen Schutz zu nehmen und dieselbe für einen zwischen beiden Heeren neutralen Platz zu erklären. Philipp der Gute nahm diese Bitte, die seinen Einfluß vermehrt und seine Absicht, zwischen den beiden kriegführenden Parteien die Wage zu halten, erfüllt hätte, mit Beifall auf, aber Bedford verwarf sie aus denselben Gründen, die sie Burgund annehmbar machten.

In diesem entscheidenden Moment erschien jenes lotharingische Landmädchen, dem der Ruf einer übernatürlichen Macht voranging, vor den Wällen der belagerten Stadt, befreite dieselbe (29. April 1429), erstürmte die englischen Verschanzungen, zwang die Belagerer zum Abzuge (8. Mai), schlug sie bei Patay (28. Juni) dergestalt, daß die Hälfte ihres Heeres auf der Wahlstatt blieb, führte den König durch das kurze Zeit vorher noch ganz von Feinden erfüllte Land nach Reims, um ihn zu krönen (17. Julius), drang bis vor die Thore von Paris, dessen Einnahme blos durch die Unentschlossenheit Karl's VII. verhindert wurde (8. September), wurde endlich bei einem Ausfalle vor Compiegne gefangen (23. Mai 1430) und ein Jahr darauf (30. Mai 1431) von ihren Feinden in Rouen als Zauberin und Ketzerin verbrannt. Wir haben dieser außerordentlichen Erscheinung hier nur in ihren allgemeinsten Umrissen gedacht, da ein näheres Eingehen in dieselbe ein eigenes Werk verlangte, was mehrmals in Frankreich und neuerdings auf eine in seiner Art vollkommene Weise in Deutschland geschehen ist. (Die Jungfrau von Orleans von Guido Görres.) Eine solche Geschichte kann nicht im Auszuge oder bruchstückweise mitgetheilt werden. Ueber ihre historische Bedeutung und ihre Möglichkeit in jener Epoche nur noch Folgendes. — Der Muth und das Nationalgefühl der Franzosen war durch die Siege Heinrich's V. mehr betäubt als gebrochen worden. Sie hatten sich unter das Gesetz des Krieges, das ihnen ein großer Mann auflegte, für den Augenblick gebeugt und den Ausschlag des Glückes bis auf einen gewissen Grad angenommen. Als sie sich aber nach seinem Tode im Namen eines unmündigen Kindes,

das sie nie gesehen hatten, von fremden Gewalthabern regiert sahen, begriffen sie die ganze Größe ihres Unglücks. Das Gefühl ihrer frühern Unabhängigkeit, der Gedanke an ihre gegenwärtige Erniedrigung, die Hoffnung auf eine Befreiung von diesen Drangsalen erwachte besonders in den niedrigen Klassen, in denen das Nationalgefühl in friedlichen Epochen oft wie zu schlummern scheint, unter außerordentlichen Umständen sich aber mit besonderer Stärke regt. Alles wandte sich mit Liebe und Sehnsucht dem rechtmäßigen Fürsten zu, in dessen Enterbung und Unterdrückung durch die fremden Eroberer, das Volk sein eigenes Geschick zu erkennen glaubte. Dieser Patriotismus der Bürger und Landleute war aber zugleich mit einer glühenden Anhänglichkeit an den herrschenden Glauben, mit einer tiefen Ueberzeugung von dem unmittelbaren Einflusse des Himmels und der Möglichkeit einer übernatürlichen Hülfe desselben verbunden. Der wiedererwachende politische Muth entflammte diese religiöse Begeisterung, die wieder auf ihn zurückwirkte. Die Erziehung, die in mancher Beziehung damals für alle Stände dieselbe war, hatte alle Gemüther mit den Einwirkungen einer übernatürlichen Macht unter allen Formen und durch alle möglichen Mittel vertraut gemacht. Die dunkle und verworrene Kunde von den Gesetzen der Natur und dem Verhältnisse des Geistes und der Materie zu einander ließ die Möglichkeit aller denkbaren Wunder zu. In den Herzen brannte allerdings oft eine lebendige Flamme von Liebe und Glauben, aber um die Köpfe lagerte eine dunkle Wolke von Roheit und Aberglauben. Denn neben diesem Glauben an die unbeschränkte und regellose Herrschaft des Himmlischen, Guten und Wahren bestand, und in noch größerer Stärke, der an den Einfluß des Dämonischen, Bösen und Falschen, das noch mehr gefürchtet, als jenes geliebt wurde. Wenn demnach in jener Zeit eine mit besonderer Kraft, mit außerordentlichen und übernatürlichen Gaben erfüllte Individualittät für etwas durchaus Mögliches und Wahrscheinliches galt, so blieb es dem Urtheile der Menschen, je nachdem die Aeußerungen dieser Kraft ihnen günstig oder feindlich waren, überlassen, dieselbe als von dem Geiste des Guten oder des Bösen, dem Himmel oder der Hölle, gesandt und geleitet zu denken.

Aus dieser Lage der Dinge, aus dieser Stimmung der Gemüther ist sowohl die Erscheinung der Jungfrau von Orleans, in der sich, als in einer besonders reinen, empfänglichen und hochgestimmten Persönlichkeit, die kriegerische und religiöse Begeisterung des Volkes aussprach, als der Einfluß, den sie auf dasselbe ausübte, und die verschiedene Art, wie sie von den beiden kämpfenden Par-

teien angesehen wurde, wie überhaupt ihr ganzes Schicksal, zu erklären. Sonderbar tritt bei ihrem Tode die Abneigung der Geistlichkeit, und nicht blos der englischen, sondern auch der französischen, gegen sie hervor. Die Priester sahen die Meinung von den übernatürlichen Gaben der Jungfrau als einen Eingriff in die Rechte und Privilegien ihres Standes an und betrachteten ihren Einfluß mit Mißtrauen. Der Haß ihrer Feinde ist jedoch weniger befremdend, als die unerklärbare Gleichgültigkeit nicht nur Karl's VII., sondern des französischen Volkes überhaupt, sowohl gegen sie zur Zeit ihrer Gefangenschaft, als später nach ihrem Tode für die Ihrigen. So wird in einer Urkunde, in welcher der König den Einwohnern von Orleans für ihren während der Belagerung bewiesenen Muth neue Rechte und Gunstbezeigungen gewährt, der Befreierin der Stadt mit keiner Silbe gedacht, und lange Jahre nachher lebte die Mutter der Heldin in Orleans, der Stadt, die ihre Tochter gerettet hatte, im tiefsten Elende.

Von den fabelhaften Zeiten der Aurinia und Velleda an, deren Orakelsprüche einst die alten Deutschen im Kampfe gegen die Römer begeisterten, bis auf die Gegenwart herab ist keine weibliche Gestalt von solcher Bedeutung, wie die Jungfrau von Orleans, in der Geschichte aufgetreten. Lukretia, Virginia, später Julia und Oktavia haben auf das Geschick des männlichsten aller Völker einen momentanen Einfluß ausgeübt, aber nur in leidender Form, durch das, was sie waren und erfuhren, nicht durch das, was sie thaten. Jeanne d'Arc aber stellte sich an die Spitze eines kämpfenden und unglücklichen Landes und wirkte auf dasselbe durch That und Rath. Das Mittelalter und die neuere Zeit sind, ungeachtet der höhern Individualisirung des gesammten Geschlechts, an außerordentlichen weiblichen Erscheinungen auffallend ärmer als das Alterthum gewesen. Die Jungfrau von Orleans ist fast für die einzige allgemein bekannte moderne Heroine im höhern Sinne des Wortes zu halten. Eine solche Vereinigung kriegerischen Muthes und weiblicher Sittsamkeit, tiefer Gemüthskraft und natürlicher Einfachheit ist sonst nie gesehen worden. Die Art, wie so widerstrebende Eigenschaften in dieser außerordentlichen Persönlichkeit sich vereinigt haben und in ihr gereift sind, was diese, abgesehen von ihrem äußern Thun, in sich selbst gewesen, ist und wird immer ein Geheimniß sein, das die Poesie Schiller's allein, obwohl nur sehr dunkel und unvollständig, zu ahnen vermocht hat. Der prosaische Geist der Franzosen hat diesen herrlichsten aller nationalen Entwürfe, der sich von selbst darbot, übersehen. Erst in ganz neuer Zeit hat eine

Tochter des gegenwärtigen Königs der Franzosen, die zu früh verstorbene Prinzessin Maria von Orleans, sich zu einem Standbilde der Heldin begeistert gefühlt, das im Museum von Versailles aufgestellt ist. Das satirische Gedicht, in welchem Voltaire diese rührendste und erhebendste aller Geschichten behandelt, kann wol nicht, wie Chateaubriand es thut, nur als eine „debauche du génie," sondern muß als eine momentane Verrückung des Urtheiles und des Geschmackes und der tiefsten Entartung des Gefühls angesehen werden. Man feiert alljährig in Orleans, im Anfange Mais ein Fest zu Ehren jener Begebenheit. — Jeanne d'Arc ist eine der letzten das Mittelalter charakterisirenden Gestalten gewesen, in denen kriegerische und religiöse Begeisterung vereint wirkte und sie zum Handeln und Dulden gleich stark machte. Sie ist unter den Frauen, was Ludwig der Heilige, zwei Jahrhunderte vorher, unter den Männern gewesen. Ihre niedrige Herkunft, ihr Geschlecht und der Umstand, daß sie ihr Vaterland vom Rande des Verderbens rettete, machen sie jedoch zu einer ganz einzigen, mit keiner andern zu vergleichenden Erscheinung.

Elftes Kapitel.

Die Befreiung Orleans, die Niederlage der Engländer bei Patay, die Krönung Karl's in Reims hatten die Befreiung Frankreichs vom englischen Joche entschieden. Diese Begebenheiten, im Laufe weniger Monate vollbracht, waren der eigentliche Wendepunkt des Krieges gewesen, dessen Glück von jetzt an den Franzosen, einzelner Unterbrechungen ungeachtet, im Ganzen günstig blieb. Die Gefangenschaft der Heldin von Orleans, so wie die Unthätigkeit, in die der König, der sich nach dem mißlungenen Versuche, Paris zu überraschen, nach der Loire zurückgezogen, von Neuem verfiel, hatten unter den Franzosen eine augenblickliche Muthlosigkeit hervorgebracht, aus welcher aber die Engländer bei der Uneinigkeit, die unter ihnen herrschte, keinen entschiedenen Vortheil zu ziehen vermochten. Alle Plane des klugen und kräftigen Bedford wurden

beständig durch die zwischen seinem Oheime Winchester und seinem Bruder Gloster herrschende Feindseligkeit durchkreuzt, und er besaß nicht Macht und Ansehn genug, um die beiden Gegner zur Einigkeit zu zwingen oder ihren Ehrgeiz für die öffentlichen Angelegenheiten unschädlich zu machen. Um des Herzogs von Burgund schwankenden Sinn fester an den englischen Vortheil zu knüpfen, hatte ihm Bedford die Regentschaft über Frankreich, d. h. über die von den Engländern eroberten Provinzen angeboten und sich nach Rouen, seine Thätigkeit auf die Verwaltung der Normandie beschränkend, zurückgezogen. Philipp der Gute fand sich durch dieses Anerbieten zwar geschmeichelt, trat aber darum für die englische Sache nicht thätiger auf und schien immer mehr dem Plane nachzuhängen, ein selbstständiges, von Deutschland und Frankreich unabhängiges Reich zu stiften. Vergebens ließ Winchester, den sinkenden Muth seiner Partei zu erheben und seine Gegner zu schrecken, den jungen Heinrich VI. nach Paris kommen und in der Kathedrale von Notre-Dame krönen. Kein französischer Edler von Bedeutung erschien bei dieser Gelegenheit, nur die Prälaten der den Engländern unterworfenen Landestheile fanden sich in großer Menge ein. Diese Feierlichkeit war so erfolglos geblieben, daß nicht lange nachher Rouen von den Franzosen angegriffen wurde und ohne den Ungehorsam der Söldner eingenommen worden wäre, und daß der Bastard von Orleans sich plötzlich in den Besitz von Chartres setzte. Die Engländer hatten nach dem Tode Heinrich's V. die Erhaltung ihrer französischen Eroberungen großentheils dem Hasse Burgunds gegen die Mörder seines Vaters verdankt, der ihn verhindert hatte, sich der nationalen Partei anzuschließen. Gleichwohl hatte er ihnen nur selten eine thätige Hülfe erwiesen. Jetzt drohte der Tod der Herzogin von Bedford, einer Schwester Philipp des Guten, den ohnedies lockern Bund vollkommen aufzulösen. Dies war um so wahrscheinlicher, da Bedford kurze Zeit nach dem Tode seiner Frau sich mit einer Fürstin aus dem Hause Luxemburg, zu dem Burgund seit langer Zeit in gespannten Verhältnissen stand, vermählte.

Nachdem als Beweis des fortwährend unter der Asche glimmenden Hasses gegen die fremde Herrschaft in Paris eine Verschwörung gegen die Engländer zum Ausbruch gekommen und blutig gerächt worden, und ein Aufstand des Landvolkes in der Normandie einen ähnlichen Ausgang gehabt, nachdem Burgund und Anjou sich versöhnt und die Bretagne sich, durch Vermittlung des Grafen Richemont, Karl VII. genähert, traten die Bevollmächtigten der

beiden kämpfenden Parteien zur Ausgleichung ihrer Ansprüche und dem Abschlusse eines endlichen Friedens in Arras zusammen (1435). Die meisten europäischen Mächte waren dabei vertreten. Die Universität von Paris und viele französischen Städte hatten ebenfalls Abgeordnete geschickt. Die Forderungen der Engländer, die anfänglich von dem Vertrage von Troyes ausgehend, ganz Frankreich für sich in Anspruch nahmen, dann einen vieljährigen Waffenstillstand anboten, während dessen jede der kriegführenden Parteien ihre gegenwärtige Stellung behaupten und deren Grenzen durch gegenseitigen Tausch sichern sollte, dergestalt jedoch, daß Paris, Ile de France und die Normandie England verbleiben und nicht der Gegenstand eines Tausches werden konnten, machten die fast von allen Mächten genährte Hoffnung auf Beendigung des langen Krieges unmöglich. Die Franzosen hatten, um ihre Neigung für den Frieden zu zeigen, die Abtretung der Normandie und Aquitaniens angeboten. Ein Glück für sie, daß so vortheilhafte Bedingungen von ihren Feinden verworfen wurden. Der Frieden auf solche Art einmal abgeschlossen, hätte bei der Erschöpfung beider Parteien lange bestehen können, und das Ziel, nach dem sich die Bevölkerung zwischen dem Mittelmeere und dem Kanale, dem Oceane und der Rhone, alles Stillstandes und aller Unglücksfälle ungeachtet, sichtbar hindrängte, die Herstellung einer großen und einigen Nationalität des französischen Volkes, wäre, wenn auch nicht für immer, doch für lange Zeit, aufgehalten worden. Der Kardinal von Winchester, der bei der Abwesenheit seines Neffen Bedford die Unterhandlungen von englischer Seite leitete, zog sich plötzlich zurück und die Engländer verloren die Gelegenheit, die sich ihnen nie mehr wieder bot, einen bedeutenden Theil Frankreichs unter ihren Einfluß zu stellen. Der größte Vortheil, den Karl VII. aus diesem Congreß zog, war die so lange gewünschte Aussöhnung mit dem Herzoge von Burgund. Alle Hindernisse, die derselben entgegenstanden, wurden allmälig durch den guten Willen beider Parteien und den Einfluß günstiger Umstände beseitigt. Die burgundischen Großen waren mit der englischen Allianz zuletzt allgemein unzufrieden geworden und der Prinz von Oranien mit mehren Andern zu der nationalen Partei übergetreten. Die nach Arras gesandten Kardinäle entbanden den Herzog von den den Engländern geleisteten Eiden, die Doktoren der pariser Universität bewiesen ihm, daß seine Stellung als Mitglied des französischen Königsstammes und Vasall Karl's VII. seine Verpflichtungen und Zusagen an England aufhöben. Die Nachricht vom Tode des Herzogs von Bedford, der einzigen Person,

der er in der englischen Partei etwas näher gestanden, entschied ihn vollends. Der Friede zwischen Frankreich und Burgund ward zur großen Freude beider Völker unterzeichnet. Karl VII. überließ dem Herzoge durch den die Aussöhnung vorbereitenden Vertrag mancherlei Vortheile. Er trat ihm eine Anzahl Städte an der Somme und Rhone ab, erklärte ihn, so lange er, der König, leben würde, von der Krone für unabhängig, so daß die Vasallen Burgunds nicht genöthigt sein sollten, ohne Zustimmung ihres Herzogs, für Karl VII. die Waffen zu ergreifen oder dessen Befehle und Verordnungen anzuerkennen. Diese Begünstigung der burgundischen Macht wurde jedoch durch einen Artikel wieder beschränkt oder fast ganz aufgehoben, nämlich daß nach dem Absterben eines der beiden kontrahirenden Theile, des Königs oder des Herzogs, alle Verhältnisse der Lehnsabhängigkeit Burgunds, mit allen wechselseitigen Rechten und Pflichten, wieder von Neuem eintreten sollten. Einige Monate nach dem Frieden von Arras ward Paris von einigen der tapfersten Führer des königlichen Heeres, dem Konnetable Richemont, dem Bastard von Orleans u. s. w. eingenommen. Der Feind hatte sich in die Bastille zurückgezogen, mußte aber auch diese bald räumen. Eine allgemeine Amnestie ward verkündigt. Die Engländer hatten die Hauptstadt bei immer steigendem Haß der Einwohner gegen ihr Joch ungefähr sechszehn Jahre lang besetzt gehalten. Paris war während dieser Zeit von Unglück aller Art, Pest, Hungersnoth, Verschwörungen, Aufständen, letztere immer vereitelt und immer wieder versucht, getroffen worden, hatte aber doch schon damals so viel Kraft und Selbstgefühl besessen, daß ihm die fremde Herrschaft, selbst in den hoffnungslosesten Epochen, unerträglich gedünkt. Der Bürgerkrieg, der die große französische Familie so lange zerrissen, ward durch die Aussöhnung Karl's VII. und Philipp des Guten für beendigt angesehen. Karl hatte nicht mehr für seine Krone zu fürchten. Seit dem Tode Heinrich's V. hatten die Engländer nie, selbst mit der größten Anstrengung, über funfzehntausend Kriegsleute in Frankreich unterhalten können, mit denen die eroberten Provinzen nicht wohl behauptet werden konnten. In diesem Augenblicke hatten sie deren kaum vier- bis fünftausend unter den Fahnen. Die Mehrzahl des englischen Volkes sehnte sich jetzt mehr als je nach Frieden. Denn wenn ihre Insel auch keinen Feind gesehen und keinen Verheerungen ausgesetzt gewesen, so war die Last der Abgaben dagegen zu einer unerträglichen Höhe gestiegen. Aber ein Theil der Großen sah in der Fortdauer der Feindseligkeiten eine Gelegenheit zur Befriedigung seines Ehrgeizes und in den untersten

Klassen hatte der lange Kampf die Gewohnheit des Raubens und Herumschweifens zu einem Bedürfniß gemacht. Diese beiden Extreme der Nation fanden demnach in einer Fortsetzung des Krieges ihre Rechnung, der aber ohne Plan, matt und mit geringen Streitkräften geführt wurde. In Frankreich gab es eine ähnliche Partei, welche einem endlichen allgemeinen Friedensstande entgegen war. Ein Theil der Bevölkerung hatte den Krieg, wie in England, als ein Mittel der Vergrößerung, ein anderer als einen Erwerb, eine Gelegenheit zum Unterhalte ansehen gelernt. Die Verwüstung des Landes, der Mangel einer regelmäßigen Verwaltung hatte das Kriegsvolk Karl's VII. meist ohne regelmäßige Bezahlung gelassen und dasselbe auf die Plünderung des eigenen Landes angewiesen. Bald in diesem, bald in jenem Theile des Reiches fechtend, waren die einzelnen Heerführer zu einer Art kleiner Souveraine geworden, die ohne Verbindung unter einander standen, meist nach Gutdünken handelten und selten nach den Befehlen des Königs frugen. Diese Planlosigkeit und Unordnung erklärt, warum die nationale Partei, bei der Menge und Tapferkeit ihrer Streiter und der Schwäche der Engländer nach der Katastrophe der Jungfrau von Orleans, die Befreiung des Landes nicht eher vollbracht hatte. Die Anführer verfolgten vor Allem ihre persönlichen Zwecke. Die Grausamkeit und Habgier dieser Banden und die Ungebundenheit ihrer Häupter schien sogar gegen das Ende des Krieges, als sie dessen Beilegung und den Verlust ihrer bisherigen Unabhängigkeit voraussehen konnten, mit noch größerer Stärke als früher erwacht zu sein. Das Volk gab ihnen den Namen „Ecorcheurs" (Schinder), den sie mit einer Art spottender und trotziger Frechheit sich selbst beizulegen anfingen, und durch den sie in der Geschichte bekannt sind. Sie waren im funfzehnten Jahrhundert, was einst im dreizehnten die Routiers, Brabanzonen u. s. w. gewesen. Die Bezähmung der Ecorcheurs wurde eine der schwersten Aufgaben für die Regierung Karl's VII. und überhaupt erst möglich, als der Sturm des Krieges fast ganz verklungen war. Für den Augenblick mußte man sie noch eine Zeit lang gewähren lassen, denn ungeachtet aller Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die sie verübt haben mochten, konnte man ihnen das Verdienst nicht absprechen, an der nationalen Sache gehalten und die Herrschaft der Fremden, selbst unter den verzweifeltsten Umständen, bekämpft zu haben.

War es die natürliche Reife des Charakters und Geistes, welche der Fortschritt der Jahre, selbst in mittelmäßigen Individuen, zumal in hohen Stellungen, von denen aus ein reiches Feld der Erfahrung

fast ohne Mühe übersehen werden kann, hervorbringt, oder war in Karl VII. eine jener Veränderungen vorgegangen, deren innerste Veranlassung dem selbst, der sie erleidet, geschweige denn erst Fremden, verborgen bleibt, er erscheint von dem Augenblicke an, als die Krone auf seinem Haupte feststeht, als das Schicksal sich für ihn erklärt hat, wie von einem andern Geist beseelt. Mit dem Vertrauen auf sein Glück scheint in ihm auch die Zuversicht auf seine Kraft zugenommen zu haben. Man erkennt wohl, besonders in der ersten Zeit dieser Wandelung seines Sinnes, Züge von Trägheit und Unentschlossenheit wieder, die von seiner aus keinen besonders starken Fäden gewobenen Individualität unzertrennlich waren, der natürliche Mensch veränderte sich in ihm vielleicht nie ganz, aber der König tritt jetzt in ihm mit einer früher kaum geahnten Bedeutung hervor und füllt immer mehr sein ganzes Dasein aus. Die Franzosen haben bei der ihnen mehr als andern Völkern eigenthümlichen Weise, den unerlaubten Verbindungen ihrer Fürsten und Großen mit ausgezeichneten Frauen eine große öffentliche Bedeutung zu geben, dem begeisternden und erhebenden Einflusse der Geliebten Karl's VII., Agnes Sorel, das Verdienst dieser Sinnesänderung zugeschrieben, eine Meinung, die von der Poesie aufgenommen, zu einer nationalen Legende geworden ist. Indessen war Agnes Sorel schon im Jahre 1430 am Hofe des Königs aufgetreten und dieser noch lange nachher derselbe geblieben. Auch wird ihres Verdienstes in dieser Beziehung nicht von den Zeitgenossen, sondern erst viel später gedacht. Wahrscheinlich hatte die Zeit dem von Natur nicht unfähigen aber zu leichten Geiste Karl's, durch ihren selbst im dunkelsten und beschränktesten Dasein so oft günstigen Einfluß, mehr Festigkeit und Schwere verliehen und ihn, wenn auch spät, zum Manne und Könige gereift.

Karl VII. berief im Jahre 1438 eine Versammlung der französischen Geistlichkeit nach Bourges, wo er abwechselnd mit Tours, auch nach der Befreiung von Paris, am liebsten seinen Hof hielt. In der Kirche bestand damals eine große Spaltung, die, wenn auch diesmal vorübergehend, an die Zeiten des großen Schisma erinnern konnte. Das Concil von Basel hatte sich gegen die päpstliche Machtvollkommenheit erklärt und die Mißbräuche in der Kirche, im Widerspruche zu dem Papste Eugen IV., aufheben wollen, ja zuletzt diesen abgesetzt und einen Gegenpapst in der Person des Herzogs von Savoyen, der den Namen Felix V. annahm, aufgestellt. Es war dies, was die Form betrifft, eine jener Reaktionen des aristokratischen Geistes in der Hierarchie, der Bischöfe, Kapitel

und Universitäten, gegen die monarchische Stellung des Papstthums, ein Zeichen des Schwankens und Sinkens in dem theokratischen Regiment, das vom vierzehnten Jahrhundert an seine natürliche Basis, den Besitz der öffentlichen Meinung, verloren hatte, und das hundert Jahre nach Karl's VII. Regierung in seinen innersten Grundfesten erschüttert werden sollte. Nicht nur die Mehrheit der französischen Geistlichkeit, sondern auch das Parlament, die Universität, die höhern Klassen überhaupt waren den Bestimmungen der baseler Kirchenversammlung geneigt. Schon im Jahre 1424, in der ersten Zeit der Regierung Karl's VII., hatte der ihm treu gebliebene Theil des Parlaments, sich gegen den König selbst, der dem Papste die Ernennung zu allen in Frankreich erledigten Pfründen überlassen, für Aufrechthaltung der Freiheiten der gallikanischen Kirche erklärt. Karl hatte zuletzt den Widerspruch seines Parlaments anerkannt und dessen Beschlüsse genehmigt. Die zu Bourges versammelten Abgeordneten des Klerus nahmen nicht alle, aber einen großen Theil der zu Basel zur Beschränkung der päpstlichen Allmacht, zur Sicherung der bischöflichen Rechte und zur Abstellung der besonders aus der Habsucht und dem Geize des römischen Hofes hervorgehenden Mißbräuche getroffenen Verfügungen an, die Karl in der Form einer königlichen Ordonnanz bestätigte und der Nation bekannt machte. Diese Verordnung erhielt den Namen der „pragmatischen Sanktion" und hat, obwohl nie vollständig und gleichmäßig zur Ausführung gebracht, in der öffentlichen Meinung immer für einen Grundpfeiler der Rechte des nationalen Klerus gegolten.

Nach mehren vergeblichen Versuchen, zu einem endlichen Friedensschlusse mit den Engländern zu gelangen, wandte Karl mit einer Einsicht und Thätigkeit, die alle Erwartungen übertraf, seine ganze Aufmerksamkeit darauf, die Wunden des langen und verheerenden Krieges, der jetzt von beiden Seiten sehr matt und nur auf wenigen Punkten geführt wurde, zu heilen und sich zugleich in den Stand zu setzen, denselben, sobald er wieder heftiger entbrennen sollte, mit Nachdruck führen zu können. Das größte Uebel jener Epoche waren die zahlreich herumschweifenden Banden der Ecorcheurs, welche, nur für den Krieg und vom Kriege lebend, wenn derselbe, wie jetzt, fast in sich zu versiegen schien, sich auf den wehrlosen Theil der Bevölkerung warfen und überall die größten Unordnungen begingen. Bevor der König eine neue militairische Einrichtung geschaffen, welche dieses unregelmäßige Kriegsvolk entbehrlich machte, suchte er dasselbe einer strengen Zucht zu unterwerfen, wobei er von dem

Connetable Richemont auf das Eifrigste unterstützt wurde. Richemont, der in der Wahl der Mittel zur Erreichung dessen, was er für recht und nothwendig hielt, gleichgültig war, verfuhr gegen die Kriegsbanden, bei vorkommenden Gelegenheiten, mit äußerster Strenge und ließ, während er die Bessern und Tüchtigern für seine Reformen zu gewinnen suchte, die Widerspenstigen öffentlich und heimlich ertränken oder an die Bäume der Landstraßen hängen und jagte Allen noch mehr Schrecken als Haß gegen sich ein. In seinen Finanzoperationen brauchte Karl einen reichen Handelsherrn in Bourges, Jacques Coeur, der ihn selbst zur Zeit seiner größten Bedrängniß, vor der Befreiung von Orleans unterstützt hatte und den er später mit der Verwaltung seines Schatzes beauftragte. Jacques Coeur, der seine politische Stellung zur Ausdehnung seiner Handelsverbindungen benutzte, erwarb sich durch sein großes Talent und das Vertrauen, das man in seine ebenso große Rechtschaffenheit setzte, ein unermeßliches Vermögen, das ihn seinem Zeitgenossen Cosmus Medicis an die Seite stellte. Während aber der Florentiner, in einer Republik lebend, für deren Wohlthäter galt, ward Jacques Coeur, von einem unumschränkten Fürsten abhängig und in der Nähe eines ränkevollen Hofes und eines, seines Sinkens ungeachtet, hochmüthigen und ausschließenden Feudaladels waltend, für seine geleisteten Dienste mit dem schwärzesten Undanke belohnt und starb, seines Vermögens beraubt, zu einem immerwährenden Gefängnisse verurtheilt, flüchtig, auf der Insel Chios, selbst noch in seinem Elend mit großen Entwürfen beschäftigt. Da der Florentiner in einem Lande lebte, in dem Wissenschaft und Kunst, von denen in Frankreich damals eben die ersten Keime aufgingen, in voller Blüte stand und ein berühmtes Fürstengeschlecht aus seinem Stamme hervorging, so ist sein Name in Jedermanns Munde, während der Franzose, der, um sich zu der Höhe, auf die er gekommen, emporzuarbeiten, wahrscheinlich mehr Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, nur von den Geschichtskundigen genannt wird. Das Dasein einer Anzahl großer Handelsherren im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, in mehren Ländern, die durch ihre Reichthümer und die Ausdehnung ihrer Geschäfte fast Alles übertroffen, was spätere Zeiten hierin aufgestellt, kann, wenn man an die Abwesenheit aller der Verhältnisse denkt, die später den Handel begünstigten, in Erstaunen setzen. Indessen regte sich diese, wie jede in der Natur der Dinge gegründete Richtung, die lange zurückgedrängt worden, als sie endlich durchbrach, mit verdoppelter Kraft und concentrirte sich im Besitze besonders thätiger und glücklicher Individuen und auf

gewissen durch die Umstände begünstigten Punkten, mit Ausschluß aller übrigen. Dann mußten die vorhandenen Schwierigkeiten, wie Unsicherheit der Straßen, mangelhafte Kunde ferner Gegenden, Abwesenheit einer sichern Rechtspflege u. s. w. für kühne und begabte Naturen einen besondern Reiz haben, die, bei der geringen Concurrenz, aus ihren Unternehmungen unermeßliche Vortheile zogen. Auch waren die Bedürfnisse schon groß und allgemein, die Gelegenheit aber, sie zu befriedigen, noch immer schwer, und wer diese zu ergreifen verstand, konnte eines Gewinnes versichert sein, der alle spätern Proportionen überstieg.

Sobald Karl VII. durch lange Erfahrung begriffen, welche Nachtheile die unregelmäßigen Banden seinem Volke zufügten und wie wenig er sich selbst auf sie verlassen konnte, wie unbestimmt und willkürlich die Dienste waren, die sie ihm leisteten, so sann er auf Mittel, sie durch ein regelmäßiges Kriegsvolk zu ersetzen. Hierzu gehörte aber vor allen Dingen Geld, und die Verwüstung des Landes, der Druck, unter dem die Masse des Volkes so lange geseufzt, schienen eine Erhöhung der Abgaben, so sehr sich auch der König, in den ihm unmittelbar unterworfenen Theilen des Reiches, zu einer solchen Maßregel für berechtigt hielt, unmöglich zu machen. Karl berief zu diesem Ende die Stände nach Orleans. Diese Versammlung ist nicht nur die wichtigste, die unter dieser Regierung zusammengetreten, sondern ihre Beschlüsse haben auf das Schicksal des Landes einen tief eingreifenden Einfluß ausgeübt. Das Merkwürdigste und Charakteristischte ist, daß eine Versammlung, die, ihrer Natur und Tendenz nach, das Königthum beschränken sollte, demselben, ohne es zu wissen, die Mittel bot, sich von ihrer Zustimmung vollkommen unabhängig zu machen, indem sie, zum ersten Male in der Geschichte dieses Landes, dem Souverain ein stehendes Heer zu seiner Verfügung stellte. Die Unsicherheit, welche die unregelmäßigen Banden, mit denen fast allein der Krieg geführt worden, hervorgebracht, ward so allgemein gefühlt, hatte eine solche Höhe erreicht, daß deren Bestehen dem Volke und seinen Stellvertretern als das größte Uebel und ihre Unterdrückung, auf welche Art es auch sei, als die erste Bedingung seiner Wohlfahrt erschien. Der König ließ den Ständen diese ganze Angelegenheit unter zwei Gesichtspunkten vorstellen. Einmal sagte man ihnen, es sei unmöglich, die unregelmäßigen Banden zu unterdrücken, sobald nicht eine regelmäßige Kriegsmacht an ihre Stelle gesetzt würde, dann aber, daß auch diese bald ausarten und dieselben Unordnungen sich erneuern würden, sobald nicht die Mittel zu ihrem Unterhalte auf-

gefunden und auf eine bestimmte Art festgesetzt wären. Die Stände gingen auf diese Vorschläge ein und schufen eine eigene Steuer, die einzig zur Unterhaltung einer regelmäßigen Kriegsmacht angewandt werden sollte. Am Ende dieses Jahres (1439) wurden die Beschlüsse dieses Reichstages unter der Form einer Ordonnanz, die folgende Grundsätze enthielt, bekannt gemacht. Der König allein ernennt fortan alle Befehlshaber der bewaffneten Macht. Es wird bei Strafe an Leib und Leben verboten, eine solche Stellung ohne seine Bewilligung einzunehmen. Die von ihm ernannten Kriegsobersten dürfen ohne seine Erlaubniß ihre Mannschaft nicht vermehren. Die Befehlshaber werben die Soldaten an, sind aber für deren Betragen verantwortlich. Sie werden, wenn sie die Unordnungen ihrer Untergebenen nicht hindern, oder, wenn dies unmöglich ist, sie höhern Ortes anzuzeigen unterlassen, je nach den Umständen, an Leben, Ehre und Gut gestraft. Alle Befehlshaber und Soldaten sind den Richtern und Beamten des Königs unterworfen. Fühlen sich diese zu schwach, sie zu richten und zu bestrafen, so sollen sie dem Parlamente von Paris übergeben werden. Der König ermächtigt alle seine Unterthanen, die von seinem Kriegsvolke auf irgend eine Art beschädigt werden sollten, wenn die obrigkeitliche Hülfe fern oder unzulänglich ist, sich mit den Waffen zu vertheidigen. Alle Befehlshaber sind verpflichtet in den ihnen angewiesenen Garnisonen zu leben. Die Barone, die befestigte Schlösser besitzen, müssen die Besatzungen derselben auf ihre eigenen Kosten unterhalten und sind, wie die vom Könige ernannten Offiziere, für das Verhalten ihrer Untergebenen verantwortlich. Es wird den Baronen untersagt, Abgaben zur Erhaltung ihrer befestigten Plätze zu erheben, ausgenommen die, auf welche sie von jeher ein Recht hatten. Jede willkürliche Ausdehnung ihrer Rechte wird sogleich mit Beschlagnahme ihrer festen Schlösser bestraft. Am Ende erklärt der König, daß er sich bei Uebertretungen dieser Bestimmungen des Rechtes der Gnade für die Verurtheilten begebe, und daß die Richter gehalten seien, dieselbe, sollte sie ihm auf irgend eine Art abgedrungen werden, als erschlichen und ohne Wirkung anzusehen und ohne Weiteres den Gesetzen gemäß zu verfahren.

Diese Organisation wurde bei den Schwierigkeiten, die ihrer Ausführung im Wege standen, erst einige Jahre nachher vollkommen zur Ausführung gebracht. Karl hatte einen Theil der bewaffneten Banden zur Belagerung von Metz geführt, einen andern unter seinem Sohne, dem Dauphin, dem nachmaligen Ludwig XI., gegen die Elsasser und Schweizer geschickt. Sie hatten hier unglücklich

gekämpft und eine große Menge von ihnen war umgekommen. Man glaubte sogar, daß der König diesen sonst zwecklosen Feldzug blos in der Absicht, jenes unregelmäßige Kriegsvolk zu schwächen, unternommen habe. Wie dem auch gewesen, er benutzte den Augenblick, wo sie, an Zahl und Muth gemindert, nach Frankreich zurückkehrten, zu ihrer gänzlichen Unterdrückung. Die Errichtung der regelmäßigen Regimenter „Compagnies d'ordonnance" genannt, ward mit Eifer betrieben und deren Gesammtstärke auf zehntausend Mann bestimmt. Sie wurden über das ganze Land vertheilt, so daß eine bestimmte Abtheilung in jede bedeutende Stadt zu liegen kam. Der Wunsch und das Bedürfniß, in dieses Corps einzutreten, war unter den bewaffneten Banden, die keinen andern Unterhalt als durch Kriegsdienst kannten, so groß, daß sie sich willig der strengen Disciplin unterwarfen, die von dem Könige angeordnet wurde. Ihre Anführer waren im voraus durch Ertheilung der Befehlshaberstellen oder andere Vortheile gewonnen worden, was noch übrig blieb und nicht in die Compagnies d'Ordonnance aufgenommen worden, erhielt den Befehl, unter Androhung der härtesten Strafen im Weigerungsfalle, sich augenblicklich in seine Heimath zurückzuziehen. Kein Widerstand ward versucht. Nach wenigen Wochen waren diese furchtbaren Banden, die lange fast die einzige bewaffnete Macht des Landes ausgemacht und ebenso sehr dessen Schreck als sein Schutz gewesen, verschwunden. Der friedliche Theil der Bevölkerung sah die Ruhe und Sicherheit, die ihm jetzt wurde, als ein Geschenk aus der Hand des Königs an, der von jetzt an statt jener unregelmäßigen Banden und ihrer unabhängigen Organisation, auf die Dienste einer regelmäßigen, von ihm durchaus abhängigen, unter genauer Beaufsichtigung stehenden Kriegsmacht zählen konnte.

Die Errichtung eines auf diese Weise gebildeten Heeres wäre an und für sich von großer Wichtigkeit gewesen, sie wurde es aber noch weit mehr durch die Veränderung, welche die Art der Unterhaltung dieses Kriegsvolkes in der Verfassung des Landes und allmälig im Geiste des Volkes hervorbrachte. Die Stände hatten eine bestimmte jährliche Steuer zur Bezahlung dieser neuen Militairmacht angewiesen. Jede Stadt mußte regelmäßig alle Monate, außer ihren übrigen Abgaben, das Geld zum Unterhalte ihrer Besatzung aufbringen. Der König ließ aber von den Ständen, die er nachmals zusammenberief, die Bewilligung dieser Abgabe nicht mehr erneuern, sondern sah sie als eine lokale Leistung der einzelnen Orte, deren jeder seine besondere Garnison zu bezahlen hatte, und nicht als eine allgemeine Landesangelegenheit an. Auf solche Art wurde

diese Steuer, die in ihrem Ursprunge von den Ständen in Orleans nur bis zum Zusammentritt eines andern Reichstages bewilligt worden, aus einer temporairen in eine perpetuelle Leistung verwandelt und diese neue Militairmacht zu einem stehenden Heere gemacht. Die Compagnies d'Ordonnance wurden demnach vom Volke bezahlt, gehörten aber ausschließend dem Könige an. Karl VII. ernannte zugleich in den Gemeinden eigene Beamten (élus genannt), die mit der Erhebung dieser zum Unterhalte des Kriegsvolkes bestimmten Abgabe beauftragt waren, aber nicht von der Stadt, sondern vom Könige bezahlt wurden. Der zahlreiche Stand dieser Angestellten hatte demnach ein Interesse, diese neue Organisation und die Perpetuirung der dazu nöthigen Steuer aufrecht zu erhalten. Die Compagnies d'Ordonnance standen aber nur in den Städten und die Last ihres Unterhaltes fiel, obgleich sie zur Vertheidigung des ganzen Landes bestimmt waren, einzig auf den Stand der Bürger. Auf diese Art hatte es der König vermieden, den Adel zu verletzen, der nicht genöthigt war, zu dieser Steuer für die allgemeine Vertheidigung beizutragen, und dessen ärmere Glieder im Gegentheil den Vortheil hatten, bei Besetzung der Offiziersstellen dieser Reiterei besonders berücksichtigt zu werden, und er versicherte sich durch diese Besatzungen zugleich des Gehorsams der größern Städte, die sich bei vorkommenden Gelegenheiten gegen ihn zu erklären veranlaßt werden konnten. — Die Artillerie war damals in den Schlachten selbst noch von keiner entscheidenden Bedeutung, bei der Belagerung und Vertheidigung fester Plätze aber schon wichtig geworden. Karl befand sich bei dem Sinken der englischen Macht in dem Falle, viele der von seinen Feinden besetzt gehaltenen Städte einnehmen zu müssen. Bisher hatten die Belagerer die Wirkung ihrer Geschütze so ziemlich dem Zufall überlassen. Ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, Johann Bureau, den der König an die Spitze der Artillerie stellte, brachte dieselbe auf einen höhern Grad der Vollkommenheit. Die Franzosen siegten jetzt in vielen Gefechten über einen ihnen früher so furchtbaren Feind und nahmen den Engländern eine Menge der von denselben besetzten Städte auf allen Punkten des Landes ab. Sobald Bresche geschossen, schritten sie zum Sturme vor und waren fast immer glücklich. Karl VII. wohnte den wichtigsten dieser Unternehmungen persönlich bei, bewies bei ihrer Leitung ebenso viele Ausdauer als Entschlossenheit und zeigte sich in den entferntesten Theilen des Landes, bald den Engländern den Kampf im offenen Felde anbietend, bald ihre Festungen angreifend. Hier schützte er das Volk gegen den nach so langer Gewohnheit

zuweilen wieder auftauchenden Geist der Unordnung, Meuterei und Raubsucht, dort war er mit Schlichtung vorkommender Streitigkeiten unter seinen Vasallen, mit der Vollziehung der von ihm erlassenen Gesetze, der Ausbildung der neu errichteten regelmäßigen Kriegsmacht beschäftigt.

Zwölftes Kapitel.

Diese große Thätigkeit des Königs, die Erfolge, von denen sie gekrönt wurde, besonders aber sein so kräftig ausgesprochener Entschluß, Ruhe und Ordnung in seinem Lande wiederherzustellen und die noch vorhandenen Reste des Feudalwesens dem Gesetze und, da dieses fast einzig von ihm ausging, sich und seinem obersten Willen zu unterwerfen, erregte nicht nur die Unzufriedenheit derer, die, wie so viele der alten Bandenführer und der in ihren Schlössern früher unumschränkt waltenden Edeln, aus den Unordnungen des Krieges große Vortheile gezogen hatten, sondern auch das Mißfallen der ersten Barone, der Prinzen von Geblüt, denen bisher die Hauptleute der „Ecorcheurs" und die kleinern Lehnsmänner bei der Ausführung ihrer Plane gewöhnlich zu Werkzeugen gedient hatten. Ein Theil des Adels fühlte sich durch die strenge Handhabung der Gesetze, besonders durch eine der Bestimmungen der Ordonnanz von Orleans, auf deren Vollziehung mit großer Strenge gehalten wurde, daß nämlich die Vergehen der Kriegsleute von den Beamten des Königs gerichtet werden sollten, verletzt und erniedrigt, und die Großen sahen sich immer mehr von der Theilnahme an der Regierung, zu der sie Karl nur, wenn es ihm gefiel, zuzog, ausgeschlossen. Der Herzog von Burgund, obgleich mit dem Könige ausgesöhnt, fürchtete, daß dieser nach gänzlicher Beendigung des auswärtigen Krieges sich gegen ihn wenden und die Rechte seiner Oberhoheit, des Vertrages von Arras ungeachtet, von Neuem in Anspruch nehmen könne. Die Prinzen des königlichen Hauses, obgleich fast alle persönlich unbedeutend, sahen sich, dem Geiste des alten Feudallebens gemäß, als dem Könige nur in gewissen Ver-

hältnissen untergeordnete Souveraine an, und seine entschieden ausgesprochene Absicht, sie seiner obersten Aufsicht und einer allgemeinen Ordnung zu unterwerfen, ward von ihnen als eine Verletzung ihrer natürlichen und angebornen Rechte betrachtet. Das Beispiel der Herzöge von Burgund und Bretagne, die, obgleich Vasallen der Krone, dennoch in vieler Beziehung als unabhängige Herrscher walteten und eine selbstständige Bahn verfolgten, leuchtete ihnen als Muster voran. Die Prinzen von Geblüt und eine Anzahl der unzufriedenen Bandenführer, die sich für ihre alten Dienste nicht hinlänglich belohnt hielten, verbanden sich unter einander, unter dem Vorwande, die Vollziehung der ihnen und dem Adel nachtheiligen Beschlüsse der Ordonnanz von Orleans zu hindern, in Wahrheit aber eine gänzliche Veränderung in der Regierung zu bewirken und die Macht des Königs zu beschränken, ja, wenn sich das Volk entschieden für sie erklären sollte, ihn der Krone zu berauben. Sie hatten zu diesem Zwecke den Dauphin, später Ludwig XI., in ihre Partei gezogen und ihm die Aussicht, den Thron noch bei Lebzeiten seines Vaters zu besteigen, eröffnet. Dieser, den das Bewußtsein seiner großen Fähigkeiten, sein früh erwachter Ehrgeiz und sein allem Gefühl für Recht und Pflicht von Hause aus entfremdeter Sinn einer solchen Hoffnung zugänglich machte, schloß sich ihnen mit Freuden an. Diese Verschwörung ist in der französischen Geschichte unter dem Namen der „Praguerie," einer Benennung, die man, in Erinnerung der böhmischen Unruhen, damals politischen Bewegungen der Art gab, bekannt. Die Verschwornen versammelten eine ansehnliche Kriegsmacht, um dem Könige mit den Waffen in der Hand zu widerstehen, bewiesen aber, wie dies gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, obgleich über den Zweck einverstanden, in Bezug auf die Wahl der Mittel wenig Uebereinstimmung. Ihr Plan mißlang. Das Volk erkannte, daß es sich hier nicht um eine Verbesserung seines Zustandes, sondern um eine Ausdehnung der Macht seiner Dränger handle. Es nahm diese Bewegung für das, was sie war, eine Verschwörung, und wandte sich dem Könige zu, von dem es allein Schutz und Erleichterung erwarten konnte, denn die Ueberreste des Feudalgeistes in den Großen widerstanden aus Instinkt, Gewohnheit und Interesse jeder Verbesserung in der Lage der Massen. Ein Theil des Adels blieb ebenfalls dem Könige treu und sah in dessen Regierung eine Gewährleistung seiner eigenen Sicherheit. Auch hatten sich nicht alle alten Bandenführer der Empörung angeschlossen. Manche von ihnen hielt ein Gefühl der Scheu gegen den König, dessen Macht seit

kurzer Zeit so hoch gestiegen war, in den Grenzen ihrer Pflicht zurück, andere hofften auf Anstellung in den noch zu errichtenden Compagnies d'Ordonnance, oder auf anderweitige Beförderungen von seiner Seite. Dieser entwickelte eine so große Thätigkeit, sammelte eine so ansehnliche Macht, eilte so rasch von einem bedrohten Punkte nach dem andern, daß die Verschworenen sich ihm theils freiwillig unterwarfen, theils mit den Waffen dazu gezwungen wurden. Karl zeigte sich nach dem Siege, wie er fast immer gethan, mild und menschlich, und die einzige Strafe, die er den empörten Großen auflegte, war, sich in ihre Besitzungen zurückzuziehen. Der Dauphin ward, als er sich seinem Vater unterworfen, von diesem selbst ohne harten Tadel empfangen, aber es bildete sich in Karl allmälig die in der That auch gegründete Ueberzeugung aus, daß sein Sohn seinen Vortheil zur einzigen Richtschnur seiner Handlungen nehme und jedes Frevels fähig sei. Das große Talent und die unermüdliche Thätigkeit des jungen Prinzen bewogen seinen Vater, ihn bei mehren kriegerischen Unternehmungen gegen die Engländer an die Spitze zu stellen. Aber sein Inneres erkaltete gegen ihn und ein immer steigendes Mißtrauen erfüllte ihn gegen den Erben seines Thrones. Diese Abneigung in dem Gemüthe des sonst so milden und leicht beweglichen Königs entstand aus der Ueberzeugung, daß sein Sohn ihm nach dem Throne und damit nach dem Leben stehe. Denn der Dauphin konnte, bei seinem Bunde mit den Verschwornen, unmöglich deren Absicht theilen, die königliche Macht zu beschränken, weil er dadurch seiner eigenen Zukunft geschadet haben würde, sondern er wollte sie als Mittel brauchen, sich selbst der Krone zu bemächtigen. Karl, dem es, wenn er sich hierzu die Mühe nahm, nicht an natürlichem Scharfsinne gebrach, muß seines Sohnes wahren Charakter, wie er sich später der ganzen Welt offenbaren sollte, früh erkannt haben. In seiner Stimmung sonst so wandelbar, blieb er der einmal gefaßten Meinung gegen den Dauphin treu und sein Mißtrauen gegen ihn war so lebhaft, daß dieser sich nur durch die Entfernung vom Hofe seines Vaters und später durch die Flucht in die burgundischen Staaten vor den Folgen des väterlichen Zornes retten zu können glaubte.

Die Eifersucht der Prinzen von Geblüt, denn diese hatten an der Spitze der letzten Empörung gestanden, auf die unumschränkte Macht des Königs war durch den verfehlten Versuch, sie in engere Grenzen einzuschließen, nicht erstickt worden. Sie hielten ein Jahr nachher in Nevers eine Art Kongreß, wo sie die nach ihrer Meinung traurige Lage des Landes und ihre persönlichen Klagen be-

sprachen und das Resultat dieser Berathung dem Könige in einer Beschwerdeschrift (cahier de doléances), wie die Reichsstände am Anfange ihrer Sitzungen zu thun gewohnt waren, vorlegten. Obgleich diese Prinzen, als Glieder und Verwandte des königlichen Hauses, ihrem Oberhaupte zu besonderm Gehorsam verpflichtet gewesen wären, und von der Nation mit keiner Art Macht bekleidet, nicht als deren Sprecher auftreten konnten, so wurden sie von Karl, der jedoch in keinem wesentlichen Punkte nachgab, mild beschieden und durch Ertheilung von Geld und Ehrenstellen, wenigstens für den Augenblick, zufrieden gestellt. Die Prinzen und einige der dem königlichen Hause durch Heirath verwandten Großen, wie die Armagnacs, Albrets u. s. w. begriffen, daß jeder ernste Widerstand gegen den König, dem eine regelmäßige Kriegsmacht zu Gebote stand und dem die Zustimmung des Volkes bei seinem Streben nach unumschränkter Gewalt entgegenkam, so lange dieselben Umstände obwalteten, unmöglich sei und sie, bei sehr unwahrscheinlichem Erfolge, gewissen und unmittelbaren Gefahren blosstelle. Jedoch dauerte ihre geheime Unzufriedenheit mit dem ausschließend monarchischen Systeme, dessen Ausübung Karl VII. begann, fort und wurde unter Ludwig's XI. Regierung, wo es mehrmals in Tyrannei auszuarten drohte, wichtig. Die Prinzen von Geblüt sollten, von dieser Epoche an, in den politischen Ereignissen Frankreichs eine eigenthümliche Stellung einnehmen, die so in der Geschichte keines andern Landes wiedergekehrt ist. Sie zeichneten sich fast immer durch ihren offenen oder geheimen Widerstand gegen den Willen des Königs, durch ihre Mißbilligung seiner Plane und Maßregeln aus und gehörten, wie man heute sagen würde, fast immer der Partei der Opposition gegen die Regierung an, ja machten zuweilen diese einzig aus. Sie suchten das Königthum nicht sowohl seinem Princip als seinen Aeußerungen nach, nicht im Interesse der Freiheiten des Landes, sondern in dem ihrer besondern Stellung zum Throne zu beschränken. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Geschichte der Entwickelung des französischen Königthums selbst. Die Könige der dritten Dynastie theilten zwar nicht, wie die Merowinger und Karolinger gethan, ihre Länder in von einander unabhängige Staaten unter die verschiedenen Glieder ihres Hauses, sie thaten aber an diejenigen ihrer Söhne, die sie nicht zum geistlichen Stande bestimmten, erbliche Lehne aus, die ihre Besitzer, nach den Gesetzen des Feudalrechts, zu der Stellung nach Außen zu beschränkter, im Innern aber ziemlich unabhängiger Souveraine erhob. Das Glück und die Kraft der Könige brachte diese, wie die übrigen

großen Vasallen in eine immer zunehmende Abhängigkeit von der Krone. Schon Karl V. regierte im Wesentlichen als ein unumschränkter Fürst; und die Prinzen seines Hauses waren von ihm ebenso wie die übrigen Lehnsmänner abhängig. Aber die Minderjährigkeit des schwachen Karl's VI. und der lange unglückliche Kampf gegen die Engländer erhob die Macht der Prinzen von Geblüt von Neuem und brachte die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ihre Hände. Als Karl VII., vom Glücke begünstigt, die Rechte des Königthums in Ausübung zu bringen anfing, stieß er auf den Widerstand der Prinzen, wie Orleans, Bourbon, Alençon u. s. w., deren Lehne, nicht wie Burgund und Bretagne, außerhalb der Grenzen des eigentlichen Königreiches lagen, sondern demselben unmittelbar einverleibt waren, die sich aber seit langen Jahren an eine faktische Unabhängigkeit gewöhnt hatten. Die Prinzen zogen einen Theil des geringern Adels an sich, der von ihnen abhing oder von einer ähnlichen Gesinnung beseelt war, und wirkten, je nach den Umständen, heimlich oder öffentlich der Ausübung der königlichen Macht entgegen. Diese, von der Idee einer unumschränkten Gewalt über alle Theile des Reiches ausgehend, von der Stimmung der Massen, welche die Herrschaft des Königthums der des Feudalwesens vorzogen, begünstigt, suchte die einzelnen Zweige der regierenden Dynastie immer abhängiger von deren Oberhaupte zu machen, sprach ihnen immer mehr das Recht zu einem unabhängigen Walten ab, berief sie nur, wenn es ihr gefiel, zu ihren Berathungen, und vergönnte ihnen nur eine sehr bedingte Theilnahme an der Regierung. Die Prinzen aber, die früher im Innern ihrer Besitzungen unabhängige Souveraine gewesen und für die gebornen und nothwendigen Räthe des Königs gegolten, wollten sich an eine solche Veränderung in ihrer Stellung nicht gewöhnen. Daher die auffallende Erscheinung, daß das Königthum in Frankreich, nachdem es sich Adel, Geistlichkeit, Städte durchaus unterworfen, nur noch von den Prinzen von Geblüt, den Gliedern seines eigenen Körpers, denen, die ihm am nächsten standen, bekämpft wurde. Dieses anomale Verhältniß der Prinzen des königlichen Hauses gegen ihr Oberhaupt zieht sich, vom Erlöschen des Feudalwesens an bis in die neuesten Zeiten, durch die ganze französische Geschichte hindurch. In andern Reichen, z. B. England, Kastilien u. s. w. hat es zwischen den verschiedenen Linien derselben Dynastie Streitigkeiten über das Recht zur Thronfolge gegeben. Die eine hat die andere zu verdrängen gesucht. In Frankreich, wo das monarchische Princip am frühesten Wurzel gefaßt, war die Thronfolge fest bestimmt. Die

einzelnen Zweige des königlichen Hauses wollten sich nicht an die Stelle des Gipfels setzen, sondern nur diesem zur Seite, nach eigenem Belieben wuchern, sich nicht von ihm ganz verdunkeln und verdrängen lassen. In diesem Streben sind sie sich, ungeachtet alles Wechsels der Zeiten, gleich geblieben. Die Regierung Ludwig's XI. ist mit Verschwörungen der Prinzen und ihrer Parteigänger angefüllt. Unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. sind es immer die Verwandten dieser Fürsten, die Unruhen erregen und den Gang der Regierung zu ändern oder aufzuhalten suchen. Unter den Söhnen Heinrich's II. sind die Linien Condé und Bourbon in offnem Kampfe mit der Krone begriffen. Während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. sind es ebenfalls die Prinzen von Geblüt, die das königliche Ansehn und immer im Interesse ihrer eigenen Rechte, nicht zu Gunsten der öffentlichen Wohlfahrt, zu beschränken suchen. Während Ludwig's XIV. autokratischer Regierung schweigen diese innern Zwiespalte. Er selbst giebt jedoch, sonderbar genug, in der Gründung des Hauses Orleans, als eines besondern Zweiges des regierenden Stammes, zur Erneuerung dieser Opposition Gelegenheit. Dieses Haus Orleans unterhält in seiner Mitte eine systematische Abneigung gegen die ältere Linie die ganze Regierung Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. hindurch. Beim Heranbrechen der Revolution, als es sich nicht mehr um Beschränkung und Veränderung, sondern um den Umsturz alles Bestehenden handelte, schließt sich der erste Prinz von Geblüt dieser der Krone feindlichen Bewegung an und sitzt unter denen, die das Haupt seines Hauses zum Tode verurtheilen. Ganz neuerdings setzt sich der erste Prinz von Geblüt an die Stelle seines vertriebenen Königs und trägt an seiner Statt die Krone. Auf diese Weise kann man, vom funfzehnten Jahrhundert an bis auf die Gegenwart herab, den Zwiespalt des französischen Königshauses, in religiösen und bürgerlichen Unruhen, je nach dem Geiste der Zeit, auf die Erweiterung der Rechte der jüngern Zweige oder auf den Umsturz der ältern Linie berechnet, verfolgen. Wir glaubten dieser Besonderheit im Leben der französischen Dynastie, die sie von fast allen andern unterscheidet, erwähnen zu müssen.

Karl VII. hatte die Erweiterung seiner Macht im Innern und die Eroberung einer bedeutenden Anzahl fester Städte, die in den Händen der Engländer gewesen, vorzüglich dem von ihm neu geschaffenen Heere verdankt, das durchaus von ihm abhängig, sich ebenso durch Zucht wie durch Tapferkeit auszeichnete. Die Sicherheit, welche diese bewaffnete Macht gewährte, ward von dem Volke

mit dem lebhaftesten Danke anerkannt, und der Handel, den der König außerdem durch besondere Verordnungen begünstigte, hob sich rasch empor. Die neue Kriegseinrichtung war jedoch, so vorzüglich sie sich im Vergleiche zu dem, was früher bestanden, erwies, noch immer nicht vollständig, denn die Compagnies d'Ordonnance waren aus Reiterei, großentheils aus schwer bewaffneter, zusammengesetzt, weshalb sie auch, einem schon früher bestandenen Gebrauche gemäß, Gensd'armes genannt wurden. Einige Jahre nach ihrer Errichtung ward durch eine Ordonnanz des Königs eine durch ihre Folgen noch wichtigere Schöpfung, die eines regelmäßigen stehenden Fußvolkes, ins Leben gerufen. Es wurde nämlich jedem Kirchspiele des Reiches die Verpflichtung auferlegt, einen mit Schild und Bogen bewaffneten Krieger, Franc-Archer genannt, zum Dienste des Königs zu stellen. Dieser blieb für gewöhnlich in seiner Gemeinde wohnen, mußte aber auf erhaltenen Befehl sich sogleich zur Fahne stellen. Er empfing nur im Kriege eine Löhnung, war aber während des Friedens von jeder Abgabe und sonstigen Dienstleistung ausdrücklich befreit. Die Bestimmung der Zahl dieses Kriegsvolkes in den einzelnen Ortschaften, ihre Wahl und Ausrüstung wurden denselben Beamten anvertraut, welche die zum Unterhalt der Compagnies d'Ordonnance bestimmten Steuern einzutreiben angewiesen waren. Auf diese Art wurde die militairische Organisation des Königreiches vollendet und ein stehendes Heer, Fußvolk und Reiterei, in jedem Augenblicke zum Dienste des Königs bereit gehalten. Die wichtigste Folge dieser Einrichtung war nicht nur die größere Sicherheit des Landes, sondern vor Allem die Wiederbelebung des kriegerischen Geistes im Volke, der von jetzt an sich durch alle Stände, mehr als früher der Fall gewesen, zu verbreiten anfing. Dieser militairische Fortschritt ward besonders in Karl's VIII. Feldzuge in Italien sichtbar, wo das französische Heer und besonders die Artillerie, von den Brüdern Bureau, unter Karl VII. zum ersten Male, der Methode und Taktik unterworfen, die Bewunderung der Fremden erregte.

Der Adel begann allmälig, im Gegensatze zum Volke, diese Einrichtung einer stehenden Reiterei, die durchaus vom Willen des Königs abhängig war und auf die er nur durch die aus seiner Mitte genommenen Befehlshaber einen sehr bedingten Einfluß ausüben konnte, und die der zwar nicht stehenden, aber auf jeden Wink der Regierung bereiten Bogenschützen, die das Stadt- und Landvolk mit der Führung der Waffen vertraut machten, mit Mißtrauen und geheimer Unzufriedenheit anzusehen. Karl schien sich durch diese

Organisation von der Unterstützung des Adels und der Hülfe der Feudalkontingente gänzlich frei machen zu wollen. Der französische Herrenstand des funfzehnten Jahrhunderts hatte zwar längst die Bedeutung und die Rechte verloren, die ihn einst zu einem Nebenbuhler der Krone gemacht, er hatte indessen noch nicht die Erinnerungen an seine frühere Größe aufgegeben, denn das System der absoluten Monarchie, unter Karl VII. in seiner Entwickelung rasch fortschreitend, war doch immer auf den Grund des Feudalwesens errichtet worden und hatte, wie jeder politische Wechsel, der nicht durch eine Eroberung herbeigeführt wird, die bestehenden Formen möglichst geschont, so daß mehr das Innere als die Außenseite des alten Gebäudes verändert wurde. Daher die Illusionen des damaligen und selbst des Adels viel späterer Zeiten, der sich noch immer für einen herrschenden Stand hielt, obgleich er zur Krone schon längst in ein durchaus abhängiges Verhältniß getreten war. Er fürchtete jetzt durch die neue militairische Organisation das Recht und den Gebrauch der Waffen zu verlieren. Da deren Führung noch immer sein eigenthümlicher Beruf war und er wenig politische Kraft und Geschicklichkeit in sich fühlte, so wäre er, falls das Königthum sich ausschließend auf die Hülfe der Compagnies d'Ordonnance und der Francs-Archers hätte verlassen wollen, ganz unnütz und dem Wesen nach aufgehoben worden. Der Adel verlangte deshalb für sich eine neue militairische Organisation, bei der die Einrichtung der stehenden Reiterei zum Muster genommen wurde. Eine königliche Ordonnanz bestimmte, daß, sobald ein Ritter reich genug war, um einen Knappen, einen Waffenknecht und drei Bogenschützen auszurüsten, er dieselbe monatliche Löhnung, wie eine aus sechs Kriegsleuten bestehende Abtheilung der Compagnies d'Ordonnance, eine Lanze (une lance) genannt, empfangen sollte. Der Sold dessen, dem eine solche Ausrüstung unmöglich war, wurde auf die Hälfte festgesetzt. Einige Jahre später ward an diese militairische Einrichtung des Adels die letzte Hand gelegt. Hiermit trat in der Stellung des französischen Adels eine große Veränderung ein, deren Folgen erst später allgemein sichtbar wurden, zu der aber diese Organisation wesentlich beigetragen hat. Auf seine herrschende Epoche, die bald nach den Kreuzzügen verschwindet, folgte die kämpfende, während welcher er für die Behauptung seiner Stellung streitet, und auf diese, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, die dienende, während welcher er Alles vom Königthume hofft und empfängt und aus dem Verhältniß eines Mitbesitzers und Genossen der öffentlichen Gewalt in das eines begünstigten Unterthans und bevorrechteten

Dieners herabsinkt. Obgleich diese drei Phasen in der Existenz des französischen Herrenstandes sich, wie keine historische Erscheinung, vollkommen rein herausstellen und zuweilen einander widersprechende Elemente enthalten, so haben sie ihrem Wesen nach dennoch in der angegebenen Weise bestanden. Die Selbsttäuschung, der sich der Adel zur Zeit seines Verfalles über seine wahre Bedeutung hingab, hat Andere und zuweilen selbst die getäuscht, die ihn bekämpften. Hätte der französische Herrenstand des funfzehnten Jahrhunderts noch die Kraft seiner Vorfahren besessen, so würde er sich in dem langen Kriege gegen die Engländer an die Spitze der Nation gestellt und diese und das Königthum, wie es der englische Adel unter Johann und später gethan, in seine Bahn fortgezogen haben. Aber er war, mehr an der Form als dem Geiste des Feudalwesens hängend, in seiner Entwickelung hinter den Ansprüchen der Zeit zurückgeblieben. Er wollte, und dies ist der ihn besonders charakterisirende Widerspruch, immer an eine Vergangenheit erinnern, der er selbst untreu geworden, und verlor über dieser Erinnerung den Besitz der Gegenwart und den Gedanken an die Zukunft. Auch ward der Adel, jemehr seine Bedeutung schwand, immer zahlreicher und aus immer heterogenern Elementen, die sich zu keinem wahrhaften politischen Körper vereinigen konnten, zusammengesetzt.

Das System der absoluten Monarchie schien, seinen allgemeinen Grundzügen nach, schon in den letzten Regierungsjahren Karl's VII. vollendet zu sein, obgleich, wie die ganze französische Geschichte der letzten Jahrhunderte beweist, der Geist der Freiheit mehr erdrückt als vernichtet war und sich, die Epoche Ludwig's XIV. ausgenommen, in fast jedem Menschenalter Luft zu machen versuchte. Im Ganzen und Großen jedoch und im öffentlichen Leben waltete schon in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts der Geist des Despotismus vor. Derselbe verkörperte sich in einem Hofe, der den König umgab, aus dem er seinen Rath wählte, zu dem er selbst die Prinzen seines Hauses nur, wenn es ihm gefiel, zuzog, und der kein anderes Gesetz als seinen Willen kannte. Ein über das ganze Land ausgespanntes Netz von Beamten und eine überall vertheilte schlagfertige bewaffnete Macht, durch Vortheil und Ueberzeugung zu einem blinden Gehorsam verbunden, vollzogen und unterstützten die Anordnungen, die von jenem Mittelpunkte ausgingen. Hierzu kam ein sehr zahlreicher und großentheils armer Adel, der von der Krone mit einer neuen militairischen Organisation zugleich eine Geldbewilligung empfangen und in eine doppelte Abhängigkeit gefallen war. Der alte Municipalgeist in den Städten war längst

erloschen. Der Landmann hing, wenn er persönlich frei war, in seinen allgemeinen Verhältnissen durchaus von den Beamten des Königs ab und konnte, wo er noch in den Fesseln der Leibeigenschaft schmachtete, von ihm allein seine einstige Befreiung hoffen. Es war in den meisten Kreisen des Lebens noch immer viele Willkür und nirgends eine rechtlich gesicherte Unabhängigkeit vorhanden und die Bevölkerung, ein charakteristisches Zeichen der politischen Unfreiheit, in ein auf- und absteigendes Verhältniß des Befehlens und Gehorchens gebracht, das alle Wahl und Selbstbestimmung in Bezug auf öffentliche Zustände ausschloß. Der Staat schien eine damals allerdings noch sehr unregelmäßig arbeitende Maschine, aber doch immer schon eine Maschine geworden zu sein, die einzig von der Hand des Souverains in Bewegung gesetzt wurde und der in politischer Beziehung kein selbstständiges Leben einwohnte. Was von einem solchen zum Vorschein kam, gehörte rein moralischen, privaten, wenigstens immer außerhalb der Sphäre allgemeiner Interessen stehenden Zuständen an. Es wäre allerdings dem Recht nach eine Macht vorhanden gewesen, welche diese Allgewalt der Krone einigermaßen hätte beschränken können, dies waren die Reichsstände. Karl, obgleich bei mehren Gelegenheiten von ihnen auf das Eifrigste unterstützt, begriff gleichwohl, daß sie ihre Rechte auch einmal ebenso gut zu seiner Bekämpfung, wie bisher zu seiner Unterstützung anwenden könnten, und daß ihre Thätigkeit, auch wenn sie mit seinen Planen übereinstimmte, doch immer seine Macht beschränkte. Er berief sie deshalb in dem letzten Theile seiner Regierung sehr selten zusammen, erhob die bestehenden Steuern, ohne ihre erneuete Zustimmung einzuholen, verlangte aber, um jede Diskussion möglichst zu verhindern, nur selten neue Auflagen und behielt das einmal eingeführte Steuersystem bei. Um diese mangelhafte und unwirksame, aber dennoch durch ihr bloßes Dasein bedeutende Vertretung der Nation noch mehr zu schwächen, diesen wenigstens in der Vorstellung immer mächtigen Körper durch einen Schatten und wesenlosen Schein zu ersetzen, berief Karl sehr oft die Stände der verschiedenen Provinzen zusammen und zeigte sich ihrer lokalen Wirksamkeit geneigt. Zugleich stiftete der König, um die politische Autorität des Parlaments zu schwächen, einen eigenen Staatsrath, in welchem sich die Leitung der öffentlichen Angelegenheit concentrirte. Die Geistlichkeit, auf die sich einst früher das Königthum gestützt, war jetzt, wie der Adel, nur unter andern Formen, von der Krone abhängig geworden. Karl hatte anfänglich das Concil von Basel begünstigt, sich später aber, um seine Macht

im Innern zu befestigen, mit Rom versöhnt und die Kirche hatte ihm auf der von ihm eingeschlagenen Bahn folgen müssen. Es war demnach damals in Frankreich kein Stand, kein Element im öffentlichen Leben vorhanden, das dem Königthum hätte widerstehen, dasselbe beschränken können, und wo dieses nicht stattfindet, ist dasselbe seiner Natur nach unumschränkt, so viele einzelne Formen auch, als Traditionen früherer Zeiten, mit diesem Princip im Widerspruche, sich erhalten haben mögen. Es gab gegen das Ende der Regierung Karl's VII. in Frankreich eine Geistlichkeit, einen Adel, ein Parlament, Städte u. s. w., deren Dasein, aus den Ueberlieferungen, Gebräuchen, Vorstellungen früherer Zeiten erkennbar, sich in derselben Richtung wie sonst fortzubewegen schien. Es wohnte diesem Allen aber ein nur bedingtes, erborgtes und zugestandenes Leben ein. Das Königthum war, so weit dies eine menschliche Einrichtung vermag, die allein entscheidende Macht geworden, die von jenen frühern Zuständen nur bestehen ließ, was ihrer eigenen Natur nicht entgegen war, und was dieser widerstrebte, umformte oder vernichtete. Es fing in Frankreich unter Karl VII. das der neuern Zeit eigenthümliche, sie vom Mittelalter am meisten trennende Verhältniß sich zu bilden an, nämlich das Dasein zweier Naturen im Staate, die einer Regierung und die eines Volkes, mit Aufhebung oder Minderung aller zwischen ihnen bestehenden Uebergänge. Alle Staaten, selbst England unter Heinrich VIII. und Elisabeth, sind durch diesen Zustand gegangen. Im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert war von diesen beiden Naturen die eine, die Regierung, sich allein ihrer bewußt, allein handelnd, schien allein einen Willen zu haben. Im achtzehnten Jahrhundert erwachte auch in der andern, im Volke, eine sich selbst bestimmende Seele und schuf sich neue Organe, welche die Kluft zwischen den beiden Extremen des öffentlichen Lebens, der Regierung und dem Volke, obgleich in anderer Weise als im Mittelalter, ausfüllen sollten. Mit der Hervorbringung dieser Uebergangsstufen ist die Gegenwart fast überall beschäftigt und hat die Lösung dieser großen Aufgabe sich zum vornehmsten Ziele ihrer Thätigkeit gesetzt.

Diese Ausdehnung der königlichen Macht, die, seit Karl die Reichsstände nicht mehr versammelte, ohne eine allgemein anerkannte Schranke war, wurde durch das Sinken der englischen Macht, dieser Nebenbuhlerin und alten Feindin Frankreichs, begünstigt. England, unter Heinrich V. zur ersten Macht Europas geworden, stieg von dieser etwas erkünstelten Höhe unter seinem Sohne schnell herab. Die Schwäche Heinrich's VI., die Herrschsucht seiner Frau Marga-

rethe von Anjou, der ausbrechende Bürgerkrieg zwischen den beiden Linien der Plantagenets lähmten den englischen Einfluß auf Frankreich. Ungeachtet der Tapferkeit des englischen Kriegsvolkes, der Talente der einzelnen Heerführer, ward die Normandie in kurzer Zeit von den Franzosen wiedererobert und das englische Heer bei Formigny (15. April 1450) so geschlagen, daß die Hälfte auf dem Platze blieb und die Schmach von Azincourt ausgelöscht zu sein schien. Ein Jahr nachher eroberte der Bastard von Orleans Guienne und den Engländern blieb von ihren alten Besitzungen und Eroberungen in Frankreich nichts als Calais und die Umgegend übrig, und auch dieser hätte sich Karl bemächtigen können, wenn er nicht, dem Vertrage von Arras gemäß, gezwungen gewesen wäre, sie dem Herzoge von Burgund zu übergeben. Er ersparte sich also die Mühe, sie zu erobern. Karl VII. galt um diese Zeit, wie einst sein Großvater Karl V., nach glücklicher Beendigung innerer und äußerer Kriege, für den mächtigsten Fürsten der Christenheit und war im Auslande ebenso gefürchtet, als von seinen Unterthanen geliebt.

Die letzten Jahre dieses Königs wurden durch das unglückliche Verhältniß zu seinem Sohne, der an den Hof des Herzogs von Burgund entflohen, durch einige vorübergehende Streitigkeiten mit letzterem und das Streben der Linie Anjou, die Krone von Neapel, die es verloren, wiederzuerwerben, bezeichnet. Gegen das Ende seiner Regierung schien Karl VII., da Alles zu seinem Vortheile sich entschieden und seine Macht sich so hoch erhoben, zu der Sorglosigkeit und dem Hange zum Vergnügen, der seine Jugend befleckt, zurückzukehren. Agnes Sorel hatte viele Nachfolgerinnen gefunden und die innere Stimmung des Königs, seine Neigungen und Gefühle schienen weniger als seine äußere Thätigkeit, sein Verstand und sein Wille von den Jahren geläutert worden zu sein. Der einzige Schatten am Abend seines Lebenstages ward durch das tief gewurzelte Mißtrauen gegen seinen Sohn hervorgebracht, den er, obgleich weit von ihm entfernt, doch des Versuches, ihn vergiften zu wollen, beschuldigte. Er starb 1461 nach einer neununddreißigjährigen, von Glück und Unglück wunderbar gemischten Regierung, deren Wechsel in solchem Grade wenigen Fürsten zu Theil geworden. Denn man wird in der Geschichte nicht leicht einen solchen Gegensatz wie zwischen dem Anfange und dem Ende dieser Epoche finden. Seine Persönlichkeit hatte, obgleich eigentlich nichts Großes und wahrhaft Ergreifendes in ihr gelebt, doch viele Gunst gefunden und ihr Bild in der Erinnerung des Volkes lange nachgelebt. Er war

mit seinen Vorzügen und Mängeln ein durchaus nationaler Charakter und gehörte mehr als manche andere Könige, die eine größere aber allgemeinere Physiognomie gehabt, seinem Lande und Volke an. Solche Individualitäten, besonders in hohen Stellungen, werden von der Menge begünstigt, erhoben, was Gutes an ihnen ist, übertrieben, was ihnen schaden könnte, übersehen oder möglichst verhüllt. Dieser König macht, nicht sowohl in dieser Eigenschaft, sondern als Mensch betrachtet, den Eindruck, als wenn er nie gealtert und jung ins Grab gestiegen wäre, obgleich er ein Alter von achtundfunfzig Jahren erreichte.

Die Regierung Karl's VII. ist aber nicht allein durch ihre großen politischen Ereignisse merkwürdig, die innere Entwickelung der Nation ist in ihr, obgleich sie sich in dieser Zeit nur in gewissen allgemeinen Zügen zu erkennen giebt und noch als keine unabhängige, das äußere Leben beherrschende Gestalt erscheint, nicht stehen geblieben. Ihrer Unvollkommenheit ungeachtet, ist ihr Einfluß dennoch sichtbar. Einer der bemerkenswerthesten Züge dieser Art, der am besten einen Fortschritt in dem gesammten sittlichen Dasein der Nation beweist, ist die größere Milde und Menschlichkeit, die in der Kriegführung bei Engländern und Franzosen während der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. sichtbar wird. Früher hatte sich von beiden Seiten eine Roheit und Grausamkeit, ein Hang zum Verheeren und Vernichten kundgegeben, der an die wildesten Epochen des Mittelalters erinnerte und dieselben vielleicht noch übertraf. In der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wird, wie aus vielen Zeugnissen hervorgeht, eine den modernen Begriffen von Recht und Sitte näher kommende Schonung des Lebens und Berücksichtigung des Eigenthums sichtbar. Der Kampf wird als ein Mittel und nicht mehr als Zweck selbst angesehen. Zu dieser sittlichen Verbesserung, dieser lebendiger gefühlten Achtung vor der menschlichen Natur durch sein eigenes Beispiel beigetragen zu haben, ist eins der großen Verdienste Karl's VII., der anstatt durch sein früheres Unglück gereizt, oder durch die darauf folgende Begünstigung des Schicksals, wie so oft Andere, verhärtet zu sein, überall die Spuren einer edeln und milden Natur zu erkennen gab. In dieser, mit frühern Epochen verglichen, sichtbar werdenden Neigung zur Anerkennung fremder Rechte und Beschränkung der gehässigen Leidenschaften der Rache, des Hasses, mitten in einem entscheidenden und blutigen Kampfe, liegt einer der großen moralischen Fortschritte jener Zeit. Auffallend ist es, daß ein solcher gerade am Ende eines der längsten und verheerendsten Kriege, deren die Geschichte Er-

wähnung thut, hervorgegangen ist. Diese Verbesserung war großentheils dem Verfalle des Feudalwesens, in welchem der Krieg fast immer um persönlicher Zwecke willen und deshalb mit der diese bezeichnenden Leidenschaft geführt wurde, mehr vielleicht noch der Abnahme des theokratischen Joches zuzuschreiben, das die Menschen so oft gegen einander bewaffnet hatte. Ein Versuch, den die Inquisition in Arras und andern der französischen Oberhoheit unterworfenen Staaten des Herzogs von Burgund machte, die religiösen Greuel der Zeiten der Albigenser zu erneuern, mißlang. Die öffentliche Meinung erhob sich dagegen und das Parlament von Paris kassirte einige Zeit nachher die Urtheile des geistlichen Blutgerichts. — Ungeachtet dieses sittlichen Fortschrittes und der politischen Reformen, die noch viel bedeutender hervortreten, ward in dieser Epoche keine eigentliche Erweiterung im Reiche der Gedanken sichtbar oder verkörperte sich wenigstens in keiner bedeutenden Hervorbringung irgend einer Art, obgleich manches später Gereifte in ihr vorbereitet wurde. Das Streben der Nation war und blieb noch lange Zeit, idealen Tendenzen fern, auf die reale Befriedigung der nothwendigen Forderungen ihres politischen Daseins beschränkt.

Dreizehntes Kapitel.

Unter Karl VII., der anfangs so schwach und später so mächtig da stand, hatte sich das Königthum seinem Ziele, sich alle Kreise des nationalen Lebens vollkommen unterzuordnen, um einen bedeutenden Schritt genähert. Die absolute Monarchie, in ihren Formen allerdings noch lange nicht vollendet, war ihrem Grundwesen nach schon durchaus vorhanden. Karl VII. erließ in der letzten Hälfte seiner Regierung eine Menge Gesetze ohne die Zustimmung der Reichsstände, die er nur, wenn es ihm gefiel, zusammenberief, legte Abgaben ohne deren Bewilligung auf oder erhob die einmal bewilligten, ohne eine erneuerte Zustimmung zu verlangen, entschied alle öffentlichen Verhältnisse in einem von ihm beliebig zusammengesetzten Staatsrathe und besaß alle nothwendigen Elemente eines

stehenden, nur von ihm abhängigen Heeres. Geistlichkeit, Adel und Städte schienen, den Traditionen des Mittelalters allmälig fremd werdend, geneigt, sich der Krone unbedingt hingeben zu wollen. Eine einzige Opposition regte sich und suchte dieser Allgewalt zu widerstehen. Es waren dies die jüngern Zweige des königlichen Hauses, die Prinzen von Geblüt und einige mit ihnen verwandte große Vasallen, die lange gewohnt als unabhängige Fürsten zu walten, sich gegen das sie bedrohende Joch sträubten. Diese alle aber handelten sonst keineswegs im Geiste des eigentlichen Lehnswesens, sondern strebten danach, über ihre eigenen Vasallen und die Städte in ihren Gebieten dieselbe unbeschränkte Macht, welche die Krone über sie in Anspruch nahm, auszuüben. Die Kette von gegenseitigen Rechten und Pflichten, welche einst von dem kleinsten Lehnsmanne bis zu dem Könige die gesammte Feudalwelt umschlungen, war längst zerrissen, der Geist der allgemeinen Zustände durchaus verwandelt und die wenigen, der Idee des Königthums widerstrebenden Mächte irrten, wie vereinzelte Atome, in einer ihrer Natur fremd gewordenen Atmosphäre umher und suchten vergeblich sich zu einem Ganzen zu vereinigen. Der Widerstand dieser Ueberreste des alten Herrenstandes fand in dem Lehnssystem, dessen Fundament, welches die Unabhängigkeit der kleinern Vasallen im Innern ihrer Gebiete war, zerstört worden, keine Stütze mehr und erlag. Da indessen eine so große Organisation, wie das Feudalwesen, und die so lange geherrscht hatte, sich wie alles Lebendige gegen seinen Untergang sträubte und, nachdem es als ein Ganzes gefallen, sich noch in einzelnen seiner Theile zu erhalten suchte, so ist dieser Kampf der jüngern Glieder des königlichen Hauses und der mit ihnen verbundenen Großen als eine natürliche Fortsetzung des mittelalterthümlichen Geistes anzusehen, so fremd auch Personen und Zustände jener schon verschwunden Epoche erscheinen mögen. Dieser Widerstand beschleunigte aber im Grunde nur den endlichen Sieg des Königthums, dem auf diese Art Gelegenheit gegeben wurde, sich seine Gegner, denen es vielleicht sonst noch länger einen Schatten von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zugestanden hätte, vollkommen zu unterwerfen. Die Krone, die einst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert daran gegangen, den tausendköpfigen geharnischten Riesen des Feudalsystems zu bezwingen, konnte im funfzehnten, von einigen einsamen und zusammengeschrumpften Sprößlingen desselben wohl mannigfaltig beunruhigt, aber in ihrem Fortschritte nicht lang aufgehalten und in keine ernste Gefahr versetzt werden. Der Kampf mit denselben, unter Karl VII. und Ludwig XI.,

war der Entwickelung des monarchischen Princips, indem er dessen Kraft in Spannung erhielt und eine zu frühe Ruhe verhinderte, sogar vortheilhaft.

Aber obgleich das Königthum vermöge der ihm einwohnenden ursprünglich höhern Natur über die Feudalwelt den Sieg davongetragen und im Innern fast unumschränkt geworden, so hatte es dennoch bisher eine wichtige Aufgabe seines Daseins, die zu seiner vollkommenen Ausbildung gehörte, wenig oder gar nicht erfüllt. Es hatte ihm nämlich eine regelmäßige Verbindung mit fremden Reichen, ein bestimmter Einfluß auf dieselben, ein weiteres, über seine unmittelbaren Grenzen hinausgehendes Feld der Thätigkeit gefehlt. So lange es sich ausschließend auf den eigenen Boden beschränkte, ohne bestimmtere Wechselwirkung mit der Fremde, nur hier und da feindlich mit ihr zusammenstoßend, so war es zum Theil immer noch das Königthum des Mittelalters, das, seltene und vorübergehende Momente abgerechnet, wo es sich zur Vertheidigung des Glaubens oder für seine Vergrößerung bewaffnend, über seinen nächsten Kreis hinausging, in der einsamen und unfruchtbaren Abgeschlossenheit des Feudallebens beharren blieb. In den Kreuzzügen hatten sich die Völker, von einer großen religiösen Idee begeistert, einander genähert, sich durchkreuzt, und aus dieser losen und momentanen Berührung war eine vorher unbekannte Bewegung, ein sichtbarer Fortschritt in der Betrachtung und Behandlung des Lebens hervorgegangen. Nachdem das Mittelalter als ein lebendiges Ganze im vierzehnten Jahrhundert untergegangen, sollten die Völker, so wie früher in der Ferne und für den Glauben, so jetzt in der Nähe und um ihrer eigenen Zwecke willen, sich verbünden, bekriegen, feindlich oder freundlich berühren, aber überhaupt einander näher treten, sich gegenseitig ergänzen, ihre Vorzüge und Mängel begreifen lernen und, worauf großentheils die moderne Gesittung beruht, zu dem Gefühle ihrer gleichen Berechtigung und ähnlichen Bestimmung geführt werden. Das Sinken der Hierarchie und des Lehnswesens, von denen erstere aufhörte, die Völker auf einer fremden, ihrer Lage und ihren Bedürfnissen oft entgegengesetzten Bahn zu leiten, und letzteres, sie nicht mehr in einem beständigen Kriege haltend, ihnen über ihren früher so eng gezogenen Horizont hinauszugehen und sich in großen und geschlossenen Massen zu erkennen erlaubte, die Eroberung Konstantinopels, der intellektuelle Aufschwung Italiens, die Konsolidirung der französischen und spanischen Monarchie hatten in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in einem großen Theile Europas einen neuen Geist erweckt, der die öffentlichen und

besondern Verhältnisse des Lebens umgestalten und der Anbruch der eigentlich neuern Zeit werden sollte. Das Bedürfniß einer größern Einheit, eines friedlichern und geordnetern Zustandes, in den Massen seit dem dreizehnten Jahrhundert fühlbar, hatte den Königen den Sieg über das Feudalsystem, und ein höheres Gefühl der innern Unabhängigkeit, der nationalen Kraft und Würde den Widerstand gegen die Ansprüche des Papstthums möglich gemacht. Sobald die Anarchie, der beständige innere Krieg, von dem Lehnswesen unzertrennlich, durch den vorherrschenden Einfluß des Königthums gebändigt worden, so begann dieses in seiner innern Verwaltung einen festern Plan, ein umfassenderes System, wie wir in der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. gesehen und mehr oder weniger überall sichtbar wird, zu befolgen und die ersten Linien zu einem neuen politischen Systeme, wie eine, wenn auch nicht für Alle gleiche, doch wenigstens ähnliche Rechtspflege, eine bessere Schätzung des öffentlichen Reichthumes, eine festere Bestimmung der Rechte und Pflichten der Staatsangehörigen, eine nur von der Regierung abhängige regelmäßige Heeresmacht zu entwerfen, auf deren nie mehr ganz erschütterte Fundamente die moderne Civilisation ihren hohen Bau errichten sollte. Sobald zu dieser Organisation ein kräftiger und durchgreifender Anfang gemacht worden, so wandte das Königthum, sich an die Spitze des regbarern und geselligern Geistes stellend, von dem das Abendland im funfzehnten Jahrhundert ergriffen worden, einen bedeutenden Theil seiner Kraft und Thätigkeit der Fremde zu, suchte im Bunde mit derselben sich gegen den letzten Widerstand des Feudalwesens in seinem Innern zu schützen, verband sich mit den von ihm verwandten Interessen bewegten Gliedern des Auslandes gegen solche, die ihm feindlich waren, und strebte dahin, die Plane und Kräfte der fremden Mächte kennen zu lernen und zu durchschauen, um auf alle Fälle gegen sie gerüstet zu sein. Auf diese Weise entstand der europäische Staatenbund, die Verhältnisse der unabhängigen Nationen zu einander, die moderne Politik und Diplomatie, auf die Idee der Unabhängigkeit der Völker und die Gleichheit der Kronen, als Repräsentanten jener Unabhängigkeit gebaut, eine Epoche, die für Frankreich in die Regierung Ludwig's XI. fällt, dieselbe charakterisirt und ihr eine eigenthümliche Wichtigkeit verleiht.

Weder im Mittelalter, noch im Alterthume hatte, wenigstens nicht auf so großartige und allgemeine Weise, eine ähnliche Verbindung unabhängiger, durch Lage, Ursprung und Charakter von einander getrennter, durch die Anerkennung gewisser allgemeiner

Principien aber unter einander verbundener Staaten stattgefunden. Im Alterthume war Eine Nationalität immer dermaßen vorherrschend gewesen, daß die übrigen zu ihr sich in einem durchaus untergeordneten Verhältnisse befanden, oder in den Konföderationen der durch Sprache und Abstammung einander verwandten Völker, wie deren eine Zeit lang in Griechenland und Italien bestanden, war der an der Spitze stehende Staat seinen Verbündeten so überlegen gewesen, daß diese sich nicht viel anders als im Zustande der Unterthanen zu ihm befanden. Ein Bund unabhängiger, gleich berechtigter Völker, eine wahrhafte Staatenrepublik hatte sich nie bilden, wenigstens nie erhalten können. Eine eigentliche Politik, gemeinsame Grundsätze, eine übereinstimmende Bahn verschiedener Nationalitäten war damals nie hervorgetreten, weil jede derselben, wenn sie in sich stärker als die andere geworden, sich nicht mit einzelnen Vortheilen, einer relativen Ueberlegenheit über andere begnügte, sondern auf deren Bezwingung und vollkommene Unterwerfung ausging. Das Recht der Stärke ward in der alten Welt von dem Staate oder den Faktionen, aber nicht von den Einzelnen, in viel höherem Grade, aber auch in viel großartigerer Weise als im Mittelalter ausgeübt, und einige mit dem Glücke und einer weitern Ausbildung zu vollkommen leeren Formen herabgesunkene, aus der religiösen Gesinnung früherer Zeiten stammende Gebräuche ausgenommen, hatte es kein Völkerrecht, kein über die Leidenschaften und Vortheile des Augenblickes erhabenes Urtheil über die Verhältnisse der Nationen unter einander gegeben, sondern das Schwert war im Alterthume der oberste Richter gewesen. In der Feudalwelt war ebenfalls keine wahrhafte Politik, kein Verein fremder, nach einem bestimmten Ziele strebender, gleich berechtigter Staaten ins Leben getreten. Die Germanen hatten in ihre neuen Niederlassungen eine ziemlich vollständige und entwickelte Vorstellung über persönliche Zustände herübergebracht, aber ihre Begriffe über die allgemeinen Verhältnisse der Staaten und Völker, ihre gegenseitigen Rechte und Pflichten hatten sich, bis auf einige dunkle und ferne Ueberlieferungen, nicht über die Roheit des individuellen und isolirten Bewußtseins einer nur sich selbst begreifenden und in ihrer ersten Entwickelung begriffenen Kraft erhoben. Auch ließ sich von Eroberern, und besonders von solchen, die nicht, wie die Römer, allmälig und mit Absicht und Ueberlegung, sondern auf einmal, wie von einem plötzlich erwachenden Instinkt getrieben, zu solchen geworden, eine Anerkennung des Rechts und der Unabhängigkeit fremder Zustände, auf welcher Idee die moderne Gesittung und deren allgemeinster

Ausdruck, ihre Politik, beruht, nicht erwarten. Als im zehnten Jahrhundert sich das Lehnswesen ausbildete und das Werk der Eroberung durch dasselbe befestigt wurde, verschwand in dieser Konföderation größerer und kleinerer Souveraine jeder Begriff einer großen und allgemeinen Ordnung. In dieser Epoche wurden die Verhältnisse zu fremden Nationen, zum Auslande, fast ohne eine Ahnung umfassender Grundsätze, von der Laune, dem Vortheile willkürlicher als in einer andern Zeit entschieden. Der altgermanische Staat, sowohl in der Heimath als auf dem eroberten Boden, hatte einige Traditionen völkerrechtlicher Beziehungen, einer gemeinsamen Richtung, eines übereinstimmenden Planes bis nach Karl des Großen Zeit bewahrt; als aber das Feudalwesen herrschend geworden, verschwanden, eine Zeit lang, nicht nur die Staaten im wahren Sinne des Wortes, sondern die Nationen selbst mit ihren besondern, zum Theil allerdings noch wenig entwickelten Charakteren und Eigenthümlichkeiten schienen unter dem Schatten der Lehnsformen, die überall dieselben waren, in einander zu fließen. Aber die modernen Nationen entwickelten dennoch, ungeachtet aller Hindernisse, den von der Natur in sie versenkten Keim eines eigenthümlichen Daseins und das Königthum trat als das Symbol ihrer Selbstständigkeit und Geschlossenheit, das seiner Form nach zerrissene, seinem Geiste nach einförmige Lehnswesen bekämpfend, vom zwölften Jahrhundert an ihre Spitze. Das Werk ihrer Individualisirung schritt ununterbrochen fort, aber sie konnten unter sich zu keiner regelmäßigen Verbindung, zu keinen festen und nach allgemeinen Grundsätzen geleiteten Verhältnissen kommen, denn sie gehörten sich nicht selbst an. Die Kirche hatte sich, wie von jeher die Individuen, so jetzt auch die Kronen und Staaten unterworfen und leitete ihre Kraft, wie in den Kreuzzügen, zur Verfolgung ihr eigenthümlicher, dem nationalen Dasein fremder Zwecke, oder hielt sie, scheinbar sie, wie einst die römische Welt gethan, unter denselben Gesetzen vereinigend, in Wahrheit auseinander, indem es ihnen nicht vergönnt war, nach ihrer eigenthümlichen Weise und unmittelbar, sondern erst nach dem Ermessen und den Planen der Kirche sich einander zu nähern. Die päpstliche Herrschaft brachte zur Zeit ihrer Größe die Völker zwar in einen engen Verband zu ihr selbst, war ihnen aber bei einem gegenseitigen Verkehre, unter von ihnen selbst gewählten Bedingungen, entgegen. Sobald das Königthum unter Philipp dem Schönen die früher so getrennten Elemente des nationalen Lebens, die Geistlichkeit, den Adel und die Städte, einander näher gebracht, aus den Ständen einen Staat geschaffen und im

Innern die allein entscheidende Macht geworden, verdrängte es von diesem Boden den überwiegenden Einfluß der Theokratie, und von jetzt an wurde es der Nation möglich, sich der ihr von der Natur angewiesenen Richtung freier zu überlassen und eines eigenthümlichern Daseins zu genießen. Die Regierungen Karl's VII. und Ludwig's XI. sind der entschiedene Uebergang von dem Geiste und den Verhältnissen des Mittelalters zu denen der neuern Zeit.

Im vierzehnten und im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, während der langen Kriege gegen die Engländer, hatte der Geist des Mittelalters in dem Adel und den Städten sich wiederum zu regen und mehr Boden als einige Menschenalter vorher, unter der kraftvollen Regierung Philipp des Schönen, zu gewinnen gewußt. Zwar blieb das königliche Ansehn selbst unter den unglücklichen Regierungen Philipp's von Valois und Johann's unversehrt und äußerte später unter dem wahnsinnigen Karl VI., ja sogar als es in den Personen Karl's VII. und Heinrich's VI. getheilt erscheint, selbst in dieser zerstückelten Gestalt seine überlegene Macht, aber die an die Insurrektionen in den alten Kommunen erinnernde Bewegung in Paris unter Stephan Marcel, die, bei der Abwesenheit alles gesetzlichen Schutzes in jener unglücklichen und zerrissenen Zeit, unter den Tüchtigsten aller Stände von Neuem üblich gewordene Selbsthülfe, die kleinen Kriege, die jeder Parteiführer, jeder Kriegsoberste auf eigene Hand führte, die unaufhörlichen Ueberfälle, Verräthereien, Mord- und Brandscenen schienen die anarchischen Zustände früherer Jahrhunderte und den wilden Geist des Feudalwesens zurückzurufen. Indessen war diese Aehnlichkeit nur scheinbar und der wesentliche Charakter beider Epochen durchaus verschieden. Der Lehnsmann des zwölften Jahrhunderts befehdete seinen Nachbar in seinem eigenen Namen, entschied sich über Krieg und Frieden seinem besondern Vortheile gemäß und handelte dabei in dem vollen Gefühle seines unbeschränkten Rechtes, ohne nach Jemandes Zustimmung fragen zu müssen. Ward er von einer überlegenen Macht bedroht, so unterwarf er sich ihr allerdings, aber wie ein geschlagener Fürst es thut, dem Drange der Nothwendigkeit weichend, doch ohne sein Recht aufzugeben. Denn er war ein Souverain, fühlte sich als solcher und wurde von Andern für einen solchen gehalten. Diesem Zustande der Dinge hatte das Königthum vom dreizehnten Jahrhundert an für immer ein Ende gemacht. Die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, während der englischen Kriege, so unabhängig waltenden Feldherren der französischen Könige und die Häupter der bewaffneten Banden führten den Krieg jedoch keineswegs auf eigene

Hand, sahen sich selbst nicht und wurden auch von den Andern nicht als kleine Souveraine angesehen, sondern leiteten ihre Berechtigung für Alles, was sie thaten, von dem Willen des Königs ab, stellten sich, dem Princip nach, immer als von ihm durchaus abhängig und in seinen Dienst gefesselt dar, so eigenmächtig und um seine Befehle unbekümmert sie in der Wirklichkeit auch handeln mochten. Außerdem aber, daß sie kein eigenes Recht, kein selbstständiges Ziel für sich in Anspruch nahmen, sondern nur für Werkzeuge eines fremden Willens galten, dienten sie zugleich, was eine dem eigentlichen Mittelalter vollkommen fremde Vorstellung war, einem großen gemeinsamen Ganzen, einem Staate, von dem der König, in dessen Namen sie handelten, das verkörperte Bild war, sie besaßen und erkannten eine der Lehnswelt unbekannte Macht, ein Vaterland, über sich an, für dessen Erhaltung sie gegen die Fremden kämpften und an das sie sich unauflöslich gebunden fühlten. Es lag also, dem Wesen nach, ein Abgrund zwischen dem Bewußtsein des elften und zwölften und dem des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, so viele Formen sich auch aus jenem in dieses hinübergezogen und in ihm erhalten haben mochten, zwischen der Stellung der alten Lehnsmänner und den Feldherren und Hauptleuten Karl's VI. und Karl's VII., so ähnlich sie sich in ihrem äußern Walten, bei einem gleich gesetzlosen Zustande, unter dem sich, so verschieden die allgemeine Lage der Verhältnisse sein mag, zu allen Zeiten ähnliche Charaktere bilden, erscheinen mochten. — In den Städten, besonders der Hauptstadt, war während der Gefangenschaft Johann's und der Geistesschwäche Karl's VI. derselbe Geist der Unabhängigkeit hervorgebrochen, aber auch hier war er, ungeachtet mancher äußern Aehnlichkeit, wesentlich von dem, was er im elften und zwölften Jahrhundert, als die Kommunen in Nordfrankreich sich gegen ihre geistlichen und weltlichen Herren empörten, verschieden gewesen. Stephan Marcel und sein Anhang, unvermögend die königliche Macht wahrhaft zu beschränken, verschwanden vor derselben und Karl V. herrschte nach diesen Stürmen mit noch unumschränkterer Macht als seine Vorfahren. Karl VI. bestrafte im Anfange seiner Regierung die Unordnungen der Pariser mit dem Verluste selbst des letzten Schattens ihrer besondern Verfassung und zahlreichen Hinrichtungen, ohne daß sie zu widerstehen gewagt hätten. Später wurde die Hauptstadt entweder von dem Herzoge von Burgund oder dem Grafen von Armagnac, aber immer im Namen des Königs, geleitet. Die Könige des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, namentlich aber Philipp der Schöne, hatten den

mittelalterthümlichen Charakter sowohl in den Städten als dem Adel gebrochen, der in günstigen Augenblicken wie von einer Erinnerung an das, was er gewesen, ergriffen, den Geist früherer Zeiten zurückzurufen trachtete, sehr bald aber den Widerspruch, in den er mit der Gegenwart gerieth, begriff und nach Versuchen dieser Art in eine noch größere Abhängigkeit als vorher fiel. Denn die Zeit, wo die Montlhery und Coucy ihre Souveraine bekriegten, war mit der, wo die Bürger von Laon und Beauvais den Bischöfen ihre Freibriefe mit den Waffen in der Hand abzwangen, zugleich verschwunden. Aber es war nicht allein die Hoheit der Krone, welche diese besondern und früher so freien Gestalten des öffentlichen Lebens des größten Theiles ihrer alten Unabhängigkeit beraubt hatte. Es war allmälig durch eine, aller Erschütterungen und Stürme ungeachtet, fortschreitende Gesittung das Bedürfniß einer größern Einheit und Ordnung in der Masse des Volkes entstanden, und durch die wachsende Macht des Königthums und die immer mehr um sich greifende Befreiung des Landvolkes hatte sich, wie in den höhern Kreisen die Vorstellung eines Staates, in den untern die eines Vaterlandes gebildet, deren völliger Durchbruch in den französisch-englischen Kriegen erscheint, die nicht mehr ein Zweikampf zwischen zwei Feudalfürsten mit ihren Mannen und Söldnern, sondern das Zusammenstoßen zweier großen Nationalitäten waren. Die Idee eines Staates, das Gefühl eines Vaterlandes begann von jetzt an in den Königen und dem Volke einen politischen und nationalen Geist zu bilden, der, wenigstens im wahrhaften Sinne des Wortes, im Mittelalter nicht bestanden hatte. Dieser, in dem Königthume und der Nation sich entwickelnd, zwang die Trümmer des Feudalwesens, dessen Elemente früher getrennt gewaltet und in ihrer Isolirung beharren wollten, in diese große Gemeinschaft einzugehen. Als der charakteristische Ausdruck dieses neuen Bündnisses zwischen der Krone und der Masse der Nation tritt die Jungfrau von Orleans auf, die, obgleich die Tochter eines Landmannes, eine solche Bedeutung gewinnt, daß sie, früher ein unter allen Umständen undenkbarer Fall, ihren König zur Krönung führt, zugleich aber, ohne sich um Alles, was zwischen diesem und dem Volke steht, zu kümmern, nur auf ihn achtet, Alles nur für ihn unternimmt und den Widerstand der Großen gegen ihn, wie z. B. des Grafen von Richemont, eines bretagnischen Prinzen, als einen Frevel gegen den Himmel selbst betrachtet. In der Jungfrau von Orleans, in dem, was sie ist und was sie thut, geht die Erhebung der niedern Klassen und ihr immer fester werdendes Anschließen an das Königthum, mit

Uebergehung oder Beseitigung der das Lehnswesen bezeichnenden Mittelstufen der Macht und Würde, wie in einem großen Symbol hervor, und dies ist die historische Bedeutung dieser heroischen Erscheinung. Das Königthum und das Volk, zwischen denen das Feudalsystem früher eine Mauer gezogen, die sie sich zu sehen und gegenseitig zu erkennen hinderte, waren einander auf diese Art näher gekommen. Der moderne Staat, der auf diesem Bunde des moralischen Rechtes des Königthums und der materiellen Macht der Massen beruht, erscheint in der französischen Geschichte zum ersten Male vollkommen klar und entschieden ausgesprochen in dem Augenblicke, wo die Tochter des Landmannes ihrem Könige bei seiner Krönung, die nur durch sie möglich geworden, zur Seite steht und in der Prozession mit ihrer siegreichen Fahne, wie der Connetable mit dem Schwerte des Staates, einherschreitet. Aber wenn die Krone und das Volk aus dem langen und hartnäckigen Kampfe mit den englischen Eroberern siegreich hervorgingen und die nationale Unabhängigkeit für immer erworben wurde, so blieb Frankreich unter der Regierung Karl's VII. so sehr mit seiner innern Befestigung und der Anordnung des Erworbenen und Wiederhergestellten beschäftigt, gewissermaßen auf sich selbst beharren, nahm an den Verhältnissen der Nachbarn, einige verfehlte Versuche abgerechnet, keinen bedeutenden Antheil und griff, von seinen Leiden und Siegen ausruhend, in das Rad der allgemeinen Weltbewegung weder störend noch fördernd ein. Der Anfang zu dieser Wirkung nach Außen, einer großen Nationalität fast ebenso nothwendig, wie ihre Unabhängigkeit und Herrschaft in ihrem eigenen Innern, fällt in die Epoche Ludwig's XI., steigert sich unter seinen Nachfolgern fortwährend und beginnt unter mancherlei wechselnden Schicksalen die Gestalt des französischen Volkes, das ohne diesen Einfluß auf die Fremde nicht nur für Andere todt, sondern in sich selbst unfruchtbar, ein Körper ohne Bewegung und Glieder gewesen wäre, zu vollenden.

Diese neue Epoche, in der Frankreich einen entschiedenen Einfluß auf das Ausland geltend zu machen und seine Kraft nicht mehr einzig zu seiner Erhaltung und Befestigung, sondern zur Wirkung in die Ferne anzuwenden anfängt, und zwar nicht, wie in den Kreuzzügen, im Dienste einer ihm ursprünglich fremden Idee und von Außen dazu veranlaßt, sondern aus eigener Bewegung und um seiner selbst willen, wird jedoch, ungeachtet der Thätigkeit und Umsicht, die sie bezeichnet, von den Ueberlieferungen und Verhältnissen früherer Zeiten, den Trümmern der Feudalwelt und der

Theokratie vielfältig aufgehalten und durchkreuzt, so daß Ludwig XI., der Repräsentant dieser neuen Richtung, um diese Hindernisse zu heben, den Geist des Mittelalters nicht nur in seinen Mißbräuchen und Auswüchsen, sondern selbst in dem, was ihm Wahres und Großes eingewohnt und was ein kostbares Vermächtniß für die gesammte moderne Welt geworden, zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten veranlaßt wird. Seine Stellung wie sein persönlicher Charakter führten ihn zu diesem Aeußersten, in welchem, wie immer in ähnlichen Fällen, die allgemeinen auf alle Zeiten und Zustände anwendbaren sittlichen Rechte und Vorschriften auf eine das innere Leben seines Volkes gefährdende Weise von ihm verletzt wurden. So wie in dem Feudalwesen der Trotz auf äußere Macht, das Recht der Stärke, als das herrschende Gesetz auftritt und die geistige Würde des Menschen zu erniedrigen droht, so erscheint unter Ludwig XI., in der weitern Entwickelung der königlichen Gewalt, die Herrschaft des Verstandes und dessen Extreme, List und Treulosigkeit, Verstellung und Heuchelei, ausschließend und in einer vorher nie gesehenen Weise thätig, so daß, wie früher das Faustrecht für die intellektuelle, so jetzt diese neue Staatskunst für den sittlichen Gehalt der menschlichen Natur gefährlich wird. Es hat später der große Fortschritt in den Wissenschaften und Künsten, welche der menschlichen Kraft von selbst eine gewisse ideale Richtung verleihen und dieselbe erheben, besonders aber der sittliche Geist des Protestantismus dazu gehört, um die im Beginn dieser neuen Epoche der zartesten und verletzbarsten Seite des menschlichen Wesens, dem Gefühle für Recht und Wahrheit, vornehmlich durch Ludwig XI., Ferdinand den Katholischen, mehr oder weniger aber durch alle Fürsten jener selbstsüchtigen und falschen Zeit geschlagene Wunde zu heilen, was übrigens in den Ländern lateinischen Ursprunges und die dem Glauben des Mittelalters treu geblieben, weniger als in den germanischen, und welche der Reformation zufielen, gelungen ist. Ohne den Einfluß, den der Protestantismus und die Erneuerung der Wissenschaften und Künste im sechszehnten Jahrhundert auf die Läuterung des rein weltlichen und im Innersten seines Wesens unsittlichen Geistes dieses neuen politischen Lebens bekommen, wäre der intellektuell geringe, aber sittlich hohe Geist des Mittelalters, aller seiner Mängel ungeachtet, unendlich vorzuziehen gewesen. Diese Selbstsucht des Verstandes, der, außer seinen äußern Zwecken und den zur Erreichung derselben dienlichen Mitteln, nichts weiß und will, und selbst verderbt, sich immer nur an das ihm Verwandte in der menschlichen Natur wendet und darum oft so mächtig wird,

würde die menschliche Natur viel tiefer als der Aberglaube und die Roheit des Feudallebens erniedrigt haben, denn diese ließen den Charakter, die Quelle und Substanz des menschlichen Wesens unversehrt, während jene ihn, bei einem vollkommen freien und ausschließenden Einflusse auf denselben, in seiner innersten Tiefe vergiftet haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Ludwig XI. hatte schon früh, in den ersten Jünglingsjahren stehend, einen Beweis seines sich vor der Zeit entwickelnden Charakters gegeben, als er sich mit den unzufriedenen Großen in der sogenannten „Praguerie" zur Beschränkung der Macht Karl's VII. verband. Keine Rücksichten, weder die Ehrfurcht, die er seinem Vater schuldig war, noch der Gedanke, daß dessen Gewalt einst auf ihn übergehen und ihre Verminderung ihm selbst fühlbar werden würde, hatten seine Ungeduld nach einer freiern Entwickelung seines selbstsüchtigen Willens und einer Befriedigung seines erwachenden Ehrgeizes mäßigen können. Der unglückliche Erfolg dieser Empörung hatte ihn nicht zum Gefühle seiner Pflicht, sondern nur zu der Ueberzeugung geführt, daß die nach Beendigung des englischen Krieges im Innern so rasch sich entwickelnde Macht des Königs, auf geschickte Rathgeber und die Zustimmung des Volkes gestützt, unwiderstehlich sei, oder wenigstens durch Komplote und Meutereien nicht aufgehalten werden könne. Er hatte sich deshalb seinem Vater scheinbar wieder zugewandt und sich in dessen Dienst bei der Bekämpfung der Engländer in der Normandie und gegen einige aufrührische Große in Guienne durch Muth und Geschicklichkeit hervorgethan, aber zugleich auch schon damals Beweise von Härte und Treulosigkeit gegeben, Eigenschaften, die, da sie an ihm auf jeder Stufe des Alters und unter allen Umständen hervortreten, als zu seiner Natur gehörig betrachtet werden müssen. Ungeachtet er von jetzt an in keine offenbare Verbindung mehr weder mit den innern noch auswärtigen Feinden des Königs, die Unzulänglichkeit solcher

Versuche erkennend, trat, so erregte er doch fortwährend das Mißtrauen seines Vaters, der seine Schritte sorgfältig bewachte und alle Klagen und Beschuldigungen gegen ihn anzunehmen bereit war. Denn der Charakter Ludwig's war, so sehr er sich auch zu verhüllen strebte, von der Natur zu stark und auffallend gezeichnet, als daß auch das gewöhnlichste Maß von Urtheil und Scharfblick sich über ihn hätte täuschen können. Der hervorstechendste Zug in ihm war eine fast gänzliche Abwesenheit uninteressirten Gefühls und freiwilliger Neigung für Andere und, als nothwendige Folge, eine rücksichtslose Selbstsucht, deren Befriedigung ihm als ein natürliches Recht erschien. Eine solche Natur kann sich, so klug und vorsichtig sie auch sein mag, zumal bei sehr in die Augen fallender Stellung, nicht lange verbergen. Zugleich wohnte in ihm eine tiefe und, da sie sich früh kundgab und als eine natürliche Fähigkeit erscheint, instinktartige Kenntniß Anderer, d. h. der Mängel und Schwächen in ihnen, die ihn zum Mißtrauen und zur Verachtung gegen seine Umgebungen führte, wie denn überhaupt die Beobachtung des menschlichen Wesens, sobald man von seiner Totalität abstrahirt und es nur, wie es sich gewöhnlich in den Individuen bricht und trübt, auffaßt, zu einer Geringschätzung desselben führen muß. Ludwig fühlte sich zu seinem Vater nicht als Sohn, sondern nur als Erben seines Reiches, und zeigte gegen Alle, die von ihm begünstigt wurden, eine unüberwindliche Abneigung. Seine Mutter, die einzige Person, für die er einige Theilnahme zu hegen schien, ward von ihm vielleicht nur deswegen geliebt, weil sie von seinem Vater, wenn auch nicht gemißhandelt, doch vernachlässigt und über andern unerlaubten Verbindungen vergessen wurde. Der besondere Haß des Thronerben fiel aber auf die vertrautesten Räthe seines Vaters, die, obwohl von Karl VII., in Bezug auf seine Macht und Sicherheit, mit großer Geschicklichkeit gewählt, durch ihre Habsucht und ihre Ränke, dem zu Hohn und Verachtung geneigten Sinne des jungen Prinzen eine häufige Gelegenheit sich zu üben gaben. Diese rächten sich, indem sie das ohnedies bestehende Mißtrauen des Königs gegen seinen Sohn beständig reizten und zwischen beiden eine Spannung herbeiführten, die, unter so schwierigen Umständen, wahrscheinlich zu einer Katastrophe geführt haben würde. Ludwig, in diesem Kampfe als den Schwächern sich fühlend, benutzte deshalb einen Vorwand, um sich in die Dauphiné, die ihm als Thronerben unter der Oberhoheit des Königs gehörte, zurückzuziehen, betrug sich hier als ein unabhängiger Fürst, verband sich gegen den Willen seines Vaters mit einer Tochter des Herzogs von Savoyen, wußte aber auch

durch eine kluge und feste Verwaltung die Neigung seiner Unterthanen zu gewinnen. Die Räthe seines Vaters, die ihn am Hofe, und während ihm keine eigentliche Macht zu Gebote stand, gefürchtet, hielten ihn im Besitze einer der Grenzprovinzen des Reiches für noch viel gefährlicher, führten täglich neue Beschuldigungen gegen ihn auf und lagen dem Könige an, ihn um jeden Preis zurückzurufen. Ludwig erklärte sich wiederholentlich bereit, sich vor seinem Vater zu rechtfertigen, machte aber diesen Beweis seines Gehorsams von der Entfernung der ihm feindlichen Umgebungen des Königs abhängig, denen er sich ohne Gefahr für sein Leben und seine Freiheit nicht anvertrauen könne. Karl sah dagegen in diesen Beschuldigungen gegen seine Diener nur einen Beweis für die Strafbarkeit seines Sohnes und fuhr fort auf dessen Rückkehr zu dringen. Ludwig fürchtete aber mit Recht, daß ohne eine bestimmte Gewährleistung seiner Sicherheit, die ihm der König ausdrücklich versagte, ohne eine Veränderung in dem Rathe desselben sein Wiedererscheinen am Hofe seinen Untergang verursachen könne. Die Kenntniß des Charakters seiner Gegner und sein eigener Verstand lehrten ihn, daß die Diener seines Vaters ihn, den Thronerben, der jeden Augenblick, bei dem Alter und der schwankenden Gesundheit Karl's VII., zur Krone gerufen werden konnte, nicht mit solcher Schonungslosigkeit verfolgen würden, wenn sie nicht im voraus entschlossen wären, ihn nie zur Regierung kommen zu lassen. Einmal in ihre Nähe zurückgekehrt, hätte es ihnen nicht an Gelegenheit gefehlt, ihn vor dem Könige anzuklagen, oder, wenn dies erfolglos geblieben, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen. Ludwig mußte sich erinnern, daß der Connetable Richemont zwei Günstlinge Karl's fast unter seinen Augen ermorden ließ, ohne daß dieser, der so leicht vergaß, dafür die geringste Rache genommen hätte. Seine Feinde, die das volle Vertrauen des Königs besaßen, hätten bei einer Unternehmung gegen ihn keine strenge Untersuchung zu fürchten gehabt. Wie dem auch gewesen sein möchte, die vollkommene Gleichgültigkeit, die Ludwig gegen seinen Vater empfand, ließ ihn bei demselben ein ähnliches Gefühl voraussetzen. Was seine Befürchtungen außerdem vermehrte, war der Umstand, daß der König außer ihm noch einen andern und viel jüngern Sohn besaß. Gelang es den Räthen Karl's VII., den ältern aus dem Wege zu räumen, so war eine Minderjährigkeit, im Falle des Ablebens des Königs zu erwarten, während welcher jene im Besitze ihrer Macht geblieben wären, und Karl hätte sich über den Verlust seines ältern Sohnes, den er ohnedies nicht liebte, durch den Besitz des jüngern

getröstet, denn die Krone wäre auf diese Art nicht aus seinem Stamme herausgegangen. Ludwig, der sich demnach weder auf die Neigung seines Vaters, noch auf seine eigene Unentbehrlichkeit für diesen verlassen konnte, hütete sich deshalb in seiner Nähe zu erscheinen, und lehnte die wiederholten Befehle zur Rückkehr, die ihm je dringender, um so verdächtiger wurden, entschieden ab.

Der einflußreichste der Rathgeber Karl's VII., der Graf von Dammartin, einer der ersten Feldherren jener Zeit und der größte Feind des Thronerben, wußte die Abneigung des Königs gegen letztern so geschickt zu unterhalten, schilderte ihm so lebhaft die Gefahren, die aus Ludwig's unabhängigem Walten in der Dauphiné entstehen könnten, daß er endlich den Befehl erwirkte, mit gewaffneter Hand in das Land zu dringen und den Prinzen mit Gewalt zu seiner Pflicht zurückzuführen. Dieser dachte einen Augenblick daran, sich zu vertheidigen, sah sich aber bald von allen seinen Vasallen verlassen, und entschloß sich, da jetzt jede Aussöhnung noch schwieriger geworden, zu einer schleunigen Flucht. Der Herzog von Burgund, in dessen Staaten er sich begab, räumte ihm ein Schloß ein und setzte ihm ein Jahrgehalt aus. Dammartin nahm im Namen des Königs von der Dauphiné Besitz, deren Bewohner mit den von Ludwig getroffenen Einrichtungen so zufrieden gewesen, daß sie deren Beibehaltung wünschten. Der Herzog von Burgund lehnte großmüthig die wiederholten Aufforderungen Karl's, seines Lehnsherrn, seinen Sohn ihm zu überliefern ab, und dieser blieb bis zum Tode seines Vaters in der Verbannung, die er dem Anschein nach freiwillig gewählt hatte, die aber in der That das einzige Mittel der Sicherheit und Rettung für ihn geworden war. Kaum hatte indessen Karl VII. die Augen geschlossen, so trat die Bedeutung, welche das monarchische Princip und die Idee einer unerschütterlichen Thronfolge in Frankreich erlangt, so mächtig hervor, daß der seit langen Jahren vom Hofe entfernt gewesene und zuletzt aus dem Reiche verbannte Prinz von seiner Krone so ruhigen Besitz nahm, als hätte er sich am Sterbelager seines Vorgängers befunden. Die vertrautesten Räthe seines Vaters, früher seine ärgsten Feinde, suchten alle Schuld der bisherigen Mißverhältnisse auf den ersten unter ihnen, den Grafen von Dammartin, zu wälzen, und wetteiferten unter einander in Beweisen der Unterwerfung und Anhänglichkeit gegen den neuen König.

Ludwig XI., der die Besorgnisse kannte, die er den Umgebungen seines Vaters eingeflößt hatte, schien es sich bei seiner Thronbesteigung zur Aufgabe gemacht zu haben, dieselben durch Beweise

der Milde zu beruhigen und zu versöhnen. Zugleich entschädigte er diejenigen unter den Großen, die unter der vorigen Regierung gelitten hatten. Er begnadigte den Herzog von Alençon, der unter Karl VII. zum Tode verurtheilt, im Gefängnisse gehalten wurde, und verzieh dem Grafen von Armagnac, der, in der letzten Zeit, sich das Mißfallen des verstorbenen Königs zugezogen hatte. Er nahm nach kurzem Bedenken die Grafen von Foix, Maine und Dunois, welche viel zu der Spannung zwischen ihm und seinem Vater beigetragen, in seine Dienste. Dammartin war der einzige unter den Räthen Karl's, gegen den er feindselige Absichten äußerte, obgleich er ihm später nicht nur verzieh, sondern ihn an die Spitze seiner Heere stellte und ihm ein fast uneingeschränktes Vertrauen bewies. Dieses Vergessen empfangener Beleidigungen ging aber keineswegs aus einer milden oder erhabenen Natur hervor, sondern war ein Werk der Klugheit, deren Vorschriften dem Geiste dieses Königs immer gegenwärtig waren und von ihm für die einzige Regel des Verhaltens angesehen wurden. Er selbst von jeher gewohnt, sich in allen Lagen nach seinem Vortheil zu richten, setzte bei Andern dieselbe Gesinnung voraus. Die Räthe seines Vaters hatten es für nützlich erachtet, ihn, als er noch ohne Macht war, zu verfolgen, sie konnten aber jetzt, bei veränderten Umständen, so dachte er, in ihren Gesinnungen gewechselt haben und ihm ebenso nützlich werden, als sie ihm vorher gefährlich gewesen. Er prüfte ihre Tauglichkeit, für ihn der einzige Maßstab der Neigung und Schätzung gegen Andere, und bestanden sie hier, hielt er außerdem ihr Interesse mit dem seinigen verträglich, so nahm er sie gern in seinen Dienst auf und vergaß leicht, was sie unter andern Verhältnissen früher gegen ihn gethan haben mochten. Diese Weise des Verhaltens, die in Ludwig XI. so auffallend hervortritt und durch die er sich so sehr von den meisten seiner Vorfahren unterscheidet, hatte allerdings ihren Grund in der besondern Stimmung seines Innern, lag aber zugleich im Geiste seiner Zeit, in welcher die Menschen ihr individuelles Dasein von den allgemeinen sittlichen und religiösen Mächten, die dasselbe früher geleitet, loszureißen und dasselbe ausschließender nach ihrer besondern Lage und deren Forderungen einzurichten anfingen, eine Gesinnung, die allerdings so alt wie die Welt selbst ist, ohne Zweifel aber in einer gewissen Epoche mehr als in einer andern hervortritt. Ludwig XI. ist in der Geschichte zuweilen so dargestellt worden, als habe er diese Richtung, für die sein ganzes Wesen wie gemacht erscheint, hervorgebracht, weil er sie in seiner Person besonders darstellt, was jedoch für eine

Uebertreibung angesehen werden muß. Die Herrschaft der Selbstsucht und äußern Klugheit, die unter diesem Fürsten so gewaltig um sich greift, war schon viel früher, in der Zeit, als die Theokratie und das Feudalleben oder vielmehr die Grundsätze, auf die sich beide stützten, zu sinken begannen, sichtbar geworden, hatte aber, wie jede gute oder böse Erscheinung, zu ihrer Entwickelung und Reife einer gewissen Zeit bedurft. Der Glaube des Mittelalters, religiöser und politischer, fing vom dreizehnten Jahrhundert zu schwinden an, ohne daß eine neue sittliche Weltansicht sich an dessen Stelle gesetzt hätte, was erst im sechszehnten für einen Theil Europas durch den Protestantismus geschah. Selbstsucht und Treulosigkeit, als politische Maximen, als Hebel bei der Leitung öffentlicher und allgemeiner Verhältnisse, waren besonders vom päpstlichen Hofe, zumal während seines Waltens in Avignon, den kirchlichen Spaltungen und überhaupt dem Einflusse Italiens ausgegangen und hatten sich über das ganze Abendland verbreitet. Die besondere Eigenthümlichkeit der Epoche Ludwig's XI. bestand vornehmlich darin, daß der intellektuelle Fortschritt der damaligen Menschheit sich von der Entwickelung ihrer sittlichen Substanz, ihrem Charakter getrennt und eine isolirte Bahn eingeschlagen hatte, aus welcher Trennung, wie immer, eine große innere Entartung und Verdorbenheit hervorgingen, denn eine wahrhafte, das ganze Dasein umfassende Gesittung ist nur da möglich, wo jene beiden großen moralischen Mächte Hand in Hand nach demselben Ziele ringen.

Ludwig, der die meisten seiner frühern Feinde, sobald er ein Mittel fand, ihre Fähigkeiten zu seinem Vortheile anwenden zu können, begnadigt hatte, suchte zugleich die Liebe des Volkes zu gewinnen und ließ dasselbe eine Verminderung der Lasten und Steuern hoffen, die unter der vorigen Regierung wegen des langen Krieges und der Errichtung einer regelmäßigen Heeresmacht sehr zugenommen hatten. Da aber seit dem Verfalle des Lehnswesens und dem Sinken seines gesammten Organismus das Geld eine um so größere Bedeutung bekommen, da dessen Bedürfniß beinahe so wie in spätern Zeiten gefühlt wurde, die Mittel, sich solches zu verschaffen, aber noch wenig vervollkommnet waren, so konnte jenes Versprechen des Königs weder ernstlich gemeint sein, noch wirklich erfüllt werden. Es ist jedoch schwerer, die Menge als Einzelne zu täuschen. Da die Abgaben nicht nur nicht vermindert, sondern, wenn auch schon jetzt nicht erhöht, doch mit noch größerer Strenge als früher eingetrieben wurden, so brachen in verschiedenen Städten, besonders in Reims, Aufstände aus, die jedoch mehr von der Verzweiflung

der gedrückten Einwohner, als ihrem Freiheitssinne zeugten. Ludwig offenbarte bei dieser Gelegenheit alsbald seinen Charakter. Er schien dieser Bewegung einen Augenblick ruhig zuzusehen, sandte listiger Weise eine Abtheilung seiner Soldaten, als Bauern und Krämer verkleidet, in die Stadt voraus, ließ diesen schnell eine stärkere Macht nachrücken und dann zweihundert Bürger, zum Theil unter grausamen Martern, hinrichten. Ludwig strebte gleich anfangs wie im gesammten Verlaufe seiner Regierung danach, sobald er sich nicht offenbar den Stärkern glaubte und eines entscheidenden Vortheiles gewiß war, sich zu dem Auslande in ein friedliches und freundliches Verhältniß zu stellen, um bei der Ausführung seines Planes, im Innern Alles seiner unumschränkten Autorität zu unterwerfen, nicht gestört zu werden. Er gab deshalb dem Wunsche Papst Pius' II. nach und schaffte die pragmatische Sanktion Karl's VII. ab. Diese hatte nichts mit dem eigentlichen Glauben zu thun, sondern war nur zum Schutze der nationalen Kirche, der Unabhängigkeit bei den Wahlen in den Kapiteln und Stiftern, gegen die Eingriffe des römischen Hofes und die Habsucht seiner Werkzeuge eingeführt worden. Ludwig, der, obgleich den sittlichen Einflüssen des Christenthums verschlossen, den Lehren und Gebräuchen der Kirche sehr ergeben war, gab dem Papste hierin um so lieber nach, da die pragmatische Sanktion der Geistlichkeit seines Landes eine gewisse Unabhängigkeit gönnte, deren bloßer Schatten ihm schon verhaßt war, und da er bei seiner Nähe und der Ausdehnung seiner Macht dem Einflusse der Kurie, bei vorkommenden Streitigkeiten widerstehen zu können, versichert war. Das Parlament von Paris aber, das, der Theokratie von jeher entgegen, nach der Aufhebung jenes Statuts, die Eingriffe des römischen Hofes in die innern Verhältnisse des Königreiches fürchtete, machte dem Könige Vorstellungen, die von der Universität, die bei der Besetzung der geistlichen Stellen die Konkurrenz der Kreaturen und Günstlinge der Kurie, sobald die pragmatische Sanktion abgeschafft war, zu besorgen hatte, unterstützt wurden. Der König, obgleich die Einmischung des Parlaments in politische Verhältnisse mit Mißtrauen betrachtend, beobachtete bei dieser Angelegenheit einen klugen Mittelweg. Er nahm die dem römischen Hofe gemachte Concession nicht mehr zurück, ließ aber dem Parlament bei Klagen über der pragmatischen Sanktion zuwiderlaufende Ernennungen freie Hand und widersetzte sich der Ausführung seiner Entscheidungen in diesem Falle nicht.

Ludwig, seinem Vater sonst so unähnlich, schien jedoch, sowie dieser, kein Gefallen an dem Leben in seiner Hauptstadt zu finden, sondern verließ dieselbe gewöhnlich, sobald die Geschäfte, die ihn dahin riefen, beendigt waren und zog einen wechselnden Aufenthalt vor. Karl VII. hatte dies jedoch aus einem Hange zu ungestörtem Genusse gethan, bei dessen Befriedigung er in einsamen Schlössern und entlegenen Landschaften der Beobachtung und dem Urtheile der Menge weniger bloßgestellt war, bei seinem Sohne dagegen entstand diese Gewohnheit aus seiner Thätigkeit, seinem Mißtrauen, seinem Willen, Alles selbst zu sehen und zu thun und sich so wenig als möglich auf Andere zu verlassen. Während sein Vater dem Volke fern gestanden und sich ausschließend in seinem Hofkreise gefallen hatte, so zeigte sich Ludwig dagegen der Menge gern, trat ihr nahe, besuchte alle Punkte seines Reiches und setzte sich mit Personen aller Klassen in Verbindung. Sein durchdringender Blick, die Gewandtheit seines Geistes, die Leichtigkeit, mit der er sich, nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen, auszudrücken, die Menschen zu erforschen und zu gewinnen wußte, sein Hang, ihre verwundbare Seite zu erkennen, um sich ihrer ganz bemächtigen zu können, ließ ihn eine persönliche Einwirkung jeder andern Weise der Verbindung vorziehen. Er galt für einen Meister in der Kunst des Truges und der Ueberredung und glaubte so wenig an Pflicht, Moral oder Ueberzeugung, daß er dies selbst eingestand und die am meisten schätzte und zu gewinnen suchte, die sich von ihm nicht leicht berücken ließen. Er that dann alles Mögliche, um ihren Vortheil an den seinigen zu knüpfen, und ward erst dann ihr Gegner, wenn sie mit der Fähigkeit, ihm zu schaden, auch den Willen dazu bewahrten. Obgleich von Natur hart und gefühllos, befriedigte er, nach Art aller verständigen Despoten, diesen Hang nur dann, wenn es seine Sicherheit verlangte und er Andere durch ein Beispiel von Unternehmungen gegen ihn abschrecken zu müssen glaubte. Uebrigens war er, hierin von den meisten großen und mächtigen Persönlichkeiten sehr verschieden, wie wenig zartfühlend, so auch wenig verletzbar und der Schmeichelei durchaus unzugänglich, denn er besaß Stolz und Herrschsucht, aber keine Eitelkeit und ordnete seine Person überall seinen Zwecken unter. Er sah in Andern nur auf das Verhältniß, in dem sie zu ihm standen, auf den Gewinn, den er von ihnen ziehen, oder die Nachtheile, mit denen sie ihn bedrohen konnten. Ihr übriges Wesen, ihr sittlicher Werth oder Unwerth waren ihm vollkommen gleichgültig. Diese Art zu sein unterschied ihn, wie überhaupt von so vielen andern Fürsten, besonders von denen der

Feudalwelt, die vor Allem ihre eigene Persönlichkeit zu befriedigen strebten und meist ohne Plan und Zusammenhang, den Eingebungen des Augenblickes gemäß, handelten und deshalb in ihrem ganzen Wesen so voller Widerspruch erscheinen. Diese erwiesen sich, je nach ihrer innern Stimmung, großherzig oder rachsüchtig, grausam oder mild, und gingen, wie manche der berühmtesten unter ihnen, z. B. Richard Löwenherz und so viele Andere, abwechselnd von einem Alles um sie her vernichtenden Hochmuthe zu einer sich selbst aufgebenden Demuth über, und dies in der Regel nicht aus äußerer Nothwendigkeit, sondern aus innerer Stimmung, von dem steigenden und fallenden Strome ihrer Empfindungen hin- und hergeworfen. Ludwig war dagegen ein, obwohl keineswegs edler, aber durchaus in sich übereinstimmender, fest gegründeter Charakter, der, ein einziges Ziel, die Vermehrung seiner Macht vor Augen habend, dasselbe unablässig, ohne Zweifel und Schwanken, verfolgte. Was sich vielleicht von christlichem oder menschlichem Gefühle in ihm regen und der Härte und dem Eigennutze, die seine Handlungen leiteten, zuweilen widersprechen mochte, ward durch die Uebungen einer groben und gedankenlosen Frömmigkeit, die bei ihm in wahren Götzendienst ausartete, beruhigt und erstickt. Daher bei so großer Thätigkeit, so verwickelten Verhältnissen, so schwierigen Lagen die unverwüstliche Heiterkeit, der gute Muth dieser Individualität, die, mit sich selbst in Uebereinstimmung, keinen Mißlaut, keinen Widerspruch, aus dem Trauer und Verdruß zu entstehen pflegen, aufkommen ließ. Diese Heiterkeit ging bei ihm aus dem Bewußtsein seiner Macht über die äußern Verhältnisse und Umstände hervor, die er entweder nach Gefallen leitete, oder, wenn sie ihm widerstrebten, sich dieselben zu unterwerfen unablässig bemüht war. Er belohnte und bestrafte deshalb mit derselben innern Zufriedenheit, und seine härtesten Handlungen waren von Zeichen des Frohsinns begleitet, die ihm nicht sowohl die Freude am Unglücke Anderer als die Genugthuung über den davongetragenen Erfolg gewährte. Nur in unmittelbar kritischen Momenten, wie während seiner kurzen, aber drohenden Gefangenschaft in Peronne, erschien er in verdüsterter Stimmung, und in den letzten Jahren seines Lebens ward seine Gemüthsruhe durch körperliche Leiden häufig unterbrochen. Sonst wurde er fast immer bei guter Laune gefunden, unterhielt sich selbst mit denen, die er der härtesten Gefangenschaft, wie z. B. den Kardinal Ballun, oder dem Tode bestimmte, auch wenn sie früher seine vertrauten Gefährten gewesen, ruhig und wie gleichgültig, ohne an ihrem Schicksale den geringsten Antheil zu nehmen, aber auch ohne gegen sie

einen dem Unrecht, dessen er sie beschuldigte, angemessenen Zorn zu zeigen. Diese leidenschaftslose Stimmung, die Alles der Berechnung unterwarf, jede innere Bewegung bezwang oder solche gar nicht fühlte, der Laune, dem Zufall so wenig Raum gewährte, sich alles rein Menschlichen da, wo es sich störend hätte eindrängen können, zu entäußern wußte, gab ihm in den verwickelten Verhältnissen seiner Regierung eine so große persönliche Ueberlegenheit über seine Gegner und ließ ihn für einen der klügsten Fürsten und größten Politiker, die es je gegeben, ansehen, warf aber auch auf seine übeln Handlungen ein besonders gehässiges Licht und verminderte in der öffentlichen Meinung den Werth dessen, was er Gutes gethan. Denn die Menschen wollen vor allen Dingen in Andern das Menschliche erkennen und verzeihen das Schlimmste, sobald es aus einer innern Bewegung und Leidenschaft, die sie begreifen, hervorgegangen, während die Abwesenheit alles Gefühls und aller Spontaneität, die Thätigkeit einer Alles berechnenden Selbstsucht, die nur sich will und kennt, für sie das Fremdeste und Zurückstoßendste ist, was es giebt. Ludwig galt deshalb selbst in einer Zeit des Truges und der Ränke, der Abwesenheit aller öffentlichen Moral, der Gleichgültigkeit für das Wohl und Wehe Anderer, für den treulosesten und grausamsten Fürsten und flößte, besonders gegen das Ende seiner Regierung, den Fremden, seinem Volke, ja seiner Familie Schrecken und Widerwillen zugleich ein. Indessen ging diese allgemeine Abneigung und Furcht nicht sowohl aus dem, was er that, sondern wie er es that, hervor, denn an Trug und Grausamkeit wurde er von manchen seiner Zeitgenossen nicht nur erreicht, sondern sogar übertroffen, was ihm aber allein zugehörte und ihn von andern Fürsten unterschied, war die Art innerer Uebereinstimmung zwischen seinem Charakter und seinen Handlungen, zwischen denen nie ein Widerspruch sichtbar wird, und wo das Schlimmste, mit vollkommener Ruhe und Ueberlegung vollbracht, allerdings auf ein besonders verderbtes Naturell schließen läßt. Mit einem durchdringenden Scharfblick und einer weniger aus Beispiel und Grundsatz, als aus seinem innersten Wesen stammenden Gleichgültigkeit bei der Wahl seiner Mittel verband Ludwig eine seltene Unabhängigkeit des Willens und der Entschließung, die in solchem Grade in keinem Könige seines Landes, weder vor noch nach ihm, sichtbar geworden ist. Gewohnheit und Erziehung machen die meisten gebornen Fürsten von ihren Umgebungen abhängig, so daß es in der Geschichte schwer und oft auch gleichgültig zu wissen ist, was auf ihre und was auf dieser Rechnung zu schreiben ist. Ludwig war

dagegen denen, die er zur Vollziehung seiner Plane brauchte, so überlegen, daß sie im Verhältnisse bloßer Werkzeuge zu ihm da standen und auf seine Entwürfe nicht nur keinen Einfluß hatten, sondern mit deren Zusammenhang und Richtung oft ganz unbekannt blieben. Er besaß in dieser Beziehung etwas von der Selbstständigkeit und Unzugänglichkeit derer, die sich aus dunkeln Verhältnissen zu einer herrschenden Stellung emporarbeiten und die, so wie sie auf dem Wege dazu sich selbst genügen mußten, auch nach Erreichung des vorgesteckten Zieles noch in derselben Einsamkeit verharren bleiben. Es war in ihm, bei in so hohem Range Gebornen äußerst selten, nichts Weichliches, Launisches, Verwöhntes zu finden, sondern seine ganze Natur schien aus einem durchaus gleichartigen, mit nichts Fremdem vermischten Stoffe gewoben zu sein. Ein solcher Charakter, einzig auf die Realisirung des Guten gerichtet, wäre mit dem Stempel einer besondern Erhabenheit bezeichnet gewesen. Aber Ludwig war bei Allem, was er that, von nichts als dem Gedanken an die Vermehrung seiner Macht beseelt, den er jedoch nicht auf eine großartige Weise, wie ein Eroberer, durch die Begeisterung, die er den Seinigen eingeflößt, durch rasche und kühne Schläge, bei denen er sich ebenso sehr ausgesetzt, als Andere bedroht hätte, sondern durch List, Ränke, Treulosigkeit und Härte, durch eine unerschütterliche Zähigkeit und vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Mit- und Nachwelt verfolgte und erreichte. Obgleich die Resultate seiner thätigen und kraftvollen Regierung seinem Volke im Ganzen förderlich gewesen und dazu beigetragen haben, dasselbe dem ihm vorgesteckten Ziele näher zu bringen, so hat die von ihm besonders ausgegangene ausschließende Herrschaft einer selbstsüchtigen Politik, die nicht nur alle Verbindung mit einer höhern sittlichen Welt verlor, sondern Wahrheit und Recht ohne alle Scheu und mit äußerm Erfolg verletzte, viel zu der Immoralität beigetragen, die sich dem öffentlichen Leben in Frankreich, selbst in seinen glänzendsten Erscheinungen, anhängen sollte. Der besondere Charakter dieses Königs, die ihm eigenthümliche Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, trat aber nicht nur in seiner Stellung als Souverain, seiner Regierung im eigentlichen Sinne des Wortes hervor, sondern sie ward auch in seinem Walten als Mensch, in seiner Verachtung gegen die damals bestehenden Formen des Lebens in seinem Kreise, in seiner Geringschätzung aller Pracht und Ceremonie, in der Art sichtbar, wie er die Sitten und Gefühle Anderer, wo er von ihnen nicht einen mächtigen Widerstand zu fürchten hatte, ohne alle Rücksicht verletzte. Ja, was noch viel auffallender ist, diese ihn charak-

teriſirende Unabhängigkeit fand auch da, wo man ſie am wenigſten hätte ſuchen ſollen, in ſeiner religiöſen Ueberzeugung und Praxis ſtatt. Sein Aberglaube, ſeine Furcht vor überſinnlichen Mächten und deren Einwirkung, legte ihm keine Zügel an, flößte ihm keine ſittliche Scheu ein, denn er glaubte überhaupt nicht an die Herrſchaft des Guten in der Welt und damit an keine moraliſche Ordnung in derſelben. Selbſt die Kirche, deren Uebungen und Gebräuchen er ſich mit großem Eifer unterwarf, übte auf ſeine Handlungen keinen Einfluß aus. Er hielt ſich von ihr ſo unabhängig wie von jeder andern Macht. Er pflegte überall eine Anzahl Reliquien und Heiligenbilder bei ſich zu führen, an ſeiner Perſon, in ſeinem Hute, an die er ſich unmittelbar ſelbſt wandte, ohne eines Prieſters und Vermittlers zu bedürfen. Er wallfahrte viel und verehrte überhaupt die todten oder unſichtbaren Heiligen mehr als die lebendigen und gegenwärtigen, denn jene ließen ihn ruhig gewähren, während dieſe, die Prieſter und Mönche, auf ihn irgend einen Einfluß auszuüben, ſeine Perſönlichkeit mehr oder weniger zu beſchränken geſucht haben würden, wogegen ſich aber ſeine zuverläſſige und unzugängliche Natur ſträubte.

Funfzehntes Kapitel.

Ludwig XI. wandte, nachdem er die nothwendigſten innern Angelegenheiten geordnet, ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt dem Süden zu, wo er dem Könige von Aragonien, der mit ſeinen Unterthanen in Streitigkeiten lag, die erbetene Hülfe gewährte und für die dabei aufgewandten Unkoſten die Grafſchaften Rouſſillon und Cerdagne als Pfand erhielt, die, da jene gemachten Auslagen nie zurückerſtattet wurden, ihm verblieben. Guienne hatte ſich nach ſeiner Wiedereinverleibung mit Frankreich gegen Karl VII. empört und war von ihm mit dem Verluſte eines Theiles ſeiner Rechte beſtraft worden. Ludwig gab den Lehnsleuten und Städten ihre verlornen Privilegien wieder und errichtete, um die Einwohner zu gewinnen und den Einfluß des Parlaments von Paris, das von

Zeit zu Zeit einen Antheil an der Gesetzgebung in Anspruch nahm, zu schwächen, ein Parlament in Bordeaux, während diese Stadt und ihre Provinz bisher von dem in Paris abgehangen hatten. Das Parlament von Toulouse ward von ihm auf einen neuen Fuß organisirt. Es gab demnach jetzt drei solcher Körperschaften in Frankreich. Das Parlament von Paris blieb, wie es das älteste war, auch immer das mächtigste, obgleich es durch den von Karl VII. geschaffenen Staatsrath, „Conseil du Roi" genannt, und in dem alle eigentlichen politischen Angelegenheiten verhandelt wurden, von seinem Einflusse viel verloren hatte. Es suchte jetzt durch seinen Anspruch, die Beschlüsse des Staatsrathes einer obersten Prüfung zu unterwerfen, sie zu modificiren oder zu verwerfen, eine oberste Kontrole über die Verwaltung des Reiches zu gewinnen. Obgleich seinem alten Princip der unumschränkten Machtvollkommenheit der Krone treu, suchte es dessen Aeußerungen theils durch eine praktische Rücksichtsnahme auf die öffentliche Landeswohlfahrt, theils durch eine theoretische Berufung auf gewisse Fundamentalgesetze, die aber nirgends klar ausgesprochen waren und in deren Kreis es, was es wollte, hineinziehen konnte, zu beschränken. Die königliche Autorität trat diesem Widerstande des Parlaments mit ihren „Lettres de jussion" (Kabinetsbefehle) entgegen, die alle Einsprüche vernichteten und in deren häufiger Anwendung der praktische Theil des Despotismus des altfranzösischen Königthums lag. Ludwig XI. nahm auf die Vorstellungen seines Parlaments nur selten Rücksicht und ward auf seinen immerwährenden Reisen von einem Ende des Landes zum andern nur selten von seinen Räthen begleitet, sondern arbeitete meist allein und äußerte bei solchen Gelegenheiten, daß er seinen Staatsrath in seinem Kopfe herumtrüge. — Er löste von dem Herzoge von Burgund die festen Städte an der Somme ein, die Karl VII. an ihn verpfändet hatte. Philipp der Gute, der alt und schwach geworden, lebte mit seinem Sohne, dem Grafen von Charolais, dem nachmaligen Karl dem Kühnen, in Unfrieden, und Ludwig benutzte diese Spannung im Hause seines größten Lehnsmannes, um die Oberherrlichkeit der Krone über dasselbe geltend zu machen. Er verbot ihm jede Verbindung mit Eduard IV. von England, dem Nebenbuhler Heinrich's VI., welcher letzterer durch seine Frau, Margarethe von Anjou, dem französischen Königshause nahe verwandt war und dessen Trägheit und Geistesschwäche Ludwig lieber auf dem englischen Throne gesehen hätte, als den Kriegsmuth und die Herrschsucht Eduard's von York. Ja, er ging sogar so weit, eine Abgabe auf Salz in dem französischen Burgund erheben zu wollen,

als wäre Philipp, wie die Barone des Königreiches, schon in das Verhältniß einer unbedingten Abhängigkeit herabgekommen. Dieser Versuch, der nur ein solcher war und mehr die Erinnerung an die Oberherrschaft der Krone erneuern, als diese wirklich in Ausübung bringen sollte, gelang nicht, aber Ludwig fand hier zum ersten Male Gelegenheit, einen seiner Kunstgriffe, den er im Verlauf seiner Regierung so oft in Bewegung gesetzt, in Anwendung zu bringen. Der alte Herzog hatte sein ganzes Vertrauen der Familie Croy zugewandt, die mit seinem Sohne, dem Grafen von Charolais, gespannt, das Mißtrauen zwischen beiden Fürsten wach erhielt. Ludwig gewann die einflußreichsten Glieder des Hauses Croy durch Geschenke, Pensionen, Versprechungen und zog sie endlich später ganz in seine Dienste hinüber. Er handelte auf diese Art bei allen vorkommenden Gelegenheiten, hatte fast immer Verräther in dem Rathe seiner Feinde und gewann deren Botschafter, Günstlinge, Diener, bis auf die Herolde seiner Gegner, theils durch den schmeichelhaften Empfang, den er ihnen gewährte, theils durch wirkliche Belohnungen. Es war dies eines seiner vornehmsten Mittel, zu seinen Zwecken zu gelangen, das vor ihm noch Niemand in solchem Umfange und mit solchem Erfolge angewandt hatte und in dessen Gebrauche er von seinen Nachfolgern selten erreicht worden ist. — Seine Regierung läßt sich in zwei große Abschnitte eintheilen: 1) sein langer und mühevoller Kampf gegen die Prinzen von Geblüt und andere Großen, die unter ihm wiederzugewinnen trachten, was sie unter Karl VII. verloren hatten, und von England, Burgund und Bretagne unterstützt werden, 2) deren Besiegung nach dem Tode Karl's des Kühnen und die Theilung der burgundischen Macht. — Die Unmöglichkeit, in der sich Ludwig sah, seinen innern und äußern Feinden vereint zu widerstehen, führte ihn einmal darauf, sie unter sich zu theilen, sie einzeln zu gewinnen oder ihnen gegenseitig Mißtrauen einzuflößen, und dann sich mit fremden Mächten, wie mit dem Herzog von Mailand, den Schweizern, dem Könige von Böhmen u. s. w. zu verbinden. In diesen Verhältnissen fangen die Unterhandlungen, die geheimen Verträge, die politischen Kombinationen, und was mit diesen in Verbindung steht, eine größere Rolle als je zu spielen an, ein Feld, auf dem Ludwig XI. sich als ein Meister bewegt. Diese Richtung scheint so sehr im Geiste und in den Bedürfnissen jener Zeit gelegen zu haben, daß Karl der Kühne, der berühmteste Kriegsmann dieser Epoche, durch seine Neigung, die Entscheidung überall dem Schwerte zu überlassen, die Gewalt der Klugheit, den Kampf den Unterhandlungen vorzuziehen,

die ihn in frühern Jahrhunderten zum Gipfel der Größe geführt haben würde, zu Grunde geht, und die Kunst der Unterhandlungen, die Scheu vor dem Kriege, die Feinheit des Urtheils und Beharrlichkeit auf der einmal betretenen Bahn, Ludwig über alle seine Gegner siegen läßt und ihn auf mühsamen, aber sichern Wegen an sein Ziel führt.

Nachdem sich der Graf von Charolais, der endlich mit seinem Vater ausgesöhnt worden und bei dessen Alter und Schwäche die burgundischen Angelegenheiten leitete, mit dem Herzoge von Bretagne eng verbunden hatte, trat der größte Theil der Prinzen und vornehmsten Vasallen zu einem Bunde unter dem Namen der „ligue du bien public" zusammen, unter dem Vorwande, daß das Königreich durch die Regierung Ludwig's XI. zu Grunde gerichtet werde, in Wahrheit aber, um sich von der Oberhoheit und Aufsicht des Königs zu befreien, in ihren eigenen Besitzungen unabhängig zu walten und durch die Uebernahme der großen Statthalterschaften den Reichthum und die Hülfsquellen des Landes an sich zu bringen. Der Name jedoch, den diese Konföderation sich beilegte: der Bund der öffentlichen Wohlfahrt — war ein charakteristisches Zeichen jener Zeit, denn früher würde Niemand auf ihn gefallen und derselbe unverständlich und unmöglich gewesen sein. Er beweist, daß die Idee des öffentlichen Wohles, wenn auch in diesem Falle blos zum Vorwande genommen, doch schon wirklich vorhanden war und über die Gemüther eine Macht ausübte, die zur Feudalzeit unbekannt gewesen. Diese „ligue du bien public" hatte sich denselben Zweck, wie die „Praguerie" unter Karl VII., vorgesetzt, die Beschränkung der königlichen Macht zu Gunsten der Prinzen von Geblüt und einiger mit ihnen verbundenen Großen. Diese Verschwörungen wurden übrigens Ludwig XI. weit gefährlicher als seinem Vater, der nur Einen bedeutenden Feind, England, gehabt, während unter der gegenwärtigen Regierung Burgund und Bretagne sich als die hartnäckigsten Gegner der Krone erwiesen. Die einheimischen Feinde des Königs würden ihm, ohne diese auswärtige Hülfe, nicht länger und besser als seinem Vater widerstanden haben. Der Plan der Verbündeten gehörte übrigens, ungeachtet der modern politischen Tendenz, die sie ihm durch ihre Berufung auf das öffentliche Wohl, dessen Vertheidigung und Wiederherstellung, zu verleihen suchten, dem selbstsüchtigen, zerstückelnden und isolirenden Geiste des Feudallebens an. Sie wollten jedoch solches keineswegs in ihrer Reinheit wieder einsetzen, denn sie versagten ihren Vasallen die Unabhängigkeit, die sie gegen die Krone für sich in Anspruch nahmen. Sie

wollten nach oben hin frei sein und nach unten zu herrschen. Ihre Berufung auf die Grundsätze des Lehnssystems war nur ein Vorwand, in den sie ihre Absichten einhüllten. Sie würden, hätten sie gesiegt, Frankreich in eine Menge Landesherrschaften getheilt haben, in denen jeder von ihnen, bei einer blos nominellen Anerkennung der Krone, sich allmälig zum unumschränkten Herrn seiner Mitstände gemacht haben würde. Die Nation hätte dann, in eine Menge Territorialsouverainetäten zerrissen, aufgehört ein Ganzes zu bilden und sich selbst anzugehören. Ein solches Streben stand aber mit dem Geiste und der Bestimmung der französischen Nationalität in zu großem Widerspruche, um, wenigstens in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, gelingen zu können. Dieser Versuch wurde jedenfalls zu spät angestellt. Frankreich hätte unter einem weniger klugen und kräftigen Könige, als Ludwig XI. war, durch die Verräthereien und Empörungen seiner Großen allerdings in große Noth gerathen und für einen Augenblick seine Einheit verlieren können, aber die in diesem großen Volke lebende centripetale Kraft würde es immer wieder verstanden haben, die zerstückten Glieder zusammenzulesen und in einen neuen Körper zu vereinigen. Wir haben oben des eigenthümlichen Zustandes des burgundischen Staates, wie derselbe aus französischen und deutschen Lehnen zusammengesetzt, der Form nach sich unter einer doppelten Abhängigkeit befindend, gerade deshalb aber sich von beiden frei erhalten konnte und durch seine Lage und seine Hülfsquellen zu einer eigenthümlichen Stellung berufen war, umständlicher erwähnt. Daß er mit dem Königreiche überhaupt nur sehr lose verbunden, unter der Leitung eines so kühnen und herrschsüchtigen Fürsten, wie dem Grafen von Charolais, dessen entschiedenster Gegner werden mußte, ist leicht zu begreifen. Das Verhältniß der Bretagne, dessen Herzog nächst Burgund in der Ligue du bien public am meisten hervortritt, zur Krone, war ein weniger entschiedenes. Die Bretagne behauptete, nie einen Theil des eigentlichen Königreiches ausgemacht zu haben. Ihr Verhältniß zu Frankreich beruhte nicht auf der Vorstellung einer bedingten Concession von Seiten der Krone. Die Abhängigkeit des Herzogthums war ein rein politisches, durch die größere Macht des Königreiches entstandenes Faktum. Die Herzöge dieses Landes sahen sich als untergeordnete Verbündete der Könige von Frankreich an und leisteten ihnen als solche, der Sitte jener Zeit gemäß, einen Eid, aber stehend und mit bedecktem Haupt. Sie sahen ihr Land, aber nicht ihre Person und ihre Dynastie in einer Abhängigkeit von der Krone an, lehnten beharrlich die Eigenschaft

von Pairs von Frankreich ab und richteten diese nicht und ließen sich von ihnen nicht richten. Dem Verhältniß der Bretagne lag noch im funfzehnten Jahrhundert die Idee einer ursprünglich fremden, außerhalb des römisch-fränkischen Staates stehenden Nationalität, der celtischen, zu Grunde. Bei jedem Thronwechsel in Frankreich oder Bretagne verlangte der Kanzler von Frankreich den „l'hommage-lige", den Eid des Lüdigmannes, der seinem Herrn mit Gut und Blut beistehen und ihm in Person zu Hülfe ziehen mußte, und der Kanzler von Bretagne erklärte seinen Gebieter nur zum „hommage pur", zu der bloßen Anerkennung der Oberhoheit des Königs und dem Versprechen, sich nicht mit seinen innern oder auswärtigen Feinden zu verbinden, verpflichtet. Der König begnügte sich dann mit der einfachen Huldigung und erklärte dadurch stillschweigend, daß die Bretagne kein ursprüngliches Eigenthum der Krone sei und ihre Herzöge untergeordnete Verbündete, aber keine eigentlichen Lehnsmänner wären. Der Eintritt dieser beiden Fürsten Burgund und Bretagne, in die Ligue du bien public, wie ihre Opposition gegen die Krone überhaupt, folgte aus ihrer Stellung, die sie zu wahren Souverainen erhob. Es drängte sich ihnen von selbst die Nothwendigkeit auf, sich gegen die um sich greifende Macht der Krone zu schützen, und sich, um dieser widerstehen zu können, so viel als möglich zu vergrößern. Sie besaßen und mußten eine selbstständige Politik besitzen. Eine ganz andere Bewandniß hatte es aber mit den Prinzen von Geblüt und den übrigen Ludwig XI. feindselig gesinnten Großen. Diese befanden sich im Falle einer offenen durch nichts zu rechtfertigenden Empörung. Der bejahrte und kinderlose Graf von Artois war der einzige unter den Prinzen, der, von einem Bruder Ludwig des Heiligen stammend, seine Besitzungen nicht der Gunst der Könige aus dem Hause Valois verdankte. Die Herzöge von Orleans, Bourbon, Alençon reichten in Bezug auf ihre gegenwärtige Stellung nicht über den König Johann herauf, hatten also für ihre Ansprüche keine verjährten Rechte, wie einst die Herzöge der Normandie, die Grafen von Flandern u. s. w. anzuführen. Ihre Lehen waren ihnen zu einer Zeit verliehen worden, wo das Königthum schon keine andere Souverainetät als die seinige anerkannte und unter Bedingungen, welche ihnen einen rechtlichen Anspruch auf eine solche unmöglich machten. Die übrigen unzufriedenen Großen, die Prinzen aus den Häusern Armagnac, Albret, Foix und einige andere, waren nur durch die Dienste, die sie der Krone erwiesen, und durch die Belohnungen, die sie dafür von letzterer empfangen, aus ihrem Dunkel emporgestiegen.

In Bezug auf die rein materielle Stellung fand zwischen den Mitgliedern der Ligue du bien public ebenfalls ein sehr großer Unterschied statt. Burgund, selbst nur seine rein französischen Besitzungen genommen, und Bretagne lagen an der Grenze des Reichs, den Angriffen der Krone nicht leicht ausgesetzt. Burgund lehnte sich an Deutschland und die Schweiz, und Bretagne stand durch das Meer mit dem Frankreich so lange feindlichen und noch jetzt dasselbe bedrohenden England, von dem es so leicht Hülfe gegen die Könige erhalten konnte und so oft wirklich erhalten hatte, in Verbindung. Die Besitzungen der Prinzen von Geblüt lagen aber großentheils im Innern des Landes, von den Staaten des Königs umgeben, und konnten von diesem jeden Augenblick mit Krieg überzogen werden, und die Armagnacs, Albrets u. s. w. geboten am Fuße der Pyrenäen über eine kriegerische, vom Wirkungskreise der Krone allerdings weit entfernte Bevölkerung, aber ihre Macht war nur gering und der Adel in ihren Gebieten ihnen wenig zugethan, da sie über denselben dieselbe Macht ausüben wollten, deren Anerkennung sie dem Könige in Bezug auf sie selbst versagten, was zum Theil ihre Besiegung und ihren endlichen Fall erklärt. — So war der Bund beschaffen, der sich gegen Ludwig XI. oder gegen die Idee der modernen Monarchie selbst erhob und der, mehrmals besiegt, sich immer wieder erneuern und den größten Theil der Regierung dieses Königs beunruhigen sollte. Die Macht der Krone, von einem stehenden Heere und einem regelmäßigen Steuersysteme unterstützt, von der Gunst und Zustimmung der gesammten Nation getragen, konnte durch den Ehrgeiz, den Neid und die Willkür ihrer großen Vasallen zwar bedroht, aber nicht bezwungen werden. Das Königthum hatte im funfzehnten Jahrhundert die allgemeine Lage der Welt und die Gesinnungen der Massen für sich, und die Prinzen von Geblüt und ihre Verbündeten vertheidigten sich mit den Ideen und Grundsätzen der Vergangenheit, die nur von denen angerufen werden, die der Gegenwart nicht mehr mächtig sind und denen die Zukunft feindlich erscheint. Der Kampf sollte ein langer und hartnäckiger sein, und Ludwig's XI. Persönlichkeit trug ohne Zweifel viel zur Erbitterung und dem Mißtrauen seiner Feinde bei. Der endliche Ausgang, die Besiegung der Empörer und eine noch größere Zerbröckelung der vorhandenen Trümmer des Feudalwesens, konnte nicht zweifelhaft sein.

Die Prinzen stellten den jüngern Bruder des Königs, Karl von Frankreich, dem dieser das Herzogthum Berry, aber mit geringer Selbstständigkeit, als Abfindung überlassen, an ihre Spitze. Lud-

wig XI. hatte damals noch keine Kinder und sein Bruder war sein nächster Erbe. Die Verbündeten hofften, unter den Zufällen, Anstrengungen und Gefahren des Krieges, auf den möglichen Tod des Königs, und waren gewiß, unter einem noch sehr jungen Manne, wie sein Nachfolger war, dessen Unfähigkeit und Charakterschwäche sie wohl kannten, ihre Absichten erreichen zu können. Karl begab sich heimlich zu dem Herzoge von Bretagne, dem erklärten Feinde seines Bruders und fand hier den Herzog von Alençon, den Ludwig im Anfange seiner Regierung begnadigt hatte, so wie die Prinzen aus dem Hause Armagnac, gegen die er nicht weniger Milde bewiesen, indem er den einen aus der Verbannung zurückrief und ihm seine Besitzungen wiedergab, den andern aber mit dem Herzogthum Nemours belehnte, und das Haupt des Hauses Albret. Die übrigen Verbündeten rüsteten sich auf verschiedenen Punkten. Einer der thätigsten unter ihnen, der Graf von St. Pol, war der Unterhändler zwischen dem Herzoge von Bretagne und dem Grafen von Charolais gewesen. Der Herzog von Bourbon, der Schwager des Königs und auf den dieser sich verlassen zu können glaubte, begann die Feindseligkeiten gegen ihn. Ein charakteristischer Umstand, mit dem scheinbaren Zweck dieses Bundes oder dieser Verschwörung, das öffentliche Wohl zu schützen, in Uebereinstimmung, war die Bekanntmachung der Briefe des Herzogs von Bourbon an den König, in denen diese Tendenz entwickelt war, und das Manifest Ludwig's, in welchem er die Aufrührer widerlegte und den günstigen Zustand des Landes auseinandersetzte. Von einer solchen Veröffentlichung politischer Interessen, von einer solchen Berufung auf die Meinung hatten frühere Jahrhunderte, als das theokratische und feudale System in seiner Kraft stand, nichts gewußt. Die Kirche sprach damals allein zu den Völkern, aber nicht im Tone der Ueberredung, sondern in dem der Autorität, und wandte sich nicht an ihr Urtheil, sondern an ihren Glauben, und die Glieder der Lehnskette, vom größten bis zum kleinsten herunter, richteten sich in solchen Fällen nur an ihres Gleichen, schrieben der Mehrheit der Nation weder das Recht noch die Kraft einer Ueberzeugung zu und suchten deshalb auch keineswegs deren Gunst und Meinung zu gewinnen. Die Oeffentlichkeit dagegen, mit der jetzt der Zweck, die Beschwerden und Anklagen der streitenden Parteien vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung geführt wurden, beweist, daß die Idee eines Staates, eines Volkes, von dem zuletzt jede Entscheidung abhänge und das man deshalb gewinnen müsse, überhaupt eine Gesinnung, und damit die Freiheit, die sie voraussetzt, ein eigentliches Publikum, wenn auch

der Form nach noch so sehr verschieden von dem, was man später so genannt hat, doch seinem Keim nach schon vorhanden war.

Wenn die Feinde des Königs nach einem übereinstimmenden Plane gehandelt und ihre gegenseitigen Zusagen genau erfüllt hätten, so würden sie mit einer ihm, für den Augenblick wenigstens, überlegenen Macht haben auftreten können, aber diese Uebereinstimmung konnte wie gewöhnlich nicht leicht unter so zahlreichen, wenn auch über den einen Zweck, die Beschränkung der königlichen Gewalt, unter sich einigen, sonst aber an Macht, Stellung und Interesse äußerst verschiedenen Verbündeten bestehen. Einige von den Prinzen und großen Vasallen, obgleich die weniger mächtigen, und selbst diese noch bei unzuverlässiger Treue, wie der Titularkönig von Sicilien und der Graf von Maine, beide aus dem Hause Anjou, so wie die Grafen d'Eu, Nevers und Foix, hatten die Partei des Königs ergriffen. Ludwig versammelte schnell ein zahlreiches Heer, rückte nach Riom vor und jagte den Herzögen von Bourbon und Nemours, den Grafen von Armagnac und Albret einen solchen Schrecken ein, daß sie einen Waffenstillstand eingingen und einen Vergleich anzunehmen versprachen. Er begab sich hierauf in Eilmärschen nach Paris, das mit seinen Feinden schon Unterhandlungen, bei denen Karl von Frankreich die Eigenschaft eines Regenten angenommen, eingegangen war, und es kam bei Montlhery (1465) zwischen ihm und dem Grafen von Charolais zu einer unentschiedenen Schlacht, nach welcher Ludwig Paris in Besitz nahm. Die Verbündeten lagerten sich in der Nähe der Stadt. Eine Reihe von Unterhandlungen begann, die zu keinem Ausgange führten. Im Verlaufe derselben wurde Ludwig, der sich ohnedies auf keinen der ihm treu gebliebenen Großen verlassen zu können glaubte, plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Herzog von Bourbon Rouen eingenommen und die ganze Normandie sich für denselben erklärt hatte. Der König glaubte für den Augenblick diesem Schlage nicht widerstehen zu können, und entschloß sich endlich seinen Gegnern den größten Theil der von ihnen verlangten und von ihm bisher abgelehnten Bedingungen zu bewilligen. Dieselben waren für ihn äußerst hart, und ohne die schon damals gehegte Absicht, dieselben, je nach den Umständen umgehen oder brechen zu wollen, hätte ihre Annahme ihn fast erdrücken müssen. Er trat seinem Bruder Karl die Normandie, die wichtigste Provinz seines Landes, als ein erbliches Lehen ab, er gab an Burgund die festen Städte an der Somme zurück, die er beim Antritt seiner Regierung mit so großen Opfern eingelöst hatte, mit dem Rechte, sie, aber nicht von dem Grafen von

Charolais, sondern erst von dessen Erben, wiederkaufen zu können. Er trat außerdem allen verbündeten Großen verschiedene Besitzungen und Rechte ab und sagte ihnen die Bezahlung bedeutender Geldsummen als Entschädigung zu. Was ihn am Meisten beschweren und demüthigen mußte, waren die Belohnungen, die er mehren seiner erklärtesten Gegner, und darunter solchen, denen er schon einmal verziehen hatte, zuzugestehen gezwungen wurde. Der Herzog von Nemours erhielt die Statthalterschaft von Paris und Ile de France, das Haupt des Hauses Albret mehre seinen Besitzungen nahe liegende Herrschaften, die Grafen von Armagnac und Dunois den Befehl über einen Theil der bewaffneten Macht. Einen andern seiner Feinde, den Grafen von St. Pol, mußte er zum Connetable ernennen, und einige von ihnen mit den bedeutendsten Hof- und Reichswürden bekleiden. Sein erklärtester Gegner zur Zeit seines Vaters, der Graf von Dammartin, war in diesen Vergleich eingeschlossen. Dammartin erhielt seine eingezogenen Besitzungen zurück und die Führung einer Heeresabtheilung. Es wurden außerdem sechsunddreißig Kommissarien zur Abstellung aller Mißbräuche, über welche die Verbündeten sich beschwert, ernannt und ein Vergessen alles Geschehenen ausgesprochen. Unter allen, welche Ludwig auf diese Art mit Gütern und Ehren zu überhäufen gezwungen wurde, hielten sich nur Dunois, der aber schon alt und unthätig geworden, und Dammartin ihm dafür zu Treue und Erkenntlichkeit verbunden. Letzterer wurde von jetzt an sein zuverlässigster Diener und eine seiner Stützen. Die übrigen Großen blieben, mit seltenen Ausnahmen, ihrem Plan, seine Macht auf das Aeußerste zu beschränken und den Besitz des Königreiches mit ihm zu theilen, treu. Der Vertrag, den sie ihm abgezwungen, wird der von Conflans genannt.

Wären die gegen den König verbündeten Großen einträchtig geblieben, hätte einer von ihnen Fähigkeit und Kraft besessen, die Leitung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten zu übernehmen und Ludwig zur genauen Erfüllung aller eingegangenen Verpflichtungen zu zwingen, so würde die Monarchie in ihrem Streben nach Einheit und Unumschränktheit ohne Zweifel bedeutend aufgehalten worden sein. Der Mangel an Uebereinstimmung unter seinen Feinden erlaubte aber dem Könige von seiner Klugheit und seinen Künsten und der Abneigung des Volkes gegen das Chaos einer Zerstückelung des seit Jahrhunderten mühsam Vorbereiteten und Zusammengebrachten Gebrauch zu machen. Der Graf von Charolais, der einzige unter den Verbündeten, der eine europäische Stellung besaß und durch den Umfang seiner Länder und seine außerhalb Frankreich lie-

genden Besitzungen von selbst über das Verhältniß eines Lehnsmannes hervorragte, richtete von jetzt an einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit und Kraft auf Angelegenheiten, die mit der Ligue du bien public und den aus ihr stammenden Interessen nichts gemein hatten, wie die Bezwingung der Lütticher, die Demüthigung des Freiheitssinnes der großen niederländischen Städte und später die Unterjochung der Schweizer, und war überhaupt bei seinem gewaltsamen, keines zusammenhängenden Planes, keiner dauernden Folge in seinen Handlungen fähigen Sinne nicht zum Leiter eines so vielköpfigen, so getheilten und in seinen eigenen Gliedern von einander so verschiedenen Bündnisses geeignet. — Ludwig gewann durch große Opfer einen seiner entschiedensten und geschicktesten Gegner, den Herzog von Bourbon, dessen Fortschritte in der Normandie ihn zur Annahme des Vertrages von Conflans gezwungen hatten, und brauchte diesen, der einen bedeutenden Einfluß auf die unruhigen Großen im Süden ausübte, dieselben in Zaum zu halten, was ihm auch großentheils gelang.

Nichts zeugt mehr von der Einsicht und Klugheit dieses Königs, als die Bereitwilligkeit, mit der seine so selbstsüchtige Natur in gefährlichen Lagen oder zur Erreichung seiner Zwecke, für den Augenblick, ohne Anstand und Schwierigkeit, Opfer der empfindlichsten Art zu bringen verstand. Er wußte, daß das, was ihm blieb, in seiner Hand immer noch von größerer Bedeutung war, als das, was er seinen Gegnern abtrat, in der ihrigen, und er rechnete wie Jeder, der sich im Besitze hervorragender Geisteskräfte weiß, auf die Gunst der Zukunft. — Bald nach dem Vertrage von Conflans veruneinigte sich Karl von Frankreich mit dem Herzoge von Bretagne, der eine Anzahl der ersterm zugehörigen Städte in der Normandie für sich in Besitz nahm. Ludwig, der diese Spannung mit Freuden gewahrte, schlug dem Herzoge sogleich eine Zusammenkunft in Caen vor, bei welcher ein Vertrag abgeschlossen wurde, vermöge dessen letzterer sich von den Feinden des Königs trennte, die Städte, deren er sich bemächtigt, behalten und in sein Land zurückkehren sollte. In kurzer Zeit nahm Ludwig die ganze Normandie ein, ließ dieselbe von seinem Kriegsvolke besetzen, von seinen Beamten verwalten und hob eine der Grundbedingungen des Vergleiches von Conflans, die Abtretung dieser großen und reichen Provinz an seinen Bruder, noch ehe sie zur Vollziehung gekommen, auf. Karl wurde sogar genöthigt, in Bretagne Schutz zu suchen, dessen Herzog ihn so eben verlassen und selbst verrathen hatte. Eine der Klauseln des letzten Friedens bestimmte das Zusammentreten von

sechsunddreißig Kommissarien, aus Geistlichen, Rittern und Rechtskundigen bestehend, um die Beschwerden und Mißbräuche, die zur Bildung der Ligue du bien public Veranlassung gegeben, zu prüfen und dem Könige die beschlossenen Reformen zur Prüfung vorzulegen, der sie dann innerhalb vierzehn Tagen bestätigen sollte. Ludwig ernannte den Grafen von Dunois, der ihm jetzt sehr ergeben war, zum Vorsitzer dieser Versammlung und wußte auch die übrigen Mitglieder, von denen übrigens nur einundzwanzig zusammenkamen, entweder aus von ihm abhängigen Personen zu wählen, oder sie in sein Interesse zu ziehen. Diese Kommission vertagte sich, da in Paris inzwischen eine pestartige Krankheit ausbrach, und gab, als sie im nächsten Jahre wieder zusammentrat, dem Könige in allen streitigen Fällen recht. Während dieser Zeit blieb Karl von Frankreich ohne alle Entschädigung. Ludwig ließ ihm bald diese, bald jene Provinz, in die Stelle der Normandie, die er zur Sicherheit des Reiches in seiner eigenen Hand halten zu müssen erklärte, anbieten, wußte aber die Unterhandlungen hierüber so in die Länge zu ziehen, daß sein Bruder weder Land noch Geld von ihm empfing und dem Herzoge von Bretagne zur Last fiel. Der Graf von Charolais war nach dem Vertrage von Conflans sogleich in seine Staaten zurückgekehrt, um die Unruhen in den Niederlanden, die der König heimlich genährt, zu ersticken. Der Bischof von Lüttich, einer der ersten Reichsfürsten in dieser Gegend, hatte ihn zu seinem Statthalter ernannt und er sich aller weltlichen Gewalt in diesem Lande zu bemächtigen gewußt. Aber die beiden vornehmsten Städte, Dinant und Lüttich, waren dem burgundischen Joche auf das Aeußerste abgeneigt. Dinant ward von Grund aus zerstört und Lüttich zur Erlegung einer großen Geldbuße gezwungen. Während dieser Zeit hatte der Graf von Charolais, den diese Angelegenheiten ausschließend beschäftigten, dem Könige freie Hand gelassen und war außer Stande gewesen, der Art, wie dieser mehre der wesentlichsten Bedingungen des Vertrages von Conflans verletzte, Einhalt zu thun. Der Herzog von Bretagne, der jetzt der Macht Frankreichs fast allein bloßgestellt war, suchte sich durch einen Bund mit England, dem alten Alliirten seines Landes, und selbst mit Dänemark und Savoyen gegen den König zu schützen.

Ein Jahr nach der Besiegung der Lütticher starb (1467) der Herzog von Burgund Philipp der Gute, der einst in seiner Jugend während der englischen Kriege eine so große Rolle gespielt, dann aber früh gealtert war, und dem es weniger an Macht als an Klugheit und Entschlossenheit gefehlt hatte, um den Plan seines

Hauses, die Stiftung eines unabhängigen Staates zwischen Deutschland und Frankreich, zur Ausführung zu bringen. Obgleich ohne eigentliche Herrschergaben, mehr eitel als groß gesinnt, den Prunk der Hoheit für diese selbst nehmend, und habsüchtig und verschwenderisch zugleich, war er dennoch von seinen Unterthanen geliebt gewesen und hatte in der That auch unter den vielen schlechten Fürsten seiner Zeit für einen der bessern gelten können. Sein Sohn und Nachfolger, Karl der Kühne, der bisherige Graf von Charolais, sollte durch seine wilde planlose Kriegslust, seinen Hang zu Härte und Willkür mehr den Charakter eines kriegslustigen und unruhigen Lehnsmannes früherer Jahrhunderte als den des Fürsten eines großen Landes bewähren. Die ungleichartige Zusammensetzung des burgundischen Staates, der verschiedene Geist seiner Bevölkerungen und die hieraus nothwendig hervorgehenden Nachtheile hätten nur von sehr staatsklugen und eben so festen als gemäßigten Regenten überwunden werden können. Selbst unter Philipp's im Ganzen milder Regierung hatte es in seinen niederländischen Besitzungen nicht an Gährung und Unzufriedenheit gefehlt. Der Souverain war in den großen flamändischen Handelsstädten nicht viel mehr als der Schutzherr dieser freien Gemeinden gewesen, die das Recht, sich selbst zu regieren, zwar mehrmals verloren, aber immer wieder in Anspruch genommen hatten. Karl des Kühnen unbeugsamer und gewaltthätiger Sinn und seine wohlbekannte Neigung zu einem willkürlichen und schrankenlosen Walten mußten in diesem Theile seines Reiches die lebhaftesten Besorgnisse erwecken. Die Einwohner von Gent erhoben sich beim Einzuge des neuen Herzogs, griffen zu den Waffen und verlangten die Wiederherstellung ihrer alten Rechte, so wie die Aufhebung mehrer diesen zuwiderlaufenden Abgaben. Karl der Kühne, der wußte, daß diese Stimmung von fast allen Städten der Niederlande getheilt wurde, und der für den Augenblick keine Mittel, ihr zu widerstehen, besaß, gewährte, was er nicht versagen konnte, und hoffte auf günstige Umstände, die ihm das Bewilligte zurückzunehmen erlauben würden.

Man wußte nicht, ob Ludwig bei dem Aufstande, der während der Anwesenheit des Herzogs in Gent ausbrach, durch geheime Agenten thätig gewesen, so viel aber wurde bald kund, daß er sich alle Mühe gegeben, diese Bewegung auf die übrigen Städte auszudehnen. Auch zeigte er seinen übeln Willen gegen den Herzog von Burgund, indem er die Lütticher zu einer neuen Empörung zu reizen suchte, noch mehr aber dadurch, daß er einen der Prinzen seiner Partei, den Grafen von Nevers, bei den Ständen von Brabant,

als dieser sich in Rücksicht auf seine nähere Verwandtschaft zu dem letzten Herzoge dieses Landes, um den Thron desselben bewarb, unterstützte. Zugleich war die erste Bedingung des Vertrages von Conflans, die Gründung einer eigenen Herrschaft für Karl von Frankreich, noch immer unerfüllt geblieben. Die Kommission der Sechsunddreißig hatte sich in der Schlichtung fast aller streitigen Punkte für den König erklärt. Die Mitglieder der Ligue du bien public hatten weder ihre Ansprüche noch ihre Hoffnungen aufgegeben. Burgund und Bretagne schlossen sich noch fester als früher an England an. Es gehörte das große Maß von Festigkeit und Klugheit dazu, das die Natur Ludwig XI. beschieden, um dem neuen Bunde gegenüber, der sich gegen ihn zu bilden anfing, und besonders in dessen geheimen Verknüpfungen und Plänen, nicht die Aussicht auf einen glücklichen Ausgang und die Kraft, einen solchen herbeizuführen, zu verlieren. Sein Verhältniß zu England, das nie vollkommen befriedigend gewesen, wurde durch die Unterhandlungen zu einer Vermählung Karl des Kühnen mit Margarethe von York, der Schwester Eduard's IV., noch mehr getrübt. Eduard war Willens gewesen, eine Prinzessin von Savoyen, Schwester der Königin von Frankreich, zu heirathen, nahm aber plötzlich die in dieser Beziehung schon gethanen Schritte zurück. Eine Gesandtschaft, die Ludwig nach England, ein günstigeres Verhältniß mit Eduard IV. einzuleiten, abgeschickt, war unverrichteter Sache zurückgekehrt. Der König glaubte deshalb auf seiner Hut sein zu müssen, denn der Krieg zwischen ihm und seinen Feinden, die jetzt auf englische Hülfe rechnen zu können glaubten, schien nahe bevorzustehen. Ein Einfall der Lütticher in das burgundische Gebiet beschäftigte jedoch Karl den Kühnen eine Zeit lang, aber der Herzog von Bretagne und Karl von Frankreich, zu denen sich der Herzog von Alençon gesellt, begannen den Kampf an den Grenzen der Normandie, fielen in diese Provinz ein und besetzten mehre ihrer bedeutendsten Städte. Ludwig empfand, obgleich er sich seit lange zum Kriege vorbereitet, jetzt, als derselbe wirklich ausbrach, vor ihm eine Scheu, die ihn den Weg der Unterhandlungen vorziehen ließ. Es war dies ein sonderbarer, dem Anschein nach unerklärbarer Zug in dem Charakter dieses Königs, die Entscheidung durch die Waffen, selbst im Augenblicke, wo diese ihn Vortheile hoffen ließ, zu scheuen, er, der schon in früher Jugend Beweise von Tapferkeit und Geschick für den Krieg abgelegt hatte. Aber sein scharfer Verstand, gegen Alles, was nicht durchaus von ihm abhing, mißtrauisch gesinnt, vergegenwärtigte ihm lebhaft, wie wenig oft im Kriege der Erfolg den angewandten Mit-

teln und wahrscheinlichen Erwartungen entspreche. Er wußte, wie sehr ein Feldherr von dem guten Willen der Krieger, der Fähigkeit der Führer und vielen andern Zufällen abhängt, und glaubte bei Unterhandlungen, von denen er selbst die Seele war, bei denen er seine Kenntniß der Personen und Dinge, seine Ueberredungs- und Bestechungsgabe, kurz alle seine Künste geltend machen konnte, von jenen Uebelständen freier und von Andern überhaupt unabhängiger zu sein. Ludwig vertraute dem Glück fast eben so wenig als den Menschen. Der eigentliche Grund dieses Mißtrauens war ohne Zweifel die Abwesenheit innerer Größe im Charakter dieses Königs, deren besondere Natur es ist, den Menschen in außerordentlichen Lagen mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß er den Wink des Schicksals verstanden habe und daß für ihn jedes Wagniß ein Gewinn sei. Ludwig, mit einer großen Gabe der Auffassung und Durchdringung des äußern Lebens, der Oberfläche der Dinge ausgestattet, ermangelte, wie z. B. sein grober Aberglaube unter viel erleuchtetern Zeitgenossen beweist, jener lebendigen Zuversicht in die Bedeutung und Nothwendigkeit seines Daseins, die einen wahrhaft großen Mann bezeichnet und einen solchen mitten unter den drangvollsten Umständen frei und denselben überlegen zeigt. Er war nur mit der Schattenseite der menschlichen Natur, dem, was es in Andern Schlechtes und Verwerfliches giebt, bekannt, daher sein Mißtrauen gegen Alle und gegen Alles und seine Bangigkeit vor der Entscheidung. Zugleich fühlte er, wie wenig er geliebt war und daß man ihm fast eben so sehr, als er Andern mißtraue. Der Verräther fürchtete überall den Verrath. Uebrigens glichen ihm die meisten der damals auf dem politischen Schauplatze thätigen Personen, und es hätte einer viel größern Individualität als die seinige bedurft, um die Netze, die Selbstsucht und Falschheit in jener Zeit in allen öffentlichen Verhältnissen ausgestellt, in denen sie, Andere lockend, sich so oft selbst verfing, zu zerreißen und, irgend eine große zeitgemäße Idee offen aufstellend, das Volk zu deren Vollbringung mit sich fortzureißen. Einem blos sehr klugen und verschlagenen Fürsten wie Ludwig XI. war dies nicht gegeben. Anstatt den Krieg gegen den Herzog von Burgund, zu dem Alles vorbereitet war, rasch zu beginnen und die Lütticher, wie er versprochen, zu unterstützen, trat er von seiner eigenen Neigung bestimmt und durch treulose mit seinen Gegnern in geheimem Einverständniß stehende Räthe, wie der Kardinal Ballun und der Connetable St. Pol bestärkt, in neue Unterhandlungen ein. Dieser friedliche Ausweg würde ihm, hätten alle seine Feinde die Entschlossenheit des Herzogs

von Burgund besessen, oder wären sie überhaupt nur unter sich enger verbunden gewesen, gefährlicher als der Verlust einer Schlacht geworden sein. Denn während dieser Zeit unterwarf sich Karl der Kühne nicht nur den reichen und streitbaren Freistaat der Lütticher, deren Streben nach Unabhängigkeit dem Könige so nützlich werden konnte, sondern die übrigen großen Städte der Niederlande waren durch die Besiegung von Lüttich so erschreckt worden, daß sie ihrem Herzog fortan nicht nur nicht zu widerstehen wagten, sondern freiwillig den bei seiner Thronbesteigung ihm entrissenen Rechten und der Wahl ihrer Obrigkeiten und ihrer militärischen Organisation entsagten. Karl der Kühne, stolz auf die unumschränkte Herrschaft, die er sich im Innern seiner Staaten erworben, kündigte seinen Entschluß an, mit seiner ganzen Macht seinen Verbündeten, Karl von Frankreich und dem Herzoge von Bretagne zu Hülfe ziehen zu wollen. Der König sah sich, um diesen Sturm zu beschwören, zu Unterhandlungen mit seinem Bruder und dessen Beschützern gezwungen. Er überließ, gegen einen Waffenstillstand von achtzehn Monaten, dem Prinzen die Niedernormandie mit einem Jahrgehalte und nach Ablauf dieser Frist sollte ein Kongreß in Cambray zur Entscheidung über die Ansprüche Karl's von Frankreich, dessen verletzte Rechte die Verbündeten zum besondern Vorwande ihrer Feindseligkeiten nahmen, versammelt werden. Man kann sich nicht genug über die Opfer und Demüthigungen wundern, mit denen Ludwig bei dieser Gelegenheit nicht die vollkommene Abwendung einer Gefahr, sondern deren bloßen Aufschub zu erkaufen bereit war. Aber seine Lage war allerdings sehr schwierig geworden. Der Bund der unzufriedenen Großen, durch ihre Annäherung zu England und den Regierungsantritt Karl's des Kühnen noch verstärkt, bestand immer noch mit allen seinen dem Königthum feindlichen Tendenzen, und selbst die unter den Verbündeten, welche gleich anfangs die Partei des Königs genommen, wie die Prinzen des Hauses Anjou, oder die er später gewonnen, wie der Herzog von Bourbon, waren ihm gleichmäßig, und wahrscheinlich mit Recht, verdächtig. St. Pol im Norden und die Armagnacs im Süden standen mit England und Burgund in Verbindung. Sein eigener Bruder und der Herzog von Bretagne waren seine entschiedensten Feinde. Ein unglücklicher Schlag konnte ihn dem Untergange nahe bringen. Er sah für sich kein Mittel, sich von diesem drangvollen Zustande zu befreien, als seine Gegner durch Versprechungen und Täuschungen hinzuhalten und, ihren Bund auflösend, sie einzeln zu erdrücken. Er fürchtete, sobald es zum Kriege käme, sich auf allen Seiten angegriffen

und vielleicht von aller Welt verlassen zu sehen. Es hätte sich ihm allerdings noch ein anderer Ausweg angeboten. Wenn er, seiner Tyrannei, seinen Künsten, seinem Hange zu Trug und Verstellung entsagend, das Volk zum Schutze der Krone und zur Bekämpfung der Ueberreste der Feudalwelt aufgefordert hätte, so würde er auf einen raschern und allgemeinern Erfolg haben zählen können. Die Nation würde sich gegen ihre innern Feinde wahrscheinlich mit derselben Begeisterung wie früher gegen ihre äußern bewaffnet haben. Hierzu aber wäre nothwendig gewesen, die öffentliche Stimmung durch ihr mächtigstes Organ, die Versammlung der Reichsstände, zu vernehmen, dem zahlreichen und der Krone damals geneigtesten Stand der Städte einen größern Einfluß zu gestatten und diese Versammlung zu einer wirklichen politischen Gewalt erhebend, ihr eine Theilnahme an der Regierung zu gestatten. Von Ludwig XI. hätte es abgehangen, die Nation auf diese Art, ohne alle Gefahr für das Königthum, um einen großen Schritt vorwärts zu führen, das, bei den tiefen Wurzeln, die es in den Sitten und Gefühlen der Massen geschlagen, durch diese Erweiterung des öffentlichen Lebens nichts verloren hätte und immer die oberste leitende Macht geblieben sein würde. Aber nichts war dem Charakter, dem Geiste, den Gewohnheiten Ludwig's fremder, als eine solche Oeffentlichkeit des politischen Lebens. Denn es fehlte ihm an aller belebenden, erhebenden, beseelenden Kraft in seiner Natur, Eigenschaften, ohne die ein Fürst ein freies Volk nicht zu regieren vermag. Er war gewohnt, nur auf Einzelne und Mächtige zu wirken, sie durch Ertheilung oder Zusage von Vortheilen auf Kosten Anderer zu gewinnen, kurz überall sich an das Schlechte in der menschlichen Natur zu wenden, ein Verfahren, das gegen ein ganzes Volk, selbst im Zustande seines Sinkens schwierig, gegen ein mehr rohes als verdorbenes, jugendliches und werdendes, das im Ganzen den Instinkt des Guten in sich trägt, erfolglos und geradezu unmöglich ist. Obgleich nun dieser König nicht blos aus Gewohnheit und Vortheil, sondern seiner innersten Natur nach der Willkür zugeneigt, nur die Eine Seite in der Bestimmung der modernen Monarchie, die Ausdehnung der königlichen Gewalt, aber nicht die der Freiheiten des Volkes im Auge hatte, so entging es seiner Klugheit doch nicht, daß eine Berufung auf die öffentliche Meinung seines Landes durch das Organ der Reichsstände, in diesem Augenblicke, wo er mit seinem Bruder, den meisten Prinzen seines Hauses, seinen großen Vasallen im Kriege, ohne Verbündete, den Angriffen eines so mächtigen Gegners, wie Karl der Kühne, ausgesetzt war, ihm zum Vortheil gereichen und

ein Mittel werden könne, seine Freunde über seine eigene Lage zu täuschen und seine Feinde zu schrecken. Er berief deshalb eine Versammlung dieser Art im Jahre 1468 nach Tours, welche sich der Abtretung der Normandie an den Prinzen Karl widersetzte, demselben sogar das Recht zu jeder Abfindung, mit dem eine, wenn auch nur beschränkte Souverainetät verbunden gewesen wäre, absprach und ihm nur ein Jahrgehalt und einen unter der unmittelbaren Hoheit des Königs bleibenden Besitz zuerkannte. Die übrigen Vorschläge und Beschwerden der Stände waren nur lokaler und untergeordneter Natur, und bestanden in Klagen über den Druck der Abgaben, die Größe und Menge der ertheilten Jahrgehalte, die Zügellosigkeit des Kriegsvolkes u. dgl. Klagen, die unter fast jeder Regierung meist erfolglos wiederkehrten. Bei den Beschwerden über die Mißbräuche der Rechtsverwaltung kam eine Maßregel Ludwig's zur Sprache und ward von den Reichsständen anerkannt, die später von großer Wichtigkeit geworden ist. Der König glaubte bemerkt zu haben, daß die häufige Veränderung in der Besetzung der Richterstellen, seit dem Anfange seiner Regierung, deren Stellung verringerte und sie der Furcht und Bestechung aussetzte. Er befahl deshalb, daß von jetzt an diese Aemter nur durch den Tod der Inhaber, deren freiwillige Entfernung oder Entsetzung nach Urtheil und Recht erledigt werden könnten. Diese Verordnung gründete, obwohl dies nicht ihr unmittelbarer Zweck war, die Unabhängigkeit der französischen Magistratur, der später die Erblichkeit der Aemter einen unterscheidenden Charakter aufdrücken sollte. — In Folge der Erklärung der Stände, daß Karl von Frankreich kein Recht auf einen Theil des Königreiches habe, schlossen die verbündeten Prinzen sich wiederum an Eduard IV. an. Der König von England versprach dem Herzoge von Bretagne ein Hülfscorps und erhielt dagegen das Versprechen, ihm die festen Plätze der Normandie einzuräumen. Auf diese Art suchten die Verwandten des Königs und Glieder seines Hauses den Erbfeind ihres Landes in dessen Herz einzuführen. Karl der Kühne, der, um seine Macht zu verstärken, sich endlich mit Margarethe von York verbunden, versammelte ein Heer und erklärte, den König mit Gewalt zur Erfüllung des Vergleiches von Conflans zwingen zu wollen. So gern Ludwig noch gezögert, so mußte er jetzt zu den Waffen greifen. Er warf sich auf seinen Bruder und den Herzog von Bretagne, eroberte in kurzer Zeit alle normännischen Städte, die seine Feinde besetzt hielten, und rückte nach der Bretagne vor. Der Herzog hatte einen so raschen Angriff nicht erwartet und war außer Stande, sich zu vertheidigen. Man glaubte,

daß Ludwig einige seiner Räthe und Günstlinge heimlich gewonnen habe. Die Hülfe Englands und Burgunds war fern und der Herzog ward gezwungen zu Annecis einen Vertrag einzugehen, vermöge dessen die Ansprüche Karl's von Frankreich, des immerwährenden Vorwandes aller Feindseligkeiten der Verbündeten gegen den König, von einem Prinzen des Hauses Anjou, dem Herzoge von Calabrien, zur Partei Ludwig's gehörig, und dem Kanzler von Bretagne entschieden werden sollten, und der Bruder des Königs sich bis dahin mit einem Jahrgehalt begnügen solle. Der Herzog versprach diesen, sobald er den Vergleich nicht annähme, verlassen zu wollen.

Ludwig hatte seinen Zweck erreicht, den Bund seiner Feinde zu trennen. Auf zwei Seiten zugleich bedroht, war er des Angriffs im Westen los geworden. Der König hätte diesen Vortheil benutzen und sich rasch auf Karl den Kühnen werfen sollen, den er in der ersten Bestürzung über die Auflösung des mit so vieler Mühe gebildeten Bundes vielleicht zu Unterhandlungen, zu denen selbst die kriegerischten Naturen in jener Zeit gern ihre Zuflucht nahmen, gezwungen, oder bei dem vortrefflichen Zustande seines Heeres besiegt hätte. Der Herzog von Burgund hatte durch seine Härte und seinen Stolz alle Klassen seiner Unterthanen verletzt. Wie früher die Städte, so war auch jetzt der Adel mit ihm unzufrieden geworden, und der mit Gewalt niedergehaltene Grimm der Lütticher über den Verlust ihrer alten Freiheiten war bereit, sich von Neuem zu entzünden. Ludwig war von dieser Stimmung durch seine zahlreichen Kundschafter und den Grafen Dammartin, der an der burgundischen Grenze ein Heer befehligte, unterrichtet worden. Letzterer hatte sogar vertraute Agenten nach Lüttich geschickt, welche die Hülfe Frankreichs versprechen und den Ausbruch der Empörung in dieser Stadt beschleunigen sollten. Dennoch beschloß Ludwig abermals den Weg der Unterhandlungen vorzuziehen, in der Hoffnung durch Verstand und List einen sicherern Sieg als durch die Waffen über seinen Feind davonzutragen. Er schlug dem Herzoge von Burgund eine Zusammenkunft in Peronne vor und ersuchte denselben um ein freies Geleit, da diese Stadt im burgundischen Gebiete lag. Karl der Kühne gewährte beides. Vielleicht würde es dem Könige gelungen sein, den Herzog durch glatte Worte, Versprechungen und Schmeicheleien abermals zu hintergehen. Kaum aber in Peronne angelangt, ward hier die Nachricht von einem neuen und furchtbaren Aufstande der Lütticher verbreitet, welche die Stadt Tongres überfallen und die Domherren des lütticher Hochstiftes, der burgundischen Partei zugethan, auf das Grausamste ermordet hatten.

Zugleich ward dem Herzoge hinterbracht, daß französische Agenten in der empörten Stadt gesehen worden. Karl der Kühne überredete sich, daß sein Feind, nachdem er den Aufstand vorbereitet, ausdrücklich nach Peronne gekommen, um ihn in Sicherheit zu wiegen und sich an dem Anblick dieser ihm bereiteten Verlegenheit zu weiden. Das burgundische Heer stand in der Nähe. Eine Menge französischer Flüchtlinge und Geächteter, die den König persönlich haßten, hatten sich in Peronne eingefunden. — Sie verstanden es, den ohnedies leicht entzündbaren Zorn des Herzogs, unter solchen Umständen, noch mehr zu entflammen. Ludwig schwebte einen Augenblick lang in großer Gefahr, denn Karl schien geneigt, unter dem Vorwande des Verrathes, die Zusage eines freien Geleites brechen und über seinen Feind nach Belieben verfügen zu wollen. Es war dem Könige jedoch, ungeachtet der strengen Aufsicht, in der man ihn hielt, gelungen, einige von den Räthen des Herzogs zu bestechen. Die übrigen unter ihnen wurden von den möglichen Folgen einer Gewaltthat, an einem so großen Fürsten verübt, erschreckt. Karl der Kühne, mehr gewaltsamen als grausamen und dabei wandelbaren Sinnes, ließ sich endlich überreden, daß der König am Aufstande der Lütticher unschuldig sei und dieser Begebenheit wegen keine Rache an ihm genommen werden könne. Die Wahrheit war, daß Ludwig durch seinen Feldherrn Dammartin zwar alles Mögliche gethan hatte, um die Unzufriedenheit der Lütticher zu nähren, aber den Ausbruch derselben nicht so nahe geglaubt hatte, sonst würde er sich nicht in einem solchen Augenblicke in die Hände seines Feindes gegeben haben. Karl, von der Gefahr und Schwierigkeit überzeugt, den König aus dem Wege räumen zu lassen oder ihn in beständigem Gewahrsam zu halten, war jedoch auch nicht geneigt, das ihm versprochene Geleit vollkommen zu halten, sondern wählte einen Mittelweg, der seine Ehre und seinen Vortheil zugleich befördern sollte. Er legte seinem Gefangenen harte Bedingungen auf. Ludwig mußte seinem Bruder, den der Herzog von Burgund keineswegs liebte, dessen Vergrößerung er aber, wie die übrigen Prinzen, um den König zu schwächen, wünschte, eine Abfindung, zu der wie früher die Normandie, so jetzt die Champagne gewählt wurde, versprechen, dem Besitze mehrer bisher streitiger Landestheile entsagen und sich anheischig machen, den Herzog zur Bekämpfung der Lütticher in Person zu begleiten. Diese Bedingungen wurden von dem Könige, der, Andere nach sich selbst beurtheilend, das Aergste befürchtet hatte, mit Freuden angenommen. Die letzte Bedingung dieses Vertrages war eine offenbare Schmach für ihn, der er sich

aber, wie Allem, was ihm Vortheil versprach oder ihn aus einer Verlegenheit befreite, ohne Widerwillen unterwarf. In diesem Könige scheint von den Gesinnungen, dem Charakter, der besondern Stimmung der Feudalwelt keine Spur vorhanden gewesen zu sein. In dieser Zeit waren zwar Gewaltthätigkeiten aller Art an der Tagesordnung gewesen und deren Ausbruch für nichts Erniedrigendes angesehen worden, es hatten aber im Ganzen gewisse Begriffe von Ehre und Treue geherrscht, die, wenn auch dem Wesen nach oft, aber nicht leicht in ihrer Form, vollkommen verletzt wurden. Der Verrath, der von Aeußerungen von Muth und Kühnheit begleitet wurde, hatte in der Meinung häufig Entschuldigung gefunden, der aber, welcher den Schein von Furcht und Schwäche auf sich lud, hatte allgemeine Verachtung erregt. Der König Johann von England war einst im dreizehnten Jahrhundert um solcher Züge furchtsamer List und feiger Treulosigkeit willen in der Meinung so tief gesunken gewesen. Auf Ludwig XI. scheint weder die innere Stimme des Gewissens, noch das Urtheil der Außenwelt einen Einfluß ausgeübt zu haben, oder für ihn überhaupt nur vorhanden gewesen zu sein. Die Lütticher, deren Verbindung mit ihm Jedermann kannte, in Person und im Gefolge seines Vasallen zu bekriegen, war der Gipfel der Schmach, der er sich jedoch nicht nur unterwarf, sondern bei deren Vollbringung er sogar, seinen Feind zu gewinnen, großen Eifer bewies. Auf der andern Seite hätte ein Fürst vom Charakter und der Macht Karl's des Kühnen einen Feind wie Ludwig XI., in frühern Jahrhunderten, wahrscheinlich aus dem Wege geräumt, oder ihn wenigstens nie freigelassen. Ludwig konnte von dem Fenster des Schlosses in Peronne aus den Thurm sehen, in welchem ein der Abkunft und dem Range nach noch größerer Fürst als er, Karl der Einfältige, fünfhundert Jahre vorher, von seinem Vasallen, Heribert Grafen von Vermandois, bis zu seinem Tode in Gefangenschaft gehalten worden. Auf ähnliche Art hatte, sechszig Jahre nachher, der Ahnherr Ludwig's, Hugo Kapet, an seinem rechtmäßigen Oberherrn, dem letzten Erben Karl's des Großen, dem Herzoge Karl von Lothringen, gehandelt. Aber die Zeiten, wo so etwas leicht bewerkstelligt und leicht vergessen werden konnte, waren nicht mehr. Nicht, daß die moralische Gesinnung der Einzelnen, die besondere und private Sittlichkeit viel besser geworden, man könnte eher das Gegentheil behaupten, aber die Begriffe von Recht und Sitte, die aus dem Verstande und der Einsicht in das allgemein Nützliche und Nothwendige entstehen, mit einem Worte, die öffentliche Gesittung hatte, im Vergleiche zu jenen Zeiten, große Fortschritte gemacht und

Vieles war unmöglich geworden, was früher gewöhnlich gewesen. Es hatte sich im Laufe der Jahrhunderte in Frankreich die Idee eines Staates, einer unabhängigen Nation und deren äußerer Verwirklichung in der Person eines Souverains gebildet, und die Franzosen des funfzehnten Jahrhunderts hätten die Ermordung oder eine langwierige Gefangenschaft Ludwig's XI. nicht wie die Vasallen des neunten und zehnten Jahrhunderts als eine nur dem obersten Lehnsherrn, sondern als eine ihnen selbst, ihrer Ehre und ihrem Namen angethane Schmach rächen zu müssen geglaubt. Diese im Gefühle und Urtheile der Massen vorgegangene große Veränderung hielt den Herzog bei dieser Gelegenheit von einem äußersten Schritte gegen den König zurück, aber nicht das Verhältniß des Lehnsmannes, die Stellung des Vasallen zum Herrn, denn unter der Herrschaft dieses Systems waren alle Grundsätze der öffentlichen Moral mehr als unter der irgend eines andern verletzt worden und Gewalt hatte überall vor Recht gegolten. Die Freude der Gegner Ludwig's, daß dieser listige und treulose Mann, der so vielen Andern eine Grube gegraben, endlich selbst in eine solche gefallen, war ohne Zweifel sehr groß, er selbst mochte aber wol schon damals auf Mittel sinnen, die Bedingungen des ihm abgepreßten Vertrages, obgleich er denselben auf für ihn besonders heilige Reliquien zu halten beschworen, bei schicklicher Veranlassung zu umgehen. Diese Katastrophe in Peronne war jedoch immer ein großer Unfall und es gehörte seine Klugheit und Ausdauer dazu, um sie in ihren Folgen für ihn unschädlich zu machen. Anstatt in dieser übeln Erfahrung eine gerechte Vergeltung für so viele Verschuldungen zu sehen, ward er von dieser Zeit an nur noch härter und selbstsüchtiger, und vervollkommnete in seinem Walten immer mehr das Bild eines blutigen und argwöhnischen Despoten, unter dem er auf die Nachwelt gekommen ist.

Sechszehntes Kapitel.

Ungeachtet der Demüthigungen und Verluste des Vertrages von Peronne, obgleich bei jedem Schritt auf Schwierigkeiten aller Art stoßend, überall und oft in seiner nächsten Nähe von Gefahren und Verräthern umgeben, verfolgte Ludwig mit einer in der Geschichte beispiellosen Festigkeit seinen Plan, die Prinzen seines Hauses und die mit ihnen verbundenen großen Vasallen der Macht der Krone, wie die übrigen Unterthanen zu unterwerfen. Es lag dieses Streben nach Ausdehnung seiner Macht allerdings zum Theil in seiner Sinnesart, war aber zugleich für ihn eine Nothwendigkeit geworden. Er konnte den mächtigen Lehnsleuten, wenn er das Reich nicht theilen und, was das Königthum in seinem langen Kampfe gegen die Feudalwelt gewonnen, nicht wieder aufgeben wollte, keine Art politischer Selbstständigkeit, keinen bestimmten und unmittelbaren Einfluß auf die Regierung gönnen, denn sie würden denselben nur dazu angewandt haben, sich von ihm ganz loszureißen und sich jeder in seinem Besitze, nach Art der italienischen Fürsten jener Zeit, zu vollkommen unabhängigen Souverainen zu machen. Die Könige der frühern Jahrhunderte hatten in dem, im Einzelnen unzählige Male verletzten, in seinen Grundsätzen aber selten angegriffenen Feudalwesen eine Sicherheit für die Treue ihrer Vasallen gehabt. Es war den alten Herzögen von Burgund, den großen Grafen von Champagne nie eingefallen, sich als vollkommene Souveraine anzusehen, ihr Schicksal durchaus nach eigenem Vortheile bestimmen, sich von der Krone ganz losreißen zu wollen. Ihre Vasallen und die Vasallen dieser sahen in der Macht des obersten Lehnsherrn eine Gewährleistung für die eigene Unabhängigkeit und würden ihnen zu einem solchen Unternehmen nicht die Hand geboten haben. Im funfzehnten Jahrhundert war aber der eigentliche Lehnsverband, die Kette von gegenseitigen Rechten und Pflichten vom Könige bis zum kleinsten Aftervasallen herab, vollkommen zerrissen. Die großen Vasallen, gegen die Ludwig XI. fast seine ganze Regierung hindurch zu kämpfen hatte, wollten in ihren Lehnen eben so unumschränkt wie der König im ganzen Reiche sein. Sie waren diesem Ziele von Zeit zu Zeit schon ziemlich nahe gekommen, denn sie hatten die

Städte und den kleinen Adel in ihren Gebieten entweder durch Ertheilung gewisser Begünstigungen an sich zu fesseln, oder sie ganz zu unterdrücken gewußt. Ohne den hartnäckigen Widerstand des Königs und seine rastlose gegen sie ankämpfende Thätigkeit würden sie ihre Absichten erreicht haben, und einmal im Innern unabhängig geworden, würden sie auch bald nach außen zu, wie die zu Souverainen gewordenen Vasallen des deutschen Kaisers, auch nach Außen hin als selbstständige Fürsten aufgetreten sein. Frankreich wäre dann getheilt worden und würde, wie Italien, der Schauplatz des Ehrgeizes und der Beuteluſt der kriegerischen Völker Europas und, bei seiner zugänglichern Lage, wahrscheinlich in noch viel höherm Grade geworden sein. Das französische Volk aber ahnte, daß seine Macht und Größe, seine ganze Zukunft, von der durchgreifenden Herrschaft des Königthums und der Einheit des Reiches abhänge. Ohne die Abneigung der Massen gegen den isolirten Ehrgeiz der Großen und ihre Vorliebe für die Krone, welches auch ihr Urtheil über den Charakter und Werth des gegenwärtigen Inhabers derselben sein mochte, würde Ludwig, seiner Ausdauer und Thätigkeit ungeachtet, seinen Feinden unterlegen sein. Sein Verdienst ist es, in diesem Kampfe für die nationale Einheit, die ihm allerdings nur als die seiner Gewalt erscheinen mochte und damals auch nicht anders erscheinen konnte, nicht müde geworden zu sein, denselben unaufhörlich, allerdings oft durch verwerfliche Mittel, aber mit einer bewundernswürdigen Ausdauer, selbst in den schlimmsten Momenten geführt zu haben.

Durch den Vertrag von Peronne in der Verfolgung dieses Planes im Norden einen Augenblick lang gehemmt, richtete Ludwig seine Aufmerksamkeit auf die mittäglichen Provinzen des Reiches und schickte, davon unterrichtet, daß die Prinzen des Hauses Armagnac fortwährend gegen ihn mit Eduard IV. in Unterhandlungen standen, den Grafen von Dammartin, seinen besten und zuverlässigsten Feldherrn, gegen sie ab. Es lag jetzt überhaupt in seinen Planen, sich des Südens mehr als je zu versichern. Die Erfüllung des zu Peronne gethanen Versprechens, seinem Bruder die Champagne, Brie und einige andere im Osten des Königreiches gelegene Herrschaften abzutreten, schien ihm mit seiner eigenen Sicherheit unverträglich. Karl von Frankreich war von jeher von den Feinden des Königs, dem Namen nach, an ihre Spitze gestellt worden und der Vorwand zu fast allen Bündnissen derselben von der vermeintlichen Verletzung seiner Rechte hergenommen worden. Sobald derselbe durch den Besitz der Champagne ein Nachbar des Herzogs von Burgund ge-

worden, so ward es diesem möglich, bei vorkommenden Gelegenheiten, ohne große Mühe in das Herz des Königreichs selbst zu dringen. Ludwig berathschlagte deshalb mit seinen Vertrauten darüber, auf welche Art er seinen Bruder zur Annahme einer anderweitigen Entschädigung bewegen könne. Bei dieser Gelegenheit war es, daß der Kardinal Ballue und der Bischof von Verdun, die zu diesen Berathungen gezogen worden und sie dem Herzoge von Burgund verrathen hatten, zur Strafe von dem Könige in einen eisernen Käfig gesperrt wurden, in welchem Ballue, der einst früher das Modell zu demselben entworfen, zehn Jahre lang verbleiben mußte. Der König bot seinem Bruder, anstatt der Champagne, das am andern Ende des Landes gelegene Guienne als Abfindung an. Dies war an und für sich eine reichere Provinz und sollte zu diesem Zwecke sogar noch vergrößert werden. Karl von Frankreich, von seinen Verbündeten in diesem Augenblicke getrennt, ging diesen Tausch ein und nahm den Titel eines Herzogs von Guienne an. Dammartin wandte sich jetzt gegen den Grafen von Armagnac, der aber nicht einmal zu widerstehen wagte, das Königreich verließ und vom Parlament von Paris des Hochverraths schuldig erklärt wurde. Der Herzog von Nemours, ebenfalls mit Recht verdächtig, wurde diesmal noch verschont, mußte jedoch einige feste Plätze abtreten, dem Könige den Eid der Treue schwören und auch seine Vasallen zu dessen Leistung anhalten. Die Herzöge von Burgund und Bretagne suchten den Prinzen Karl von Neuem gegen den König zu erregen, erreichten jedoch in diesem Augenblicke ihren Zweck nicht. Der neue Herzog von Guienne blieb eine Zeit lang seinen Versprechungen treu. Karl der Kühne war, nachdem er durch die Zerstörung von Lüttich und den Schrecken, den diese den großen niederländischen Städten eingeflößt, unumschränkter Gebieter aller Hülfsquellen seines reichen Landes geworden und über den König selbst durch den Vertrag von Peronne große Vortheile davongetragen, darauf bedacht, seine Macht nach Außen zu ausdehnen. Er nahm als Unterpfand für ein großes Darlehn von dem Herzoge Sigismund von Oesterreich einen Theil des südwestlichen Deutschlands, Elsaß, Breisgau u. s. w. in Besitz und begann dasselbe nach seinem System, in welchem sich, was das Feudalwesen und die unumschränkte Fürstenmacht Gehässiges und Drückendes haben, vereinigte, zu verwalten. Der Ritterstand dieser Gegenden begünstigte den Herzog von Burgund und hoffte von ihm auf Hülfe gegen die benachbarten Schweizer, die von dem süddeutschen Adel eben so gehaßt wie gefürchtet wurden. Karl der Kühne, bis dahin in allen Kämpfen

glücklich und seine geschickten Bogenschützen und schwer bewaffneten Reiter für unüberwindlich achtend, trug die größte Verachtung gegen diese kleinen Republiken von Bauern und Hirten zur Schau. Ludwig XI., seinem Gegner überhaupt an Einsicht und Urtheil so weit überlegen, hatte schon in früher Jugend die Kraft und den Kriegsmuth der Schweizer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und wußte sie besser zu würdigen. Der Herzog Sigismund hatte zuerst ihm den Elsaß und Breisgau als Pfand angeboten, er aber diesen Vorschlag, um nicht mit den Schweizern in feindliche Berührung zu gerathen, abgelehnt. Einen Kampf zwischen ihnen und Burgund voraussehend, schloß er jetzt sogar ein besonderes Bündniß mit ihnen ab.

Die Angelegenheiten Englands, für Ludwig eigentlich nie gefährlich, aber immer drohend, zogen jetzt seine ohnedies im Innern und an den Grenzen seines Reiches so vielfach in Anspruch genommene Thätigkeit auf sich. Die langen und für Frankreich meist so unglücklichen Kriege von der Schlacht von Crecy an bis zur Erscheinung der Jungfrau von Orleans hatten in den Franzosen eine übertriebene Meinung von der Macht ihres alten Feindes und eine Besorgniß, sich mit ihm zu überwerfen, zurückgelassen, deren Ludwig selbst sich nicht erwehren konnte, und die ihn abhielt, die wahre Stellung desselben zu Frankreich, zu seiner Zeit richtiger zu würdigen. Der wildeste Bürgerkrieg zerriß dieses Land. Die beiden Zweige desselben Stammes, die Häuser York und Lankaster bekämpften sich mit einer an die Kronstreitigkeiten einiger orientalischen Reiche erinnernden Wuth und Grausamkeit. Der Graf von Warwik hatte das Haus Lankaster gestürzt und wiederum erhoben. Eduard IV. war vertrieben worden und Heinrich VI. wiederum auf den Thron gestiegen. Dieser, ein Vetter Ludwig's XI. und von seiner Frau Margarethe von Anjou regiert, die ihres französischen Vaterlandes nie vergessen, hatte, obgleich einst der Rival Karl's VII., sich gegen Frankreich immer wohlwollend gezeigt. Seine Wiedereinsetzung erfüllte Ludwig mit Freude, dem außerdem seine Gemahlin, wenige Monate vorher, einen Sohn, den nachmaligen Karl VIII. geboren und der auf diese Art die Krone in seiner Familie für lange Zeit begründet glaubte. Durch die Geburt eines direkten Thronerben verlor der Herzog von Guienne, der bis jetzt der muthmaßliche Nachfolger gewesen, im In- und Auslande einen großen Theil seiner dem Könige feindlichen Bedeutung und in der Restauration Heinrich's VI. sah Ludwig XI. eine Vermehrung seiner eigenen Macht.

Der glückliche Umstand, von England, wenigstens für den Augenblick, nichts fürchten zu dürfen, diese mächtige Stütze seinen innern Feinden entzogen zu wissen, veranlaßte ihn gegen diese einen entscheidenden Schlag zu führen. Schon früher hatte er bei den Streitigkeiten mit seinem Bruder und dessen Verbündeten, als er die Reichsstände in Tours versammelte, die Abneigung der Mehrheit derselben gegen den Einfluß der Prinzen und großen Lehnsmänner und ihre vorherrschende Neigung für die Rechte der Krone bemerkt. Sie hatten sich der Abtretung der Normandie an Karl von Frankreich mit großem Eifer widersetzt und den nachgebornen Prinzen kein Recht auf irgend eine Art Souverainetät im Königreiche zugestanden. Er hoffte jetzt, wo er sich auf einen Erben stützen konnte, in ihnen diese Gesinnung in noch höherm Grade wiederzufinden. Wie wenig er jedoch geneigt war, einer solchen Versammlung ein wirkliches Recht, eine politische Gewalt zuzuerkennen, wie er sie für ein bloßes Werkzeug der königlichen Autorität hielt, geht schon aus der Art hervor, wie er ihre Berufung veranstaltete. Er hatte schon bei dem frühern Reichstage die Wahlen zu demselben durchaus zu leiten gewußt, jetzt überhob er sich sogar dieser Mühe und ernannte die Mitglieder der gegenwärtigen Versammlung aus eigener Macht, weshalb diese Versammlung in der französischen Geschichte nicht als eine von Reichsständen, welcher Name unter solchen Umständen widersinnig wäre, sondern als eine von Notabeln bezeichnet wird. Nichts kann mehr als dieses Ereigniß beweisen, wie ihrem Wesen nach unumschränkt die Macht der Krone geworden. Es war in der Nation in jener Epoche, und diese hatte schon mit der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. angefangen, das Bedürfniß einer freien Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten, wenn auch nicht total verschwunden, doch sehr gelähmt und zurückgedrängt worden. Die Geistlichkeit betrachtete die weltlichen Verhältnisse, sobald sie nicht von ihnen unmittelbar berührt wurde, mit Gleichgültigkeit. Der zahlreiche kleine Adel war zwischen der Krone und den sich mit ihr im Kampfe befindenden Großen getheilt und sah sich nicht mehr als eine Macht im Staate an. In den Städten, die unter Ludwig XI. sich größerer Begünstigung als unter seinem Vater erfreueten, lebte die Abneigung ihrer Vorfahren gegen den Feudaladel fort, und sie sahen in der Ausdehnung der Gewalt der Krone die einzige Gewährleistung ihrer eigenen Freiheit. Das Unabhängigkeitsgefühl der emancipirten Gemeinden des elften und zwölften Jahrhunderts war in ihnen bis auf wenige Erinnerungen erloschen, und von den Rechten, die sie früher im Innern zu

kleinen Republiken gemacht, waren nur wenige ihrer Bedeutung nach vollkommen veränderte Namen und Formen übrig geblieben. Die alten Stände, im politischen Sinne des Wortes, waren in Frankreich schon im funfzehnten Jahrhundert verschwunden und von der Krone durchaus abhängig geworden. Der besondere Charakter des geistlichen und weltlichen Lehnsmannes, innerhalb seiner Besitzungen als ein unabhängiger Fürst zu walten, des Gliedes einer städtischen Gemeinde, zu Angriff und Abwehr stets gerüstet zu sein, hatte sich hier und da, als eine Ueberlieferung früherer Zeiten, in einzelnen Formen und Institutionen erhalten, aber längst seine lebendige Bedeutung verloren. Der Prälat, der Ritter, der Bürger war vor allen Dingen ein Unterthan des Königs geworden. Er konnte sich noch so hoch über niedriger Gestellte erheben, sich in seinem Kreise noch so sehr von ihnen unterscheiden, er wußte, daß es ein allgemeines Haupt gab, dessen Wille über Alle herrschte, dessen Gewalt keine bestimmten Grenzen kannte, der nach Gefallen Rechte und Belohnungen zu ertheilen und zurückzunehmen mächtig genug war. Was das Aufgeben aller politischen Unabhängigkeit, wie dies z. B. in den Reichstagen unter Karl VII. und Ludwig XI. erscheint, erklärbar macht, war, daß eigentlich kein Stand in deren Bewahrung einen Vortheil für sich fand. Die großen Lehnsmänner, wie die Herzöge von Burgund und Bretagne, die Prinzen von Geblüt, die Häupter der Häuser Armagnac, Albret u. s. w. waren entweder zu wahrhaften Souverainen geworden, oder strebten wenigstens fortwährend nach dieser Stellung, und wollten die königliche Macht in ihrem, aber nicht im Interesse der übrigen Stände beschränkt wissen. Der Adel, jene großen fürstlichen Vasallen ausgenommen, hatte es verlernt, sich selbst zu schätzen, und war gewohnt, von einem Höhern Lohn oder Strafe zu empfangen. Der Bürger war bei der Ausdehnung der königlichen Macht und der einiger großen Lehnsmänner unfähig geworden, seine Stadt selbst zu vertheidigen, und bedurfte hierzu fremder Hülfe. Niemand besaß demnach die Kraft und den Willen, auf eigene Weise, wie im Mittelalter, in seinem Innern zu walten und zu leben. Bei solcher Lage ist es kein Wunder, daß die Reichsstände, oder was sie ersetzen sollte, die Notabeln, zu einer blos berathenden und bejahenden Versammlung herabsanken. Es konnte dies nicht anders sein, denn das Bedürfniß der Freiheit war noch kein allgemeines nationales geworden und die alten Stände des Mittelalters mit ihren besondern Rechten, ihrem beschränkten, aber tief gegründeten Unabhängigkeitssinne waren untergegangen. Die Krone allein hatte sich erhoben.

Das Feudalsystem war, als eine lebendige und umfassende Organisation in der Entwickelung des Abendlandes, vom dreizehnten Jahrhundert an, auseinander gefallen. Das Königthum hatte die Aufgabe, den Boden allmälig von diesen schwerfälligen Trümmern, die das Aufgehen einer bessern Saat unmöglich machten, zu befreien. Bis dies vollbracht, mußte es möglichst unumschränkt walten, dies Ziel aber einmal erreicht, sollte seine Macht wiederum wie in frühern Jahrhunderten, wenn auch unter andern Formen als damals, in engere Grenzen eingeschlossen werden.

Die eben erwähnte Versammlung der Notabeln, dem Könige überhaupt nützlich, indem sie ihm Gelegenheit gab, seine Anhänger zu übersehen und zu zählen, die ausgezeichnetern darunter näher an sich zu ziehen, überhaupt das Volk, ohne von seiner Seite ein Opfer zu bringen, für seine Absichten zu stimmen, wurde von ihm vorzüglich zu einem Werkzeuge gegen Karl den Kühnen und den Vertrag von Peronne, der so schwer auf ihm lastete, gebraucht. Der Herzog von Burgund ward von ihm, als Vasall der Krone, einer Menge von Verbrechen, Pflichtwidrigkeiten und Eingriffen und besonders der Nichterfüllung des letzten Vertrages angeklagt. Die Notabeln erklärten hierauf den König von den Bedingungen desselben entbunden, gestanden ihm das Recht zu, dessen Aufhebung mit den Waffen zu verfolgen, und versprachen ihm dabei ihren Beistand. Auf diese Weise entschied eine einzig vom Souverain ernannte Versammlung, die von ihm allein ihre Vollmacht erhalten, über dessen äußere Verhältnisse, während sie bei der Leitung der innern Angelegenheiten keine Stimme hatte, denn Ludwig erhob Abgaben und erließ Gesetze, ohne ihre Zustimmung zu verlangen. Manche von den ersten unter diesen Notabeln waren nur gezwungen oder um ihres eigenen Vortheils willen in dieser Versammlung erschienen. Unter ihnen stand der Connetable St. Pol oben an, der, sowohl mit dem Könige als dem Herzoge von Burgund verwandt und beider Lehnsmann, das Mißtrauen des Einen gegen den Andern zu unterhalten, beide zu schwächen und sich auf beider Kosten zu vergrößern suchte. Er war, obgleich im Dienste des Königs und sogar der erste Würdenträger des Reiches, doch immer in mehr oder weniger engem Einverständnisse mit allen seinen Feinden gewesen. Jetzt suchte er Karl den Kühnen durch Ludwig XI. zu demüthigen, in der Absicht, dadurch auf den Herzog einen entschiedenen Einfluß zu bekommen und sich später mit ihm zur Bekämpfung der königlichen Macht zu vereinigen. Dem Beschlusse der Notabeln gemäß lud ein Bote des Parlaments von Paris den Herzog von Burgund vor

die Schranken desselben. Der Krieg begann sogleich. Der Graf von Dammartin griff die Burgunder mit Erfolg an. Aber während dieser Zeit war Ludwig, der sich etwas entfernt vom Kriegsschauplatze hielt, von Verräthern umgeben. Der Bund der Prinzen schob wiederum den Herzog von Guienne vor, und der Herzog von Bretagne und der Connetable erklärten Karl dem Kühnen sogleich zu ihm übergehen zu wollen, sobald er dem Bruder des Königs seine Tochter und Erbin zur Frau verspräche. So wie früher bei Gelegenheit des Krieges der Ligue du bien public Ludwig und die gegen ihn verbündeten Prinzen Manifeste erlassen, um sich zu rechtfertigen, ihre Gegner zu widerlegen, überhaupt die Stimme der öffentlichen Meinung, ein sicheres Zeichen des Fortschrittes der öffentlichen Gesittung und der wachsenden Bedeutung des Volkes, für sich zu gewinnen gesucht hatten, so brach jetzt in dem Kampfe zwischen dem Könige und dem Herzoge die Schattenseite dieses neuen Geistes der Oeffentlichkeit hervor, denn beide griffen zu den Waffen der Verläumdung und klagten sich im Angesichte ihrer Völker auf die schamloseste Weise gegenseitiger Ermordungsversuche an. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, einen größern Kreis, ein Publikum, den urtheilsfähigen und denkenden Theil der Nation, zur Kenntnißnahme des Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten hinzuziehen, war allerdings ein Beweis von der vorgeschrittenen Entwickelung des Verstandes und der ihm verwandten Fähigkeiten, die Roheit aber in seinen Anwendungen und Aeußerungen, die hier wie bei zahllosen andern Gelegenheiten zum Vorschein kam und so lange bei den Reibungen und Händeln nicht nur der Personen vom höchsten Range, sondern der Regierungen selbst üblich blieb, zeigt, wie wenig bei aller Erweiterung der Ideen, der Befreiung von Vorurtheilen, dem klaren Blick über die Welt und ihre Verhältnisse der innere sittliche Sinn sich veredelt und wie weniger der moralische Zustand der Individuen als ihre äußere Lage sich verändert hatte. — Dieses gegenseitigen Hasses und der bedeutenden getroffenen Zurüstungen ungeachtet, wurden doch beide Theile des Krieges bald überdrüssig, der König, weil er überhaupt seine Angelegenheiten nicht gern durch diesen entschied, sondern mehr auf seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und Vergleichen rechnete, und der Herzog, weil er bei seiner Ungeduld und seinem Wankelmuthe, sobald in einem Kriege keine schnellen Erfolge zu hoffen, keine empfangenen Niederlagen zu rächen waren, sehr bald ermüdet wurde und seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Feld der Thätigkeit richtete. Die beiden kriegführenden Mächte schlossen einen Waffenstillstand auf drei

Monate zu Amiens, während dessen jede im Besitze des Erworbenen bleiben solle, zum großen Verdrusse des Connetable St. Pol, der gehofft hatte, beide Fürsten in einen langen und blutigen Krieg zu verwickeln und sich durch ihre gegenseitige Schwäche zu erheben. Der Vertrag von Amiens war beiden in Erwartung der wichtigen Ereignisse, die sich in England ankündigten, wünschenswerth erschienen. Eduard IV., von Warwik vertrieben, hatte sich wiederum des Thrones bemächtigt. Der Graf von Warwik, sein gefährlichster Feind, war im Kampfe gefallen, Heinrich VI. und sein Sohn waren auf sein Anstiften ermordet worden. Die Zerstörung der Partei Lankaster war für Ludwig XI. ein harter Schlag. Seine Feinde, die von Neuem auf die Hülfe Eduard's IV. und dessen Haß gegen die Beschützer und Verwandten der Königin Margarethe rechnen konnten, erhoben sich gegen ihn in einem Augenblicke, wo er ohne Verbündete fast ganz allein da stand. Eine Reihe von Unterhandlungen begann jetzt zwischen den dem Könige feindlich gesinnten Fürsten und Großen, in der Absicht, sich unter einander fester zu verbinden, aber mit so großer Treulosigkeit, so offenbarer Neigung, sich zu täuschen, geführt, daß sie ihren Zweck vereitelten und ein auf solche Grundlagen gestützter Bund sich zuletzt von selbst auflösen mußte. Der Herzog von Guienne bewarb sich, obgleich in der Nähe des Königs seines Bruders weilend, um ihn zu täuschen, um die Hand der Erbin von Burgund und Karl der Kühne versprach sie ihm, aber zu gleicher Zeit auch dem Herzoge von Kalabrien und Lothringen, einem Prinzen der Linie Anjou, der schon seit einiger Zeit mit Anna, der Tochter Ludwig's XI., verlobt war, aber von der Hoffnung, die sich an den Besitz der Prinzessin Marie von Burgund knüpfte, gelockt, sein früheres Versprechen brach. Hiermit nicht zufrieden, suchte Karl der Kühne durch die Aussicht auf diese Verbindung Philibert von Savoyen und Maximilian von Oesterreich gegen den König von Frankreich zu bewaffnen. Die Tochter wurde auf diese Art von ihrem Vater an vier verschiedene Bewerber versprochen. Eine solche Treulosigkeit in den Unterhandlungen, die von den einzelnen Theilnehmern meist leicht entdeckt wurde und deren Minen sie im Stillen ähnliche Gegenminen entgegensetzten, ein so gänzliches Vergessen aller Begriffe von Recht und Sitte ist selten in der Geschichte wieder erschienen. Früher hatten meist gewisse religiöse und nationale Ideen die Staaten gegen einander bewaffnet. Die an die Zustimmung ihrer Vasallen gebundenen Souveraine hatten irgend eine in ihrer Zeit geltende Vorstellung zum Hebel ihrer Politik brauchen müssen. Jetzt, wo sie im Innern ihrer

Gebiete unumschränkt geworden, begann sich in ihnen eine Selbstsucht und ein Ehrgeiz, rein politischer Natur, zu regen, sie richteten ihre Aufmerksamkeit vor Allem auf ihre Vergrößerung nach Außen zu. Da jedoch die Idee eines Volkes und Staates, und Alles, was sich hieran knüpft, schon im Werden war, so ward dieser politische Egoismus, der fast immer die Erhebung der eigenen Familie oder Dynastie zum Zweck hatte, mit gewissen Grundsätzen des öffentlichen Wohles, der Erhaltung des Gemeinwesens, der Nothwendigkeit, fremden Angriffen, der eigenen Sicherheit wegen u. s. w. zuvorzukommen, verhüllt. Denn nie, selbst nicht in den rohesten Zeiten, selbst nicht im Orient, haben die, welche an der Spitze der Völker stehen, gewagt, ihre persönliche Größe und deren Beförderung als den Zweck ihrer Entwürfe anzugeben, sondern zu deren Stütze immer die Verwirklichung irgend einer allgemeinen Idee herbeigezogen. Der Hang zu Unterhandlungen, Bündnissen, Verträgen, der in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts so auffallend hervorzutreten anfängt, beruhte allerdings auf der größern Bedeutung, welche die Gesinnung und das Urtheil der Massen, denen bei einer wachsenden Gesittung mehr am Frieden als am Kriege lag, in die Wagschale bei den Berathungen der Mächtigen warf, dies allein erklärt jedoch noch nicht die bei dieser Neigung, vorhandene Streitigkeiten auf eine friedliche Art zu schlichten, herrschende Wandelbarkeit und Treulosigkeit in den Gesinnungen und Entschließungen der Großen, die, so verschieden sie sonst ihrem Charakter und ihrer Stellung nach sein mögen, hierin sich alle ähnlich erscheinen. Hierüber nur so viel. In der Feudalwelt war ihrer Verfassung gemäß Alles, obwohl auf lokale und vereinzelte Weise durch die Waffen entschieden worden, das Recht der Stärke war in weltlichen Dingen die allgemein herrschende Ueberzeugung gewesen. Seitdem sich aber die engen Kreise des Lehnswesens zu Staaten erweitert, die Fürsten in deren Innern zu überwiegender Macht gelangt und das Volk zu einiger moralischen Bedeutung gekommen, seine Gesinnungen und Interessen geltend zu machen angefangen, war an die Stelle des Rechtes der Stärke das Recht des Verstandes getreten, der so wie jedes neue Prinzip, das zum ersten Male seine Flügel schwingt, keine Schranken anerkennend, sich ausschließend geltend zu machen suchte. In frühern Zeiten hatte es gewisse religiöse Ideen gegeben, welche der Selbstsucht des Verstandes und seiner blos auf sich gestellten Thätigkeit Grenzen setzten, später mußte er die Herrschaft eines in den Völkern erwachenden sittlichen Bewußtseins berücksichtigen und konnte, wenn auch dessen Forderungen oft verletzend, sich

mit ihm nicht dauernd und durchaus in Widerspruch setzen. Die Epoche Ludwig's XI. war aber von beiden Mächten, der religiösen des Mittelalters und der sittlichen späterer Zeiten frei, und die Selbstsucht, der Ehrgeiz, ein wandelbares und treuloses Verhältniß der Fürsten und Staaten hat sich in andern Jahrhunderten vielleicht auf eine großartigere, in keinem aber auf eine so lebendige Art als in diesem ausgesprochen.

Der Herzog von Guienne, wie immer von den Gegnern des Königs zum Vorwande ihrer Feindseligkeiten gewählt, täuschte seinen Bruder eine Zeit lang, trat aber dann mit einem Male gegen ihn auf, indem er sich heimlich von ihm entfernte und in sein Land zurückkehrte. Hier rief er den Grafen von Armagnac, den größten Feind des Königs, der, vom Parlamente verurtheilt, entflohen war, nicht nur zurück, sondern ernannte ihn sogar zu seinem Statthalter in Guienne. Der Herzog von Burgund hatte ihn, indem er ihm die Hand seiner Tochter versprochen, zu diesem feindseligen Schritte veranlaßt. Als er ihn aber jetzt mit dem Könige ernstlich überworfen sah, glaubte er der Vollziehung seiner Zusage Schwierigkeiten entgegenstellen zu dürfen. Die Verbündeten, die jetzt begriffen, daß es Karl dem Kühnen mit dieser Verbindung kein Ernst war, schlugen dem Bruder Ludwig's XI. eine der Töchter des Grafen Foix vor, der in der letzten Zeit ebenfalls die königliche Sache verlassen hatte. Die älteste dieser Prinzessinnen hatte den Herzog von Bretagne, eine andere den Grafen von Armagnac geheirathet. Der Beistand von Navarra und Aragonien schien ebenfalls von dieser Verbindung abzuhängen. Sie war den Entwürfen der Prinzen sogar noch gemäßer als die mit der Erbin von Burgund, denn Karl der Kühne gehörte ohnedies zu Ludwig's entschiedensten Gegnern und bedurfte hierzu keiner neuen Veranlassung. Der König that Alles, um diesen Plan zu hindern und den Grafen von Foix selbst dagegen zu stimmen. Seine Gegner wandten sich, rastlos thätig in ihren Intriguen, von Neuem an Eduard IV., der jetzt auf seinem Throne hinlänglich befestigt war, und versprachen ihm, im Falle einer bedeutenden Hülfe, die Abtretung der Normandie und Guienne, d. h. die Zerstückelung der Monarchie selbst, die jetzt weniger als je ohne diese Provinzen hätte bestehen können. Dieses immerwährende Schwanken in den gegen Ludwig zu ergreifenden Maßregeln, der beständige Wechsel in den gegen ihn gerichteten Planen bewies allerdings die unermüdliche Absicht der Prinzen, ihm zu schaden, aber auch die Schwierigkeit, sich unter einander über die dazu erforderlichen Maßregeln zu verständigen, und die Unmöglich-

keit, für ihren Bund eine andere Grundlage als die Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht, die sich unter einander gegenseitig ausschlossen, zu finden. Diese Schwäche des gegen ihn geschlossenen Bundes war dem durchdringenden Geiste des Königs nicht entgangen. Er wußte, daß Eintracht und Uebereinstimmung unter seinen Feinden auf die Länge unmöglich waren. Er lauerte, immer zum Kampfe bereit, ihn aber immer aufschiebend, auf jede Blöße, die sie ihm boten. So hatte er dem Herzoge von Burgund in diesem Feldzuge die wichtigen Grenzfestungen St. Quentin und Amiens abgenommen. Er wagte aber keinen entscheidenden Schlag. Bei aller Abneigung, die in der Mehrheit des französischen Volkes gegen das egoistische und anarchische Streben der Verbündeten lebte, war es einem Charakter, wie dem Ludwig's XI. nicht gegeben, die Massen mit sich fortzureißen. Bei der geringen persönlichen Gunst, in der er bei allen Klassen seines Volkes stand, das in ihm, vielleicht zum ersten Male in der französischen Geschichte, den König und den Menschen zu unterscheiden anfing, hätte eine bedeutende Niederlage ihm gefährlich werden und nicht sein Reich oder die Krone, aber seine Person dem Untergange aussetzen können. Auf der andern Seite bestärkte ihn so Vieles in der ihm schon von Natur eigenen Scheu vor einer gewaltsamen Entscheidung und in seiner Neigung, dem Verstande mehr als dem Schwerte zu vertrauen. Er wußte aus langer Erfahrung, wie wenig sein Bruder von dem Herzoge von Burgund, der denselben so oft getäuscht und ihn immer nur als ein Werkzeug gebraucht, geliebt werde, wie wenig politische Haltung überhaupt der Bund seiner Feinde besitze, die zwar über ihr Ziel, ihm zu schaden, einig, bei dessen Ausführung einander selbst entgegengesetzt waren. Er hoffte deshalb Karl den Kühnen, der wankelmüthig und gern zu neuen Planen geneigt, die meisten seiner Freunde verachtete, für sich zu gewinnen und ihn von seinen Verbündeten zu trennen. Er bot ihm für ein Bündniß gegen die Herzöge von Guienne und Bretagne die Zurückgabe der ihm in Artois und der Pikardie abgenommenen Plätze und eine Vermählung der Erbin von Burgund mit seinem Sohn dem Dauphin, dem nachmaligen Karl VIII. an. Karl der Kühne dachte für den Augenblick nur an die Wiedererlangung der verlorenen Städte, die übrigen Bedingungen war er von Hause aus nicht zu halten entschlossen. Welche Entwürfe er in Bezug auf die Vermählung seiner Tochter gehabt, ist nie recht klar geworden. Vielleicht hoffte er noch auf einen männlichen Erben. Wenigstens wollte er, dies sieht man deutlich, für Marie von Burgund keinen Gemahl aus einem großen

Hause, weil er von einem solchen eine Beschränkung seiner eigenen Macht fürchtete, in ihm einen Nebenbuhler zu sich heraufzuziehen glaubte. Das Kindesalter des Dauphin beruhigte ihn in dieser Beziehung, gab ihm einen Vorwand, andere Bewerber zu entfernen, und das Uebrige der Zeit zu überlassen. Von seiner Seite war es Ludwig mit diesem Vertrage ebensowenig Ernst. Es lag ihm jetzt mehr an der Gegenwart als an der Zukunft. Er wußte, daß sein Bruder seit einiger Zeit siechte, und hoffte auf dessen baldigen Tod, der seinen Feinden einen Vorwand und eine Stütze zugleich entziehen mußte. Jedoch wurde auf Grundlage der oben erwähnten Bedingungen zu Crotoy ein Waffenstillstand, zuerst auf drei Monate, dann auf ein Jahr geschlossen, die Zurüstungen zum Kampfe aber auf beiden Seiten fortgesetzt. Beide Fürsten schienen sich gegenseitig zu errathen, denn sie suchten, obgleich beständig unterhandelnd, jeden Vorwand hervor, um einen Abschluß aufzuschieben. Karl der Kühne weigerte sich die verabredeten Bedingungen zu unterzeichnen und Ludwig wollte Amiens und St. Quentin nicht eher herausgeben, als bis dieses geschehen. Jener wußte, daß die Bekanntmachung des Vertrages, besonders die entworfene Vermählung seiner Tochter mit dem Sohne des Königs seinen Verbündeten und besonders England mißfallen und ihn um deren Beistand bringen könne, und Ludwig glaubte, daß sein Gegner die Wiedernahme von St. Quentin und Amiens nur zur Erneuerung des Krieges benutzen würde. Der Herzog von Guienne rüstete sich während dieser Zeit gegen den König und unterhandelte beständig mit dem Herzoge von Burgund über die Verbindung mit seiner Tochter. Dieser, der hierzu nie seine Einwilligung zu geben dachte, dessen Plane überhaupt von seinen Leidenschaften durchkreuzt wurden, hatte gegen den Connetable St. Pol, der ihm durch seine Ränke verdächtig geworden und seinen Stolz verletzt hatte, eine so heftige Abneigung gefaßt, daß er auf dessen Untergang sann. Ludwig, dessen großes Talent zum Theil darin bestand, seine Feinde zu errathen, kannte diese Stimmung und stand nicht an, den Connetable, der ihm ebenfalls verhaßt war, aufzuopfern. Burgund war um diesen Preis die Bedingungen des Vertrags von Crotoy zu vollziehen bereit und gab seinen Abgesandten die nöthige Vollmacht abzuschließen, als Ludwig den Tod seines Bruders erfuhr und von seiner Seite zurücktrat. Der Herzog von Burgund, hierdurch auf das Aeußerste gereizt, verbreitete überall die Nachricht, daß der König den Herzog von Guienne durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Der Charakter Ludwig's XI., das selbst unter seinen Anhängern bestehende tief be-

gründete Mißtrauen gegen ihn und die Ueberzeugung, daß er seinem Vortheil Alles aufzuopfern fähig sei, verschafften dieser Beschuldigung Eingang und ließen sie von gleichzeitigen und spätern Schriftstellern als wahr ansehen, obgleich ein näheres Eingehen in die Umstände jenes Todes sie nicht bestätigt hat. Karl der Kühne begann sogleich den Krieg und die französischen Grenzprovinzen wurden von ihm auf das Schrecklichste verwüstet. Sobald die Nachricht von den im Norden stattfindenden Feindseligkeiten sich verbreitete, so regten sich auch sogleich im Innern die Feinde des Königs. Allein dieser entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit. Er zwang den Herzog von Bretagne zu einem Waffenstillstand, gewann durch große Belohnungen dessen vornehmsten Rath und Günstling Lescun, der seinen Gebieter zu einem Vertrage mit dem Könige zu bereden wußte, schickte den Bürgern von Beauvais, deren Stadt Burgund belagerte, so bedeutende Hülfe, daß die Macht des Herzogs sich an den Mauern dieser Stadt brach, und zwang denselben endlich zum Rückzuge in seine Staaten. Der drohende Bund zwischen seinen Gegnern war also diesmal wiederum zerrissen worden. Der Herzog von Burgund hatte in diesem Feldzuge für den Augenblick seine Kräfte erschöpft und nahm deshalb den Vorschlag eines Waffenstillstandes an, der zu Senlis abgeschlossen wurde. Der Connetable St. Pol hatte während dieses Krieges, obgleich an der Spitze eines königlichen Heeres stehend, Karl dem Kühnen zu ihm überzugehen angeboten, als aber die von ihm an diesen Verrath geknüpften Bedingungen von dem Herzoge nicht angenommen wurden, die burgundischen Grenzprovinzen auf das Grausamste verheert. Der König kannte die Treulosigkeit seines Connetable und den Haß des Herzogs gegen ihn. Eine der Verabredungen des Vertrages von Senlis war, den Grafen von St. Pol bei schicklicher Gelegenheit der Rache des Herzogs zu überliefern. Bei etwas mehr Geschicklichkeit hätte Karl der Kühne diesen ränkevollen, thätigen, durch seine Stellung und seine Besitzthümer einflußreichen Fürsten, der im Herzen dem Könige äußerst abgeneigt war, auf seine Seite bringen können. Allein der Herzog zog die Befriedigung seines Hasses und seiner Rache jeder andern Rücksicht vor, nicht als ob er über den Künsten und Ränken der Politik jener Zeit erhaben gewesen wäre, sondern weil es ihm zu deren Behandlung an Einsicht und Ausdauer fehlte. Er verlor um diese Zeit außerdem noch Comines, den ersten und fähigsten seiner Räthe, der in die Dienste Ludwig's trat und von diesem mit Belohnungen überhäuft wurde. Comines war als Staatsmann ungefähr, was Ludwig XI. als König war. Beide

sahen sich überaus ähnlich und mußten sich gegenseitig unentbehrlich werden. Beiden schien zur Befriedigung ihrer Selbstsucht jedes Mittel erlaubt, nur daß der Diener dabei natürlich etwas weniger kühn und willkürlich als sein Herr verfuhr. Sowie Ludwig für den ersten modernen Fürsten, wenigstens in seinem Lande gelten kann, der bei seiner Politik einen unabänderlich festen Plan befolgt und Alles den Berechnungen des Verstandes, ohne Rücksicht auf irgend ein höheres Princip unterworfen hat, so erscheint in Comines zum ersten Male das Bild eines modernen Diplomaten und politischen Schriftstellers zugleich, der sich seiner besondern Zwecke klar bewußt, aus seinen Beobachtungen allgemeine Regeln abstrahirt und deren Anwendung in einer zusammenhängenden Darstellung zu entwickeln weiß. Machiavel ist als Politiker Comines nicht überlegen gewesen, und nur deshalb berühmter, weil er in einer viel ausgebildetern Sprache schrieb und in einer Stadt lebte, die eine Zeit lang mit Recht, für den Mittelpunkt aller geistigen Kultur galt.

Siebenzehntes Kapitel.

Von dem Vertrage von Senlis an begann für Ludwig eine bessere Zeit. Er ist der entscheidende Wendepunkt seines Glückes gewesen. Bis dahin hatte sich dieser König nur vertheidigen und sich seinem eigentlichen Ziele, der Unterwerfung der Großen im Innern seines Reiches, um keinen Schritt nähern können. Diese, selbst der Herzog von Bretagne nicht ausgenommen, hätten ihm allein nicht widerstehen können, sie waren ihm nur durch den Bund mit Karl dem Kühnen, der an der Spitze, nicht einer lokalen und beschränkten, sondern einer europäischen Macht stand, furchtbar geworden. Dieser verfolgte von jetzt an seinen Plan, auch die letzten Bande der Abhängigkeit, die ihn, wenn auch sehr lose, noch immer an Frankreich und Deutschland knüpften, zu lösen, den Königstitel, was damals für das Zeichen einer vollkommenen Souverainetät galt, zu erwerben, und aus seinen romanischen und germanischen Provinzen ein eigenes Reich, das belgische Gallien genannt, zu stiften.

Da er als jüngeres Glied des französischen Königshauses hierbei auf keine Nachgiebigkeit von Seite Ludwig's XI. zählen konnte und außerdem die Meinung herrschte, daß die Gründung und Anerkennung einer neuen Krone nächst dem Papste von dem deutschen Kaiser abhänge, so wandte er jetzt seine Aufmerksamkeit nach Osten, um sich daselbst zu vergrößern und zu befestigen und seine Nachbarn auf dieser Seite entweder zu gewinnen oder zu schrecken. Obgleich er seine Abneigung gegen Ludwig's Person und System keineswegs aufgab und in seinem Eifer, ihm zu schaden, nicht nachließ, so zertheilte er jedoch seine Aufmerksamkeit auf verschiedene Interessen und er ward dem Könige nicht mehr so ausschließend, wie sonst, gefährlich. — Ludwig wandte sich unter solchen Umständen sogleich gegen die weniger mächtigen unter seinen Gegnern und der Erfolg bewies, wie wenig diese ohne ihren großen östlichen Verbündeten gegen ihn im Stande auszurichten gewesen wären. Der Herzog von Alençon, einst unter Karl VII. zum Tode verurtheilt und von Ludwig XI. begnadigt, war dessen ungeachtet in alle Verschwörungen gegen diesen verwickelt gewesen. Er hatte außerdem im Innern seiner Besitzungen zahlreiche Ungerechtigkeiten begangen, z. B. falsches Geld geschlagen und die, welche einst gegen ihn in der Untersuchung, die über ihn unter dem vorigen Könige verhängt wurde, ausgesagt hatten, ermorden lassen. Das Parlament verurtheilte ihn zum zweiten Male zum Tode. Der König ließ jedoch das Urtheil nicht vollziehen, sondern hielt den schon bejahrten Prinzen bis zu seinem Tode im Gefängniß. Jetzt kam die Reihe an den Grafen von Armagnac. Er war ein Enkelsohn des berühmten Connetable Armagnac, der während der englischen Kriege der nationalen Partei seinen Namen gegeben hatte. Der gegenwärtige Graf von Armagnac war ebenso sehr durch seine übeln Sitten, wie durch seine Treulosigkeit, das eigenthümliche Laster der Großen jener Zeit, berüchtigt. Er war zur Zeit Karl's VII. mit seiner eigenen Schwester verheirathet gewesen. Der König, der ihn schon einmal begnadigt, war diesmal entschlossen, ihn zu verderben. Er schickte zu dem Ende ein Heer unter dem Cardinal von Albi, der sich gegen das Ende der vorigen Regierung durch seine Grausamkeit gegen die in Arras und der Umgegend der Ketzerei Beschuldigten hervorgethan, vor Lectoure, die feste Hauptstadt der Grafschaft. Armagnac ward hier, während man mit ihm unterhandelte, verrätherischer Weise überfallen, vor den Augen seiner Frau ermordet und diese, die guter Hoffnung war, ein Getränk zu nehmen gezwungen, das sie und ihr Kind tödtete. Damit keine Zeugen dieser Gräuelthat übrig

blieben, wurden alle Einwohner niedergemacht und die Stadt selbst verbrannt. Karl von Armagnac, der Bruder des ermordeten Grafen, ward, obgleich eines Verbrechens nicht einmal beschuldigt, geschweige überwiesen, damit er nicht dessen Erbschaft für sich in Anspruch nehmen könne, in die Bastille geworfen. Sein Vetter, der Herzog von Nemours, obgleich dem Könige dringend und mit Recht verdächtig, ward mit der an seinem Hause genommenen Rache damals noch verschont und zu einem spätern Opfer aufgespart. Karl d'Albret, der dritte Sohn des Fürsten dieses Namens, der sich in Lectoure mit dem Grafen von Armagnac eingeschlossen und gefangen worden, wurde enthauptet. Der Graf von Foix war gestorben, sein Enkelsohn noch minderjährig, und dessen Mutter und Vormund waren dem Könige sehr ergeben. Die Linie Anjou, die Ludwig früher zuweilen Besorgnisse eingeflößt, war durch Todesfälle geschwächt worden. René, Titularkönig von Sicilien und Jerusalem, Graf von Provence und Anjou, hatte im Raume von drei Jahren seinen Sohn und Enkelsohn verloren. Obgleich ein Bruder der Mutter Ludwig's XI., war er dennoch dessen Person und Regierung nie geneigt gewesen, aber, alt und ohne Söhne, außer Stande, sich dem Könige zu widersetzen. Dasselbe fand mit dem Haupte der jüngern Linie des Hauses Anjou, dem Herzoge von Maine statt, mit dessen Sohn dieser Zweig aussterben sollte. Der Herzog von Bourbon, der thätigste und fähigste unter diesen Prinzen, war von Ludwig gleich im Anfange seiner Regierung mit Wohlthaten überhäuft worden, hatte sich aber häufig unzufrieden und undankbar gezeigt. Der König hielt es in seinem Interesse, ihn durch neue Gunstbezeigungen zu gewinnen, und verlobte seine Tochter mit dem Bruder des Herzoges. Das Haus Orleans, das aus zwei noch sehr jungen Prinzen bestand, war mit dem Könige durch die Verlobung einer seiner Töchter mit dem ältesten derselben verbunden. In Jahresfrist, seit dem Abschlusse des Vertrages von Senlis, hatte Ludwig die meisten der Prinzen von Geblüt und großen Vasallen gewonnen, bezwungen oder vernichtet. Der Herzog von Bretagne, dem Könige noch immer feindlich gesinnt und mit den Feinden desselben in heimlichem oder öffentlichem Einverständniß, war jedoch, seitdem Ludwig seinen Günstling Lescun gewonnen, weniger gefährlich geworden. Der Connetable St. Pol, der abwechselnd Alle verrathen und Allen verhaßt war, besaß, allein wie er jetzt da stand, seines bösen Willens ungeachtet, keine Macht zu schaden. Nur der Herzog von Burgund hatte weder durch Waffen noch Unterhandlungen geschwächt oder gebeugt werden können. Seinen Plan, die

Erwerbung der Königskrone verfolgend, war derselbe zu diesem Ende mit dem Kaiser Friedrich III. in Unterhandlungen getreten. Er hatte, sowie vorher dem Herzog von Guienne, dem Enkelsohne des Königs René, und dann dem Dauphin, so jetzt dem Sohne Friedrich's III., Maximilian von Oesterreich, seine Tochter und Erbin zugesagt. Der Kaiser und der Herzog hielten in Trier eine Zusammenkunft, als entweder die Einflüsterungen der heimlichen Abgesandten Ludwig's XI., die Abneigung, die sich zwischen den deutschen und burgundischen Großen kund that, oder die übertriebenen Forderungen Karl des Kühnen und das Mißtrauen in dessen Person den Kaiser, ehe die Ceremonie der Krönung vollzogen, zu einer plötzlichen Abreise, die einer Flucht nicht unähnlich sah, bewogen. Der Herzog beschloß jetzt, wie früher aus Gründen der Staatsklugheit, so jetzt im Gefühle des Zornes und um durch seine Macht zu schrecken, sich immer mehr gegen Deutschland zu wenden. Die Landschaften am Oberrhein, die ihm Sigismund von Oesterreich verpfändet, wurden in seinem Namen auf das Uebelste verwaltet und die Einwohner auf das Aergste gemißhandelt, ohne daß er diesem Unwesen den geringsten Einhalt that. Er schien sich an dieser deutschen Bevölkerung für die Beleidigung, die er vom Kaiser empfangen, rächen zu wollen. Die benachbarten Schweizer hatten von der Zügellosigkeit der burgundischen Landvögte im Elsaß ebenfalls zu dulden. Er nahm ihre Beschwerden mit Verachtung auf. Der Erzbischof von Köln, Robert von Baiern, hatte durch seinen Uebermuth und seine Sittenlosigkeit seine Unterthanen gegen sich empört und war seiner Würde entsetzt worden. Karl der Kühne, mit dem baierschen Hause verwandt, ergriff die Partei des Prälaten und versprach ihn in seine verlornen Rechte wiedereinzusetzen.

Ludwig sah mit lebhafter Freude die neuen Kämpfe und Verwickelungen voraus, in die sein mächtigster und unversöhnlichster, aber auch sein unbesonnenster und verwegenster Gegner sich einzulassen im Begriff stand. Obgleich Karl ihn seit so langen Jahren auf jede Weise in der Ausführung seiner Entwürfe aufgehalten und außerdem persönlich auf das Aergste verleumdet und beleidigt hatte, so ließ er doch keine Gelegenheit vorbei, sich ihm zu nähern, mit ihm zu unterhandeln und alles Mögliche zu thun, um einem Bruche zwischen ihnen vorzubeugen. Auf ein Mittel sinnend, dem Herzoge zu gefallen, ohne selbst etwas aufzuopfern, erneuerte er, den Haß desselben gegen den Grafen St. Pol kennend, die Unterhandlungen gegen denselben und schlug ihm seinen Tod und eine Theilung seiner Besitzungen vor. Sie kamen überein, daß, wer von ihnen

sich des Connetables bemächtigen könne, denselben binnen acht Tagen tödten oder an den Andern ausliefern solle, und daß seine Lehne unter sie getheilt, die Stadt St. Quentin aber, sein Schatz und seine Geräthschaften dem Herzoge zufallen sollten. Karl ging auf diese Vorschläge, die seine Rache und Habsucht zugleich befriedigen sollten, begierig ein. St. Pol, der von diesen Verabredungen Kunde erhalten, wußte den König zu überreden, daß er ihm noch immer gegen den Herzog von Burgund nützlich werden könne. Ludwig verstand sich, um ihn auszuforschen, zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm, die ihn überzeugte, daß er weder auf den guten Willen noch die Klugheit des Connetable zählen könne. Der König war jetzt fester als je entschlossen, sich dieses treulosen und unruhigen Vasallen zu entledigen, aber die Unterhandlungen über seinen Untergang wurden für den Augenblick abgebrochen und erst ein Jahr nachher wieder aufgenommen.

Ludwig, der Roussillon, das, von seinen Beamten gedrückt, sich empört hatte, bezwungen, nach Demüthigung der Armagnacs, Albrets u. s. w. auf seiner Südgrenze vollkommen sicher war, konnte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem Norden zuwenden. Er allein war jedoch außer Stande, dem Plane des Herzogs von Burgund, der Gründung eines eigenen Reiches, sich nachdrücklich entgegenzustellen. Karl der Kühne hatte, auf seine Macht vertrauend, seine Absicht in dieser Beziehung unverhohlen dargelegt. Im Anfange des Jahres 1474 war von ihm in Mecheln ein eigenes Parlament, auf den Fuß des pariser errichtet worden, und er befahl, daß von jetzt an alle schwebenden Gerichtshändel in seinem Reiche von diesem allein entschieden werden sollten. Dies war der erste Schritt zu einer vollkommenen Trennung von dem Lehnsnexus, der ihn, der Form nach, bisher noch immer an Frankreich gefesselt hatte. Seine Absicht war, seinem zu errichtenden Reiche, „dem belgischen Gallien", die Grenzen des alten Königreiches Lothringen, wie dieselben nach der Theilung des karolingischen Reiches bestanden, zu geben. Demgemäß wollte er sich alles Land auf beiden Seiten des Oberrheines unterwerfen. Die Unabhängigkeit der Schweiz stand der Verwirklichung dieses Planes entgegen, und da bei ihm politische Entwürfe nicht den Charakter einer kaltblütigen und voraussehenden Berechnung, sondern einer leidenschaftlichen Hast und Unruhe an sich trugen, so brachte ihm ein Angriff auf die Rechte dieses kleinen aber unbezwingbaren Volkes zuletzt selbst den Untergang. In seiner Hoffnung, die Krone von dem deutschen Kaiser zu empfangen, getäuscht, ergriff er jetzt ein anderes Mittel, in den Besitz des Königs-

titels zu gelangen. René von Anjou war alt, ohne Söhne und in beständiger Geldnoth. Der Herzog erbot sich, ihm für eine große Summe seine Erblande, Provence, Bar und Anjou, und seine Ansprüche auf die Kronen von Sicilien, Jerusalem und Aragonien abzukaufen. Karl hätte auf diese Art den Besitz von Arles, Burgund und Lothringen erworben, mit denen in früherer Zeit der königliche Titel verknüpft gewesen und denselben als Inhaber dieser Länder aus eigener Macht annehmen können. Der Herzog, nicht zufrieden, seine Staaten zu einem selbstständigen Reiche zu erheben, dachte zugleich auch an deren Vergrößerung, und zwar auf Kosten des Königs, gegen den er unter allen Umständen die thätigste und unversöhnlichste Abneigung bewies. Er bildete von Neuem ein großes Bündniß gegen Ludwig, dem Anschein nach das gefährlichste, aber auch das letzte, das diesen bedroht hat. Eduard IV., ebenso ehrgeizig und kriegslustig und fast ebenso ungestüm und wandelbar wie sein Schwager Burgund, der Herzog von Bretagne, Ludwig's unermüdlicher Gegner, die Regentin von Savoyen, seine eigene Schwester, und selbst der Herzog von Mailand, vereinigten sich gegen Frankreich. Diesmal war es auf nichts weniger als die Entthronung Ludwig's abgesehen. Karl der Kühne versprach seinem Schwager zum Besitze der französischen Krone, auf die das Haus York so gut wie das von Lancaster, von Eduard III. her, Anspruch machte, zu verhelfen, und dieser sagte jenem die Abtretung der französischen Grenzprovinzen, unter denen die Champagne die wichtigste war, zu. Karl's bestimmt gefaßter Plan der Gründung eines unabhängigen Reiches sprach sich in der Bedingung aus, daß alle seine Erwerbungen, von jeder Art Abhängigkeit und Huldigung vollkommen frei, fortan unter seiner alleinigen Hoheit stehen sollten. Der Krieg begann sogleich, obwohl ohne bedeutenden Erfolg, auf der Grenze von Frankreich und Burgund. Der König schickte einiges Kriegsvolk gegen den Herzog und nahm den Burgundern unter andern Verdun ab, das sie kurz vorher überrumpelt hatten, unterdrückte eine neue Empörung in Roussillon, wobei er sich wie gewöhnlich hart und treulos bewies, hütete sich aber einen entscheidenden Schlag zu führen. Er sah mit Freuden, wie der Herzog von Burgund mit Deutschen und Schweizern in Kampf gerieth und seine Feldherren von letztern in der Franche-Comté geschlagen wurden, während er selbst bei der Belagerung von Neuß, einer Feste im Erzstifte Köln, in dem Versuche, dem entsetzten Prälaten Robert von Baiern wieder zum Besitz seines Landes zu verhelfen, einen bedeutenden Theil seines Heeres erfolglos aufopferte. Eduard IV.

landete endlich in Calais mit einer bedeutenden Macht. Er hatte, dem verabredeten Plane gemäß, auf die Vereinigung mit einer starken burgundischen Hülfe gerechnet. Karl aber, der bei Neuß über achtzehntausend Mann verloren, konnte die seinem Verbündeten gethanen Zusagen nicht erfüllen. Außerdem war der Theil Nordfrankreichs, durch den die Engländer zogen, ihnen nicht nur feindlich gesinnt, sondern so verheert, daß sie keine Art von Hülfsquellen aus demselben zu ziehen vermochten. Zu gleicher Zeit wurde das burgundische Kriegsvolk auf den Grenzen seines Landes, bei Arras und bei Macon, von den Franzosen geschlagen. Eduard IV. erhielt diese Nachrichten auf einmal und überzeugte sich zugleich mit eigenen Augen von der Schwäche und Unordnung, in die das burgundische Heer seit der Belagerung von Neuß verfallen war. Um seine Erwartungen noch mehr niederzuschlagen und ihn sogar persönlich zu reizen, beging Karl, eifersüchtig auf seine Macht, die unerklärbare Unklugheit, seinem Verbündeten den Eintritt in die festen Städte seines Landes zu versagen, die das englische Heer, das bei der Verwüstung des platten Landes nur in ihnen Lebensmittel und Unterkommen finden konnte, zu umgehen gezwungen wurde. Der Connetable St. Pol, der viel dazu beigetragen, den König von England zu diesem Feldzuge zu veranlassen, hatte beide Parteien, die Verbündeten und den König von Frankreich, fürchtend, abwechselnd mit beiden unterhandelnd, den König von England und den Herzog von Burgund endlich durch Anerbietung neuer Dienste vor seine befestigte Stadt St. Quentin gelockt, hier aber anstatt sie aufzunehmen, von den Mauern herab auf sie Feuer geben lassen. Eduard IV. schien diesen Verrath des Connetable, den er mit dem Herzoge von Burgund in engem Einverständnisse glaubte, diesem selbst Schuld zu geben. Karl, der in der That keine hinreichende Streitmacht besaß, von dem Vorwurfe und dem Mißtrauen seines Verbündeten gereizt, verließ diesen, anstatt ihn zu besänftigen und Verstärkung kommen zu lassen, in diesem kritischen Augenblicke, unter dem Vorwande, das Heer, das im Luxemburgischen stand, selbst herbeizuholen. Ludwig, von dieser Lage der Dinge, wie von Allem, was unter seinen Feinden vorging, unterrichtet, benutzte diesen Umstand und ließ dem Könige von England einen Vergleich vorschlagen. Dieser, vierzig Stunden weit von Calais, dem einzigen bewaffneten Platze, den er auf dem Festlande besaß, entfernt, von dem Herzoge von Burgund verlassen, von dem Connetable verrathen, und die Annäherung der schlechten Jahreszeit fürchtend, nahm die Eröffnungen des Königs bereitwillig auf. Ein Vertrag,

nach dem Dorfe Pecquigny bei Amiens, zuweilen auch nach dieser Stadt selbst genannt, kam zu Stande, in welchem die englischen Bevollmächtigten anfangs die französische Krone für ihren Herrn, dann die Normandie und Guienne verlangten, endlich aber zu annehmbarern Bedingungen herabstiegen. Es sollte nämlich zwischen beiden Reichen ein Waffenstillstand, auf ein Jahr gültig, eintreten. Die Tochter Eduard's IV. sollte den Dauphin, der zu diesem Zwecke von seinem Vater Guienne als Leibgedinge empfangen würde, heirathen, Ludwig aber bis zu dieser Zeit an England eine jährliche für die damaligen Geldverhältnisse nicht unbedeutende Pension oder Contribution entrichten. Eine andere Summe ward für den Augenblick als Entschädigung für die Kriegskosten verlangt und bewilligt. Eine Zusammenkunft der beiden Könige besiegelte den Vertrag. Ludwig hatte sich auf diese Art eines mächtigen Feindes entledigt, und bei seiner Sinnesweise war ihm die Demüthigung eines zu zahlenden Tributs das geringste seiner Opfer gewesen. Der Herzog von Burgund, der von diesen Verhandlungen gehört, kam eilig, aber doch zu spät herbei, um ihren Abschluß zu hindern. Er hatte, von seinem Verbündeten verlassen, keine Hoffnung, den König zu besiegen, und ging nach einiger Zögerung ebenfalls einen Vergleich, der von Soleure, einem Orte zwischen Luxemburg und Montmedy genannt, ein, in welchem, wie in dem von Amiens, den Kaufleuten der beiden Nationen eine vollkommene Handelsfreiheit zugestanden wurde. Karl der Kühne wollte jetzt vor allen Dingen, zur Abrundung seiner Staaten, Lothringen, Elsaß und die Schweiz sich unterwerfen. Der König gab deshalb in dem eben erwähnten Vertrage sein Bündniß mit den Schweizern, die er allein gegen Burgund für stark genug hielt, auf und der Herzog trennte sich von dem Könige von Aragonien, der wiederum Rousillon bedrohte. Beide vereinigten sich, wie früher, gegen den Connetable St. Pol und beschlossen seine Besitzungen zu theilen. Der Herzog von Bretagne ging zu Senlis einen ähnlichen Vergleich, ohne ein Opfer zu bringen, ein, so viel lag dem Könige daran, seine Feinde zu trennen. Der Connetable ward, als ihm die Nachricht von diesem Vertrage, von dem er sich ausgeschlossen sah, zukam, von einem tödtlichen Schrecken ergriffen. Ueberzeugt, daß er allein und unabhängig sich nicht behaupten könne, faßte er einen Augenblick lang den Plan, nach Deutschland zu entfliehen, warf sich aber endlich dem Herzoge von Burgund in die Arme. Dieser lieferte ihn sogleich an Ludwig aus. Eduard IV. hatte nach dem Vertrage von Pecquigny alle zwischen ihm und dem Connetable stattgehabten Unterhandlungen

dem Könige in ihren Originalien mitgetheilt. Dasselbe hatten mehre englische und burgundische Großen gethan. Sein Verrath war demnach unleugbar. Er war nicht nur ein Vasall, sondern der erste Diener und größte Würdenträger des Königreiches gewesen, dem er gleichwohl unaufhörlich zu schaden gesucht hatte. Das Parlament von Paris verurtheilte ihn zum Tode und er ward öffentlich hingerichtet. Obgleich von hoher Abkunft, denn er stammte aus dem Hause Luxemburg, obgleich mit dem Könige und dem Herzoge verwandt, erregte sein Fall keine Theilnahme. Ludwig's XI. Strenge gegen ihn war bei den zahllosen Gefahren, die ihm von dem Connetable bereitet worden, und dessen unverbesserlicher Treulosigkeit zu entschuldigen. Das Verhalten des Herzogs von Burgund aber, dessen Plane St. Pol im Ganzen immer begünstigt, mit dem er erzogen und aufgewachsen, ward mit Recht als ein Beweis seiner Härte und Selbstsucht angesehen. Es war zum ersten Male seit der Stiftung der Monarchie, daß ein Vasall von dem Range des Connetable öffentlich hingerichtet wurde, ein Zeichen, daß selbst die größten weltlichen Herren zum Könige schon vollständig in das Verhältniß von Unterthanen getreten waren. Im Mittelalter würde der Souverain einen solchen Lehnsmann auf jede Art aus dem Wege zu räumen gesucht, ihn aber, wenigstens in Frankreich, keinem solchen Ausgange zu unterwerfen gewagt haben. — Auf diese Art löste sich das letzte große Bündniß gegen Ludwig, das dessen Entthronung zum Zweck gehabt, ohne irgend einen Verlust für seine Macht. Er hatte nach langen Kämpfen seine Feinde im Innern unterworfen und jetzt sich nach Außen zu Ruhe verschafft. Bald sollte für ihn die Zeit kommen, wo er sich sogar bedeutend vergrößern würde.

Karl der Kühne benutzte den Vergleich von Soleure, seine längst gehegte Absicht, sich Lothringens, das die Verbindung zwischen seinen nördlichen und südlichen Staaten hinderte, zu bemächtigen. Der Herzog dieses Landes, René II., aus der Linie Anjou, war in den letzten Friedensvertrag mit eingeschlossen gewesen. Er nahm seine Zuflucht zu Ludwig XI., der, wie immer mit einer Entscheidung zögernd, Ausflüchte suchend, ihm endlich Hülfe versprach, sie aber, als Karl die Feindseligkeiten wirklich begann, nicht gewährte. Letzterer bemächtigte sich Nancys und des ganzen Herzogthums, machte sich aber durch seinen Druck und seine Härte bei den Einwohnern alsbald verhaßt. Seine Staaten waren jetzt, nach der Eroberung Lothringens, in der That vollkommen zusammenhängend und abgerundet. Er konnte von den nördlichsten Grenzen Hollands an bis

in die Nähe von Lyon, ohne Unterbrechung, sich auf seinem eigenen Gebiete bewegen. Aber kaum war ihm dies gelungen, als er mit den Schweizern, die das Schicksal zu Rächern aller derer, die er unterdrückt, bestimmt hatte, in einen Kampf gerieth, der ihn auf seiner ehrgeizigen und stürmischen Bahn für immer aufhalten sollte. Er hatte, mit dem unterdrückten, aber nie ganz erstickten Freiheitsgefühle seiner niederländischen Städte und den Resten von Unabhängigkeitssinn seiner burgundischen Edeln unzufrieden, seit einiger Zeit angefangen, zahlreiche Söldner im Auslande, besonders Lombarden, anzuwerben, die, von ihm Alles empfangend und hoffend und dem Lande, dem sie dienten, fremd, selbst feindlich gesinnt, ihm als die tauglichen Stützen seiner Macht erschienen. Die Spannung, die zwischen ihm und den Schweizern schon längst bestanden, kam endlich bei Gelegenheit der Durchzüge dieser Miethlinge zum Ausbruch. Diese berührten theils die Schweiz selbst, theils deren Verbündete, um ihren Weg abzukürzen, und ließen es dabei nicht an Unordnungen fehlen. Die Kantone kündigten dem Grafen Romont, einem savoyischen Prinzen und vertrauten Diener des Herzoges, der das Waatland besaß, Krieg an und verwüsteten sein Land mit Feuer und Schwert. Der Herzog von Burgund, von Frankreich her beruhigt und nur auf einen Vorwand, mit den Schweizern in Streit zu gerathen, bedacht, ergriff diese Gelegenheit begierig, um mit ihnen offen zu brechen. Ludwig hatte durch den Vertrag von Soleure sein Bündniß mit den Kantonen aufgegeben, aber, durch seine Versprechungen sich nie für gebunden achtend, unterhandelte er jetzt mit ihnen aufs Neue, versprach ihnen Hülfsgelder und schloß sogar mit dem Kaiser Friedrich III. und den deutschen Fürsten einen Vertrag gegen Karl den Kühnen ab. Er erfüllte aber, als sich Karl von Nancy aus gegen seine Feinde in Bewegung setzte, nichts von dem Allen, sondern begab sich nur nach Lyon, in die Nähe des Kriegsschauplatzes, um auf jeden Fall bereit zu sein. Karl stieß bei Grandson, am Neuenburger See, auf die Schweizer und erlitt von ihnen eine vollkommene Niederlage. Sein Lager, sein Schatz, selbst die zu seinem persönlichen Gebrauche bestimmten Geräthschaften fielen in die Hände seiner Feinde. Ludwig benutzte diese Niederlage des Herzogs, um sogleich gegen den König René, einen von dessen Verbündeten, einzuschreiten. Er sah die Unterhandlungen des alten Königs über den Verkauf seiner Staaten an Karl als ein Vergehen gegen die Majestät der Krone und die Sicherheit des Königreiches an. Das Parlament von Paris war bereit, das Haupt des Hauses Anjou zu richten und, wenn es der

König sonst wünschen sollte, zu verurtheilen. Aber dieser, das Alter seines Oheims und die schwache Gesundheit seines Neffen und Erben, Karl's von Maine, beachtend, begnügte sich damit, daß ihn beide zum Erben ihrer Staaten erklärten, deren Verwaltung er ihnen, während ihres Lebens, obwohl unter einigen Einschränkungen, überließ. Die Königin Margarethe von England, Witwe Heinrich's VI. und Tochter René's, trat diesem Vergleiche bei. Ludwig erwarb auf diese Art die Anwartschaft auf Lothringen, Bar, Anjou und die Provence, die Besitzungen des Hauses Anjou. Unter den großen Vasallen im Süden gab es nur noch einen einzigen, der eines Schattens von Selbstständigkeit genoß, dies war der Herzog von Nemours, der, obgleich gegen den König nicht, wie die übrigen Prinzen des Hauses Armagnac, thätig auftretend, doch in alle Bündnisse gegen denselben als Mitbewußter und Anstifter verwickelt gewesen war. Ludwig ließ ihn durch seinen Schwiegersohn, den Prinzen Beaujeu, aus der Linie Bourbon, verhaften und in die Bastille abliefern. Ebenso benutzte er die Niederlage Karl des Kühnen, der Stütze und Hoffnung aller Unzufriedenen in Frankreich, mehre ihm verdächtig oder unnütz gewordene Diener zu bestrafen oder zu entfernen. Unterdessen hatte sich Karl der Kühne von seiner bei Grandson erlittenen Niederlage erholt und es kam zwischen ihm und den Schweizern bei Morgarten zu einer neuen Schlacht, in welcher das burgundische Heer eine noch entscheidendere Niederlage, als einige Monate vorher erlitt. Durch dieses Mißgeschick wie außer sich gebracht, wollte er sich der Regentin von Savoyen, die vor der Schlacht von Grandson seine Verbündete, seit dieser Zeit sich, wie der Herzog von Mailand, von ihm entfernt hatte, und ihres minderjährigen Sohnes, bemächtigen, um sie zu verhindern, sich thätig gegen ihn zu erklären. Sein Anschlag mißlang. Der junge Herzog von Savoyen entging ihm, und der Angriff auf die Regentin gab Ludwig, ihrem Bruder, Gelegenheit, sich in die savoyischen Angelegenheiten zu mischen und diese Länder unter seinen Einfluß zu bringen. Die Unterthanen aller Klassen Karl des Kühnen waren seit langer Zeit mit dem soldatischen Regiment, das er eingeführt, unzufrieden. Die Städte sahen ihre hergebrachten Rechte und Freiheiten durch ihn theils geradezu aufgehoben, theils bei jeder Gelegenheit verletzt, und der Adel fand sich durch den Vorzug, den er den fremden Söldnern gab, sowie durch den rücksichtslosen Hochmuth, mit dem er ihn behandelte, verletzt. Die Zurüstungen, um die bei Grandson und Morgarten erlittenen Verluste zu ersetzen, schritten deshalb, so thätig er sie betrieb, bei der Abneigung seines

Volkes, nur sehr langsam vorwärts. Der vertriebene Herzog von Lothringen hatte sich nach der Schlacht von Morgarten wiederum seiner Hauptstadt und seines Landes bemächtigt. Ludwig wagte es selbst jetzt noch nicht gegen Burgund offen aufzutreten, er brachte aber die Schweizer durch seine Schmeicheleien und Versprechungen dahin, daß diese dem jungen Herzoge eine starke Hülfsmacht zusagten. Karl der Kühne drang, durch sein Unglück keineswegs gebeugt, in Lothringen ein und belagerte Nancy. Die Schweizer erfüllten ihre Verheißung und zogen zum Schutze dieser Stadt herbei. Karl, diesmal viel schwächer an Zahl als seine Feinde, kämpfte mit unerschütterlichem Muthe, wurde aber gänzlich geschlagen und getödtet. Man fand seinen Körper mit Wunden bedeckt, in den Schlamm eines Baches halb versenkt, erst am zweiten Tage nach der Schlacht. Er war auf der Flucht, als es schon Nacht geworden, man weiß nicht genau durch wen, unerkannt umgekommen. So endigte „der große Herzog des Abendlandes," wie ihn seine Zeitgenossen genannt hatten, der Pyrrhus seines Jahrhunderts, der an kriegerischem Ehrgeiz und persönlichem Muth, wie an Mangel an Voraussicht und Berechnung, mit dem epirotischen Helden verglichen werden kann und mit ihm in manchen charakteristischen, von den allgemeinen Verhältnissen unabhängigen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. — In ihm erlosch, da er nur eine Tochter zurückließ, der Mannsstamm der burgundischen Linie der Valois, nachdem sie von Philipp, dem Sohne Johann's, an hundertzwanzig Jahre gedauert hatte.

Ludwig ließ, sobald er die Nachricht von dem Tode Karl des Kühnen erfahren, sogleich den Theil seiner Staaten, der unter der Oberhoheit der Krone stand, in Besitz nehmen. Seiner Erfahrung, seiner Gewandtheit in allen politischen Künsten war jetzt ein großes Feld der Thätigkeit eröffnet. Ungeachtet alles Widerspruches der Prinzessin Maria von Burgund, der Erbin Karl des Kühnen, deren Räthe behaupteten, daß das Herzogthum ein auf männliche und weibliche Abkömmlinge kommendes Lehen sei, wußte der König theils durch Gewalt, theils durch Versprechungen die Stände desselben zur Unterwerfung zu bringen. Die französischen Städte, die Ludwig nach dem Vertrage von Peronne seinem Feinde von Neuem hatte abtreten müssen, gingen freiwillig zu ihrem alten Herrn über, die von Flandern und Artois aber, ebenfalls ein Lehen der Krone, zeigten sich der französischen Herrschaft abgeneigt. Die Niederländer, mit der Herrschaft Karl des Kühnen so unzufrieden, daß seine Tochter in der ersten Zeit nach seinem Tode die Hinrichtung

seiner ersten Räthe nicht hindern konnte, daß die Bürger sich nicht bei der Todtenfeier des Herzogs einfanden, waren jedoch einer Verbindung ihrer Fürstin mit dem Dauphin, die Ludwig eifrig betrieb, obgleich er, dem Vertrage von Pecquigny gemäß, den jungen Prinzen mit der Tochter Eduard's IV. verlobt hatte, durchaus entgegen und wünschten um jeden Preis von der Herrschaft des französischen Königshauses frei zu bleiben. Sie waren deshalb einer Verheirathung ihrer jungen Fürstin mit Maximilian von Oesterreich, dem Sohne Kaiser Friedrich's III. geneigt, der endlich unter allen Bewerbern von der Tochter Karl des Kühnen selbst vorgezogen wurde. Ludwig, dessen wohlbekannter Charakter in den von ihm eroberten burgundischen Landen überall Mißtrauen und Furcht erregte, dessen Feldherren sich daselbst die größten Erpressungen zu Schulden kommen ließen und deshalb vielen Widerstand fanden, war genöthigt mit Maximilian einen Vertrag, der von Lens genannt, einzugehen, durch welchen der Krieg zwischen Frankreich und Burgund für den Augenblick beigelegt wurde.

Ludwig XI. hatte die ersten sechszehn Jahre seiner Regierung unter beständigen Kämpfen gegen die Prinzen seines Hauses, gegen die beiden großen Herzöge im Osten und Westen, Burgund und Bretagne, gegen die Armagnac, Foix, Albret im Süden zu kämpfen gehabt. Er hatte sich nur mühsam, mit Aufbietung aller Kräfte und durch eine rastlose Thätigkeit aufrecht erhalten können. Er hatte bisher nie daran gedacht, sich nach Außen hin zu vergrößern, die Bündnisse und Komplote seiner Feinde hatten ihm hierzu weder Macht noch Zeit gelassen, als er sich plötzlich durch die Katastrophe Karl des Kühnen nicht nur von seinem gefährlichsten Feinde befreit sah, sondern auch in den Stand gesetzt wurde, sein Reich durch den Besitz von Burgund, der Pikardie und Artois zu vergrößern und abzurunden. Dieser unerwartete Uebergang von Gefahr und Arbeit zu Sicherheit und Ruhe hätte einen von Natur besser gesinnten Fürsten mit Zufriedenheit in sich und Wohlwollen gegen Andere erfüllt, Ludwig dagegen ward von diesem Augenblicke an noch mißtrauischer, finsterer und härter, als er früher gewesen. Nachdem er sich der Grafschaft Artois bemächtigt, waren die Bürger von Arras, seiner Herrschaft entschieden abgeneigt, genöthigt worden, ihm ihre Stadt zu übergeben. Da die Herzogin Marie von Burgund das Land jedoch noch nicht an den König förmlich abgetreten hatte, so baten sie den König, eine Deputation von dreiundzwanzig ihrer Einwohner an ihre Souverainin, sie von der Kapitulation zu benachrichtigen, absenden zu dürfen. Ludwig, der die

Stadt um ihrer Anhänglichkeit willen an die Tochter Karl des Kühnen haßte, bewilligte der Deputation ein freies Geleit durch das von seinem Kriegsvolk besetzte Land, sandte ihr aber seinen Prevot oder Oberhenker Tristan L'Hermite nach, um sie gefangen zu nehmen, und ließ sämmtliche Mitglieder derselben enthaupten. Später ließ er Arras zerstören und alle Einwohner verjagen. Dieser Mißbrauch seiner Macht war bei der Sicherheit, die er jetzt erworben, ebenso frevelhaft als überflüssig. Er wählte von jetzt an, wo er konnte, aus Geschmack und Instinkt die gehässigsten und blutigsten Mittel auch da, wo gelindere ihn ebenso gut an sein Ziel geführt hätten. Das Haus Armagnac war von ihm gedemüthigt und fast vernichtet worden, gleichwohl ließ er den Herzog von Nemours, der mit ihm aufgewachsen war und ihm jetzt durchaus unschädlich geworden, in Gegenwart seiner eigenen Kinder, die von dem Blute des Vaters besprengt wurden, hinrichten und die unter den Richtern, welche für seine Lossprechung gestimmt, bestrafen.

Der Vertrag von Lens hatte dem Könige Zeit gelassen, sein Heer zu verstärken. Er selbst begann, gegen seine frühere Gewohnheit, den Krieg, doch mehr um das Erworbene zu sichern, als um sich zu vergrößern, denn er fürchtete von Maximilian überrascht zu werden. Obgleich er in diesem Kampfe einige Vortheile davongetragen, so schloß er dennoch, ein Bündniß zwischen Eduard IV. und Maximilian besorgend und von dem geheimen Einverständnisse des Königs von England mit dem Herzoge von Bretagne unterrichtet, mit Maximilian zu Vieux-Wendin einen Vertrag ab, demgemäß er Hennegau und die Franche-Comté räumte, aber Burgund, Artois und die Pikardie behielt. Während der Ruhe, die ihm dieser Waffenstillstand, denn er war ein solcher und kein definitiver Frieden, gönnte, wandte sich seine Aufmerksamkeit nach Außen hin, nicht um sich daselbst zu vergrößern, sondern um jeder Störung oder Beschränkung seiner Macht im Innern vorzubeugen, denn die europäischen Angelegenheiten waren, im Vergleiche zu frühern Zeiten, schon so verwickelt geworden, die einzelnen Staaten sich so nahe getreten, daß die Bewegungen des einen in den andern auch ohne bestimmte Verknüpfung gefühlt wurden. Der Papst Sixtus IV. bedrohte die Florentiner, und Ludwig unterhandelte mit Mailand und Venedig, um ersteren im Falle eines Angriffes zu Hülfe zu kommen. Zugleich verbot er der Geistlichkeit seines Reiches in Rom, um die künftige Ertheilung noch nicht erledigter Pfründen, ein der kirchlichen und politischen Ordnung gefährlicher Mißbrauch, durch den der römische Hof in jener Zeit viel Geld zog, Gesuche einzureichen.

Dieses Verbot war eine Erneuerung der pragmatischen Sanktion oder einer ihrer wesentlichsten Bestimmungen, die er im Anfange seiner Regierung abgeschafft hatte. Zugleich suchte er sich einen Einfluß auf Mailand, an dessen Spitze eine Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, die Witwe des Herzogs Sforza, stand, zu erwerben und den auf Savoyen und Piemont zu erhalten. Auf der spanischen Grenze sicherte er sich durch einen Vertrag mit Ferdinand und Isabelle, von denen ersterer um diese Zeit Aragonien erbte. Durch die Vereinigung beider Staaten bildete sich die moderne spanische Monarchie, deren Entstehung ebenso wie die der österreichischen, beide eine Zeit lang sich zu verschmelzen bestimmt, in die letzten Jahre der Regierung Ludwig's XI. fiel. Mit England blieb er, den Tribut, den er versprochen, zahlend, und mit seiner gewöhnlichen Politik, Eduard's IV. Räthe bestechend, in gutem Vernehmen.

Beide Theile, Ludwig und Maximilian, suchten den Waffenstillstand von Vieux-Wendin in Cambrai in einen Frieden zu verwandeln. Aber die Bevollmächtigten des Königs behaupteten hier, daß alle französischen Lehne nur im Mannsstamme erblich seien, wonach auch die Franche-Comté und Flandern an die Krone zurückgefallen wären. Diese Erklärung, außerdem ganz unhaltbar, reizte die burgundische Partei um so mehr, da sie durch die Geburt Philipp's, eines Sohnes Maximilian's und Maria's, sich in ihrem Recht für befestigt hielt. Der Waffenstillstand war deshalb von ihr zuerst gebrochen. Ludwig hatte viele Schweizer in seine Dienste genommen, für die jetzt der Krieg ein einträgliches Gewerbe zu werden anfing, und nahm mit ihrer Hülfe in kurzer Zeit die Franche-Comté ein. Der Kampf begann auf der Nordgrenze fast zu gleicher Zeit. Der König trug mehre Vortheile davon und es kam endlich bei Guinegatte zu einer blutigen, aber unentscheidenden Schlacht, in der die französische Reiterei und das burgundische Fußvolk, auf ihrer Seite, siegten, die Burgunder aber Herren des Schlachtfeldes blieben. Ludwig war mit dem Ausgange dieser Schlacht, überhaupt damit, daß sie ohne Gewißheit des Sieges geliefert worden, denn er wollte nichts dem Zufall überlassen, sehr unzufrieden. Der Krieg ward von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführt und nach der Uebergabe der festen Plätze die Besatzungen häufig ermordet. Dessen ungeachtet begannen die Unterhandlungen über einen endlichen Frieden zwischen den beiden streitenden Mächten von Neuem. Vermählungsentwürfe, die von jetzt an in der modernen Politik eine große Rolle spielen sollten, z. B. zwischen dem Dauphin und Margarethe von Oesterreich, einer Tochter Maximilian's und Maria's,

zwischen Philipp, ihrem Sohne, und einer Tochter Eduard's IV., wurden bei dieser Gelegenheit besprochen. Es kam indessen zu keinem Abschlusse und der Krieg wurde fortgesetzt, ohne daß durch ihn etwas entschieden worden wäre. Während dieser Zeit starb der König René und siebenzehn Monate nachher sein Neffe Karl von Maine. Der Herzog von Lothringen, ebenfalls aus dem Hause Anjou, René's Enkelsohn, besaß jetzt die nächsten Ansprüche auf die Provence. Aber Ludwig setzte sich, vermöge des früher mit René und Karl von Maine abgeschlossenen Vertrages, zumal da er deren Statthalter in der Provence schon vorher bestochen, in den Besitz dieses Landes, das seit den Zeiten Karl des Großen einen eigenen Staat gebildet hatte.

Aber sowohl die Lage der beiden kriegführenden Fürsten, als die Stimmung ihrer Völker legte ihnen, ihrer gegenseitigen Abneigung und Eifersucht ungeachtet, dennoch die Nothwendigkeit einer endlichen Beilegung ihrer Streitigkeiten auf. Was den König hierzu trieb, war das Gefühl der Abnahme seiner Kräfte, denn er war schon mehrmals vom Schlagflusse getroffen worden, und war überzeugt, daß ihm ebenso wenig, wie seinem Vater, ein hohes Alter beschieden sei. Auch wünschte er seinem Sohne, der noch in den Knabenjahren stand, wenn auch nicht die Liebe des Volkes, die er selbst nie besessen, aber doch ein beruhigtes Reich zu hinterlassen. Auch wuchs in ihm mit den Jahren das Mißtrauen, welches ihn als ein besonderer Charakterzug von Jugend an bei seinem ganzen Thun begleitet, sowohl in die Gunst des Glückes, als in die Gesinnungen der Menschen. Auf der andern Seite war dem Erben von Oesterreich eine Beilegung des Krieges ebenfalls wünschenswerth geworden. Maximilian hatte es nicht verstanden, das Vertrauen der Niederländer, die ihm anfangs so bereitwillig entgegengekommen, zu bewahren. Er war mehr, als es mit seinen Pflichten übereinstimmte, der Pracht und dem Vergnügen ergeben, unbeständig und der Willkür geneigt. Seine Gemahlin war gestorben und, ohne eigenes Recht auf die Erbschaft Karl des Kühnen, schien er nicht geneigt, seine Stellung den Wechselfällen des Krieges länger aussetzen zu wollen. Die Stände von Flandern, Brabant, Hennegau und der übrigen, dem Hause Burgund gebliebenen Besitzungen versammelten sich und erklärten dem Herzoge ihren bestimmten Wunsch nach der Wiederherstellung eines friedlichen Verhältnisses mit Frankreich. Die beiderseitigen Bevollmächtigten kamen endlich am Ende des Jahres 1482 in Arras zusammen und schlossen einen Vertrag ab, vermöge dessen der Dauphin Margarethe, die Tochter Maximi-

lian's, heirathen und diese die Franche-Comté und Artois als Mitgift erhalten solle. Die Oberhoheit der französischen Krone über Flandern sollte, wie früher anerkannt, dieses Land aber von der Jurisdiktion des pariser Parlaments frei sein. Dieser Frieden sicherte Frankreich alle seit dem Tode Karl des Kühnen gemachten Erwerbungen und beruhigte Ludwig über die Zukunft seines Sohnes. Die Aussöhnung zweier so mächtiger Gegner, wie des ersten und ältesten Erbkönigs der Christenheit mit dem Sohne des deutschen Kaisers und Erben von Oesterreich, das obgleich noch weit von dem entfernt, was es bald werden sollte, schon Aller Augen auf sich zog, erregte im Mittelpunkte Europas allgemeine Theilnahme, und wurde fast überall als ein glückliches Ereigniß gefeiert. Ludwig hatte hierbei allein die Unzufriedenheit Eduard's IV. zu fürchten, dessen Tochter in dem Vergleiche von Pecquigny mit dem Dauphin versprochen worden. Aber als sollten sich gegen das Ende seiner Regierung alle Umstände zu seinem Glücke vereinigen, so starb der König von England, der seine Empfindlichkeit über die Auflösung jenes Verlöbnisses schon auf drohende Art geäußert hatte, plötzlich, wenige Monate nach dem Frieden von Arras, und England fiel aufs Neue in innere Kriege, die es für eine Zeit lang dem Festlande entfremdeten.

Ludwig stand jetzt, wie wenige Fürsten, mit dem Ende seiner Tage auch am Ziele seiner Wünsche. Er hatte Alles, wonach er von Anfang an gestrebt, vollbracht und die ihm gesetzte Aufgabe fast vollständig gelöst. Es blieb ihm wenig oder nichts mehr zu thun übrig. Er hatte im Innern einen vollständigen Sieg über alle seine Gegner davongetragen und außerdem sein Reich, auf eine dessen Sicherheit und Kraft sehr erhebende Weise, durch Hinzufügung mehrer bedeutender Grenzprovinzen vergrößert und abgerundet. Er hatte bei der Erlangung dieser Vortheile allerdings Manches dem Glücke, doch weniger als die meisten andern Fürsten, mehr aber seiner Einsicht, Beharrlichkeit und rastlosen Thätigkeit und dem in der Masse seines Volkes lebenden Geiste zu danken. Was ihn bei seinem langen und oft gefährlichen Kampfe mit seinen großen Vasallen unterstützte, war die in der Nation waltende Ueberzeugung, daß die königliche Macht, selbst bei ihrer schrankenlosen Ausdehnung und ihren Mißbräuchen, der Herrschaft ihrer Gegner und Nebenbuhler, der nach der Theilung des Reiches und der Herstellung einer lokalen Souverainetät strebenden Prinzen und Großen vorzuziehen sei. Diese Gesinnung sprach sich nicht auf eine kräftige und begeisterte Weise aus, denn der Geist jener Zeit, in welcher

der Verstand und dessen Betrachtung vorzuwalten anfing, ließ überhaupt keine erhöhte Stimmung aufkommen, sondern sie setzte den Ansprüchen der Lehnsaristokratie einen passiven Widerstand entgegen, sie hielt an den Einrichtungen, die das Königthum geschaffen, fest und unterstützte die Krone, ohne Liebe und Begeisterung, aus dem Gefühle des Nothwendigen und Nützlichen heraus, bei dem Kampfe mit ihren Feinden. Mehr wollte und bedurfte ein König wie Ludwig XI. nicht.

Ludwig hatte, so viel ihm seine Feinde Zeit und Gelegenheit gönnten, den Fortschritt der Gesittung in seinem Lande im Auge gehabt und deren vornehmstes Werkzeug, den Flor der Städte, denn für den Landmann that er wenig, begünstigt. Er war der erste König seines Stammes, der zu begreifen schien, daß die Macht der Krone großentheils von dem richtigen Gebrauche der Hülfsquellen des Landes und besonders dem Umschwunge des Handels und der Gewerbe abhänge. Er hielt außerdem auf eine genaue und strenge Handhabung der Justiz, da wo sie seinen despotischen Absichten nicht entgegenstand, und stiftete, außer dem Parlament von Bordeaux für Guienne, noch das von Dijon für Burgund. Er ließ die Gesetze der einzelnen Provinzen und selbst die fremder Länder sammeln und dachte daran, in der gesammten Monarchie dieselbe Rechtspflege einzuführen. Die großen Messen von Lyon und Caen wurden von ihm wiederhergestellt. Er begünstigte den Seidenbau und hatte den Plan, in allen Theilen des Landes dasselbe Maß und Gewicht einzuführen, woran schon einer der Söhne Philipp des Schönen gedacht, und was erst nach drei Jahrhunderten verwirklicht werden sollte. Jedoch that er, die Beförderung der Buchdruckerkunst abgerechnet, wenig oder nichts für Kunst und Wissenschaft in seinem Lande, obgleich er von Natur in hohem Grade geistreich und für einen Fürsten seiner Zeit wohl unterrichtet war. Es war ihm hierzu keine Ruhe und Muße übrig geblieben, seine ganze Regierung war mit Kriegen und Unterhandlungen erfüllt gewesen. Die Gelehrsamkeit, namentlich die Alterthumskunde, deren große Epoche damals in Italien begann, sollte, wie die sich daselbst so rasch erhebende Maler- und Bildhauerkunst, erst im folgenden Jahrhunderte in Frankreich Wurzel fassen. Selbst die im vierzehnten Jahrhundert durch Froissart beginnende Bewegung in der nationalen Sprache und Literatur war durch die immerwährenden Erschütterungen des öffentlichen Lebens, die dem Geiste keine Ruhe und Sammlung ließen, aufgehalten worden. Der Geist jener Zeit war ein durchaus politischer und kriegerischer, aber ohne großen Charakter.

Es lag ein Abgrund zwischen der Epoche der Jungfrau von Orleans und der gegen das Ende der Regierung Ludwig's XI., obgleich beide nur durch zwei Generationen getrennt waren. Das Mittelalter hatte in jener heroischen Gestalt von Frankreich für immer Abschied genommen. Unter Ludwig XI. wäre eine ähnliche Persönlichkeit durchaus unmöglich gewesen. Es ist unter ihm fast keine Spur innerer Erhebung und Begeisterung sichtbar, die Flamme des Enthusiasmus, die Nährerin alles Großen in der Welt, scheint bis auf den Boden herabgebrannt gewesen zu sein. Alle Entscheidung wurde einzig durch den Verstand vorbereitet oder durch den Zufall herbeigeführt. Eine solche Richtung würde, hätte sie sich ausschließend geltend machen können, den Zustand der Menschen mehr verflacht als verbessert, mehr verarmt als bereichert haben. Die einige Generationen nach Ludwig XI. beginnende religiöse Bewegung setzte die höhern und idealern Interessen der menschlichen Natur wieder in ihre Rechte ein, obwohl der Art, wie die religiösen Kämpfe geführt wurden, wie die Politik sich in ihnen geltend zu machen wußte, der selbstsüchtige und ausschließend weltliche Geist der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts anzusehen ist, ungefähr so wie in der französischen Revolution der Materialismus und Sensualismus des achtzehnten Jahrhunderts anzutreffen ist, obgleich sie, ihrem Princip nach, demselben so entgegengesetzt war. Der Charakter einer Epoche, die zu einer gewissen Ausbildung gekommen, verwandelt, aber verflüchtigt sich nie ganz, und macht sich auf diese oder jene Art in dem Schicksal der mit ihr in einem bestimmten Zusammenhange stehenden Generationen bemerklich, so verschieden auch die Natur und Tendenz des dieselben beherrschenden Geistes sich gestaltet haben mag.

Nichts konnte verschiedener als der persönliche Charakter Ludwig's und der seines Vaters sein. Ersterer trug weder in seinen Vorzügen noch in seinen Mängeln den Stempel der Nation, zu der er gehörte. Er war verschlossen, unergründlich, in seinen Entschlüssen unwandelbar, und wie der geistreichste, so auch der beharrlichste Fürst seines Stammes und Landes, und den Einflüssen Anderer weder im Guten noch im Bösen ausgesetzt. Er verachtete den Schein, da wo derselbe leer ist und nicht zu einem wirklichen Zwecke dient, und besaß keine jener Schwächen und Leidenschaften, die, besonders dem französischen Gefühle nach, den Menschen liebenswürdig machen, ihn Andern nahe bringen, auf ihn eine Einwirkung gestatten, ihn überhaupt in den gewöhnlichen Kreis ziehen. Als König seinem Streben nach durchaus der modernen Zeit angehörig, näherte

er sich in seiner Persönlichkeit der Eigenthümlichkeit mancher italienischen Tyrannen des Mittelalters und war, was seine individuelle Natur betrifft, der moralischen Organisation seiner Landsleute fremder, als es irgend einer seiner Vorgänger und Nachfolger gewesen. Von rastloser Thätigkeit in seinem Berufe und mit aller Welt in beständiger Berührung, schien sein Inneres vollkommen unzugänglich zu sein. Von einem tiefen Gefühle seiner intellektuellen Ueberlegenheit und einer brennenden Herrschsucht beseelt, war er in der Ausführung seiner Plane von einer auffallenden Langsamkeit und Zähigkeit begleitet. Sein Ziel nie aus den Augen verlierend, hielt er auf dem Wege dazu alle Augenblicke still und sah sich nach allen Seiten um. Seine argwöhnische, einsame, finstere Natur war dabei äußerst beweglich und wußte jede Form anzunehmen. Er verstand es sich mit Jedermann in Verbindung zu setzen und verhandelte mit derselben Leichtigkeit mit fremden Fürsten, wie mit den niedrigsten ihrer Diener, mit den Großen seines Hofes und den Landleuten und Hirten seines Landes. Sein zu blutiger Strenge und leidenschaftlichem Hasse geneigter Sinn wurde zugleich von Blitzen einer besondern Heiterkeit und Lebenslust durchzogen, die sich in treffenden Vergleichungen und überraschenden Zusammenstellungen äußerte, aus denen aber immer seine Verachtung des Menschen und seine gänzliche Gleichgültigkeit gegen Meinung, Sitte und Gesetz, kurz eine ihrem innersten Wesen nach verderbte und wilde Natur hervorbrachen. Dieser keineswegs große Mann, aber seltene, außerordentliche Fürst, dessen Individualität man mit der keines andern Souverains zu vergleichen wüßte, starb in einem Schlosse, Plessis-les-Tours, das wie ein Gefängniß eingerichtet war, den 30. August 1483, vor dem Tode zitternd, und dennoch bis zum letzten Augenblick von Planen und Entwürfen erfüllt, die er wie Improvisationen aussprach und deren Fülle und Klarheit seine Umgebungen oft in Erstaunen setzte. Ludwig ist auf die Nachwelt durchaus unter dem Bilde eines Despoten und Tyrannen gekommen. Manche Geschichtschreiber haben, mehr von seinen Fehlern als Vorzügen getroffen, ihn geradezu als einen andern Tiberius oder Domitian dargestellt. Dies muß indessen für eine arge Uebertreibung gelten, denn er war nicht einmal der Schlimmste unter den Bösen seiner Zeit. Der König Don Juan von Aragonien z. B. opferte einer zweiten Frau zu Gefallen seinen Sohn und seine Tochter erster Ehe auf, Eduard IV. ließ seinen Bruder Clarence umbringen u. s. w. Die meisten Großen seiner Zeit waren ebenso grausam wie er, ebenso gewissenlos und dabei viel unsittlicher. Ludwig bestrafte nur

überwiesene Verräther und solche, die es mit seinen Feinden gehalten. Aber seine bösen Eigenschaften brachen auf eine eigenthümliche, ihm ganz allein zugehörige, von dem Verhalten Anderer verschiedene Weise hervor und dies machte ihn so verhaßt. Man begriff sehr viele seiner Handlungen gar nicht, sie erregten oft ebenso viel Befremdung als Schrecken. Auch erschienen seine Laster, verglichen mit seinen überlegenen Geistesgaben, allerdings viel tadelnswerther, als die roherer oder beschränkterer Naturen. Man ahnte, daß in seinem Innern der Instinkt der Treulosigkeit und Grausamkeit in hohem Grade vorhanden sein müsse, da dessen Aeußerungen, obgleich von seinem Verstande und seiner Klugheit gezähmt und beschränkt, dennoch so oft hervortraten. Die Nachwelt hat übrigens in ihm den Menschen und den Souverain, wie dies bei den meisten historischen Erscheinungen, die sonst oft gar nicht beurtheilt werden können, nothwendig ist, nicht zu trennen verstanden. Seine Mängel als Mensch sind so auffallend, daß sie keine Entschuldigung erlauben und keiner Erklärung bedürfen. Als König dagegen muß ihm ein, im Ganzen günstiger Einfluß auf die Entwickelung seines Volkes und das Schicksal seines Landes und die Führung eines bedeutenden und selbst in vieler Beziehung verdienstvollen Daseins zugestanden werden.

Achtzehntes Kapitel.

Ludwig war, ohne ein Testament oder irgend eine legale Aeußerung seines letzten Willens hinterlassen zu haben, gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Karl VIII. war, einem von Karl V. erlassenen Gesetze gemäß, in diesem Augenblicke volljährig, denn er hatte sein vierzehntes Jahr erreicht. Sein Vater hatte seine Erziehung und die Sorge für seine Person seiner Tochter, Anna von Frankreich, und deren Gemahl, dem Prinzen oder Sire de Beaujeu, wie er gewöhnlich genannt wurde, einem jüngern Bruder des Herzogs von Bourbon, empfohlen, aber über ihre politische Stellung im Königreiche und ihren Einfluß auf die Regierung nichts be-

stimmt. Die Volljährigkeit Karl's VIII. im Kindesalter war eine jener politischen Fiktionen, die ohne Einfluß auf die Wirklichkeit bleiben, und es hing von dem von der unumschränkten Monarchie und dem Hofwesen gewöhnlich unzertrennlichen Spiele der Gunst und Intrigue ab, wer in der Nähe des königlichen Knaben den meisten Einfluß genießen und in seinem Namen die Herrschaft führen würde. Wie gewöhnlich nach dem Tode der meisten seiner Vorgänger wurde eine Menge der von Ludwig XI. Begünstigten verfolgt und dessen, was sie unter ihm erworben oder von ihm empfangen hatten, beraubt, manche seiner Einrichtungen, überhaupt Vieles, was von ihm persönlich ausgegangen, umgestoßen. Sein wesentliches Werk jedoch, die Unterwerfung der Prinzen und großen Vasallen, die Eingriffe der königlichen Macht durch ihre Beamte und Bevollmächtigte in alle besondern, früher von ihr unabhängigen Verhältnisse, konnte als in den Forderungen und Bedürfnissen der Zeit begründet und längst vorbereitet, zwar hier und da angegriffen, aber nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Prinzen des königlichen Hauses versuchten, von dem argwöhnischen und durchdringenden Blicke Ludwig's nicht mehr bewacht, ihre Ansprüche zu erneuern, konnten sich jedoch unter einander über den Einfluß, den sie auf die Regierung des jungen Prinzen ausüben wollten, nicht vereinigen. Der Herzog von Bourbon wurde zum Connetable ernannt, aber der erste Prinz von Geblüt und Erbe der Krone, wenn Karl VIII. ohne männliche Erben abginge, der Herzog von Orleans, und sein Vetter Angouleme, beide noch sehr jung, schienen ebenfalls auf eine ausgezeichnete Stellung zu rechnen. Der Herzog von Lothringen René II., der Enkelsohn des Königs René und Vetter Karl's von Maine, machte auf die Länder Anspruch, welche diese an Ludwig XI. abgetreten hatten, und verlangte besonders die Rückgabe der Provence, auf deren Besitz seine Mutter ihm ein Recht gegeben. Maximilian von Oesterreich schien nach dem Tode des Königs den Vertrag von Arras nicht lange beobachten und von der Jugend des gegenwärtigen Königs Vortheil ziehen zu wollen. In allen Theilen des Landes regte sich die lebhafteste Unzufriedenheit sowohl über die Höhe der Abgaben als über den Druck, den die von der vorigen Regierung eingesetzten Beamten und Befehlshaber sich hatten zu Schulden kommen lassen. Die Jugend Karl's VIII., der bestrittene, weder auf Gesetz noch Herkommen beruhende Einfluß der Prinzessin Anna und ihres Gemahles, die Ansprüche der Großen, die Abwesenheit der festen und kräftigen Hand, die so lange die Zügel des Staates geführt, zwangen die Regierung, sich unter so

schwierigen Umständen nach einer Ergänzung für die ihr fehlende Kraft, nach einer Stütze für sich umzusehen. Deshalb wurden im Anfange des folgenden Jahres die Reichsstände nach Tours zusammenberufen.

Sechszehn Jahre waren seit dem Zusammentreten des letzten Reichstages verflossen, denn die einige Jahre darauf gehaltene Versammlung der Notabeln, von dem Könige selbst ernannt, konnte für keine Repräsentation des Volkes gelten, war nur acht Tage lang beisammen gewesen und hatte sich fast nur mit der Entscheidung der Ansprüche Karl's von Frankreich auf eine der Provinzen des Reiches beschäftigt. Die diesmalige Versammlung der Reichsstände hat, obgleich auch sie auf das Schicksal Frankreichs keinen dauernden Einfluß ausgeübt, doch eine größere Bedeutung als mehre der vorangegangenen gehabt und bewiesen, daß mehr die Umstände und die von der Gesinnung der Einzelnen unabhängige Lage des Ganzen sich der Gründung eines freien politischen Systems in Frankreich widersetzte, als daß es zu dessen Errichtung an Willen oder Geschick gefehlt hätte. — Die Zusammensetzung des Reichstages selbst war mehr nach Herkommen und Zufall, als nach einem allgemein anwendbaren Maßstabe bestimmt worden. Es ward hierbei weder auf das Verhältniß der Zahl unter den drei Ständen der Nation, noch auf die Macht und Bevölkerung der Provinzen, die sie vertreten sollten, Rücksicht genommen. So sandte z. B. Burgund nur vier und die Dauphiné dreizehn Abgeordnete. Man ersieht hieraus schon, daß die einzelnen Provinzen nicht nach Maßgabe ihrer Bedeutung vertreten waren, ja es ist wahrscheinlich, daß sie hierauf selbst geringen Werth legten und gewöhnlich auf keinen großen Einfluß ihrer Abgeordneten rechneten. Sie sahen diese als Organe, ihre Klagen und Beschwerden vor den Thron zu bringen, aber nicht als Glieder einer souverainen, der Krone zur Seite stehenden Macht an. Die Reichsstände sonderten sich diesmal nicht, wie früher und später geschehen, nach den drei Ständen ab, sondern trennten sich in sechs Abtheilungen, die von den sechs Nationen, in die man sich die Bevölkerung des Königreiches, ihrem Ursprunge und ihrem Idiom nach, getheilt dachte, ihre Namen empfingen. Die erste darunter, Frankreich genannt, umfaßte, einige Landschaften abgerechnet, in der That das alte Dukatus Franciä, den Hauptsitz der salischen Franken und das Stammland der Kapetinger, L'Ile de France mit Paris und Orleans. Bei den anderen erschienen ihre Benennungen meist verworren und umfassend, wie fast immer, wenn Zustände, die in ihrer Wahrheit und Wirklichkeit verschwunden sind,

ihrer äußern Erinnerung nach festgehalten werden. Dieser Reichstag schien einen Augenblick lang geneigt sich als eine wirkliche Repräsentation des Landes ansehen, eine Menge Mißbräuche abstellen und die jener Zeit noch immer so wichtigen Verhältnisse mit Rom ordnen zu wollen. Er empfing die Klagen mehrer von Ludwig XI. verfolgter oder beeinträchtigter Großen: des Herzogs von Lothringen, Karl's von Armagnac, der Söhne des hingerichteten Herzogs von Nemours u. s. w. Mit der widersinnigen Fiktion der Volljährigkeit des Königs, nach eingetretenem vierzehnten Lebensjahre, nicht zufrieden, dachten die Stände daran, die Zusammensetzung der obersten Behörde des Reiches, des Staatsrathes, selbst zu ordnen, und verlangten, daß eine Anzahl ihrer Mitglieder demselben einverleibt werden sollte. Allein die Eifersucht unter den verschiedenen Provinzen oder Nationen, in die sich der Reichstag getheilt hatte, machte es den Prinzen und Großen, die über ihren Einfluß auf die Regierung unter sich stritten, aber darin übereinstimmten, den Abgeordneten der Nation eine blos berathende Stimme zuzugestehen, leicht, dieselben unter sich zu theilen, eine große Anzahl unter ihnen zu gewinnen, Andere zu schrecken, Alle zu ermüden und endlich durch eine unerwartete Auflösung der Versammlung weitere Beschlüsse unmöglich zu machen. — Die Partei Bourbon, von der Prinzessin Anna geleitet, gewann über die des Herzogs von Orleans die Oberhand und riß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten fast allein an sich. Nachdem die Forderung, welche der Reichstag im Anfange seiner Sitzungen zu erkennen gegeben, an der Regierung selbst Theil nehmen zu wollen, beseitigt worden, trugen die einzelnen Stände, die Geistlichkeit, der Adel und die Gemeinden, ihre besonderen Beschwerden vor. Sie richteten hiermit nicht viel mehr als mit ihren allgemeinen politischen Ansprüchen aus. Um nicht von der Zusammensetzung, den getheilten Standes- und Lokalinteressen der französischen Reichsstände zu sprechen, die es ihnen unmöglich machten, zu einer wahrhaft nationalen Macht zu werden, so war die Form, welche sie, um auf die Gesetzgebung ihres Landes einen Einfluß zu gewinnen, angenommen, hinreichend, wirkliche Reformen, so weit sie von ihnen ausgehen sollten, unausführbar zu machen. Sie legten der Regierung ihre Beschwerden vor. Diese zog aus denselben diejenigen heraus, die es ihr abzustellen gefiel, und überging die übrigen mit Stillschweigen oder wies sie geradezu ab. Sie hatten darauf gedrungen, daß eine Anzahl von ihnen diese Gravamina im Staatsrathe selbst vertheidigen sollte. Der Kanzler wählte aber diese Deputation und ernannte zu ihr natürlich nur die

Mitglieder des Reichstages, auf deren unbedingte Beistimmung er zu zählen hatte. Die Rechnungen über den Staatshaushalt, deren Vorlegung man ihnen nicht zu verweigern wagte, wurden von ihnen als verfälscht befunden. Bei der Vertheilung der bewilligten Steuern auf die einzelnen Provinzen geriethen diese in Streit untereinander, und jede suchte, so viel als möglich, diese Last von sich ab und der andern aufzuwälzen. Bei den Verhandlungen über die Entschädigung der Mitglieder des Reichstages für ihren Verlust an Zeit und Mühe verlangten, sonderbar genug, der Adel und die Geistlichkeit, daß der dritte Stand die Tagesgelder für die beiden ersten bezahlen solle. Die Stände trennten sich endlich. Das Einzige, was ihrer Erscheinung eine, wenn auch vorübergehende Bedeutung gegeben, war ihre Erklärung, daß die Krone, ohne ihre Bewilligung, keine Abgaben erheben dürfe und daß sie zu dem Ende alle zwei Jahre zusammenberufen werden sollten. Da sie aber in der Meinung des Volkes und der öffentlichen Stimmung nicht die Macht besaßen, die Regierung zu ihrer Zusammenberufung zwingen zu können, so blieb ihre Erklärung ohne weitere Wirkung. Die französischen Reichsstände sind mehrmals in kritischen Momenten, wie während der Gefangenschaft König Johann's, des Wahnsinnes Karl's VI. und bei einigen Regierungswechseln, plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht und haben im öffentlichen Leben im Grunde weder etwas zerstört, noch etwas geschaffen. Ihre unregelmäßigen und erfolglosen Zusammenkünfte haben indessen doch immer die Bedeutung gehabt, daß sie die Vorstellung von einer Nation, die sich selbst angehörte, die das Königthum an ihre Spitze gestellt, aber sich nicht für dessen Eigenthum hielt, sondern, wenigstens der Idee nach, an der Leitung ihres Schicksals Theil zu nehmen das Recht hatte, kurz die Erinnerung und den Gedanken der politischen Freiheit unter den Franzosen nicht vollkommen verschwinden ließen. In Bezug auf die Gegenwart, in der sie auftraten, haben sie jedoch nie eine wahrhafte Bedeutung gehabt.

Die Schwester des jungen Königs, Anna von Frankreich, leitete, ungeachtet ihres zweifelhaften Rechtes, an die Spitze der Regierung zu treten, dieselbe mehre Jahre lang und unter zum Theil schwierigen Umständen, mit einer ihres Vaters nicht unwürdigen Kraft und Thätigkeit, die dabei nicht, wie die jenes Königs, durch Willkür und Grausamkeit befleckt wurde. Sie hatte im Innern gegen die Ansprüche der Prinzen und großen Vasallen, welche von der Jugend des Souverains und der Verwaltung einer Frau Vortheile für sich zu ziehen dachten, und nach Außen zu, auf der Nord-

grenze gegen Maximilian von Oesterreich und im Süden gegen Ferdinand von Aragonien zu kämpfen. Ihres Verstandes und ihrer Festigkeit ungeachtet, würde sie den Bündnissen und Angriffen ihrer Gegner wahrscheinlich erlegen sein und ihre Stellung haben aufgeben müssen, wenn ihr nicht die öffentliche Meinung in der Nation, zu welcher schon jetzt Alles mit Ausnahme der Prinzen des königlichen Hauses und einiger großen Lehnsmänner gezählt werden muß, zu Hülfe gekommen wäre und ihr einen im Ganzen zwar passiven, aber unter den vorhandenen Umständen zureichenden Beistand gewährt hätte. Alle Stände, Adel, Geistlichkeit und Städte, fühlten sich zwar durch den Tod Ludwig's XI. wie von einer drückenden Last befreit, waren aber doch nicht geneigt, sein vornehmstes Werk, das Ergebniß seiner ganzen Regierung, die Unterwerfung der Großen und die Einheit des Staates sinken, und das Land von Neuem sich in den Kampf der nach einer lokalen Souverainetät strebenden Prinzen und Vasallen verwickeln zu lassen. Zwar hatten die Prinzen den Herzog von Bourbon, den ältesten unter ihnen, zum Generallieutenant des Königreiches, und den Herzog von Orleans, den muthmaßlichen Thronfolger, zum Vorsitzer des Staatsrathes ernannt, aber die Schwester des Königs nahm auf diese Bestimmungen keine Rücksicht und führte die Regierung, von klugen Rathgebern und einem glücklichen Feldherrn, La Tremouille, unterstützt, als wäre sie wirkliche Regentin des Landes, fort. Alle großen Vasallen, fast sämmtlich Gegner der Regentin, denn so muß man sie, obgleich sie diesen Titel nicht führte, dennoch nennen, wurden ihr zu gehorchen gezwungen. Selbst die Bretagne, wie immer, so auch diesmal der Herd der innern Unruhen und der Mittelpunkt der gegen die Krone gerichteten, mit dem Auslande in Verbindung stehenden Opposition, ward von dem Kriegsvolke des Königs eingenommen. In der Schlacht von St. Aubin du Cormier wurden die Unzufriedenen von La Tremouille gänzlich geschlagen und der Herzog von Orleans selbst gefangen genommen. Der Einfluß und die Macht Anna's von Frankreich, deren Gemahl unterdessen von seinem ältern Bruder den Titel und die Besitzungen des Hauses Bourbon geerbt hatte, ward nach einer so harten Regierung, wie die Ludwig's XI. gewesen, von dem Volke allgemein als eine Milderung und Verbesserung seines Zustandes angesehen. Sie dauerte, obgleich sie sich in der letzten Zeit, als Karl VIII. sich dem Mannesalter näherte und die Beschränkung seiner Gewalt und Bevormundung seiner Person nicht mehr so geduldig wie früher ertrug, sehr vermindert hatte, fast bis zu dem wichtigen Augenblicke der

Vermählung des jungen Königs mit der Erbin und ältesten Tochter Franz' II. von Bretagne und der Vereinigung dieses großen Lehns mit der Krone fort.

Der Krieg zwischen Maximilian von Oesterreich und Karl VIII. war durch den Vertrag von Frankfurt, bei welchem der von Arras zu Grunde gelegt wurde und in welchem der König die Flamänder, die sich gegen Maximilian empört und mit denen er ein Bündniß geschlossen, preisgab, beendigt worden (1489). Karl VIII. war, dem Vertrage von Arras gemäß, mit Margarethe von Oesterreich, der Tochter Maximilian's, die in den letzten Monaten der Regierung Ludwig's XI. nach Frankreich gekommen, verlobt worden. Die junge Prinzessin hatte seitdem den Titel einer Königin von Frankreich geführt. Maximilian, der durch seine Heirath mit Maria von Burgund die Macht des Hauses Oesterreich außerordentlich vermehrt hatte, war der erste Fürst seines Stammes, in welchem ein, wenn auch keineswegs großartiger politischer Ehrgeiz und eine entschiedene Vergrößerungslust sichtbar wurden. Nicht damit zufrieden, Frankreich schon an seiner Nord- und Ostgrenze zu umgeben, dachte er nach dem Tode Franz' II. von Bretagne sich mit dessen Erbin zu verbinden, und auf diese Art auch im Westen und Innern des Königreiches Fuß zu fassen. Die Nachkommen Rudolph's von Habsburg waren durch die häufige Erlangung der deutschen Kaiser- und Königswürde und die Erweiterung ihrer Herrschaft, obgleich ursprünglich den Enkeln Hugo Kapet's an Adel und Macht weit nachstehend, allmälig zu großem Glanze und Ruhme in Europa gelangt. Maximilian war schon um diese Zeit zum Nachfolger seines Vaters Friedrich's III. bestimmt. Eine Vermählung mit einem so großen Fürsten, der sich außerdem durch den Adel und die Schönheit seiner Person auszeichnete, schmeichelte der jungen Herzogin Anna von Bretagne, die, zu Frankreich in einer fast erblichen Feindschaft stehend, von allen andern Bundesgenossen verlassen und von mehren ihr verhaßten Freiern bestimmt, die Bewerbung des künftigen Kaisers von Deutschland gern annahm. Maximilian vermählte sich durch einen Stellvertreter mit der Erbin von Bretagne und glaubte hierdurch diese große und wichtige Provinz ebenso unter seine Herrschaft zu bringen, wie er es dreizehn Jahre vorher mit den burgundischen Landen gethan hatte. Diese Verbindung war aber, um den Argwohn der übrigen Fürsten, besonders Karl's VIII. nicht zu erregen, so lange als möglich geheim gehalten worden. Als sie endlich bekannt wurde, schickte Karl sogleich Kriegsvolk gegen die Bretagne, denn die Herzogin hatte sich früher anheischig ge-

macht, sich nicht ohne seine Einwilligung zu vermählen. Maximilian, mit weitern Planen zur Erweiterung seiner Herrschaft an den östlichen Grenzen Deutschlands beschäftigt, mit seinen niederländischen Unterthanen in beständigen Streitigkeiten begriffen und, obwohl von großer Thätigkeit, ohne Folge und Nachdruck in seinen Entwürfen, that nichts, um seiner Gemahlin zu Hülfe zu kommen, und machte nicht einmal einen ernsten Versuch mit der, welche für seine Frau galt, sich wirklich zu verbinden. Denn er ist nie nach der Bretagne gekommen und hat die Herzogin Anna nie gesehen. Karl VIII., der jetzt einundzwanzig Jahre zählte und sich von der Aufsicht seiner Schwester vollkommen befreit hatte, war von seinen vertrauten Dienern auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden, welche für ihn und sein Reich nothwendig entstehen müsse, sobald Maximilian, ohnedies Herr so vieler Länder und künftiger Kaiser, auch noch die Bretagne, die große Provinz, die durch das Meer mit Spanien und England in so naher Verbindung stand, seinen übrigen Staaten hinzufüge. Die Herzogin Anna, kaum der Kindheit entwachsen, den Angriffen Frankreichs ohne Aussicht auf Hülfe bloßgestellt, von ihren Räthen überredet, gab ihre Verbindung mit dem Erben von Oesterreich auf und reichte (1491) ihre Hand dem Könige von Frankreich. Die beiden fürstlichen Personen zerrissen durch ihre Vermählung allerdings nur dem Namen nach bestehende, aber um ihrer politischen Bedeutung willen wichtige Bande. Karl VIII. war seit seiner Kindheit mit Margarethe von Oesterreich, der Tochter Maximilian's, verlobt gewesen, und Anna war ein Jahr vorher mit dem römischen Könige, wie Maximilian jetzt genannt wurde, vermählt worden. Beide Verhältnisse wurden demnach zugleich aufgelöst und der designirte Eidam, ein seltener Fall, entriß dem künftigen Schwiegervater seine eigene Frau. In dem Ehevertrage wurde außerdem bestimmt, daß Anna, im Falle der König, ohne Söhne von ihr zu haben, mit Tode abginge, keine zweite Verbindung, außer mit dem nächsten Thronerben, schließen könne. Auf diese Art wurde das letzte große Lehen, das von jeher in so ungewissen und großentheils feindlichen Verhältnissen zu dem Königreich gestanden, mit demselben für immer vereinigt. Der Rest der celtischen Nationalität auf dem Festlande, die sich so lange gegen die Vereinigung mit dem römisch-fränkischen Staate gesträubt, schon längst im Abnehmen begriffen, ward jetzt, mit dem Verluste ihrer politischen Unabhängigkeit, ihres letzten Haltes beraubt und dazu bestimmt, in dem großen Nachbarvolke, gegen das sie seit den Zeiten Ludwig des Frommen gekämpft, zu verschwinden. Die besondern

Rechte und Privilegien dieses Landes waren durch eine königliche Erklärung (1492) ausdrücklich anerkannt worden. Aber die bretagnischen Edeln und Städte, die unter ihren alten Herzögen große Freiheiten besessen, erfuhren das Schicksal der übrigen Bewohner des Reiches und fielen unter die unumschränkte Gewalt der Krone, obgleich sie, dem Schein nach, ihre frühere ständische Verfassung bewahrten. Der besondere Charakter der Einwohner jedoch, ihr trotziger Muth und starrer Sinn, aber auch ihre Festigkeit und ihr Ernst, die sie von allen andern Franzosen unterscheiden, sind in dieser politischen Vermischung nicht untergegangen und die Bretagner zeichnen sich noch heute durch manche Vorzüge und Mängel aus, die man schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters an ihnen wahrgenommen.

Diese Vereinigung der Bretagne mit dem Königreiche ist für die innern Angelegenheiten die wichtigste Begebenheit der Regierung Karl's VIII., sowie es die italienischen Feldzüge für die äußern geworden sind. Zwischen beiden liegen in den Jahren 1492 und 1493 drei Verträge, denn der Hang zum Unterhandeln, die Gewohnheit der Mächte, ihre Plane und eingegangenen Verpflichtungen den eintretenden Umständen gemäß zu verändern, rasch von Kämpfen zu Verträgen, von Kriegen zu Friedensschlüssen überzugehen, bei diesem Allen mehr die Hoheit und Größe der Herrscher und ihrer Geschlechter als die Bedürfnisse und Wünsche der Völker zu Rathe zu ziehen, zur Zeit Ludwig's XI. zu einem System geworden, nahm unter seinem kriegslustigen Sohne und den übrigen gleichzeitigen Fürsten eine immer bedeutender werdende Stelle ein und sollte, zum Unterschiede von den auf rein nationalen Interessen beruhenden Verhältnissen des antiken Staates und der von einem religiösen und ständischen Geiste bewegten Politik des eigentlichen Mittelalters, eines von den charakteristischen Zeichen des modernen Staates werden. Maximilian, der durch die Verbindung Karl's mit Anna von Bretagne sich verletzt und in seinen Hoffnungen getäuscht sah, hatte sich mit England und Spanien zu einem Angriffe gegen Frankreich verbunden. Das englische Volk wünschte, in Erinnerung seiner alten Siege über Frankreich und den Verlust seiner Eroberungen auf dem Festlande noch nicht verschmerzend, den Krieg mit Leidenschaft, und Heinrich VII. sah sich, seines friedlichen Strebens ungeachtet, genöthigt, diesem Drange nachzugeben. Er setzte deshalb mit einem Heere nach Boulogne über, dessen Belagerung er unternahm. Ferdinand und Isabelle, die, nach der Eroberung Granadas, Spanien zu einem großen Reiche erhoben, wünschten die

Wiedereroberung von Cerdagne und Rouſſillon, die unter Ludwig XI. mit Frankreich vereinigt worden. Maximilian verlangte die von der burgundiſchen Erbſchaft an Frankreich gekommenen Lande zurück. Dieſe Verbindung ſo mächtiger Fürſten hätte, falls ſie nach einem gemeinſamen Plane und mit Nachdruck gehandelt, Karl VIII. zur Erfüllung aller ihrer Forderungen zwingen können. Aber alle dieſe Bündniſſe wurden, wie wir ſo oft unter der Regierung Ludwig's XI. geſehen haben, faſt ebenſo leicht aufgelöſt als übereilt geſchloſſen. Die Kunſt, einen zuſammenhängenden Plan zu entwerfen, zur Erreichung eines allgemeinen Zieles für den Augenblick bedeutende Opfer zu bringen, auf der einmal betretenen Bahn entſchieden fortzuſchreiten, war in jener Zeit, in welcher, bei ganz verſchiedenen Tendenzen, noch immer viel von dem willkürlichen, von der Gegenwart und ihren Eingebungen bewegten Geiſte des Mittelalters übrig geblieben, unmöglich. Karl VIII., der an die Eroberung Italiens dachte, und um in der Ferne wirken zu können, in der Nähe gern ruhig ſein wollte, ſcheute keine Opfer, um dieſes Bündniß zu trennen. Er gab Cerdagne und Rouſſillon an Ferdinand in ſeiner Eigenſchaft als König von Aragonien zurück und entſagte den Summen, für die ſie einſt Johann II. an Ludwig XI. verpfändet hatte. Ferdinand dagegen verſprach keines ſeiner Kinder mit den Familien Heinrich's VII. oder Maximilian's zu verbinden und die Allianz mit Frankreich jeder andern vorzuziehen. Im Falle dies nicht geſchähe, ſollten jene beiden Provinzen an Frankreich zurückfallen. Man weiß, wie Ferdinand dieſe Bedingungen erfüllt hat. Uebrigens enthielt jeder politiſche Pakt in jener Zeit, mehr als in irgend einer andern, gewöhnlich Bedingungen, die ihn nicht nur illuſoriſch machten, ſondern auch ſchon den Keim zu neuen Reibungen in ſich ſchloſſen. Der menſchliche Verſtand bewegte ſich auf dieſer ihm neuen politiſchen Bahn, obgleich im Einzelnen mit großer Feinheit, im Ganzen ohne umfaſſende Einſicht und verlor jeden Augenblick das von ihm ſelbſt geſetzte Ziel aus den Augen. Daher die große Beweglichkeit in den politiſchen Verhältniſſen jener Zeit bei, im Ganzen, mittelmäßigen Anſtrengungen und, den äußern Gewinn oder Verluſt der handelnden Parteien betrachtet, geringen Reſultaten. Die Engländer, die von den Feldherren Maximilian's, der faſt immer von den Niederlanden entfernt war, nicht unterſtützt wurden, und für welche ſich die Tage von Crecy und Azincourt nicht mehr erneuern ſollten, wurden dieſes Krieges, den ſie ſo ungeſtüm begonnen, bald müde, und nahmen das Anerbieten Karl's, ſowohl die Schulden, welche Anna von Bretagne von ihren Vor-

fahren her an die Krone von England zu bezahlen hatte, und die Rückstände der Subsidien oder des Tributs, den Ludwig XI. an Eduard IV. versprochen und dessen Leistung Karl VIII. unterbrochen, innerhalb funfzehn Jahren zu bezahlen, bereitwillig an. Maximilian, der jetzt allein auf dem Kampfplatze geblieben und dem seine zerstreuten Besitzungen und weiten Plane überhaupt keine Concentrirung seiner Macht und keinen großen Nachdruck in deren Anwendung erlaubten, fand sich endlich ebenfalls zu einem Vergleiche genöthigt, durch den er die Franche-Comté, Artois und einige kleinere Herrschaften der burgundischen Erbschaft zurückerhielt. Diese Lande waren Margarethen von Oesterreich bei ihrer Verlobung mit Karl VIII. zugesagt worden. Da diese Verbindung nicht zu Stande gekommen, so sah sich Frankreich nicht nur dem Recht nach genöthigt, dieselben herauszugeben, sondern die Einwohner, welche die burgundische Herrschaft, in der das monarchische Princip nicht so schützend, aber auch nicht so drückend wie in Frankreich waltete, vorzogen, hatten sich überall gegen Karl VIII. aufgelehnt und den größten Theil seiner Beamten und Krieger verjagt. Indem er diese Eroberungen Ludwig's XI. an Maximilian abtrat, gab er im Grunde nur das auf, was ihm der Abfall der Städte und Landschaften schon entzogen hatte. Die Prinzessin Margarethe wurde ihrem Vater zurückgesandt. Diese drei Verträge waren, der von Barcelona mit Ferdinand und Isabelle, die gemeinschaftlich regierten, der von Etaples mit Heinrich VII. und von Senlis mit Maximilian, nach den Orten benannt, wo sie abgeschlossen worden.

Nach Beseitigung dieser das Innere des Königreiches bedrohenden Gefahren erschien endlich der wichtige Augenblick, wo das französische Volk in sich selbst fest und stark genug geworden war, um einen großen Theil seiner Macht zu einer fernen Unternehmung, der Eroberung eines fremden Landes, anwenden zu können. Es war dies in der That zum erstenmal, daß der Strom des französischen Lebens, in seinen Quellen vermehrt, über seine Ufer trat. Denn die Eroberungskriege Karl des Großen waren in eine Zeit gefallen, wo die verschiedenen Elemente, aus denen das französische Volk entstehen sollte, sich einander zwar schon sehr genähert hatten, aber noch nicht in einander übergegangen waren, wo demnach die französische Nationalität als eine eigene, in sich übereinstimmende, originale Gestalt noch nicht vorhanden war. Die Eroberung Englands durch die Normänner kann ebenfalls nicht unter die Thaten des französischen Volkes gesetzt werden, denn die Abkömmlinge der alten skandinavischen Seeräuber hatten zwar schon damals die

Sprache der fremden Bevölkerung, über die sie herrschten, angenommen, sich aber sonst keineswegs mit ihr vermischt. Die Normänner wurden erst nach der Eroberung ihres Landes durch Philipp August und dessen Einverleibung mit Frankreich wahrhaft zu Franzosen. Zur Zeit Wilhelm des Eroberers hatten sie noch nicht aufgehört eine eigene Nation mit einer besondern unterscheidenden Richtung des Charakters und Lebens zu sein. Später versuchte der Sohn Philipp August's, der nachmalige Ludwig VIII., von einem Theile der englischen Barone gegen den König Johann zu Hülfe gerufen, sich zum Herrn dieses Landes zu machen. Dieser Versuch mißlang, würde aber auch im glücklichsten Falle keine Eroberung des französischen Volkes, sondern nur der Triumph eines kapetingischen Prinzen gewesen sein, der mit Hülfe einer Partei im englischen Volke sich zum Könige desselben gemacht hätte. Dasselbe kann man von der Eroberung beider Sicilien durch Karl von Anjou und seiner Provençalen sagen. Die Franzosen hatten während der Kreuzzüge allerdings den Trieb gezeigt, sich nach Außen hin auszubreiten, auf die Ferne einen Einfluß auszuüben. Indessen war dies im Ganzen ausschließlich im Dienste einer religiösen Idee, von der sie, wie viele andere Völker begeistert gewesen, und nicht als ein Ausdruck ihres besondern nationalen Daseins geschehen. Bei der Eroberung von Konstantinopel, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, und der Gründung von Feudalherrschaften im byzantinischen Reiche waren die Franzosen einmal nicht allein thätig gewesen, und dann waren diese Unternehmungen nur von einem Theile ihres Adels ausgegangen und ohne Einfluß auf die Nation selbst geblieben. Der Einfall Karl's VIII. in Italien und seine Eroberung des Königreichs Neapel ist demnach die erste Begebenheit seit der Entstehung des französischen Volkes, wo es für sich, um seine Kraft zu üben und seine Macht auszubreiten, und nicht für die Herstellung einer ihm ursprünglich fremden oder mit Andern gemeinsamen Idee, nicht im Interesse eines einzelnen Individuums oder Standes, außerhalb seiner Grenzen auftritt.

Schon seit mehren Jahrhunderten hatte zwischen Frankreich und Italien eine immer sichtbarer werdende Annäherung stattgefunden. Seitdem der Bruder Ludwig des Heiligen Neapel erobert, hatten dort Könige aus der Linie Anjou entweder wirklich geherrscht, oder wenigstens den Thron dieses Landes in Anspruch genommen und eine ihnen geneigte Partei in demselben gehabt. Die Provence, die den Prinzen aus diesem Hause, nachdem sie Neapel verloren, geblieben, trug besonders dazu bei, die Verbindung zwischen

beiden Ländern lebendig zu erhalten, denn der italienische und provençalische Genius hatte seiner alten Verwandtschaft damals noch nicht vergessen. Spanien hatte auf Südfrankreich ebenfalls stets einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, war aber dem Norden dieses Landes durchaus fremd geblieben, während Italien von Karl VI. an den schlummernden Funken des französischen Geistes in Bezug auf Kunst, Geschmack und Sitte in Lyon, Paris, Caen u. s. w. und an den Höfen von Angers, Nancy u. s. w. zu beleben angefangen und seinen spätern Einfluß im sechszehnten Jahrhundert vorbereitet hatte. Bei der Zerstückelung Italiens, dem Mangel aller nationalen Einheit, den sich unaufhörlich bekämpfenden größern und kleinern Staaten, waren französische Abenteurer seit lange gewohnt, dort ihr Glück in den Waffen zu versuchen, und mit Beute beladen und in die Heimath zurückgekehrt, ihren Landsleuten die Vorzüge jener reichen und fruchtbaren Gegenden zu preisen. Ein kriegerischer Zug nach Italien, unter diesem oder jenem Vorwande, lag deshalb den Vorstellungen und Wünschen aller Stände des französischen Volkes nahe und konnte von einem jungen und muthigen Fürsten leicht in Ausführung gebracht werden. Hierzu kam noch jetzt der günstige Umstand, daß durch die Erwerbung der Bretagne nicht nur die wirkliche Macht des Königreiches gemehrt, sondern besonders dessen innere Ruhe gesichert worden, und daß der Frieden mit Maximilian, Ferdinand und Heinrich VII. für den Augenblick keine äußern Angriffe fürchten ließ.

Indessen war es vorzüglich Ludwig XI. gewesen, der wie er überhaupt die moderne Monarchie und Politik in Frankreich gegründet, auch dieses erste Auftreten der französischen Nationalität außerhalb ihres eigenen Kreises vorbereitet hatte. Ungeachtet der Hindernisse aller Art, mit denen er in seinen eigenen Lande und in seinen Verhältnissen zu seinen Nachbarn zu kämpfen gehabt, waren die italienischen Angelegenheiten ihm dennoch nie fremd geworden. Als die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici ausbrach, so sandte er Comines, seinen geschicktesten Unterhändler, nach Mailand, um den dortigen Herzog zur Hülfe für Lorenz Medici aufzufordern. Er nahm zugleich die Huldigung der Genueser und die Stelle eines Schutzherrn dieser Republik an. Sein Eidam, der Herzog von Orleans, hatte von seiner Großmutter Valentina Visconti, die Stadt und das Gebiet von Asti geerbt. Der Marquis von Saluzzo hatte sich zu einem Lehnsmanne des Königs gemacht. Außerdem hatte Ludwig XI. alle Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel zu erwerben gewußt. Der letzte männliche Sprosse dieses

Stammes, Karl von Maine, war Graf von Provence gewesen, und hatte den Titel eines Königs von Neapel und Sicilien geführt. Dieser war es, der alle seine Ansprüche dem Könige von Frankreich vermachte. Letzterer hatte die Freundschaft der Herzöge von Mailand sorgfältig zu bewahren gesucht. Bona von Savoyen, die Witwe Galeazzo Sforza's, war seine Schwägerin. Die Prinzen des Hauses Savoyen waren ihm sowohl durch seine Frau als seine Schwester verwandt und er hatte, besonders vom Tode Karl des Kühnen an, auf dieses Land, sowie auf Piemont, einen großen Einfluß ausgeübt. Die vertriebenen Anhänger des Hauses Anjou in Neapel wurden von ihm immer mit besonderer Gunst aufgenommen. Man kann hieraus ersehen, daß Ludwig XI. nichts versäumt hatte, um sich oder seinem Nachfolger den Weg nach Italien zu öffnen.

Nächst diesen günstigen Umständen war es ohne Zweifel der persönliche Charakter Karl's VIII., der die Franzosen in diesem Augenblicke zum Beginn eines großen Krieges veranlaßte. Dieser König, in seiner ersten Jugend so kränklich, daß seine geistige Erziehung über seiner körperlichen fast ganz vernachlässigt worden war, hatte sich, wenn auch spät, allmälig doch entwickelt und war, bei beschränktem Urtheil und gänzlichem Mangel an Wissen, von einer romantischen thatenlustigen Stimmung beseelt, die ihn die Ausführung irgend eines großen und rühmlichen Unternehmens als die Erfüllung einer Pflicht ansehen ließ. Bei seiner Jugend und Unwissenheit hoffte er die Zeiten Karl des Großen und dessen Ruhm erneuern zu können. Von der Lesung der Ritterbücher und den heroischen Legenden des Mittelalters, wie die meisten Großen des funfzehnten Jahrhunderts entflammt, beschäftigte er sich, obgleich klein und schwächlich von Person, doch mit nichts als Waffenspielen aller Art und sah sich schon im Geiste als den Gründer großer Reiche und den Besieger fremder Völker an. Besonders hatte die Eroberung Granadas durch Ferdinand und Isabelle seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sowohl seinen Ehrgeiz als seine Frömmigkeit nach Vollziehung einer ähnlichen That geweckt. Er träumte von einer Besiegung der Türken, zu der ihm die Herrschaft über Italien den Weg bahnen sollte. Während dieser Zeit hatten mehre neapolitanische Große von der den aragonischen Fürsten feindlichen Partei Karl VIII. zu bereden gesucht, die Rechte des Hauses Anjou, dessen Mannsstamm erloschen, für sich selbst in Anspruch zu nehmen, denn René II., Herzog von Lothringen, gehörte nur durch seine Mutter der Linie Anjou an. Karl VIII. war übrigens, welches

auch in der That seine Rechte auf Neapel sein mochten, sehr bald von deren Bedeutung überzeugt. Ein anderer Umstand, der ihn für diese Unternehmung entschied, war sein Verhältniß zu Ludwig dem Mohren, dem Verwalter des Herzogthums Mailand, der während der Geisteskrankheit seines Neffen, Johann Galeazzo, die Regierung führte. Dieser Neffe war mit Isabelle von Aragonien, der Enkelin des Königs Ferdinand von Neapel, vermählt, die, dem Oheime ihres Gemahls abgeneigt, ihrem Großvater anlag, denselben zur Niederlegung seiner angemaßten Gewalt zu nöthigen. Außer diesem gespannten Verhältnisse zu dem fernen aber mächtigen Neapel sah sich Ludwig der Mohr in seiner Nähe überall bedroht. Der König Ferdinand von Neapel hatte mit Peter von Medicis, der an der Spitze der florentinischen Republik stand, einen Bund geschlossen. Die Venetianer waren ihm, als einem Mitgliede des Hauses Sforza, abgeneigt, das ihnen die Herrschaft über die Lombardei, deren sie sich schon sicher glaubten, entrissen hatte. Von dem Papste Alexander VI. hatte er ebenfalls nichts Gutes zu erwarten. Ludwig der Mohr glaubte deshalb sich gegen seine Gegner in Italien durch einen mächtigen Bundesgenossen außerhalb sichern zu müssen. Die Staaten Maximilian's lagen zu zerstreut, seine Macht war zu wenig concentrirt. Er war unaufhörlich mit Gründung neuer politischer Plane beschäftigt, ohne die alten zu beschließen, und erregte überhaupt außerhalb Deutschlands kein Vertrauen. Ludwig der Mohr wandte sich deshalb an Karl VIII. und hielt demselben Neapel als Lockspeise hin. Er hoffte durch einen Krieg zwischen beiden Reichen die Macht des Hauses Aragonien, mit dem sein Neffe sich verbunden und das seine angemaßte Herrschaft anzugreifen drohte, zu verringern und für sich unschädlich zu machen.

In Frankreich war Alles zu einer großen Unternehmung bereit. Seit zwei Menschenaltern, seit der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII., war die politische und militairische Fortuna den Franzosen im Ganzen günstig gewesen. Ihre Macht und ihr Einfluß waren in beständigem Zunehmen geblieben und sie hatten sich fast auf allen ihren Grenzen erweitert. Auch war durch die fortschreitende Richtung ihres Lebens zur Monarchie ihre Gesinnung, wenn auch nicht kriegerischer, doch militairischer als früher geworden. Der Adel, der seine Kraft nicht mehr wie sonst in gegenseitigen Kämpfen verzehrte und bei sehr geschmälerter äußerer Stellung in seinem Innern dieselbe Sinnesart und Sitte bewahrt hatte, war in jedem Augenblick zu einer großen Expedition bereit. In den Städten machte der Schutz, den die Regierung den ehemals freien Gemein-

den des Mittelalters angedeihen ließ, jede innere Vertheidigung ihrer Interessen überflüssig und ließ, da Handel und Gewerbe noch in der Kindheit lagen, eine Menge rüstiger Arme zum Kampfe gegen das Ausland frei. Der Landmann, der einst unter dem Joche des Feudallebens seinem Herrn von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt zum Angriff gefolgt, willenlos und von dem engsten Horizonte begrenzt, war allmälig großentheils in den Stand der Freien eingetreten und von dem abenteuernden und kriegerischen Sinne seiner ehemaligen Dränger mit ergriffen worden. Zugleich hatte die von Karl VII. eingeführte stehende Militairmacht dem kriegerischen Geiste des Volkes eine feste Haltung gegeben und ihn durch Einführung einer größern Ordnung und Zucht eher befestigt als geschwächt. Außerdem hatte der Krieg, als Studium oder Kunst betrachtet, in Frankreich große Fortschritte gemacht. Das französische Geschützwesen galt seit den Zeiten der Brüder Bureau für das erste in Europa und die schwerbewaffnete Reiterei hatte ihren alten Ruhm bewahrt. Nur das Fußvolk einiger andern Nationen ward immer noch für besser als das französische gehalten. Die englischen Bogenschützen, der unüberwindliche Phalanx des schweizer Landvolkes und das leicht bewaffnete Fußvolk der Navarresen, Biscayer, Katalanen wurde den französischen Waffen derselben Art vorgezogen. Die unumschränkte Monarchie, die später wenigstens die höhern Klassen dieses Volkes verderben und entnerven sollte, war damals, indem sie seine eigenthümlichen Vorzüge bestehen ließ und dasselbe sich enger in sich zu vereinigen zwang, seiner Macht, wie überhaupt seiner ganzen Entwicklung, günstig. In der Epoche, die uns hier beschäftigt, war die Concentrirung aller nationalen Richtungen, die sich früher so vereinzelt und willkürlich geltend gemacht, in der Einheit und Kraft der Monarchie, der Gesittung dieses Volkes in hohem Grade förderlich.

Es ist in der Anlage und Ausführung dieses Werkes nicht unsere Absicht gewesen, die Kriege der Franzosen und besonders die auswärtigen umständlich zu schildern, sondern nur deren Entstehen, ihren unterscheidenden Charakter, wenn ein solcher in einer bestimmten Epoche in ihnen sichtbar wird, und den Einfluß nachzuweisen, den sie auf den gesammten Zustand der Nation geäußert haben. Die Unternehmung Karl's VIII. ist einmal darum wichtig, weil sie, wie oben schon erwähnt worden, ein Beweis ist, daß die Franzosen damals in sich einig und kräftig genug geworden, um außerhalb ihrer Grenzen mit Nachdruck auftreten zu können. Dann trug dieser Feldzug wesentlich dazu bei, Italien und Frankreich einander näher

zu bringen. Italien wurde von dieser Zeit an das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch in Literatur, Kunst, Sitte und Lebensart für den Norden Frankreichs die Schule, in der dieser sich ausbildete, wie der Süden es nach demselben Muster schon viel früher gethan hatte. Dieser italienische Einfluß, der sich jetzt an der Seine, wie schon früher an der Rhone geltend machte, wirkte viel dazu mit, die beiden großen Hälften Frankreichs, das Land ober und unter der Loire, zu einem Ganzen zu vereinigen und das lateinische Princip des Lebens mit allen seinen Konsequenzen über die gesammte Nation gleichmäßig zu verbreiten, da ihm vorher nur der Süden vollkommen angehört hatte. Auch begann durch diesen Kampf die immer mehr sinkende Kraft des italienischen Volkes, als eines unabhängigen politischen Körpers allgemein fühlbar zu werden. Im Mittelalter war Italien zwischen den Parteien der Päpste und der deutschen Kaiser getheilt gewesen. Städtische Republiken und kleine Souveraine hatten sich, ohne einen dauernden Zustand gründen zu können, bei immer wechselnden Interessen, fast einzig von selbstsüchtigen und beschränkten Zwecken bewegt, von jenen beiden großen Mächten hin und herziehen lassen. Die Republik Venedig war der einzige wahrhaft nationale Staat gewesen, der zu innerer Festigkeit und äußerer Unabhängigkeit gekommen. Aber von der Unternehmung Karl's VIII. gegen Neapel an treten das deutsche Reich als solches und das Papstthum bei diesem Kampfe in den Hintergrund, und Oesterreich, Frankreich und Spanien suchen sich gegenseitig in die Halbinsel zu theilen oder sie einander zu entreißen. Die innere Schwäche Italiens, die während des eigentlichen Mittelalters, bei dem Mangel einer festen und umfassenden Politik in allen andern Ländern, verborgen geblieben, kam durch die rasche Eroberung Neapels an den Tag, und erst von dieser Epoche an verlor dieses Land immer mehr die Möglichkeit, ein unabhängiges politisches Dasein zu gründen. Durch den Feldzug Karl's VIII. waren die Feldzüge Ludwig's XII. und Franz' I., fast alle ausschließend gegen Italien gerichtet, vorbereitet und gewissermaßen nothwendig gemacht und der Grund zu den langen Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich gelegt worden, die im sechszehnten Jahrhundert fast eben so sehr der Hebel der europäischen Politik werden sollten, wie es im funfzehnten Jahrhundert die Kämpfe zwischen England und Frankreich gewesen waren.

In diesem ersten großen auswärtigen Kriege erschien schon damals der Charakter dieser Nation und ihr Unternehmungsgeist so, wie er sich in fast allen ähnlichen Verhältnissen treu geblieben ist.

Der Entschluß Karl's VIII. riß die gesammte kriegerische Jugend des Landes mit sich fort. In fünf Monaten durchzog das französische Heer Italien von den Alpen bis Neapel, überall Schrecken und Erstaunen erregend, und ein Jahr nachher müssen die Besatzungen, die der König zur Behauptung seiner Eroberungen, nachdem er selbst in die Heimath zurückzukehren gezwungen worden, zurückgelassen, sich fast überall ergeben, und Karl stirbt, ohne die französische Macht auf dieser Seite im Geringsten erweitert zu haben. Dasselbe wiederholt sich mehrmals in der Geschichte bis in unsere Zeit hinein. Dieses unruhige Ueberströmen der französischen Nationalität hat jederzeit eine große Bewegung in Europa verursacht, die Mittel des Widerstandes und Angriffes vermehrt, die Kunst der Unterhandlungen und des Krieges vervollkommnet, ist aber für Frankreich meist von keinem wesentlichen Vortheile gewesen und ihm mehrmals selbst gefährlich geworden. Nationen hängen wie Individuen, manche äußere, wandelbare, auf der Oberfläche ihres Daseins schwimmende Bedingungen abgerechnet, vor allen Dingen, von ihrem Charakter, von der in die Tiefe ihres Wesens, bei dessen Entwicklung, versenkten Substanz ab, die ab- und zunehmen, stärker und schwächer werden, sich aber nie ganz verwandeln kann. Diese besondere Substanz des französischen Wesens ist aber ein Erbtheil der celtischen und altgallischen Welt, der volksthümlichen Individualität, die sich von Zeit zu Zeit wie ein wüthender Strom erhob und Alles zu verschlingen drohte, gleichwohl aber kein dauerndes Resultat aus seinen Kriegen und Eroberungen zu ziehen vermochte. Die Gallier haben später die Disciplin des römischen Genius, die Sprache, Sitte und Religion desselben angenommen und sind ihm, aller fernern Einflüsse und Schicksale ungeachtet, großentheils treu geblieben, haben durch sie ihrem nationalen Charakter Maß und Gleichgewicht zu geben versucht, ihre besondere Natur aber ist, wie dies auch nicht anders sein kann, immer mächtig geblieben und von Zeit zu Zeit, immer wieder mit dem alten Ungestüm und der angebornen Unruhe, dem planlosen, mehr zum Zerstören als Schaffen geeigneten Sinne hervorgebrochen. Was den Franzosen immer gefehlt hat und immer fehlen wird, ist die Gemüthskraft und Idealität des germanischen Charakters, dessen aus dem Innern stammende und nicht für äußere Zwecke und Bedürfnisse erfundene Methode des Daseins und darum langsam sich entwickelnde Kraft dem gallischen Ungestüm vom Schicksale zu einer Schranke angewiesen wurde, die er zuweilen, obwohl zuletzt zu seinem Schaden, übersprungen, die er aber im Ganzen nicht zu brechen vermocht hat. Bei der Verwandtschaft, in der

Frankreich zu den Völkern lateinischen Ursprunges steht, und bei der Leichtigkeit, mit der es sich dieser, wäre es ihnen allein gegenüber, bemächtigen und ihr Geschick leiten würde, und bei der geringen innern Bildsamkeit des slavischen Nordens, seinem Mangel an selbstständigem Gehalt und seinem Hange zur Nachahmung, würde Europa, wäre seine Mitte nicht von Germanen eingenommen, wahrscheinlich jedes Jahrhundert von Grund aus erschüttert werden und ein politisches Chaos hereinbrechen.

Ungeachtet der heimlichen Feindschaft und des Mißtrauens aller italienischen Staaten in die Unternehmung Karl's VIII. wußten sie, bei ihren innern Uneinigkeiten und Verräthereien, dem Eindringen der Feinde, wie gewöhnlich, keinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Dem französischen Heere ging außerdem der Ruf des unwiderstehlichen Ungestüms seiner schwer gerüsteten Reiterei und der wilden Tapferkeit seiner schweizerischen Söldlinge voran. Die Italiener versuchten kaum einen ernsten Angriff. Die Grausamkeit der Schweizer, die bei einigen kleinen Gefechten im Genuesischen die Gefangenen ermordet und bei der Einnahme einiger Städte selbst die Kranken nicht geschont hatten, erregte allgemeines Entsetzen, vermehrte den innern Haß, aber lähmte den äußern Widerstand. Die stärksten Befestigungen, welche die Natur selbst in diesem Lande aufgeführt, der Apennin mit seinen zahllosen Vorbergen, seinen unfruchtbaren Höhen und engen Pässen, wurden ohne Vertheidigung aufgegeben. Auf der engen Straße zwischen dem Gebirge und dem Meere, die nach Lukka führt, hätte das französische Heer von einer geringen Macht aufgehalten und ausgehungert werden können, aber Alles zog sich bei seiner Annäherung zurück. Es fehlte den Italienern im Einzelnen keineswegs an Kriegsmuth, aber sie besaßen kein Vertrauen unter einander und keinen gemeinsamen Halt- und Uebereinstimmungspunkt. Karl VIII. zog in Pisa und Florenz, wo er auf einige Reste republikanischer Gesinnung stieß, und endlich den einunddreißigsten December 1495 in Rom ein. Der Papst Alexander VI., der sich in die Engelsburg eingeschlossen, ward einige Zeit darauf zu einem Vertrage genöthigt, in welchem er den Franzosen die Citadellen von Spoleto, Civita Vecchia und Terracina bis zum Frieden überließ und denjenigen seiner Unterthanen, die sich dem Feinde angeschlossen hatten, verzieh. Karl VIII. blieb noch zwölf Tage nachher in Rom, aber ein Theil seines Heeres rückte sofort in das Neapolitanische ein, wo die Anhänger des alten Hauses Anjou sich für den König von Frankreich, als dessen Erben und Repräsentanten, erklärt hatten. Alphons II., von einem panischen Schrek-

ken ergriffen, legte die Krone zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand II. nieder und rettete sich mit seinen Schätzen nach Sicilien. Ferdinand suchte zu widerstehen, sah sich aber von seinem Kriegsvolke verlassen und gab Neapel auf. Karl VIII. hielt den 22. Februar 1495 seinen feierlichen Einzug in Neapel. Der Schrecken über das Glück dieser raschen Eroberung war so groß, daß selbst die Türken die Plätze, die sie auf der Ostküste Unteritaliens besaßen, räumten. Aber die italienischen Mächte, der Papst und die Venetianer an der Spitze, und selbst Ludwig der Mohr, der jetzt für sein Land, auf das der Herzog von Orleans Ansprüche machte, fürchtete, und sogar fremde Fürsten, wie der Kaiser Maximilian und Ferdinand und Isabella von Spanien, schlossen einen Bund, vermöge dessen sie zur Aufrechthaltung ihrer Würde und Sicherheit ein Heer von vierzigtausend Mann zu unterhalten versprachen. Ferdinand der Katholische sollte außerdem Frankreich an den Pyrenäen angreifen, Ludwig der Mohr den französischen Ersatzmannschaften die Straße der Alpen verschließen und die Venetianer seine Besatzungen am adriatischen Meere angreifen. Karl VIII., der die Habsucht seiner Hofleute und Beamten und die Unordnungen seiner Soldaten nicht zu beschränken verstanden, hatte in seinen neuen Eroberungen alle Stände gegen sich erbittert und verließ Neapel nach einem Aufenthalte von drei Monaten, während dessen er sich fast nur mit Festen und Turnieren beschäftigt hatte. Er ließ seinen Vetter Gilbert von Montpensier, aus dem Hause Bourbon, als seinen Statthalter mit einigem Kriegsvolke zurück und nahm, um nach Frankreich zurückzukehren, ziemlich dieselbe Straße, auf der er in Italien eingedrungen war. Sein Heer war äußerst geschwächt, nicht nur durch die Besatzungen, die er im Neapolitanischen zurückgelassen, sondern auch durch die Hülfsmannschaften, die er einigen seiner italienischen Verbündeten, um sich ihrer feindlichen Landesgenossen zu erwehren, sandte, und die Unterstützung, die er manchen seiner Großen gewährte, um sich dieser oder jener Stadt, in der sie eine eigene Herrschaft gründen wollten, zu bemächtigen. Nichts wäre den Verbündeten leichter gewesen, als die Franzosen auf ihrem Rückzuge zu vernichten. Aber die meisten von ihnen hatten ihre Versprechungen nicht erfüllt und ihre Kontingente nicht versammelt, und die, welche, wie die Venetianer, zum Kriege vorbereitet waren, zögerten den Angriff zu beginnen. Der Marquis von Mantua, der die Venetianer befehligte, hatte sich endlich dem französischen Heere, im Modenesischen, am Taro, genähert, jedoch mehr um dasselbe zu beobachten, als um es anzugreifen. Die Vorposten beider Heere fingen sich an zu necken

und es kam allmälig zu einer Schlacht bei Fornovo (6. Julius 1495), in welcher die Tapferkeit der Franzosen und Schweizer, ihrer ungünstigen Stellung ungeachtet, siegte. Die Italiener erlitten an Todten und Verwundeten einen fast zehnmal so großen Verlust als ihre Feinde. Am Ende Oktober kam Karl VIII. in Grenoble an. Ferdinand II., der nach Sicilien entflohen, war, von dem spanischen Feldherrn Gonzalvo von Cordova unterstützt, in sein Land zurückgekehrt und hatte sich der Hauptstadt wiederum bemächtigt. Montpensier, der das ganze Land gegen sich hatte und von Frankreich aus keine Hülfe erhielt, widerstand so viel er konnte, verlor aber eine Landschaft und einen festen Platz nach dem andern. Ferdinand, von den Beschwerden dieses Feldzuges, besonders während des langen Sommers in den brennenden Ebenen des alten Apuliens erschöpft, starb im September 1496 und Gilbert von Montpensier wenige Wochen nachher. Der neue König von Neapel, Friedrich, erlaubte den Trümmern des französischen Heeres in ihr Vaterland zurückzukehren.

Karl VIII. hatte durch diesen für den Augenblick resultatlosen italienischen Feldzug seiner Nation gleichwohl großen Ruf erworben. Der Ruhm der alten kriegerischen Tüchtigkeit des französischen Volkes war durch die langen unglücklichen Kriege gegen England, in denen es von einem tödtlichen Schlage nach dem andern getroffen ward, in der Meinung der Welt verringert worden. Die spätern Kämpfe in der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. und unter Ludwig XI. waren zwar meist glücklich gewesen, hatten jedoch zu wenig Glanz gehabt, waren mit zu geringer Macht geführt worden, hatten nie so gewaltige Schläge hervorgebracht, als daß sie die Niederlagen von Crecy, Poitiers und Azincourt hätten vergessen machen können. Die rasche Eroberung Italiens aber und dann der ungefährdete Rückzug eines kleinen französischen Corps, überall von Feinden umgeben, durch die ganze Länge Italiens, hatte die andern Völker mit Bewunderung erfüllt. Mailand, die große Municipalstadt des Mittelalters, Florenz, die Wiege der italienischen Civilisation, Rom, damals noch die Hauptstadt der Welt, und Neapel, das nach Griechenland und Afrika zeigt, hatten einen Augenblick lang dem kühnen und brausenden Volke gehorcht, das von der Seine und Loire kam, und seine glänzende und bewegliche Kraft, seine Harnische, Rosse und Kanonen mit Schrecken und Ueberraschung betrachtet. Der französische Name war in Italien wiederum mit einem Male, wie einst der fränkische, furchtbar geworden. — Das Werk der Verbindung unter den meisten Nationen Europas, das Wirken

einer auf alle und aller auf eine, weit aussehender Bündnisse und entfernter Kriege, das unter Ludwig XI., nach dem Aufhören der englisch-französischen Kriege, zum ersten Male hervortrat, war durch die Unternehmung Karl's VIII. erweitert und beschleunigt worden. Daß dies im Geiste und in den Bedürfnissen der Zeit lag und nicht von der Persönlichkeit und den Interessen Einzelner abhing, geht unter Anderm daraus hervor, daß diese Richtung unter dem persönlich muthigen, aber sonst schwachen und beschränkten Karl VIII. eben so mächtig wie unter Ludwig XI., dem klügsten und feinsten aller Fürsten, zum Vorschein kam. Bei dem Eroberungszuge gegen Neapel hatten Franzosen, Schotten, Deutsche, Schweizer, Spanier, Dalmatier und Albaneser im venetianischen Dienste, Ungarn und Böhmen in dem Maximilian's I. gekämpft. Die Nationen hatten bisher in dem Irrthum gestanden, Feinde zu sein, weil sie Nachbarn waren. Jetzt fingen sie an sich einer andern Täuschung hinzugeben und sich um so lieber mit einander zu verbinden, je entfernter sie von einander waren. In politischer Beziehung war dies ein noch größerer Irrthum. Aber die Grenzen des Geistes erweiterten sich durch diese fernen Verbindungen und die Intelligenz gewann durch die Berührung dessen, was die Natur getrennt hatte. Um dieselbe Zeit, wo die politische und kriegerische Thätigkeit der europäischen Völker sich auf einer weitern Bahn zu ergehen anfing, ward einem friedlichen Handels- und Unternehmungsgeiste in der Entdeckung Amerikas ein unermeßliches Feld eröffnet. Zwei Jahre, bevor Karl VIII. seinen Eroberungszug antrat, war Christoph Columbus von seiner ersten Reise zurückgekehrt.

Karl VIII. starb, drei Jahre nachdem er aus Italien zurückgekehrt, plötzlich in dem Schlosse von Amboise (7. April 1498) im neunundzwanzigsten Lebensjahre, während er einen Augenblick zuvor einem Ballspiele seiner Hofleute an einem feuchten Orte zugesehen hatte. Er hatte, obgleich klein, schwächlich und fast mißgestaltet, stets einen besondern Hang zu den Waffen gezeigt und mehrmals Beweise seines persönlichen Muthes abgelegt, zugleich aber durch einen unmäßigen Hang zu sinnlichen Genüssen seine Gesundheit früh untergraben. Er war, obgleich er für die Regierung weder Kraft noch Einsicht besaß, allen Ständen seines Volkes durch die große Milde seines Sinnes werth geworden. Sein und seines Vaters Minister, Comines, sagt von ihm, daß er die menschlichste und sanfteste Natur gewesen, die man sich vorstellen könne, kein geringes Lob für einen Fürsten des funfzehnten Jahrhunderts, und besonders einen solchen, der einen Despoten, wie Ludwig XI., zum Vater ge-

habt hatte. Die Charaktere des Vaters und Sohnes waren so verschieden, als hätte die Natur sich darin gefallen wollen, in ihnen eines der Beispiele aufzustellen, welche beweisen, daß die Verwandtschaft des Blutes meist die des Geistes ausschließt. — Mit Karl VIII. erlosch die ältere Linie der Valois, der direkten Nachfolger Philipp's VI., die sich hundertundsiebenzig Jahr Sohn auf Vater in der Regierung gefolgt waren. Drei Söhne, die er von Anna von Bretagne gehabt, waren vor ihm gestorben. Sein Nachfolger, Ludwig XII., war ein Enkelsohn des Herzogs von Orleans, den Johann ohne Furcht ermorden ließ, und der Sohn dessen, der bei Azincourt gefangen, viele Jahre in englischer Gefangenschaft gelebt hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Wir haben im ersten Theile dieses Werkes gesehen, wie Paris durch Philipp August erweitert, befestigt und im Innern durch eine Menge moralischer und materieller Einrichtungen und Verbesserungen zu einer bedeutenden Stadt geworden war. Die Nachfolger dieses Königs fuhren auf der von ihm betretenen Bahn fort und sorgten, wenn auch nicht mit derselben Energie, aber ungefähr auf dieselbe Weise, für die Erhebung ihrer Haupt- und Residenzstadt, indem sie die zu deren Sicherheit dienenden Befestigungen erhielten, die innere Polizei derselben verbesserten und die religiösen Institute, wie die mit ihnen zusammenhängenden Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten vermehrten. In letzterer Beziehung hatte sich besonders Ludwig der Heilige, wie am Ende des dritten Buches erwähnt worden, ausgezeichnet. Paris sollte bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein, wo es unter Franz I. der Sitz eines großen Hofes, einer sich bildenden glänzenden Gesellschaft und der mit einem Male sich sehr lebendig regenden Kunst und Wissenschaft in Frankreich wird, den im Mittelalter empfangenen Charakter, ungeachtet aller äußern Veränderungen, beibehalten. Die Kriege, die innern Unruhen zur Zeit der Gefangenschaft König Johann's, die Empörung des pariser Volkes gegen den Druck, den die Oheime Karl's VI.

während dessen Minderjährigkeit ausübten (l'insurrection des Maillotins, von maillotin, der Streithammer, genannt), die blutigen Scenen und Ermordungen in den Gefängnissen, von der Partei der Bourgignons gegen die der Armagnacs ausgeübt, die funfzehnjährige englische Herrschaft in Paris brachten im Innern dieser Stadt keine Veränderungen hervor, die bedeutend genug gewesen wären, um in einem Gemälde der allgemeinen Entwickelung der französischen Nationalität eine Stelle zu finden. Die Erhebung von Paris war in dieser Epoche aufgehalten, aber weder etwas wesentlich Altes zerstört, noch etwas charakteristisch Neues geschaffen worden. Die Bevölkerung dieser Stadt nahm in jener Zeit durch die allgemein herrschende Unsicherheit und Noth, durch Krieg, Pest u. s. w. bedeutend ab. Paris war damals vielleicht die unglücklichste unter den größern französischen Städten, aber verwandelte sich, wie gesagt, eigentlich nicht. Die Geschichte der Hauptstadt ist in dieser Epoche nichts als eine Wiederholung der des Landes selbst und es taucht innerhalb ihrer Mauern keine an und für sich bedeutende eigenthümliche Erscheinung auf, die nicht theils in dem gesammten Leben, theils in den besondern politischen Zuständen jener Zeit ihren Ursprung hätte. Obgleich Paris unter Karl VI. und Karl VII. von der eigenen Regierung gedrückt oder vernachlässigt und lange von den Fremden besessen wird, so hat ihre Bestimmung, das Haupt des Reiches zu sein, in der Meinung und den Verhältnissen zu tiefe Wurzeln geschlagen, um, sobald die Umstände sich etwas günstiger zu gestalten anfangen, nicht sogleich wieder hervorzutreten. Mit dem Aufhören der englischen Kriege erhebt sich Paris alsbald auf überraschende Art von allem erlittenen Unglück, und steht im Anfange des sechszehnten Jahrhunders unter Franz I. als die erste und mächtigste Stadt des Landes da. Unserm Plan treu, wollen wir jetzt, wie in jeder bedeutenden Epoche in der Geschichte dieses Landes, uns einen Augenblick lang mit dem Bilde seiner Hauptstadt beschäftigen, von dessen einzelnen Zügen aber nur das zurückrufen, was zu seiner Zeit wirklich bedeutend gewesen ist, oder häufig in der Geschichte erwähnt wird und zur Vergegenwärtigung jener entschwundenen Zustände dienen kann.

Stephan Marcel hatte, als er die Nachricht von der Niederlage bei Poitiers erhielt, die hier und da verfallenen Befestigungen von Paris, um gegen einen plötzlichen Ueberfall der Engländer sicher zu sein, erneuern lassen. Da dies jedoch ein Werk der Eile gewesen und unvollendet geblieben, so befahl Karl V. die Anlegung neuer Bastionen und Thürme und namentlich die Errichtung eines festen

Schlosses an der feindlichen Angriffen besonders ausgesetzten Porte St. Antoine, welches unter dem Namen „der Bastille" in der Geschichte des alten Königsthums eine so große Rolle gespielt hat. Dieser früher generelle Name, der allen mit Thürmen versehenen Thoren gegeben wurde, ward zuletzt nur von dieser berühmten Citadelle gebraucht. Karl V. hatte den Beginn dieses Baues dem Prevot Hugo Aubriot übertragen. Es gab im alten Paris zwei Beamte, die durch den Titel „Prevot" ausgezeichnet waren. Der eine war der Prevot de Paris, der andere der Prevot des Marchands. Philipp I. hatte an die Stelle des alten fränkischen Grafen den Prevot von Paris gesetzt. Als die Stadt bedeutender wurde, ward an die Spitze der Bürgerschaft, der Prevot des Marchands, nach der vornehmsten Klasse der städtischen Bevölkerung benannt, gestellt. Der Prevot de Paris war, so zu sagen, der Mann des Königs und vorzugsweise mit der Vollziehung seiner Befehle beauftragt, der Prevot des Marchands der Mann der Stadt und das Haupt der Bürgerschaft. Man kann beide, ohne sich zu irren, erstern mit dem heutigen Prefet de Police, letztern mit dem heutigen Prefet du Departement de la Seine vergleichen. Als den Parisern, während der Minderjährigkeit Karl's VI., um sie für ihre Empörungen zu bestrafen, ihre municipalen Rechte und Freiheiten genommen wurden, ward das Amt des Prevot des Marchands und der Echevins (Schöffen), des heutigen Conseil municipal, aber nicht das des Prevot de Paris, aufgehoben, denn letzteres war gewissermaßen mehr gegen als für die Stadt eingerichtet worden. Paris war nie eine freie Gemeinde im Sinne des Mittelalters gewesen, eben so wenig wie Orleans, obgleich die beiden wichtigsten Städte in den alten kapetingischen Erblanden. Die Könige hatten es ihrer Politik angemessen gefunden, die Bevölkerung ihrer Hauptstadt zwar zahlreich und begütert, aber nicht zu frei werden zu lassen. Um die Stadt zu gewinnen und die Eitelkeit der Bürger als Individuen, für den Mangel an Freiheit, als Mitglieder ihres Gemeinwesens, zu entschädigen, ertheilte Karl V. der ansässigen Einwohnerschaft von Paris den Adelsrang, was jedoch nur so viel heißen wollte, daß sie von allen feudalen Lasten ausgenommen und für ihre Person vollkommen frei sein sollten. Die Bevölkerung war bisher, wie in so vielen andern Städten, in zwei Klassen getheilt gewesen: die Francs-Bourgeois (Freibürger) und die Manants (Schutzbürger). Erstere waren von jeher frei, letztere aber den Herren, besonders den geistlichen, auf deren Grund und Boden ein großer Theil des alten Paris gebaut worden, zu Abgaben und Diensten verpflichtet gewesen.

Diese wurden jenen jetzt gleichgestellt. Der Adelsrang der pariser Bürger blieb zwei Jahrhunderte lang unangetastet bestehen, denn er beruhte mehr auf einer Befreiung von Lasten als auf einer Ertheilung von Rechten, obgleich dieser Vorzug allerdings das Selbstgefühl der Bewohner erhöhen und den reicheren unter ihnen die Erwerbung adeliger Lehne erleichtern mochte. Da die Bürger später, als das unumschränkte Königthum immer mehr in alle Theile des öffentlichen Lebens einzugreifen anfing, von dem überaus zahlreich gewordenen kleinern Adel, nicht sowohl als Individuen, aber als Stand, verdunkelt wurden, und da es im Geiste einer willkürlichen Regierung liegt, die Rechte ihrer Unterthanen von ihrem Belieben abhängen zu lassen, so hob Heinrich III. 1577 diese Nobilität der pariser Bürgerschaft auf und beschränkte solche auf das Amt des Prevot des Marchands und der Echevins, die sie nicht blos persönlich besaßen, sondern ihren Erben hinterließen. Dieses städtische Patriciat wurde jedoch, obgleich es aller im alten Frankreich üblichen adeligen Rechte genoß, von den Abkömmlingen des Feudaladels oder denen, die auf andere Weise zu dieser Auszeichnung gekommen, meist wenig geachtet.

Die Bastille, zu der der Prevot Aubriot den Grundstein gelegt, wurde übrigens nicht auf ein Mal vollendet, sondern wuchs nur allmälig zu dem gewaltigen hochbethürmten Gebäude empor, das die Pariser vierhundert Jahre lang in Furcht halten sollte und mit dessen endlicher Zerstörung die des alten Thrones selbst begann. Bei der Restauration der städtischen Umkreisung unter Karl V. wurden besonders alle Thürme erneuert und erhöht, so daß, wie damals der Krieger vom Kopf bis zu Fuß in Eisen gehüllt war, die Städte von Bastionen und Zinnen starrten, denn Alles war in jenem gesellschaftlichen Zustande noch immer auf Abwehr und Vertheidigung berechnet. Die Bastille, als solche ist allerdings verschwunden, ihr Schatten aber reicht bis in die Gegenwart hinein und scheint sich in den neuen Fortifikationen von Paris sogar wiederbeleben und vervielfältigen zu wollen. Ihr Name wird jedoch in diesem Lande immer das Symbol der Willkür und Unterdrückung sein. — Schon Philipp August hatte sich nicht ausschließend in dem alten königlichen Schlosse, auf der Ile de la Cité, gefallen wollen und zu wechselndem Aufenthalt den Louvre erbaut. Karl V., der sehr prachtliebend war, vermehrte die Zahl der königlichen Residenzen und begann schon als Dauphin den Bau eines großen Palastes, das Hotel St. Paul, nach der nahe liegenden Kirche dieses Namens benannt. Es nahm das ganze Terrain von der heutigen Straße

St. Antoine bis zum Ufer der Seine, und von der heutigen Straße St. Paul bis zu der des Arsenals und dem Platze der Bastille hin, ein. Es bestand aus einer Menge einzelner Gebäude, die meist schon vorher vorhanden gewesen, von dem Könige angekauft und umgeformt worden, die aber nach keinem allgemeinen Plane unter einander verbunden waren und nur durch die Mauer, die sie umgab, zu einem von der übrigen Stadt abgesonderten Ganzen gemacht wurden. Jedem Mitgliede der königlichen Familie war ein besonderer Theil dieser weitläufigen Konstruktionen bestimmt. Karl V. hatte hier Gärten, Bäder, Spielplätze, Menagerien und Raritätenkammern u. s. w. angelegt. Das Hotel St. Paul erregte die Bewunderung der Fremden und muß im funfzehnten Jahrhundert ungefähr das gewesen sein, was die Villen mancher römischen Großen im Alterthume waren. Die ungesunde Luft, die man in dieser Gegend bei der Nähe der Stadtgräben und der der Bastille einathmete, bewirkte, daß dieser Prachtbau bald nach dem Tode seines Gründers verlassen wurde, unter Franz I. ganz verfiel und endlich niedergerissen, den Raum zu neuen Straßen abgab, deren Namen noch jetzt zum Theil an die Bestimmung der einzelnen Theile dieses Palastes erinnern. Das Hotel St. Paul wird, besonders in der Geschichte Karl's VI. und der innern Bewegungen der Hauptstadt oft genannt. Karl V., der ein durchaus politischer und friedlicher Charakter war, seine Kriege von Duguesclin und andern Feldherren führen ließ und Paris und dessen Umgebungen selten verließ, that für dasselbe sehr viel, indem er, außer der Errichtung neuer Bauwerke, die meisten vorhandenen restaurirte, neue Hallen errichtete, die unterirdischen Kanäle reinigen ließ und den Handel auf der Seine begünstigte.

Unter der unglücklichsten aller Regierungen, der Karl's VI., konnte bei den immerwährenden innern und äußern Kriegen und dem Elend aller Art, nichts für die Verbesserung und Verschönerung der Hauptstadt geschehen, die im Gegentheile an Bevölkerung, Ausdehnung ihrer Vorstädte und Reichthum auf das Aeußerste herabkam. Im Anfange dieser Epoche wurden einige Brücken der Seine, wie der Petit-Pont und der Pont-St. Michel, die von dem Strome zerstört worden, neu erbaut, mehre alte Kirchen restaurirt, und von Privatleuten einige Anstalten des öffentlichen Unterrichtes und der christlichen Milde gegründet, die aber im Laufe der Zeiten spurlos verschwunden sind. Nur eine einzige Stiftung, nämlich: die Brüderschaft des Leidens unseres Herrn (la Confrérie de la passion de Notre-Seigneur) in dem Hospital der Dreifaltigkeit, Ecke der Straßen St. Denis und Greneta, unter dieser Regierung errichtet, ist

darum wichtig, weil von ihr die erſten Verſuche der dramatiſchen Kunſt in Frankreich ausgegangen ſind. Es hatte allerdings ſchon früher öffentliche Schauſpiele in Paris, wie überall gegeben, dieſe aber hatten nur in Seiltänzerei, Bänkelſängerei u. ſ. w. an Feſt- und Markttagen beſtanden und in den Kloſterſchulen waren dramatiſche Legenden in lateiniſcher Sprache und vor einem geiſtlichen Kreiſe aufgeführt worden. Die Brüderſchaft des Leidens unſeres Herrn ward die erſte Geſellſchaft, die in franzöſiſcher Sprache Dramen, oder was dieſen wenigſtens ähnlich ſah, aus dem neuen Teſtament gezogen und Myſterien genannt, aufführte. Karl VI. nahm ſie gegen die Verfolgungen des Prevot von Paris, der ihre Darſtellungen verbieten wollte, in Schutz, beſtätigte ſie als eine Korporation und ertheilte ihr mehre Privilegien. Das Volk hatte an den Tagen, wo dieſe Brüderſchaft ſpielte, Gelegenheit, die bleiche und früh verfallene Geſtalt des geiſteskranken Königs, der dieſes Theater, wenn es ſeine Geſundheit erlaubte, regelmäßig beſuchte, zu beobachten. — In der letzten Zeit der Regierung Karl's V. war in der heutigen Straße St. Antoine, dem Hotel St. Paul gegenüber, ein bedeutendes Gebäude errichtet worden, das durch Kauf in die Hände Karl's VI. kam, und allmälig ſehr erweitert, von ſeinen vielen Thürmen: „la Maison royale des Tournelles“ genannt wurde. Hier wohnte Karl VI. für gewöhnlich. Nach ſeinem Tode ſchlug der Herzog von Bedford, der Frankreich im Namen Heinrich's VI. regierte, in demſelben ſeinen Sitz auf. Nach der Vertreibung der Engländer ward es von Karl VII., wenn er in ſeiner Hauptſtadt anweſend war, bewohnt. Es beſtand, wie das Hotel St. Paul, aus verſchiedenen, unter einander nur loſe verbundenen Gebäuden und war, obgleich weniger groß als jenes, einer königlichen Reſidenz nicht unwürdig. Ludwig XI. ließ es verſchönern, Ludwig XII. ſtarb in ihm. Unter Katharina von Medicis ward es vom Hofe verlaſſen und ſpäter auf einem Theile deſſelben die heutige Place royale angelegt. In der letzten Hälfte der Regierung Karl's VII. und unter Ludwig XI. und Karl VIII. geſchah in der allgemeinen Lage und Verfaſſung des Landes allerdings viel Neues und Bedeutendes, in Paris ſelbſt aber traten keine großen lokalen Veränderungen hervor. Die Errichtung mehrer Buchdruckereien, z. B. in dem Gebäude der damaligen Sorbonne, dann in der Rue St. Jacques, in den Jahren 1470 und 1473, die ſich raſch vervielfältigten, war allerdings ein wichtiges Ereigniß, ſeine Folgen wurden jedoch erſt im folgenden Jahrhunderte, unter der Regierung Franz' I. in Frankreich fühlbar. Die erſten Drucker, die ſich in Paris niederließen,

sämmtlich Deutsche, waren von dem Parlamente, der Universität u. s. w. im Anfange ihrer Unternehmung verfolgt worden. Ludwig XI. nahm sie jedoch, wahrscheinlich ohne die volle Bedeutung der gemachten großen Erfindung zu ahnen, in seinen Schutz. Unter demselben Könige wurden mehre Verbesserungen in dem Zustande der medicinischen Fakultät der pariser Universität vorgenommen und im Jahre 1474 die Operation des Steines an einem zum Tode verurtheilten Verbrecher, zum ersten Male mit Erfolg, angestellt.

Was die Volksmenge in Paris betrifft, so fehlt es bis zum vierzehnten Jahrhundert an allen Daten, um eine auch nur aproximative Schätzung derselben angeben zu können. Unter Philipp dem Schönen wird dies einigermaßen möglich. Er legte, als er im Jahre 1313 seinen ältesten Sohn zum Ritter schlug, der Stadt Paris, dem Feudalgebrauch gemäß, eine Abgabe auf, deren Betrag, da die Art ihrer Erhebung bekannt ist, auf eine Bevölkerung von ungefähr funfzigtausend Seelen schließen läßt. Ohne die innern und äußern Kriege, von Philipp von Valois bis Karl VII. und deren verheerende Folgen, würde sich Paris, bei dem kräftigen Wachsthum, da es der Sitz des Hofes und der Regierung zugleich war, wahrscheinlich sehr rasch erweitert haben. Ludwig XI. fand seine Hauptstadt noch immer in einem Zustande der Schwäche und Entkräftung vor. Er erklärte sie aber bald nach seinem Regierungsantritt zu einer Art von Asyl, indem alle, welche sich in ihr niederließen, um keines begangenen Verbrechens willen, Hochverrath ausgenommen, verfolgt und bestraft werden sollten. In jener Zeit war dies ohne Zweifel, wenigstens in Frankreich, ein unfehlbares Mittel, eine allerdings nicht sehr ausgewählte aber zahlreiche Bevölkerung nach einem so begünstigten Punkte hinzuziehen. Nach einem gleichzeitigen Chroniker, Jean de Troyes, zählte Paris im Jahre 1474 an hunderttausend waffenfähige Personen, von sechszehn bis sechszig Jahren alt. Man hat diese Schätzung indessen für übertrieben gehalten und glaubt aus mehren Gründen, daß die gesammte Bevölkerung um diese Zeit nicht hundertundfunfzigtausend Seelen überstieg. Sie hatte sich demnach, trotz der langen und furchtbaren Drangsale, die sie erlitten, innerhalb dreier Menschenalter, verdreifacht.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Regierung Karl's VIII. war, wenigstens von dem Augenblicke an, wo er sie selbst übernimmt, von geringer Bedeutung für das Innere Frankreichs gewesen. Mit Ausnahme der Stiftung einer besondern Staatsbehörde: „le grand conseil" genannt, der aus geistlichen und weltlichen Räthen bestand und von dem Kanzler von Frankreich präsidirt wurde, war unter ihm keine bedeutende Veränderung in der Verwaltung und Rechtspflege eingetreten. Dieser Grand Conseil war nicht, wie das Parlament, ein zum Schutze des Volkes errichtetes oberstes Tribunal, sondern dazu bestimmt, die königlichen Gerechtsame wahrzunehmen und über deren Beobachtung zu wachen. Alle Hoheitsfälle im weitesten Sinne des Wortes wurden vor sein Forum gezogen, und die Könige legten seiner Entscheidung besonders die streitigen Ansprüche zwischen der Krone und den Unterthanen vor, bei denen sie den Unabhängigkeitssinn der Parlamente scheuen zu müssen glaubten. Ludwig XII., obgleich auch unter ihm die Kriege und Verträge mit andern Staaten mehr als die innern Verhältnisse hervortreten, hat jedoch auch auf diese einen bedeutenden Einfluß ausgeübt und seine Regierung ist nicht so durchaus excentrischer Natur, wie die seines Vorgängers gewesen und hat nicht so ausschließend ihre Thätigkeit außerhalb der Grenzen des eigenen Landes entwickelt.

Eine für den König und die Nation gleich wichtige Angelegenheit erfüllte den Anfang der neuen Herrschaft und nahm die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die verwitwete Königin, Anna von Bretagne, war gleich nach dem Tode ihres Gemahls in ihr Ge-

burtsland zurückgekehrt und hatte, sich als eine unabhängige Fürstin betrachtend, dessen Verwaltung übernommen. Dieser Schritt war allerdings unrechtmäßig, denn Anna hatte bei ihrer Verbindung mit Karl VIII. ihren Souverainetätsrechten ausdrücklich entsagt. Allein die Erinnerung an die alte Unabhängigkeit des Herzogthums, die so lang bestandene Feindschaft zwischen ihm und dem Königreiche, die Stimmung der Bevölkerung, die Hülfe, die sie, im Falle eines Krieges, von fremden Mächten hoffen konnte, drohten eine gewaltsame Besitznahme dieses Landes zu erschweren. Anna war erst einundzwanzig Jahre alt, und es war vorauszusehen, daß sie nicht lange im Witwenstande bleiben würde. Sie hatte zwar vor ihrer Heirath mit dem verstorbenen Könige versprechen müssen, in keinem Falle einen fremden Fürsten, sondern nur einen solchen zu wählen, dem die Krone von Frankreich zufallen könne, damit das Herzogthum mit dem Königreiche immer vereinigt bleibe. Aber Ludwig XII. war mit Johanna, einer Tochter Ludwig's XI., schon seit vielen Jahren vermählt und der wahrscheinliche Thronerbe, Franz von Valois, Graf von Angouleme, der nachmalige Franz I., stand noch in den Kinderjahren. Es war also zu fürchten, daß Anna, von den Bretagnern unterstützt, sich mit einem auswärtigen Fürsten verbinden und dieser und dessen Kinder auf das Herzogthum Ansprüche machen würden. Die frühere Unabhängigkeit der Bretagne aber hatte nicht nur die ihr nahe liegenden Landestheile fast beständigen Kriegen und Unruhen ausgesetzt, sondern die so häufigen Bündnisse der alten Herzöge mit England hatten die Sicherheit des Königreiches selbst bedroht. Eine Trennung dieser Provinz von dem Reiche mußte deshalb um jeden Preis verhindert werden. Zum Glück war die Ehe Ludwig's XII. mit Johanna von Frankreich kinderlos geblieben und nie glücklich gewesen. Der König, von früher Jugend an allen Zerstreuungen und Vergnügungen der damaligen Großen ergeben, hatte seine Gemahlin von jeher vernachlässigt, nach Ludwig's XI. Tode aber, von dem er zu dieser Verbindung gezwungen worden, sich von derselben gänzlich entfernt gehalten. Eine Auflösung dieser Ehe schien deshalb leicht zu sein und wurde von den Umständen und dem Wunsche des Volkes dringend verlangt. Der Papst Alexander VI. war für diesen Plan gewonnen worden, aber Johanna widersetzte sich wider Erwarten dem ihr zu diesem Behufe gestellten Ansinnen. Die vom römischen Stuhle ernannten Richter sprachen jedoch wegen zu naher Verwandtschaft zwischen den königlichen Gatten und weil Johanna unfähig war, ihre Familie zu vermehren, die Aufhebung der seit vielen Jahren bestehenden Ehe aus.

Ludwig heirathete neun Monate nach dem Tode seines Vorgängers dessen Witwe und beugte hierdurch der so gefürchteten Trennung der Bretagne für immer vor.

Obgleich die Prinzen des königlichen Hauses und die großen Vasallen, die sich sonst bei jedem Regierungswechsel geregt und den neuen König zu beschränken gesucht hatten, durch Ludwig's XI. anhaltende Bemühungen in ihrer Macht gebrochen worden, so hatten sie dennoch nach dessen Tode, während der Minderjährigkeit Karl's VIII. wieder hervorzutreten gewagt. Ludwig XII. war der erste König, der von ihrer Seite keinen Widerstand fand. Sie waren aber, wie dies so oft in der Geschichte erscheint, daß, wenn ein Princip sich überlebt, auch dessen Träger sich verringern, nicht nur an Macht, sondern auch an Zahl geschwächt. Die Linien Burgund, Artois, Evreux und Anjou waren erloschen. Die Armagnacs, Foix, Albrets u. s. w. waren in ein Verhältniß durchgängiger Abhängigkeit von der Krone herabgekommen. Bei der Krönung Ludwig's XII. in Reims konnten die sechs weltlichen Pairs von Frankreich nicht mehr vollständig dargestellt werden, und es wurden, da man diesen alten Gebrauch aufrecht erhalten wollte, andere an ihre Stelle genommen, die mit dem Verhältnisse der alten Vasallen nichts gemein hatten.

Das unter Karl VIII. sichtbar gewordene Streben des französischen Volkes, seinen Einfluß über seine Grenzen hinaus, auf direkte Art, durch Kampf und Eroberung auszubreiten, tritt unter Ludwig XII. noch entschiedener hervor. Seine ganze Regierung ist mit Kriegen gegen Italien, Spanien, Deutschland und England erfüllt. Diese Kriege, obgleich sämmtlich ohne bedeutende äußere Entscheidung, bereiten einmal die Nation immer mehr auf die große Rolle vor, die sie überhaupt in der Zukunft zu spielen bestimmt war und die von ihr, so lange Zeit mehr mit innern als äußern Kämpfen beschäftigt, vergessen zu sein schien, und wurden wiederum für die königliche Macht das Mittel, immer mehr die Reste ihres feudalen Ursprunges abzustreifen und im Innern zu einer durchaus allgemeinen und unumschränkten Macht zu werden. Auch sind es diese Kriege, die unter Ludwig XII. noch mehr als früher zu der Bildung des modernen politischen Staatensystems, der Wechselwirkung aller europäischen Völker Veranlassung geben. Zu den drei alten großen Mächten, Deutschland, Frankreich und England, treten, seit dem Tode Karl des Kühnen, Oesterreich, das früher im Schatten des deutschen Reichs gestanden, jetzt aber nicht nur als eine eigene Dynastie, sondern auch als ein eigenes Reich, mit einer besondern Richtung sich erhebt, und Spanien durch die Verbindung Ferdinand's

und Isabella's und die Besiegung der Araber hinzu. Zugleich erlangen die Schweizer, seit der Auflösung des burgundischen Staates, eine erhöhte Bedeutung und das Papstthum sucht, während sein geistlicher und moralischer Einfluß sich vermindert, seine politische Macht auszudehnen und sich bei dem Sinken seiner idealen Größe durch materielle Erwerbungen zu entschädigen. Aber die Verhältnisse der Staaten gewinnen durch die vervielfältigte Bewegung und vermehrte Berührung nicht nur an äußerm Leben, sondern schreiten auch auf der Bahn ihrer innern Entwicklung rascher als früher vorwärts. Die Entdeckung Amerikas mit ihren bald sichtbar werdenden Folgen und die Erneuerung der Wissenschaften und Künste, besonders der alten Literatur, verändern allmälig die moralische Stimmung der europäischen Gesellschaft und zwingen die religiösen und politischen Ideen des Mittelalters immer mehr in den Hintergrund zu treten. — Fast überall, die slavischen Reiche ausgenommen, wird, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, ein ungeduldiger Trieb, sich einem zwar noch fernen, aber endlich doch erkennbaren Ziele zu nähern, sichtbar. Ein einziges Land bleibt nicht sowohl von dieser großen Arbeit, an der es sogar eine Zeit lang den bedeutendsten Theil nimmt, als von ihren Früchten ausgeschlossen. Vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts an sinkt Italien, während Wissenschaft und Kunst in ihm zur größten Blüthe kommen, in nationaler und politischer Beziehung, in immer tiefere Ohnmacht herab. Die Unfähigkeit, die es bewiesen, und vielleicht auch die Unmöglichkeit, in der es sich befunden, einen Schwerpunkt für sein von den widersprechendsten Elementen, dem republikanischen Municipalgeiste, der Theokratie und dem Feudalwesen, planlos bewegtes Leben zu finden, hatten es erst in Anarchie verfallen lassen und endlich zu einer Beute der Fremden bestimmt. In frühern Jahrhunderten hatte das Papstthum Italien zwar vielfältig geschadet und es vorzüglich in die unglücklichen Streitigkeiten mit Deutschland verwickelt, es aber auch beschützt und oft auf großartige Weise vertreten. Jetzt als die geistliche Macht gesunken, bereitete ihr politischer Ehrgeiz demselben neues Unglück. Jedoch ist es immer Frankreich, das unter Karl VIII. und Ludwig XII. am Meisten zum Verfalle Italiens beigetragen, einmal dadurch, daß es dasselbe zum Tummelplatze fast regelmäßig wiederkehrender Kämpfe der Fremden gemacht und in ihm selbst den Wunsch und die Hoffnung der Selbstständigkeit erstickt, dann aber besonders dadurch, daß es durch die Leichtigkeit, dasselbe zu bezwingen, dessen tiefe Ohnmacht und Entartung der Welt enthüllt hat.

Ludwig hatte gleich bei seiner Krönung den Titel eines Königs von Neapel und Herzogs von Mailand angenommen und die Absicht, diese Länder erobern zu wollen, offen dargelegt. Sein Recht auf Neapel war das Karl's VIII. und beruhte auf der Fiktion einer Hinterlassenschaft dieses Landes durch das Testament Karl's von Maine, des letzten Repräsentanten der merowingischen Linie; das auf Mailand stützte sich auf eine wo möglich noch schwächere Grundlage. Ludwig XII. stammte von einem Bruder Karl's VI. ab, der Valentina Visconti, die Tochter des Herzogs von Mailand dieses Namens, geheirathet hatte. Das Recht der Visconti auf Mailand kam aus einer doppelten Quelle her. Einmal war es das Volk, das einem ausgezeichneten Kriegsmanne aus dieser Familie die militairische Befehlshaberstelle über die Stadt und ihr Gebiet, wie so oft im italienischen Mittelalter, übertragen hatte, die er seinen Nachkommen hinterließ. Es versteht sich von selbst, daß diese nicht auf Frauen übergehen konnte. Das Herzogthum aber war den Visconti von den deutschen Kaisern verliehen und die weibliche Descendenz ausdrücklich ausgeschlossen worden. Wie konnte Ludwig XII. Rechte von seiner Großmutter herleiten, welche diese selbst nicht besessen hatte? Das Haus Anjou hatte sich des neapolitanischen Thrones mit Gewalt bemächtigt und war von ihm durch Gewalt gestürzt worden, und Valentina Visconti hatte nie ein Erbrecht auf Mailand besessen. Dies hinderte jedoch Ludwig XII. nicht, sich als den rechtmäßigen Herrn dieser Länder zu betrachten und von Andern, so lang er im Glück war, als solchen anerkennen zu lassen.

Er sammelte, nachdem er die Verträge Karl's VIII. mit Maximilian, Heinrich VII. und Ferdinand dem Katholischen erneuert und mit Venedig ein Bündniß geschlossen, in Lyon ein bedeutendes Heer. Ludwig Sforza, der Mohr genannt, der in Mailand regierte, ein tüchtiger und entschlossener Mann, suchte sich so gut wie möglich zu vertheidigen, aber von den Franzosen und Venetianern zugleich angegriffen, sah er einen seiner festen Plätze nach dem andern übergehen, seine Söldner sich zerstreuen, die nationalen Milizen sich ergeben, kurz, sein Glück und seine Macht zusammenstürzen. Er entfloh nach Inspruck zu seinem Schwiegersohne, dem Kaiser Maximilian. Drei Wochen hatten für die Franzosen hingereicht, um das Herzogthum Mailand in Besitz zu nehmen. Der König zeigte sich seinen neuen Unterthanen günstig, war aber, denn er ging bald nach Frankreich zurück, unfähig, sie gegen die Unterdrückungen seiner Beamten und Befehlshaber zu schützen. Sforza kehrte fünf Monate nach seiner Flucht an der Spitze eines Heeres Schweizer in sein

Land zurück und gewann dasselbe eben so leicht wieder, als er es verloren hatte. Aber Ludwig sandte seinen Feldherrn La Tremoille, der sich schon unter Karl VIII. hervorgethan, mit Schweizern und Franzosen vor Novara, das von Sforza eingenommen worden. Die Schweizer im Dienste des Herzogs von Mailand ließen sich hier von den Franzosen bestechen, erklärten nicht gegen ihre Landsleute im französischen Heere fechten zu wollen, verlangten freien Abzug und verriethen endlich bei dieser Gelegenheit den Herzog, der verkleidet unter ihnen zu entkommen suchte. Ludwig befahl ihn nach Frankreich zu führen und hielt ihn zehn Jahre lang in harter Gefangenschaft. Ein Sohn des verstorbenen Herzogs, Johann Galeazzo, dem eigentlich der mailändische Thron gehörte, fiel ebenfalls in seine Hände und ward gezwungen in ein Kloster zu gehen. Zugleich mußten die Mailänder eine große Geldbuße erlegen und die Anstifter der vermeintlichen Empörung wurden hingerichtet. Ludwig, der in Frankreich mild und wohlwollend waltete, zeigte sich in Italien rauh und hart. Die Schwäche seiner Ansprüche fühlend, suchte er durch den Schrecken, den er einflößte, das zu ersetzen, was ihm an Recht fehlte. Zugleich ließ er sich von seinem Günstlinge und ersten Minister, dem Cardinal d'Amboise, überreden, den Sohn Alexander's VI., Cäsar Borgia, bei seinem Streben nach Unterjochung der kleinen Fürsten der Romagna und selbst größerer Städte, wie Florenz, auf jede Weise zu unterstützen. Die Verbindung mit einem der grausamsten und treulosesten Charaktere der modernen Geschichte, dem nur ein weiterer Schauplatz fehlte, um den größten Tyrannen des Alterthums an die Seite gesetzt werden zu können, trug nicht wenig dazu bei, Ludwig XII. den Italienern zu entfremden und ihm die Ausführung seiner Plane zu erschweren.

Bald darauf schickte er sich zur Eroberung von Neapel an. Aelter als Karl VIII., weniger romantisch gestimmt und mehr an seine Frau Anna von Bretagne, als sein Vorgänger gefesselt, unternahm er diesen fernen Feldzug nicht selbst, sondern beauftragte mit dessen Leitung Stuart d'Aubigny, von schottischer Herkunft, dessen Vorfahren den französischen Königen bedeutende Dienste geleistet hatten. Er hatte, um sich die Besitznahme Neapels zu erleichtern und auf seinen eigenen Grenzen sicher zu sein, mit Ferdinand dem Katholischen einen Vertrag über die Theilung Neapels abgeschlossen, von dem es schwer zu sagen ist, ob bei seinem Entwurfe mehr Ungerechtigkeit oder bei seiner Ausführung mehr Treulosigkeit sichtbar geworden. Man erwartete, daß Friedrich von Aragonien, der König von Neapel, sich, sobald er Ludwig's feindliche Absichten

erkannt, an Ferdinand, seinen Verwandten, um Beistand wenden würde. Die katholischen Könige, wie man Ferdinand und Isabelle nannte, hatten Sicilien besetzt, um es gegen die Türken zu schützen. Einer der ersten Feldherren jener Zeit, Gonzalvo von Cordova, befehligte daselbst. Dieser sollte, sobald die Franzosen nach der neapolitanischen Grenze vorrückten, auf den Continent wie zu Friedrich's Hülfe übersetzen, dann sich aber mit dessen Feinden vereinigen. Das Königreich Neapel sollte zwischen Spanien und Frankreich getheilt werden, die Hauptstadt aber mit dem Königstitel Ludwig XII. bleiben, der dagegen seinen Rechten auf Roussillon und Cerdagne entsagte. Dieser Vertrag, so wie überhaupt die italienischen Plane Ludwig's waren für Frankreich eben so zwecklos als für Italien verderblich. Der König bewies hierbei, wie in seiner ganzen auswärtigen Politik eine sehr beschränkte Einsicht seiner eigenen Lage und der Verhältnisse seiner Nachbarn und einen großen Mangel an Gefühl für Recht und Billigkeit, deren Forderungen er in seinem eigenen Lande selten oder nie verletzte. Die Franzosen konnten Eroberungen wie die Mailands und Neapels nicht behaupten. Es war nicht allein der Mangel an Verbindung oder die Entfernung, welche die Erhaltung dieser Eroberungen erschwerte, sondern, vor Allem, die den Franzosen fremde und in mancher Beziehung selbst feindliche Stimmung dieser Völker, die sie veranlaßte, jede Gelegenheit mit Eifer zu ergreifen, sich von dem französischen Joche los zu machen, auch wenn sie keine Befreiung, sondern nur einen Wechsel der Knechtschaft erwarten konnten. Deutsche und Spanier haben lange in Italien geherrscht, die Franzosen aber sich daselbst immer nur sehr kurze Zeit behaupten können. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt in der Unfähigkeit, die der Franzose von jeher gezeigt hat, in seinen Eroberungen ein festes System einzuführen, die Einwohner an den ruhigen Gang einer gleichmäßigen Verwaltung zu gewöhnen. Seine Unbeständigkeit und Habsucht hat ihn dieselben immer mehr ausbeuten und verwirren, als leiten und beruhigen lassen. Der Mißbrauch, den der Franzose gewöhnlich von seinem Glücke macht, wird zuerst denen, die er besiegt hat, und endlich ihm selbst verderblich. — Die Eroberung von Neapel ward jetzt eben so schnell als zuvor die von Mailand bewerkstelligt. Es lag jedoch in der Theilung dieses Landes mit den Spaniern, denen Sicilien gehörte, die, eine größere Flotte als die Franzosen besitzend, mit dem Mutterlande in leichterer Verbindung blieben und überhaupt zur Niederlassung in der Fremde, zur Behauptung des Eroberten sich in ihrer guten Zeit besonders geschickt bewiesen, die Ursache eines

baldigen Aufhörens der französischen Herrschaft daselbst. Gonzalvo von Cordova eroberte langsam den durch den Vertrag Spanien angewiesenen Theil des Landes, suchte sich aber darin auf jede Art zu verstärken. Der Tod oder die Krankheit mehrer Befehlshaber des französischen Heeres veranlaßten Ludwig XII. endlich, den Herzog von Nemours, aus dem Hause Armagnac, als Vicekönig nach Neapel zu schicken. Dieser, ein sehr fähiger und thätiger, aber auch überaus kühner und zuversichtlicher Mann, gerieth mit Gonzalvo über die spanischen und französischen Rechte in diesem Lande in eine Spannung, die bald in einen offenen Krieg überging. Nach mancherlei Gewinn und Verlust auf beiden Seiten wurden die Franzosen endlich bei Cerignola von den Spaniern gänzlich geschlagen und bis nach Gaeta verfolgt. Gonzalvo zog in Neapel ein. — Während dieser Zeit hatte der Schutz und die Unterstützung, die der König an Cäsar Borgia verschwendete, ihm die Italiener noch mehr als früher entfremdet. Ihnen, die Ludwig XII. nicht kannten, war es unbegreiflich, einen Charakter, wie den des Sohnes Papst Alexander's VI., von ihm begünstigt zu sehen. Ludwig, obgleich nach der schon damals allgemein herrschend werdenden Sitte in seiner auswärtigen Politik nicht nur ohne Gefühl für Recht und Treue, sondern auch nur für den Schein derselben, wäre gleichwohl weit entfernt gewesen, die Unthaten Cäsar Borgia's zu entschuldigen, wenn er über sie unterrichtet gewesen wäre. Der König stand aber durchaus unter dem Einflusse des Cardinals d'Amboise, der schon vor seiner Thronbesteigung seine rechte Hand gewesen und der jetzt Alles über ihn vermochte. Der Cardinal war einmal ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, und besaß dann die Kunst, dem Könige alles wirklich Schwierige in den Geschäften abzunehmen und ihm dabei doch den Ruhm der Entscheidung und des Erfolges zu lassen und auf diese Art seiner Trägheit und Eitelkeit zugleich zu schmeicheln. Ludwig, obgleich von vielem natürlichen Geiste, war in der Staatsverfassung weder unterrichtet noch erfahren und überhaupt für eine so mühsame und fortgesetzte Anstrengung, wie sie eine selbstständige Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verlangt, nicht gemacht. Dem Cardinal, der unermeßlich reich war, blieb nichts weiter als die päpstliche Tiare selbst zu wünschen übrig, und er hoffte nach dem Absterben Alexander's VI. durch den Einfluß Cäsar Borgia's die Stimmen des Conclave für sich zu gewinnen. Daher kam der Schutz, den Ludwig XII., einer der besten und mildesten unter den französischen Königen, dem verdorbensten und hassenswerthesten Menschen seiner Zeit angedeihen ließ. Darum aber er-

schienen er und seine Franzosen den Italienern nicht nur, wie einst Karl von Anjou, zweihundert Jahre vorher als Gegner ihrer nationalen Unabhängigkeit, sondern als die ärgsten Feinde des Rechts und der Wahrheit überhaupt, eine Stimmung, die sich in Italien, selbst in den neuesten Zeiten, ungeachtet der Vorliebe für die politischen Formen der Franzosen, nicht verloren hat. In der That ist Ludwig XII. durch das von ihm in Bezug auf Italien befolgte System dem Glücke und der Unabhängigkeit dieses Landes verderblicher als irgend ein anderer fremder Fürst vor ihm geworden. Die deutschen Kaiser hatten zwar früher während ihrer Streitigkeiten mit den Päpsten Italien oft auf das Aergste verheert, aber, das schwäbische Haus ausgenommen, sich in demselben nicht festzusetzen gesucht. Indem sie eine allgemeine Oberhoheit über dieses Land in Anspruch nahmen, vernachlässigten sie dessen unmittelbare Besitznahme und waren eifersüchtiger auf die Anerkennung ihrer Rechte, als auf deren wirkliche Ausübung. Die Ansprüche der deutschen Kaiser hatten größere und kleinere Republiken, größere und kleinere Monarchien sich zu bilden nicht verhindert, ja dicht an der Grenze Deutschlands hatte sich ein Staat von europäischer Bedeutung, wie Venedig, erhoben, ohne daß die deutschen Kaiser bisher einen ernsten Versuch, denselben zu unterjochen, gemacht hatten. Ludwig XII. vertrieb dagegen eine der kraftvollsten nationalen Dynastien, die Sforza, ließ Mailand durch seine Statthalter aussaugen und that ein Aehnliches mit Genua, wo er sich mit der aristokratischen Faktion zur Unterdrückung des Volkes verband. Er ließ außerdem die kleinen Fürsten der Romagna von Cäsar Borgia bezwingen, nachdem er sie zu schützen große Summen empfangen, brach die Florenz geleisteten Zusagen, verjagte einen populairen und wohlmeinenden Fürsten wie Friedrich von Neapel, und rief nicht nur die Spanier in das Land, sondern theilte es förmlich mit ihnen. Später setzte er dieser dem Glücke und der Sicherheit Italiens so feindlichen Politik die Krone auf, indem er den Plan, Venedig zu theilen, in Anregung brachte. Wenn irgend ein Einzelner in der langen Kette verschuldeter und unverschuldeter Unfälle, die das Mutterland der europäischen Kultur und die Heimath des Schönen getroffen haben, besonders angeklagt werden kann, so ist es Ludwig XII., denn mit seiner Einmischung in die italienischen Angelegenheiten tritt ein entscheidender und unglücklicher Wendepunkt in der Geschichte dieses Volkes ein. — Seine Unfälle in Neapel erregten deshalb bei den Italienern eine allgemeine Freude, und es ward den Spaniern bei dieser Stim-

mung der Eingebornen leicht, die Franzosen ganz aus Süditalien zu verjagen.

Philipp von Oesterreich, der Sohn Maximilian's, der von seiner Mutter die Niederlande geerbt und als Graf von Flandern Ludwigs' Vasall war, hatte bei seiner Rückkehr aus Spanien, wohin ihn die Verhältnisse seiner Frau, einer Tochter Ferdinand's und Isabella's, geführt, sich von zwei spanischen Botschaftern begleiten lassen und Ludwig im Namen des katholischen Königs einen Vergleich in Bezug auf die Theilung Neapels vorgeschlagen, den dieser annahm, der aber von Gonzalvo von Cordova nicht anerkannt und als die Nachricht von der Niederlage der Franzosen in Spanien ankam, von Ferdinand nicht vollzogen wurde. Ludwig, hierüber erbittert, beschloß die Spanier auf zwei Seiten, in den Pyrenäen und Abruzzen zugleich anzugreifen, richtete aber nichts gegen sie aus, indem die spanischen Feldherren den seinigen an Fähigkeit und Glück, und Ferdinand ihm selbst an Klugheit und Thätigkeit überlegen, waren. Die Zeit war nicht mehr fern, wo die spanische Monarchie, kaum errichtet, unter der Herrschaft der österreichisch-burgundischen Fürsten die Größe Frankreichs bedrohen und seine Entwickelung aufhalten sollte. Ludwig hatte dadurch, daß er die Spanier auf den Continent von Italien rief, diese Gefahr selbst vorbereiten helfen. — Von der Unmöglichkeit überzeugt, ein so entferntes Land wie Neapel behaupten und besonders es unter den gegenwärtigen Umständen den Spaniern entreißen zu können, sann er auf einen Ausweg, sich aus diesen immer schwieriger werdenden Verhältnissen mit Ehren ziehen zu können. Ein Plan ward von seinen Räthen entworfen und von ihm angenommen, der, wenn er zur Vollziehung hätte kommen können, die französische Monarchie zerstückt und vielleicht deren Auflösung herbeigeführt haben würde. Der Erzherzog Philipp, mit dem Ludwig in besserm Vernehmen als mit seinem Vater Maximilian und seinem Schwiegervater Ferdinand stand, und der überhaupt in seinen Handlungen mehr Redlichkeit und Offenheit als die meisten Fürsten seiner Zeit bewies, hatte einen Sohn, der damals noch in den ersten Kinderjahren stand, den nachmaligen Kaiser Karl V., der von seinem Großvater Oesterreich, von seinem Vater die Niederlande, von seiner Mutter Kastilien zu erben bestimmt war. Ludwig besaß eine Tochter, Claudia, von demselben Alter. Zwei Söhne, die ihm Anna von Bretagne geboren, waren in kurzer Zeit nach einander gestorben. Ludwig war, ungeachtet seines lebhaften Geistes und kriegerischen Muthes, ein persönlich schwacher Mann, der durchaus von seinen Umgebungen, namentlich der Kö-

nigin Anna, die ihn durch ihre Schönheit fesselte und durch ihren Charakter ihm Achtung einflößte, geleitet wurde. Dieser, die einem Geschlechte und Lande angehörte, das Frankreich so lange feindlich gewesen, lag keineswegs die Größe der Krone und des Königreiches, sondern die ihrer Kinder, von denen ihr nur eine Tochter geblieben, am Herzen. Der wahrscheinliche Erbe des Thrones, der Graf von Angouleme, war ihr, um seiner Mutter Louise von Savoyen willen, mit der sie in keinem freundlichen Verhältnisse lebte, gleichgültig, wenn nicht verhaßt, und es fiel ihr nicht schwer, das Glück dieses entfernten Verwandten dem ihrer Tochter aufzuopfern. Vornehmlich durch ihren Einfluß kam demnach in Blois ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Karl von Oesterreich mit Claudia von Frankreich versprochen wurde. Claudia sollte ihrem Verlobten die Ansprüche Ludwig's auf Mailand und Neapel, die Bretagne, das Erbe ihrer Mutter, und Blois, die persönliche Besitzung ihres Vaters, und Burgund und Artois, dessen Frankreich sich bei dem Tode Karl des Kühnen bemächtigt, zubringen. Außer diesem Heirathsentwurfe wurde bei dieser Gelegenheit der Friede zwischen Maximilian und Ludwig, die Belehnung Ludwig's mit Mailand und die Theilung der Republik Venedig zwischen Frankreich und Oesterreich verabredet. Durch den ersten dieser Verträge, die alle drei an demselben Tage, aber abgesondert unterzeichnet wurden, die Verlobung der Kinder Ludwig's und Philipp's, wäre ein bedeutender Theil der französischen Monarchie, Bretagne, Burgund, Artois, an das Haus Oesterreich gekommen, dem außerdem noch Mailand und die venetianischen Besitzungen nach Ludwig's Tode zugefallen wären. Es hat später den Königen von Frankreich, abgerundet, wie ihre Staaten blieben, keine geringe Mühe gekostet, den Angriffen Karl's V. und Philipp's II. zu widerstehen, was würde aus Frankreich geworden sein, wenn diese Fürsten durch den Besitz von Burgund, Blois und Bretagne jeden Augenblick in das Innern des Königreiches hätten eindringen können? — Wahrscheinlich wäre, wenn dieser Vertrag zur Ausführung gekommen, das Grundgesetz der Ausschließung der Frauen von der Krone, das die Größe des kapetingischen Hauses gemacht und dem Frankreich einen guten Theil seiner nationalen Einheit verdankt, überhaupt umgestoßen, die Tochter des Königs mit Ausschluß des männlichen Seitenverwandten auf den Thron gestiegen, und die übrigen Prinzen des königlichen Hauses wären durch die Erhebung einzelner Provinzen zu besondern Staaten für sie für diese Veränderung gewonnen worden. Daß eine Prinzessin von Bretagne einen solchen Plan gehegt, ist nicht außerordentlich, wohl

aber, daß der König, so sehr er auch seine Tochter liebte, so gleichgültig ihm der Graf von Angouleme sein mochte, das lange Werk seiner Vorfahren, die Einheit und Abrundung des Reiches selbst zerstören wollte, scheint unglaublich, und man behauptet allgemein, daß er zu dieser Zeit gefährlich krank gewesen und die Königin Anna seine geistige und körperliche Schwäche zur Abschließung dieses Vertrages gemißbraucht habe. In der französischen Nation war damals, durch die autokratischen Regierungen ihrer Könige von Karl VII. an, fast aller öffentliche Geist erloschen und es ihr zu einem Bedürfniß geworden, beherrscht zu werden, von wem es auch sei. Indessen hätten sich auch von dieser Seite her in der Folge, wenn die Verwirklichung dieses Planes näher gerückt, ohne Zweifel, unüberwindliche Schwierigkeiten erhoben. Doch ist es gewiß, daß Ludwig diesen Vertrag während seiner Krankheit, mit oder ohne Bewußtsein dessen, was er that, wirklich unterzeichnet, ihn später aber von selbst umgestoßen hat. — Philipp von Oesterreich, der nach dem Tode Isabella's, die ihrer Tochter Kastilien und Leon hinterließ, mit seinem Schwiegervater Ferdinand in Streitigkeiten gerieth, war, als er nach Spanien überschiffen wollte, vom Sturm auf die englische Küste verschlagen worden. Heinrich VII. hielt ihn hier, um Ferdinand dem Katholischen zu gefallen, mehre Monate lang unter allerlei Vorwänden zurück. Diesen Augenblick, wo Philipp gewissermaßen von der Scene verschwunden, benutzte Ludwig, berief die Reichsstände nach Tours zusammen und ließ sich von ihnen die Bitte um eine Verbindung des muthmaßlichen Thronerben Franz von Valois mit seiner Tochter Claudia vorlegen, und genehmigte dieselbe. Ludwig hatte nur einen Vorwand gesucht, um den Bruch seines dem Hause Oesterreich gethanen Versprechens mit dem Zwange, den ihm die öffentliche Stimme seines Volkes auflegte, zu entschuldigen. Aber die Königin Anna wußte, so lange sie lebte, die Vermählung ihrer Tochter mit dem Grafen von Angouleme zu verhindern, und gab nie die Hoffnung auf, dieselbe mit dem Erben von Oesterreich, Burgund und Spanien verbunden zu sehen. Das Haus Oesterreich hatte seit der Heirath Maximilian's mit Maria von Burgund einen seit den Zeiten der Karolinger an keiner Dynastie gesehenen Einfluß auszuüben angefangen. Seine wachsende Größe zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und erfüllte die übrigen regierenden Häuser mit noch mehr Bewunderung als Neid. Diese Stimmung sollte, der bald ausbrechenden Religionskriege ungeachtet, in denen dieses Geschlecht sich an die Spitze der Vertheidiger des Katholicismus stellte, selbst in der ihm feind-

lichen Partei fortdauern und erst später bei der allgemein sichtbar werdenden Unfähigkeit der letzten Fürsten der beiden Linien dieses Hauses erlöschen. Das Haus Oesterreich ragte eine Zeit lang, so zu sagen, um eine ganze Kopfhöhe über die übrigen europäischen Dynastien hervor. Es schien die Vorzüge mehrer der ersten Nationen Europas, über die es ganz oder zum Theil herrschte, in sich zu vereinigen. Die Kraft und Dauerbarkeit Deutschlands, der romantische Geist Kastiliens, die Feinheit und Anmuth Italiens, dies Alles, von der Erinnerung an den edeln Sinn Rudolph's von Habsburg und den kriegerischen Geist Karl des Kühnen getragen, schien dieses Geschlecht zu einer Personifikation der europäischen Menschheit selbst zu machen. Man wollte in ihm den um sich greifenden Geist, die universelle Tendenz der alten deutschen Kaiser, den Glaubenseifer der spanischen Könige und den Glanz und die Hoheit der burgundischen Fürsten erkennen. Die größten Erbinnen der Christenheit empfingen die Hand dieser Fürsten als eine Auszeichnung und die entlegensten und fremdesten Völker beugten sich unter ihren Scepter. Dieses Scheines von Macht und Würde ungeachtet, muß die Geschichte gestehen, daß ein so großes äußeres Glück in den österreichischen Fürsten keine seiner würdige Träger gefunden, daß in diesem ganzen Geschlecht kein einziger Mann von außerordentlicher Art, wie in mehren andern Dynastien, sich erhoben, denn selbst der größte darunter, Karl V., hat keine den Mitteln, die das Schicksal in seine Hand gelegt, zu vergleichende Kraft gezeigt und, Alles zu Allem gerechnet, weit mehr dem Zufall als sich selbst verdankt. Eine der vornehmsten Ursachen, warum das Dasein dieser Dynastie kein seiner materiellen Größe angemessenes sittliches Resultat geliefert, lag ohne Zweifel darin, daß dieselbe nicht an der Spitze einer großen einigen Nation stand, sondern ein im Ganzen unförmliches Aggregat von meist durch Erbschaft und Heirath zusammengekommenen, unter einander sich fremden oder feindlichen Ländern vereinigte. Jede große Bewegung bedrohte diesen so ungleich zusammengesetzten Körper mit Lähmung und Auflösung. Daher der Widerstand dieser Dynastie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert gegen den neuen religiösen Geist und ihre Anstrengungen, denselben zu ersticken. Das neue Haus Oesterreich, mit jenem alten nur durch eine Heirath zusammenhängend, unter allerdings sehr verschiedenen Umständen waltend und ihm in seinem allgemeinen Einflusse auf die Welt an Bedeutung nachstehend, hat mit ihm jedoch die charakteristische Aehnlichkeit gemein, daß seine Größe, von durchaus ungleichartigen Elementen gebildet, zu keiner in sich übereinstimmenden Einheit ge-

langen kann, deshalb einer mehr hemmenden als bewegenden Kraft bedarf, und dem geistigen Fortschritte im Ganzen und Großen aus Neigung und Nothwendigkeit entgegen ist. Deshalb hat, so wie früher der religiöse Geist des sechszehnten, an dem alten, so jetzt der politische Geist des neunzehnten Jahrhunderts, in seiner Richtung zur Freiheit, an dem neuen österreichischen Princip den entschiedensten Gegner gefunden, der, unvermögend diese Bewegung zu erdrücken, ihr wenigstens aus allen Kräften widersteht und ihre Entwickelung aufzuhalten bemüht ist.

Weder Maximilian noch Philipp, obwohl durch diesen Bruch des geschlossenen Vertrages und die Täuschung ihrer Hoffnungen verletzt, waren für den Augenblick im Stande, ihrer Unzufriedenheit Raum zu geben, denn Philipp stand mit Ferdinand dem Katholischen, der auf Kastilien nicht Verzicht leisten wollte und der durch seine Vermählung mit einer französischen Prinzessin Ludwig näher getreten, in fast offener Feindschaft. Nach Philipp's frühem Tode ging diese Uneinigkeit auf seinen Vater Maximilian, der die Verwaltung Kastiliens im Namen seines verwaisten Enkelsohnes, Karl's von Oesterreich, führen wollte, über und hinderte ihn, wie überhaupt seine weiten rastlosen Plane gegen Frankreich thätig aufzutreten.

Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert war Frankreich der vornehmste Schauplatz großer Bewegungen und entscheidender Kriege gewesen. Von Karl VIII. ging dies Geschick für lange Zeit auf Italien über, nur mit dem großen Unterschiede, daß letzteres in diesen Kämpfen sich fast immer nur leidend verhielt, der Boden, der Stoff und das Ziel, aber nicht die bewegende Kraft derselben war. Sonderbarerweise war es jetzt ein Papst, der alles Mögliche that, um den Streit, der sich einen Augenblick lang von den italienischen Grenzen entfernt, in das Herz dieses Landes zurückzuführen, und der sogar als einer seiner thätigsten Führer an dessen Spitze trat. Dies war früher nie gesehen worden. Zwei Päpste hatten einst die Macht der Franken gegen die griechischen Kaiser und die Longobarden zu Hülfe gerufen, andere im Kampfe für die Herrschaft der Kirche die Macht der deutschen Kaiser auf Italien gezogen, noch hatte man keinen gesehen, der um rein weltlicher Zwecke willen zu den Waffen gegriffen hätte. Diese Neuerung bewies, wie sehr das Papstthum sich in seiner äußern Stellung und dem dasselbe beseelenden Geiste verändert hatte. Nachdem es mit dem Verfalle der Feudalwelt und der Erhebung größerer Staaten, von denen eine vollkommene äußere Unabhängigkeit in Anspruch genommen

wurde, und die rein nationale Zwecke zu verfolgen begannen, als eine Alles beherrschende Macht gesunken, ward es im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert von Spaltungen aller Art zerrissen, und endlich von Alexander VI. in die Welthändel, nicht mehr der oberste Schiedsrichter, sondern als theilnehmende Partei verwickelt. Es suchte jetzt, die Abnahme seiner geistigen Macht fühlend, deren materielle Grundlage zu befestigen. Es wollte ebenfalls über ein möglichst bedeutendes, abgerundetes, ihm unbedingt unterwürfiges Land herrschen. Wenn früher das Papstthum auf das Mittelalter einen so großen Einfluß ausgeübt und seinen Geist, ja oft selbst die bloßen Formen seines Daseins den weltlichen Verhältnissen als Muster vorgelegt, so fing es jetzt dagegen das Walten der Könige nachzuahmen an, nahm an ihren Planen Theil, drängte sich in ihre Verträge und Bündnisse ein und hörte immer mehr auf, eine allgemeine und ideale Gewalt, das oberste Tribunal der Fürsten und Völker zu sein. Es konnte allerdings seinen kirchlichen Boden nicht, ohne sich aufzugeben, verlassen, es trennte aber von jetzt an, was früher nicht so geschehen, sein Dasein in zwei Hälften, die geistliche und weltliche, wovon letztere oft mehr der Form als dem Wesen nach der erstern untergeordnet wurde. Der oberste Kirchenhirt und der weltliche Souverain wandelten oft auf zwei verschiedenen Bahnen und wurden mehr als sonst unterschieden. Eine andere Aehnlichkeit mit dem weltlichen Leben und ein Beweis des Einflusses, den die damalige Politik auf das Kirchenregiment auszuüben anfing, erscheint in der Veränderung, die in der persönlichen Stellung der Päpste selbst vorging. An diesen war sonst der oberste Priester, der Heilige, der höchste Richter hervorgetreten und darum ihr ganzes Walten fast immer ein öffentliches gewesen. Sie hatten sich, wenn es die Vertheidigung und Ausbreitung des Christenthums, die Erhaltung der sittlichen Ideen überhaupt galt, ebenso gut an die Völker als an die Kronen gewandt, in dem richtigen Gefühle, daß ihre Macht vorzüglich auf dem in den Massen wohnenden Glauben an ihre oberste Berechtigung beruhe. Jetzt begann der römische Stuhl fast ausschließend mit den Fürsten und auf geheime Art, nach Weise der damaligen Regierungen, zu verhandeln und die gegenseitige Eifersucht der herrschenden Geschlechter, ihr Streben, sich einander zu schwächen, die Nothwendigkeit, in der sie sich oft befanden, sich an ihn zu wenden, zu benutzen, aber nicht mehr die Ueberzeugung und Begeisterung der Völker als den Grundpfeiler seiner Macht anzusehen. Mit dieser veränderten Richtung nach Außen traten auch im Innern des der geistlichen Herrschaft

unmittelbar unterworfenen Staates andere Maximen und Gewohnheiten ein. Die Päpste waren, nachdem sie in der Kirche aus obersten Bischöfen zu priesterlichen Souverainen geworden, in ihren weltlichen Verhältnissen der Stellung der Feudalfürsten des Mittelalters ähnlich geblieben. Eine Menge größerer und kleinerer Herren walteten, im Ganzen die päpstliche Oberherrschaft anerkennend, in ihren Gebieten fast unabhängig und übten in deren Innern die meisten Attribute der Souverainetät aus. In sehr vielen Städten, und in der Hauptstadt selbst, war die Macht des geistlichen Regenten durch die municipalen Freiheiten der Einwohner, die eine Art republikanischen Zustandes hervorbrachten, beschränkt. Von der Rückkehr der Päpste aus Avignon war aber immer mehr ihr Streben hervorgetreten, in ihrem weltlichen Staate zu unumschränkten Herren zu werden und, wie die damaligen Könige, allen besondern Formen der bürgerlichen Gesellschaft in ihren Landen ihren persönlichen Willen als oberstes Gesetz aufzulegen. Selbst ihre Wähler und Räthe, die Cardinäle, wurden von ihnen weniger als früher, und, nur wenn es ihnen gefiel, zur Regierung herbeigezogen. Das Papstthum war mit einem Worte am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in die Fußstapfen der weltlichen Macht getreten, hatte diese nachzuahmen, viel von deren Geiste und Streben in sich aufzunehmen angefangen. Diese Richtung sprach sich besonders in Julius II, einem der größten Päpste, aus, dem, um einem Alexander III. und Innocenz III. an die Seite gesetzt zu werden, nur ein anderes Jahrhundert fehlte, der aber jetzt nach der Weise seiner Zeit groß zu sein gezwungen war.

Das Gefühl, daß die Hierarchie im Vergleiche zu frühern Zeiten tief gesunken war, die Unmöglichkeit, ihr in der Furcht der Fürsten und dem Glauben der Völker eine neue Stütze zu geben, hatte den Päpsten den Gedanken nahe gelegt, ihre weltliche Macht zu verstärken, denn die Invasionen Karl's VIII. und Ludwig's XII. hatten bewiesen, wie wenig sie in ihrem gegenwärtigen Zustande fremden Angriffen zu widerstehen im Stande war. Schon Alexander VI. hatte, obgleich im Interesse seines Hauses, die kleinen Fürsten des Kirchenstaates der päpstlichen Herrschaft unmittelbar zu unterwerfen gesucht und Julius II. verfolgte diesen Plan auf eine umfassendere und großartigere Weise. Zugleich erwachte in diesem, da bei der überhaupt so veränderten Stellung des Papstthums, der frühere Charakter des Vaters aller Gläubigen, des allen Völkern angehörigen und zugleich über allen stehenden weltbeherrschenden Priesters sehr beengt und nur der Form nach erhalten war, ein seinen

Vorgängern unbekanntes nationales und patriotisches Gefühl. Er wollte die Fremden, „die Barbaren," wie er alle Nichtitaliener nannte, aus Italien vertreiben, in der Art, wie frühere Päpste die Sarazenen aus Neapel und Sicilien zu verjagen versucht hatten. Deshalb nahm er, bei der verringerten Macht des Papstthums unvermögend etwas Entscheidendes allein zu thun, an den Bündnissen und Kriegen seiner Zeit einen so thätigen und seiner geistlichen Stellung so widersprechenden Antheil.

Maximilian, der bei den verwickelten Verhältnissen im Innern Deutschlands, bei seinem Streben, die Kronen von Böhmen und Ungarn seinem Hause zu verschaffen und die Leitung der Niederlande und Kastiliens unmittelbar an sich zu nehmen, seine Rache für die ihm von Frankreich seit den Zeiten Karl's VIII. an widerfahrnen Kränkungen und Unbilden aufzuschieben genöthigt gewesen, hatte endlich Alles zu einem Angriff gegen Ludwig XII. vorbereitet und diesen in Italien anzufangen beschlossen. Es war ihm indessen hierzu das Bündniß der Schweizer und Venetianer nothwendig, die beide, mit Frankreich in Frieden lebend, ihm ihre Hülfe versagten. Er begann, dieses Hindernisses ungeachtet, den Krieg, war aber, außer Stand gesetzt, ein großes Heer lange zu besolden und beisammen zu halten, sehr bald zu dessen Beendigung genöthigt. Ein Waffenstillstand ward von ihm für ganz Italien vorgeschlagen und angenommen. Diesem Vertrage gemäß blieb der Kaiser auf allen übrigen Grenzen mit Frankreich im Kriege und konnte dasselbe auf seinen Nord- und Ostgrenzen überall angreifen. Ludwig, in welchem die geringen Erfolge aller seiner Kriege das Feuer seines frühern Unternehmungsgeistes sehr gekühlt hatten, sann jetzt auf ein Mittel, mit Maximilian zu einem dauernd friedlichen Verhältnisse zu kommen. In dieser Absicht schlug er der Erzherzogin Margarethe von Oesterreich, die, nach dem Tode ihres Bruders Philipp, die Niederlande regierte, die Ausführung eines Theiles der Verabredungen von Blois vor, deren Bruch die Hoffnung des österreichischen Hauses auf die Erwerbung der Bretagne und Burgunds getäuscht und Maximilian's Zorn über Karl's VIII. Verfahren gegen ihn bei seiner Vermählung mit Anna von Bretagne erneuert hatte. Ludwig beredete den Kaiser zu einem Kriege gegen Venedig und kam mit ihm, wie früher mit Ferdinand über Neapel, über eine Theilung der Besitzungen dieser Republik überein. Ein vorläufiger Waffenstillstand zwischen Ludwig und Maximilian und ihren Verbündeten bereitete den Vertrag von Cambrai vor, den Margarethe von Oesterreich und der Cardinal d'Amboise abschlossen. Diesem

gemäß sollten der Republik alle ihre Continentalbesitzungen genommen, Cremona, Brescia und Bergamo mit dem Herzogthume Mailand vereinigt werden, Padua, Vicenza, Verona an Oesterreich, Treviso und Friaul an Deutschland kommen. Ferdinand der Katholische wurde aufgefordert, falls er dem Vertrage beitreten wolle, sich in seiner Eigenschaft als König von Neapel der venetianischen Besitzungen an der Ostküste seines Landes, wie Trani, Otranto, Gallipoli u. s. w. zu bemächtigen. Dem Papste wurden Ravenna, Cesena, Rimini und Faenza, welche die Republik durch List und Gewalt an sich gebracht, angeboten. Julius II. erklärte sich zum Beistande der Venetianer bereit, wenn sie ihm das freiwillig abtreten wollten, was ihm von den Verbündeten versprochen wurde. Auf ihre Weigerung schloß er sich der Ligue an und begann damit, die Staaten der Republik mit dem Interdikt zu belegen. Ludwig rückte gegen die Venetianer in Person zu Felde, deren Heer in der Schlacht bei Agnadel geschlagen wurde, und die, fast alle ihre Besitzungen auf dem Festlande verlierend, wie im Anfange ihrer Geschichte auf die Lagunen beschränkt wurden. Aber Maximilian versäumte es, Ludwig gleich anfangs kräftig zu unterstützen, was vielleicht den Fall Venedigs zur Folge gehabt haben würde, sondern zog erst, und dann erfolglos ins Feld, als sein Bundesgenosse schon nach Frankreich zurückgekehrt war, und der Papst versöhnte sich mit den Venetianern, die mehr noch durch die Uneinigkeit ihrer Feinde, als durch die ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel, sich zu erholen anfingen. Julius II. war nur, um die von dem päpstlichen Stuhle in Anspruch genommenen Städte der Romagna den Venetianern zu entreißen, und gewissermaßen gezwungen, der Ligue von Cambrai beigetreten, denn diese war zwischen drei so mächtigen Fürsten, wie Ludwig, Maximilian und Ferdinand, schon beschlossen gewesen, als er zu ihrem Beitritt eingeladen wurde. Es war ihm unmöglich gewesen, in der Mitte dieser großen Bewegung eine selbstständige und unabhängige Stellung einzunehmen. Indessen wünschte er selbst keineswegs den Untergang Venedigs, das er mit Recht als die Vormauer des Kirchenstaates ansah. Die Macht, die er am meisten fürchtete, war Frankreich. Maximilian's zerstreute Staaten, die Schwierigkeit für ihn, auf einem einzelnen Punkte mit bedeutender Kraft aufzutreten, machten ihn zu einem weniger gefährlichen Gegner. Derselbe Fall fand mit Ferdinand dem Katholischen statt, der obgleich er in Italien Wurzel gefaßt, seine Hülfsmittel aus dem entfernten und oft uneinigen Spanien beziehen mußte. Ludwig dagegen, im Besitze eines von Italien nur durch die Alpen ge-

trennten Reiches, der unumschränkte Gebieter einer in sich jetzt einigen und abgeschlossenen Nation, über das Herzogthum Mailand, den reichsten Theil Oberitaliens, gebietend, war unter allen fremden Fürsten derjenige, der dem Plane des Papstes, die italienischen Regierungen zu einem Bunde unter einander zu vereinigen und die Halbinsel von dem Einflusse der Fremden zu befreien, die meisten Hindernisse in den Weg legen konnte. Er suchte deshalb, ohne mit Frankreich sogleich offen zu brechen, Spanien gegen dasselbe zu reizen, schmeichelte Heinrich VIII., der eben auf den englischen Thron gestiegen, und suchte sich an den Schweizern neue Stützen zu verschaffen. Als ihm dies zu gelingen schien, fing er damit an, Ludwig's Verbündete in Italien, unter Andern das Haus Este, zu verfolgen, und erklärte sich endlich offenbar gegen Frankreich, indem er Ferdinand mit Neapel belehnte und die Ansprüche Ludwig's auf einen Theil dieses Landes ausdrücklich annullirte. Der Bruch zwischen beiden war endlich entschieden und Ludwig versuchte, aber ohne Erfolg, durch eine ihm günstige und von ihm zum Theil abhängige Kirchenversammlung erst zu Pisa, dann zu Mailand, endlich in Lyon, das Papstthum, das Beispiel Philipp des Schönen nachahmend, in der Wurzel seiner Macht selbst anzugreifen. Julius II. war rastlos thätig, dem Könige auf allen Seiten Feinde zu erwecken. Maximilian erklärte sich weder für noch gegen den Papst, dem es jedoch gelang, Ferdinand den Katholischen und die Venetianer zu einem Bündnisse gegen Frankreich zu vereinigen, dem einige Monate später auch Heinrich VIII. beitrat, und das von der Theilnahme Julius' II. her den Namen der „heiligen Ligue", so unpassend diese Bezeichnung auch war, erhielt. Maximilian blieb zwar mit Frankreich, dem Anschein nach, in friedlichem Vernehmen, rief aber dennoch, um Ludwig zu schwächen, die im französischen Heere dienenden Unterthanen des deutschen Reiches zurück. Ludwig stellte seinen Neffen, Gaston Foix, Herzog von Nemours, einen kühnen und unternehmenden Jüngling von einundzwanzig Jahren, an die Spitze des französischen Heeres. Dieser nahm Brescia mit Sturm und gewann die blutige Schlacht von Ravenna über das Heer der heiligen Ligue, in der er aber selbst getödtet wurde. Die Franzosen, durch den Verlust ihres Feldherrn entmuthigt, von den Schweizern, denen Maximilian durch sein Gebiet zu ziehen erlaubt, bedroht, und ohne Anhang und Halt in Italien, wurden dasselbe zu räumen gezwungen. Alle festen Plätze der Lombardei gingen an die Truppen der Ligue über. Ludwig, der kurz vorher mit so großem Erfolg an der Adda gekämpft, mußte jetzt an die Sicherheit seiner eigenen

Staaten denken und Ferdinand eroberte Navarra. Ludwig, der, wie drei Jahre vorher die Venetianer, allein mehren mächtigen Feinden gegenüberstand, hätte sich in einer gefährlichen Lage befunden, wenn nicht in der Ligue selbst Uneinigkeiten ausgebrochen wären. Doch ward das Haus Sforza wieder in den Besitz von Mailand gesetzt. Die Schweizer erheben sich in dieser Zeit zu einer europäischen Macht und zeigen sich als die furchtbarsten Feinde der Franzosen.

Mittlerweile war Julius II. gestorben (1513), aber ohne daß dadurch das Bündniß gegen Ludwig XII. aufgelöst worden wäre. Die Venetianer traten zwar von ihm zurück, dagegen aber erklärte sich jetzt Maximilian im Vertrage von Mecheln mit Ferdinand und Heinrich VIII. gegen Frankreich. Ein neues französisches Heer rückte in Italien ein, ward aber bei Novara von den Schweizern gänzlich geschlagen und Oberitalien von den Franzosen aufs Neue verlassen. Zu gleicher Zeit fiel Heinrich VIII. in Frankreich ein, Maximilian vereinigte sich mit ihm und die Schweizer bedrohten Burgund. Letztere wurden mit Geld abgefunden. Maximilian war wie gewöhnlich außer Stande, einen entscheidenden Schlag zu führen, und Ludwig entwickelte eine große Thätigkeit, um Heinrich VIII., auf den die Last des Kampfes jetzt allein fiel, zu widerstehen. Unter diesen Umständen kam in Orleans ein Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Mächten zu Stande.

Kurz vorher war die Königin Anna von Bretagne gestorben. Bald nach ihrem Tode vermählte Ludwig seine Tochter Claudia mit Franz von Valois, eine Verbindung, die längst beschlossen, von der verstorbenen Königin immer verhindert worden war. Eine Partei am Hofe, die dem Thronfolger und seiner Mutter abgeneigt war und dem Könige einen Nachfolger aus seinem eigenen Blute wünschte, beredete Ludwig XII., obgleich seit längerer Zeit kränkelnd und schon im dreiundfunfzigsten Jahre stehend, zu einer dritten Vermählung, die, nach einigem Zögern über die Wahl einer neuen Königin, endlich mit Maria von England, der sechszehnjährigen Schwester Heinrich's VIII., vollzogen wurde. Ludwig XII. starb jedoch schon im vierten Monate dieser Ehe, von allen Ständen seines Volkes auf das Tiefste betrauert, mit dem im Ganzen wohl verdienten Rufe, einer der besten Könige seines Stammes und Landes gewesen zu sein (1515).

Obgleich die Regierung Ludwig's XII. mehr durch ihre Kriege und Stellung zum Auslande als durch den Gang ihrer innern Verhältnisse merkwürdig ist, so ist sie doch auch in dieser Beziehung nicht ohne Bedeutung gewesen. Der eigenthümlichste Zug, der bei

der Betrachtung dieser Epoche überall sichtbar wird, ist der stete Fortschritt des öffentlichen Lebens zu den Grundsätzen und der Ausübung der unumschränkten Monarchie, die allmälig nicht nur ein Verschwinden, sondern häufig selbst ein Vergessen der ständischen Institutionen des Mittelalters und der alten Freiheiten der bevorrechteten Klassen der Nation hervorbringt. Das gesammte politische Dasein des französischen Volkes schließt sich immer mehr nicht nur in dem Kreise der obersten Behörden, sondern in dem des Hofes, der Vertrauten und Günstlinge des Regenten selbst ab. Dies geht so weit, daß die einheimischen Geschichtschreiber über die Regierung Ludwig XII., insofern sie nicht Kriege, Hoffeste, Reisen des Königs u. s. w. berichten, unvollständiger und ärmer als die viel dunklerer Epochen sind, und daß eine etwas lebendige Kenntniß dieser Zeit nur aus italienischen Werken gewonnen werden kann, deren Verfasser an eine freiere Betrachtung und schärfere Darstellung allgemeiner Verhältnisse gewöhnt waren. Die französische Nation, als ein selbstbewußter politischer Körper, verschwindet unter Ludwig XII. fast ganz, und der Hof und das Heer treten einzig hervor. Die Versammlung der Reichsstände, unter dieser Regierung nur einmal zusammenberufen, dauert außerdem nur drei Tage und beschäftigt sich ausschließend mit der Auflösung des Heirathsvertrages zwischen der Tochter Ludwig's XII. und dem Enkelsohne Maximilian's. Die Provinzialstände in den Provinzen, welche mit solchen versehen waren, wie z. B. Languedoc u. s. w. traten allerdings sehr regelmäßig zusammen, beschäftigten sich aber ausschließend mit ihren lokalen Angelegenheiten, und waren so weit entfernt, auf das Volk auf irgend eine Art wirken zu wollen, daß sie sich unter einander durch einen Eid zur strengsten Geheimhaltung ihrer Verhandlungen verbanden, als wenn sie eine geistliche Inquisition und nicht eine öffentliche Autorität gewesen wären. Um die Bedeutung dieser Provinzialstände so viel als möglich zu verringern, ihnen keine Gelegenheit zu Beschwerden, Vorschlägen und Verbesserungen zu geben, so verlangte die Regierung von ihnen weniger Abgaben als von den Landestheilen, die mit keiner lokalen Repräsentation versehen waren. Die Dauphiné, Provence, Burgund und Bretagne wurden damals noch nicht zu dem eigentlichen alten Frankreich gerechnet, sondern immer noch als neu hinzugekommene, halbfremde Provinzen angesehen. In Bezug auf den Stand der öffentlichen Verhältnisse herrschte das tiefste Geheimniß, und eine Kluft war zwischen der Regierung und dem Volke gezogen, das von fern, ohne weder die Motive seiner Herrscher zu ahnen, noch deren Zwecke zu kennen, geleitet wurde.

Es scheint, als wenn die Gewalthaber gerade in der Zeit, als die Buchdruckerkunst in Aufnahme kam, sich und ihr Walten diesem neuen Organe der Oeffentlichkeit hätten entziehen wollen. So befahl Papst Alexander VI. 1501 die Untersuchung aller schon gedruckten und noch zu druckenden Bücher und kann für den eigentlichen Erfinder der Censur, die bald überall nachgeahmt wurde, angesehen werden. Das lokale Leben des Mittelalters, wo jedes Territorium einen Mittelpunkt, ein eigenes Leben und großentheils selbstständige Interessen besessen, war verschwunden und die modernen Hülfsmittel, durch welche die Bevölkerung eines weiten Reiches unter einander in Verbindung gesetzt wird, waren zum Theil noch gar nicht vorhanden, zum Theil noch wenig entwickelt.

Die Aristokratie der Prinzen und großen Vasallen schien seit den Kämpfen gegen Ludwig XI., in denen sie unterlegen war, wie gelähmt zu sein, und sollte, auch bei ihren spätern Bewegungen nicht mehr selbstständig, wie früher, sondern fast immer, in Verbindung mit einem Theile der Geistlichkeit und den Parlamenten auftreten. Der kleinere Adel stand meist in dem Dienste der Krone, fand bei den immerwährenden Kriegen Beschäftigung und bekümmerte sich weder um die öffentliche Lage des Landes, noch begriff er etwas von derselben. Der Bürgerstand, der seine alten Municipalrechte bis auf einige unwesentliche Formen verloren und selbst vergessen hatte, beschränkte sich auf seine besondern Interessen, dachte nur an diese und urtheilte über den Gang der öffentlichen Verhältnisse nur nach dem momentanen Gewinn oder Verlust, den sie ihm bereiteten. Die Geistlichkeit war von der Regierung so abhängig geworden, daß, als Julius II. ein Concil in Rom ausschrieb, kein französischer Prälat sich dahin zu begeben wagte und dagegen die französische Geistlichkeit die Beschlüsse der Concile von Pisa und Mailand, die von Ludwig XII. veranstaltet worden und auf denen eine Untersuchung über das Verhalten des Papstes und dessen Suspension ausgesprochen wurde, bekannt zu machen gezwungen war. Die Parlamente beschäftigten sich in dieser Epoche ausschließend mit der Verwaltung der Justiz, ohne, wie sie früher und später gethan, von dem allgemeinen Zustande der Nation Kunde zu nehmen und über denselben eine Meinung zu äußern. Dieses politischen Sinkens ungeachtet, ward der materielle Theil der Rechtspflege bedeutend verbessert. Ludwig XII. ließ die Rechte und Gewohnheiten mehrer Provinzen sammeln, vergleichen und bekannt machen. Er befahl im Jahre 1499, daß Niemand fortan richterliche Funktionen ausüben dürfe, ohne auf einer Universität den Doktorgrad empfangen zu

haben. Er errichtete zwei neue Parlamente, das eine zu Rouen in die Stelle des alten Echiquier de Normandie, das andere in Aix für die Provence. Es gab deren jetzt sieben im Königreiche: in Paris, Toulouse, Grenoble, Bordeaux, Dijon und die beiden eben erwähnten. — Die Liebe, die Ludwig XII. bei den Franzosen seiner Zeit fand und deren Erinnerung in der Geschichte geblieben, die ihn durch den Namen „des Vaters des Volkes" ausgezeichnet, hatte ihren vorzüglichsten Grund in der Ordnung, die er in die Finanzen brachte, und in der Sparsamkeit, mit der er den Reichthum seines Volkes, seiner vielen Kriege ungeachtet, verwandte. Diese größere Ordnung wurde besonders in der regelmäßigen Bezahlung des Heeres sichtbar, das dadurch dem friedlichen Theile der Bevölkerung weniger als früher zur Last fiel. — Ludwig XII. scheint, was seine Persönlichkeit betrifft, ein von Natur überaus milder und wohlwollender Charakter gewesen zu sein. Seine Zeitgenossen erzählen von ihm Züge jener Gabe eines treffenden und schnellen Urtheiles, in das Gewand eines anmuthigen Ausdruckes gehüllt, in der später die französischen Großen denen aller andern Länder voranleuchteten und die im Laufe der Zeit ein Gemeingut der Nation selbst werden sollte. Ludwig XII. war im Ganzen ein schon durchaus moderner fürstlicher Charakter, in welchem nichts mehr an das Mittelalter, oder an eine von der unsrigen wesentlich verschiedene Epoche erinnert. Sowie seine Persönlichkeit hat auch seine Zeit nichts, was ihr ein besonders unterscheidendes Gepräge aufdrückte. Der Charakter der absoluten Monarchie, von Ludwig XI. zum ersten Male mit Bestimmtheit ausgesprochen, schreitet unter ihm, wie unter den folgenden Regierungen, in seinem Geiste und seinen Formen fort, verbreitet sich über alle Stände, dringt in alle Lagen und Gesinnungen ein. Weder die Religions- und Bürgerkriege unter den letzten Valois und den ersten Bourbons, noch die große Literaturepoche unter Ludwig XIV. bringen hierin eine bedeutende Veränderung hervor. Das öffentliche und besondere Dasein trennen sich immer mehr von einander, das ganze Leben wird, so zu sagen, ein privates, vereinzeltes, zerstücktes, das nur von der Wirksamkeit der Regierung vor gänzlichem Auseinanderfallen bewahrt wird. Diese Theilung des Lebens, diese Schwächung des Charakters und der Individualität zu Gunsten der Intelligenz und einer rein moralischen Gesittung, ohne Freiheit und Selbstbestimmung, erscheint unter Ludwig XII., gehört aber dieser Epoche nicht ausschließend an, ist schon vor ihr, nur in weniger scharfen Gegensätzen ausgesprochen,

vorhanden und tritt, je mehr sich das unumschränkte Königthum mit allen seinen unvermeidlichen Folgerungen an die Stelle aller frühern Rechte und Freiheiten, politischer, religiöser, municipaler, setzt, immer bestimmter, das innerste Wesen der Nation immer entnervender, hervor.

Zweites Kapitel.

Die Regierung Franz' I., des Vetters und Nachfolgers Ludwig's XII., wird von den französischen Historikern, ohne Unterschied der Partei, zu der sie gehören, für eine der wichtigsten im Laufe der gesammten nationalen Entwickelung ihres Volkes gehalten und denen Philipp August's, Philipp des Schönen und Ludwig's XI., den einflußreichsten der frühern französischen Könige, an die Seite gestellt. Doch stehen die auswärtigen Kriege, von denen die ganze Regierung dieses Fürsten erfüllt ist, denen mehrer seiner Vorgänger entweder an Ruhm oder an Bedeutung nach, denn einmal handelt es sich bei ihnen fast niemals, wie unter Philipp August bei Bouvines, wie unter Philipp von Valois, Johann und Karl VI. bei Crecy, Poitiers und Azincourt, wie zur Zeit der Vertreibung der Engländer, unter Karl VII., um das Schicksal des Landes selbst, denn die Feldzüge Franz' I. sind meist erfolglose Eroberungsversuche, das Reich wird durch sie weder erweitert noch verengt und die militairische Kraft des Volkes zwar unaufhörlich geübt, aber eigentlich weder geschwächt noch erhöht. Was die politische Entwickelung der Nation betrifft, so kann die Epoche Franz' I. ebenfalls nicht, ohne Uebertreibung, mehren unter den frühern Regierungen gleichgestellt werden. Unter Philipp August tritt seit der Erhebung des Feudalwesens die Monarchie zum ersten Male mit Kraft und Nachdruck, als eine von jenem sich unterscheidende Autorität und dasselbe zur Unterordnung zwingend auf; unter Philipp dem Schönen wird die päpstliche Allmacht gebrochen und der Masse der Bevölkerung durch die Einführung des Tiers-etat in die Versammlungen der Nation ein neues Feld der Thätigkeit eröffnet; unter Ludwig XI. wird die

Lehnswelt von dem Königthume vollständig und für immer besiegt, der Anfang zu einer in dieser Ausdehnung früher unbekannt gewesen politischen Verbindung der europäischen Nationen, durch Kriege und Verträge, gemacht und überhaupt das moderne Staats- und Völkerleben zum ersten Male auf eine planvolle und umfassende Art in Bewegung gesetzt. Dieser gesammte Fortschritt, denn ein solcher war er, mit so vielen Uebelständen und theilweisen Verlusten dessen, was in der Kirche und dem Staate des Mittelalters früher Großes gelebt, er auch verbunden gewesen, kam auf die Regierung Franz' I. wie eine Erbschaft und ist von ihr vielleicht nicht einmal bedeutend gemehrt worden. Indessen ist der große Ruf, den diese Epoche in der Geschichte genießt, dennoch nicht auf eine einseitige Vorliebe oder prüfungslos angenommene Ueberlieferung gegründet. In dem innern Leben der Nation, das von den äußern Verhältnissen zwar befördert oder gehemmt werden kann, aber nie ganz von ihnen beherrscht wird, geht in dieser Zeit eine große tief eingreifende Veränderung vor, die auf die gesammte spätere Entwickelung, das innere und zuletzt, wie natürlich immer, auch auf das äußere Geschick des französischen Volkes von wesentlichem Einfluß gewesen ist. Die Regierung Franz' I. ist die Epoche, in welcher Freiheit des Gedankens und der Meinung, der Prüfung und Untersuchung, von der sich im Mittelalter nur hier und da ein trüber und gebrochener Strahl gezeigt, als ein zwar noch mit der Finsterniß kämpfendes, aber seiner Kraft sich schon bewußtes und rasch wachsendes Licht erscheint. Dieser Moment, obgleich, wie jede Erscheinung, längst vorbereitet, tritt unter der Regierung dieses Königs zum ersten Male als eine äußere Macht mit dem Anspruche zu handeln und sich geltend zu machen auf, während er früher nur im Leben als Gedanke thätig gewesen und vor einer ihm feindlichen Wirklichkeit, wie ein Geächteter, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen gezwungen worden. Diese neue Bewegung der Geister ward durch zwei Ereignisse: die kirchliche Reform von Deutschland und die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, von Italien ausgehend, hervorgebracht. Beide, ihrer Entstehung nach, Frankreich fremd, haben, wenn auch mit ungleichem Erfolge, in ihm ein großes und fruchtbares Feld für ihren belebenden Samen gefunden. Beide Begebenheiten brachten, die Reformation unmittelbar in dem Leben der Massen, die Restauration der Wissenschaften und Künste in dem der höhern Klassen, in den Ueberzeugungen, Gefühlen und Sitten der Einzelnen und sehr bald auch in den öffentlichen Zuständen große Veränderungen hervor, an deren Beginn sich eine neue Epoche der

Gesittung selbst knüpft. Der Anfang dieser großen Bewegung und ihres Einflusses auf Frankreich fällt in die Regierung Franz' I., von der sie theils begünstigt, theils bekämpft worden, mit der sie aber immer in unmittelbarer Verbindung steht. Das endliche Resultat dieser Wiederherstellung auf dem Gebiete des Glaubens und der Intelligenz war eine größere Unabhängigkeit des Gedankens und demnach des innern Daseins selbst, eine freiere und höhere Individualisirung der menschlichen Natur überhaupt. Der Keim hierzu ist allerdings viel früher gelegt worden, die Früchte fangen aber erst zur Zeit Franz' I. zu reifen an, weshalb die meisten französischen Historiker mit Recht die Regierung dieses Fürsten als den Anfang der eigentlich modernen Epoche für ihr Land, das vollkommene Aufhören des Mittelalters, als einer Alles bewegenden Macht, dargestellt haben. Denn der eigenthümliche Charakter des Mittelalters ist eben die Abwesenheit der innern Freiheit, die Abhängigkeit der Individuen von einer außer ihnen gestellten Autorität, die eine blinde Unterwerfung verlangte und ihre Gesetze, in Bezug auf die Kirche, als eine unmittelbar göttliche Offenbarung, in Bezug auf den Staat, als eine zu einer natürlichen Nothwendigkeit gewordene Thatsache auflegte, und beide jeder Prüfung und damit jedem Wechsel entziehen wollte.

Dem jungen Könige, Franz stand beim Antritte seiner Regierung im einundzwanzigsten Lebensjahre, war von einem der Kriegshauptleute Ludwig's XII., dem Sire de Boisy, der in den letzten neun Jahren seine Erziehung geleitet hatte, ein lebhafterer Geschmack für Literatur und Kunst eingeflößt worden, als in dem immer noch hauptsächlich auf Krieg und Jagd gewiesenen Leben der Großen jener Zeit üblich war. Boisy hatte lange in Italien gedient und eine große Bewunderung für die dort so glänzend aufgegangene Blüte einer dem Norden noch fast unbekannten Gesittung mitgebracht. Er hatte seinem Zöglinge den Schutz für Wissenschaften und Künste und die Würdigung derer, die sich in ihnen hervorthun, als eine eines großen Fürsten würdige Tugend und eine Befriedigung des eigenen Ehrgeizes vorzustellen gewußt. Zugleich hatte Franz I., wie einst Karl VIII., seine Einbildungskraft mit der Lesung der besonders im funfzehnten Jahrhundert entstandenen Ritterbücher von Unternehmungen Karl des Großen, Arthur's u. s. w. erfüllt, in denen der Charakter der Feudalwelt auf eine unwahre, verworrene, aber den Stolz und die Thatenlust der Großen schmeichelnde Weise dargestellt wurde. Diese Literatur war zu einer Zeit Mode geworden, wo das Mittelalter in seiner Kraft und Wahrheit

schon zu verschwinden anfing und die Zustände des Feudalwesens, als etwas Vergangenes zur Poesie geworden, zu einem phantastischen Schmucke und einer theatralischen Belebung einer, wenigstens der Meinung nach, unfreiern und farblosern Wirklichkeit gebraucht wurden. Der Einfluß dieser etwas erkünstelten Nachblüte des Mittelalters war bei dem Mangel einer verständigen und gründlichen Bildung unter den Vornehmen jener Zeit allgemein, und Franz I., bei seiner Jugend und Macht ohnedies zu Krieg und Eroberung geneigt, war, wie vierzig Jahre vorher Karl VIII., durch jene Beispiele und Muster zur Nachahmung derselben entflammt worden. Daß er Italien zum Schauplatze seiner ersten Thaten wählte, konnte von seinen beiden Vorgängern in der Regierung auf ihn übergegangen sein; daß er aber dieser Richtung, trotz der vielfältigen und sich immer erneuenden Unfälle, die ihn dabei trafen, bis an das Ende seines Lebens treu blieb, kam von dem Eindrucke her, den die überlegene Gesittung Italiens auf ihn hervorgebracht hatte. Es schien ihm rühmlich, einen Theil des Bodens zu besitzen, der von so großen Erinnerungen und so herrlichen Denkmalen beseelt war, und sich unter den Augen eines Volkes hervorzuthun, dessen Redner, Dichter und Bildner Heroismus und Genie besser als anderswo zu würdigen und in ihren Werken zu verewigen verstanden. Denn es lebte in dem Gemüthe dieses Fürsten, aller Mängel und Widersprüche ungeachtet, mehr als in irgend einem seiner Nachfolger, Ludwig XIV. selbst nicht ausgenommen, ein Sinn für das Große, der aber mehr von der Phantasie als dem Charakter ausging, mehr von äußerer Anregung als innerer Bewegung stammte und deshalb, nie sein ganzes Wesen durchdringend, demselben mehr äußerlich anhing, als zu seiner Natur gehörte.

Franz I. beschloß demnach die Eroberung des Herzogthums Mailand, auf das er dieselben Rechte wie Ludwig XII. in Anspruch nahm. Er zog, nachdem er die Verträge seines Vorgängers mit England und Venedig erneuert hatte, um in seinem Unternehmen nicht gehindert zu werden, über die Alpen und gewann die zweitägige Schlacht von Marignano (13. und 14. September 1515), und in kurzer Zeit das ganze Herzogthum, dessen Souverain, Maximilian Sforza, sich zu ergeben und mit einem Jahrgehalt in Frankreich zu leben gezwungen wurde. Diese Schlacht, in der die seit langer Zeit für unüberwindlich geachtete Kraft der Schweizer zum ersten Male gebrochen wurde (über zwölftausend der letztern bedeckten das Schlachtfeld), war eine von den Thaten, die, in den Anfang eines Lebens fallend, über dessen ganzen Verlauf Glanz ver-

breiten, denn Franz I. hat später nichts mehr gethan, was diesem Siege, im ersten Jahre seiner Regierung erfochten, zu vergleichen wäre, und dennoch in der Geschichte den Ruf eines ausgezeichneten Kriegers bewahrt. Die an diesem Tage so glänzend dargelegte Tapferkeit des jungen Königs, die Besiegung der Schweizer nach dem hartnäckigsten Widerstande, und die Anwesenheit Bayard's, des letzten Ritters, in welchem alle Tugenden des Mittelalters, ohne seine Mängel, wieder aufgelebt waren, alle besondern Umstände, machen diesen Sieg zu einem der glorreichsten Ereignisse in den Annalen des alten Frankreichs. Genua, das sich schon einmal unter die Schutzherrlichkeit Karl's VII. gegeben hatte und das, nach Art der italienischen Freistaaten, Venedig ausgenommen, von Faktionen zerrissen, fremden Schutzes bedurfte, erkannte bald nach der Schlacht von Marignano die Herrschaft Franz' I. an. Dieser Sieg hatte jedoch, wie alle später in Italien erfochtenen, ein- für allemal gesagt, für die Franzosen keine andere Wirkung, als den kriegerischen Geist des Volkes zu üben, denn Eroberungen jenseits der Alpen lagen, wie dies spätere Zeiten bis auf diese Stunde bewährt haben, außerhalb des Kreises, den die französische Nationalität mit sich zu vereinigen bestimmt war. Wenn Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. die Hälfte der Anstrengungen, die sie, einen Theil Italiens zu erwerben, anwandten, auf die Erweiterung der nördlichen und östlichen Grenze ihres Landes gerichtet hätten, so würde die Einheit und Größe Frankreichs früher hergestellt worden sein. Die französischen Könige hätten, anstatt Italien zu erobern, dasselbe gegen die wachsende Macht des Hauses Oesterreich, das mit einem seiner Schwerpunkte dasselbe zu erdrücken drohte, beschützen sollen, was für sie bei allen großen Kämpfen von einem entscheidenden Vortheile gewesen wäre. So aber vernachlässigten sie Venedig, das durch seine Lage dazu gemacht war, dem österreichischen Kriegsvolke den Eingang nach der Lombardei zu wehren, und ließen Florenz unter das Joch der Mediceer fallen, an dem sie, wenn es ihnen seine Freiheit verdankt hätte, den treuesten Verbündeten gehabt haben würden, der dazu gedient haben würde, den alten Einfluß Frankreichs auf Mittelitalien zu erneuern. Der monarchische Stolz Franz' I. veranlaßte ihn, die Politik der frühern Könige, welche die italienischen Freistaaten, den Kern der guelfischen Partei, gegen die deutschen Kaiser beschützt hatten, aufzugeben, und die Gelegenheit, dieses alte Bündniß wiederherzustellen, ging für immer verloren. Ein Bundesgenosse in Italien erschien ihm jedoch zur Behauptung seiner neuen Eroberungen nöthig, und er glaubte einen solchen in

dem damaligen Papste Leo X. zu finden. Ein vorläufiger Vertrag wurde zu Viterbo zwischen dem päpstlichen Hofe und der französischen Krone geschlossen, und eine wenige Monate darauf zu erfolgende Zusammenkunft der beiden Souveraine in Bologna bestimmt. In der Zwischenzeit schlossen die Bevollmächtigten des Königs einen Vertrag mit den Schweizern, die ungeachtet ihrer neulichen Niederlage noch immer für eine furchtbare Kriegsmacht galten. Franz brachte dem Bunde mit den Schweizern sehr bedeutende Geldopfer, indem er alle ihre alten Forderungen, seit der Zeit Ludwig's XII. her, berichtigte. Die Zusammenkunft Franz' I. und Leo's X. in Bologna (im December 1515) ist eines der folgenreichsten Ereignisse in der Regierung dieses Königs und hat auf den innern Zustand Frankreichs einen dauerndern Einfluß ausgeübt, als fast alle übrigen Begebenheiten jener Epoche. Es ward hier nämlich zwischen den beiden Mächten das sogenannte „Concordat" verabredet, durch welches die königliche Gewalt auf die Leitung der geistlichen Verhältnisse einen fast uneingeschränkten Einfluß erwarb und von dem die Disciplin und allmälig auch der Geist der gallikanischen Kirche wesentlich verändert worden ist. — Das Papstthum war, nachdem es bis in die nächsten Zeiten nach Innocenz' III. Tode, mehre Jahrhunderte lang, das Orakel der christlichen Welt gewesen und in allen Verhältnissen eine in der Geschichte sonst nie gesehene diktatorische Gewalt ausgeübt, von dieser Höhe, aber nur langsam, herabgestiegen. Sein Sinken war, wie es bei jeder lang geübten Macht, die ihre Formen nicht wechselt, besonders aber bei einer solchen der Fall sein mußte, die ihren Ursprung und ihr Recht aus einer übersinnlichen Quelle herleitete, den Augen der Völker verborgen geblieben. Seine Schwäche war zum ersten Male in der Demüthigung, die Bonifacius VIII. erfuhr und die von seinen Nachfolgern nicht gerächt werden konnte, sichtbar geworden. Die Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon, die Abhängigkeit, in die er dadurch von den französischen Königen gerieth, das große Schisma hatten allmälig seine Kraft gebrochen und endlich die Beschlüsse des Concils von Basel herbeigeführt, welche in Frankreich durch eine Ordonnanz Karl's VII., „die pragmatische Sanktion" genannt, zum Reichsgesetze erhoben worden waren. Die pragmatische Sanktion enthielt drei Grundbestimmungen: 1) das Recht der Concile, das Regiment der Päpste zu kontroliren und dieselben nöthigenfalls zu richten, mit der Verpflichtung für letztere, wenigstens alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, 2) das Recht der Kirchen und Stifter, ihre Vorsteher, den bestehen-

den kanonischen Vorschriften gemäß, frei zu wählen, 3) die Aufhebung oder Regulirung einer Menge von Mißbräuchen und Erpressungen, denen der römische Hof allmälig die Kirchen aller christlichen Länder unterworfen hatte. — Unter diesen standen die Annaten oder die Bezahlung einer Summe an den päpstlichen Schatz, die den Einkünften des ersten Jahres jeder ertheilten Pfründe gleich kam, obenan und hatten von jeher den lebhaftesten Widerspruch erregt. — Wie so oft in der Geschichte, bei ähnlichen Fragen über die Grenzen bestehender Gewalten, war früher nicht sowohl das Princip, als nur die aus ihm folgenden Resultate angegriffen worden. Man hatte sich im Ganzen wenig um die Entscheidung der Frage bekümmert, ob die Macht des Papstes innerhalb des kirchlichen Gebietes begrenzt sei oder nicht, sondern die aus ihr stammenden Uebelstände angegriffen, ohne zu bedenken, daß eine unbeschränkte Autorität eigentlich keines Mißbrauches beschuldigt werden kann, denn der, welchem ein unbegrenztes Recht zugestanden wird, kann von denen, die dasselbe anerkennen, überhaupt keines Unrechtes angeklagt werden. Die aus der Ausübung einer unbeschränkten Gewalt entstehenden Mißbräuche müssen, sobald diese selbst einmal als ein Recht anerkannt ist, entweder als von deren Dasein unzertrennliche, zur Erhaltung des Ganzen aber nothwendige Uebelstände geduldet, oder als in ihrem Ursprunge, ihrer Verbindung und in ihren Folgen verborgene, über dem Urtheile und Bewußtsein der Gehorchenden stehende Ereignisse mit schweigender Unterwerfung angenommen werden, wie dies z. B. das Christenthum in Bezug auf die Anordnungen der göttlichen Weltregierung lehrt. So lange das Papstthum seine innere Nothwendigkeit, die Stimmung der Völker, die allgemeine Lage der Welt für sich gehabt und, wie dies dann gewöhnlich mit jeder Autorität der Fall ist, auf eine großartige oder wenigstens hinreichende Weise vertreten worden, war die Frage über die Grenzen seiner kirchlichen Macht entweder gar nicht in Anregung gekommen oder zu seinem Vortheil entschieden worden. Das Concil von Basel hatte erst dann die Suprematie der allgemeinen Kirchenversammlungen erklärt, als das Papstthum schon in sichtbarem Sinken begriffen war. Von dieser Zeit begann für den römischen Stuhl eine neue Epoche. Nachdem er bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein die weltlichen Herrscher oft mit einer eisernen Hand, aber im Ganzen im Interesse der Völker geleitet hatte, nachdem er eine kurze Zeit unter Bonifacius VIII. und einigen seiner Nachfolger gegen die Beschränkungen, die sie ihm auferlegen wollten, gekämpft hatte, begann er sich mit ihnen zu vergleichen, in

ihre Plane einzugehen, sie in die seinigen zu ziehen, ihnen seinen kirchlichen Beistand zu leihen, sich auf ihren weltlichen zu stützen und ihnen einen großen Theil der Ausübung seiner Macht zu opfern, unter der Bedingung, daß sie deren allgemeine Grundsätze nicht angriffen. Diese Tendenz der Hierarchie, mit der weltlichen Macht zu theilen, ward, obwohl allerdings schon längst vorhanden, besonders in dem Vertrage sichtbar, den diesmal Leo X. und Franz I. zu gegenseitigem Vortheile abschlossen. Das Erste, was der Papst verlangte, war die Abschaffung der pragmatischen Sanktion, die schon Ludwig XI., dem römischen Hofe zu gefallen, aufgehoben und dafür den Titel des „allerchristlichen Königs" empfangen hatte, deren Grundsätze aber bisher von den Parlamenten und der gesammten französischen Staatspraxis noch immer, bei allen vorkommenden Gelegenheiten ausgesprochen und angewandt worden waren. Sie ward jetzt förmlich unterdrückt. Das Wichtigste für den Papst war, das Princip der Suprematie der Concilien und der Nothwendigkeit ihrer Zusammenberufung in einem so großen Lande wie Frankreich beseitigt zu wissen. Franz I., der von Leo X. nichts zu fürchten hatte, ließ diesen Zankapfel, der so oft die geistliche und weltliche Macht entzweit hatte, ohne Schwierigkeit fallen. Der Papst gestand ihm dagegen das in jedem, besonders aber im damaligen Zustande der Kirche unermeßlich wichtige Vorrecht zu, die Bischöfe und übrigen kirchlichen Würdenträger unmittelbar selbst, wie die weltlichen Beamten, zu ernennen, und behielt sich nur deren kanonische Bestätigung vor. Was die finanziellen Ansprüche des römischen Stuhles betrifft, so überließ der König dem Papste die Erhebung der Annaten, und dieser verzichtete dagegen auf einige andere Erpressungen, die, ihrer Form nach unregelmäßiger und willkürlicher, zuweilen noch mehr Unzufriedenheit erregt hatten. Das politische Resultat dieser wichtigen Verhandlung war, daß das Recht, alle Pfründen im größten und reichsten christlichen Staate zu vergeben, das Gebäude der königlichen Allmacht in Frankreich vollendete, und daß das Papstthum durch die Abhängigkeit, in die es die gallikanische Kirche von der Krone stellte, seine eigene Schwäche bekundete und vor den Augen des französischen Volkes im Schatten des Königthums zu verschwinden anfing. Von jetzt an wurden die Streitigkeiten zwischen der Krone und der Kurie selten und blieben ohne tiefe Bedeutung. Beide hatten sich, so zu sagen, in den Besitz der nationalen Kirche getheilt und nur selten erhoben sich unter ihnen Mißverständnisse über die Grenzen dieser Theilung, noch seltener über die Grundsätze, nach

denen sie geordnet war, indessen hatte der König, Alles zu Allem genommen, dabei ebenso viel gewonnen, als der Papst verloren.

Franz I. hatte einen Augenblick den Gedanken gefaßt, den Spuren Karl VIII. und Ludwig XII. zu folgen, und den Eindruck seines Sieges bei Marignano zu einem Angriffe auf das Königreich Neapel zu benutzen. Leo X. brachte ihn hiervon durch die Vorstellung ab, daß er weniger Widerstand finden würde, wenn er den Tod Ferdinand des Katholischen abwartete, der auch in der That bald erfolgte. Der Erbe Ferdinand's, Karl von Oesterreich, drei Jahre später unter dem Namen Karl V. zum deutschen Kaiser erwählt, erschien jetzt zum ersten Male auf dem Schauplatze der Geschichte, und sein erstes Verhältniß zu Franz I. ließ in ihm nicht den großen Nebenbuhler desselben, als den er sich später zeigen sollte, ahnen. Die Schwierigkeiten, die Karl bei seiner Thronbesteigung in Spanien fand, die zerstreute Lage seiner Besitzungen machten ihm ein freundliches Verhältniß zu seinem mächtigen Nachbar wünschenswerth. Beide Fürsten schlossen zu Noyon ein Schutz- und Trutzbündniß ab, und Karl, obgleich nur sechs Jahre jünger als Franz, versprach die diesem eben erst geborne Tochter, sobald sie das zwölfte Jahr vollendet haben würde, zu heirathen. Die Gewohnheit, die politischen Verhältnisse der Staaten durch eheliche, oft weit hinaus stehende Verbindungen, zwischen den Gliedern der Regentenfamilien, befestigen zu wollen, war, wenn auch von jeher vorhanden, doch erst von Ludwig XI. an, durch die nähere Berührung, in welche zu seiner Zeit die verschiedenen Länder traten, zu einer so großen Bedeutung gekommen, und es sollte lange dauern, ehe man begriff, daß solche Verbindungen nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn die Interessen der Völker sie wünschenswerth machen, daß sie sonst aber nur zu einem Mittel der Täuschung werden. Ludwig XI., Eduard IV., Karl der Kühne u. s. w. hatten mit diesen Ehegelöbnissen ein arges Spiel getrieben und sie als einen Köder gebraucht, sich aber ebenso oft selbst als andere betrogen. Die Macht und der Glanz des Hauses Oesterreich war damals so hoch gestiegen, daß die verabredete Verbindung einer Enkelin Hugo Kapet's mit dem Nachkommen Rudolph's von Habsburg für erstere besonders ehrenvoll und wünschenswerth galt. Sonderbar genug, sollte erst unter der jüngsten kapetingischen Linie, den Bourbonen, das französische Königshaus zu dem Gefühle seiner genealogischen Ueberlegenheit kommen und dieselbe dann nur zu oft und auf eine etwas theatralische Weise zu erkennen geben. — Dieser Vertrag von Noyon hatte das Besondere, daß er von den Erziehern der beiden Könige, von Chievres

für Karl und von Boissy für Franz, abgeschlossen wurde, die auf diese Art noch einmal die Personen ihrer jetzt mündigen Zöglinge vertraten. Um jeden Keim zu Uneinigkeiten zu ersticken, trat der Kaiser Maximilian im folgenden Jahre diesem Vertrage in Cambrai bei, und entsagte der Eroberung der Continentalbesitzungen Venedigs, die er von Neuem angegriffen hatte, was, da diese Republik mit Frankreich im Bunde stand, leicht zu einem Kriege zwischen ihm und letzterm hätte führen können, in den sein Enkelsohn Karl vielleicht mit verflochten worden wäre. Das gute Vernehmen mit den Schweizern ward von Seiten Frankreichs erhalten, und sie erkannten Franz als Herzog von Mailand an. Dieser befestigte sein zweifelhaftes Verhältniß zu Heinrich VIII., indem er ihm innerhalb zwölf Jahren eine große Geldsumme zu zahlen versprach und dafür die Stadt Tournay, welche die Engländer besetzt hatten, zurückerhielt. Auch diesem Vertrage wurde der Entwurf einer Vermählung zwischen zwei neugebornen Kindern, dem Dauphin von Frankreich und der Prinzessin Maria von England angehängt.

Während Franz so in seinen Verhältnissen zum Auslande, bei dem Gewicht, das die Eroberung Mailands in die Schale geworfen, überall seine Wünsche erfüllt sah, trat ihm in seinem eigenen Reiche ein zwar vorübergehender, aber für den Augenblick bedeutender Widerstand entgegen. Das Parlament von Paris weigerte sich die päpstliche Bulle, die an die Stelle der pragmatischen Sanktion das Concordat setzte, als Staatsgesetz anzuerkennen, was dadurch geschah, daß es den von der Regierung vollzogenen Akt in die Register seiner Verhandlungen eintrug. Es war dies ein diesem obersten Tribunal durch keine ausdrückliche Verleihung zugestandenes, sondern ein durch die Gewohnheit erworbenes Recht, aus der gemischten, politischen, judiciairen und administrativen Natur dieser Institution entstanden. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer Schranke für die sonst ganz willkürliche Autorität der Krone hatte dieses Recht des Parlaments in den Augen der Nation sanktionirt. Die Weigerung der Einregistrirung einer königlichen Ordonnanz war eine Art Veto und eine Berufung auf die öffentliche Meinung, und wurde von der Krone zwar zahllose Male, aber nicht leicht ohne Nachtheil für dieselbe und ohne Widerstand von Seiten der Magistratur verworfen. Das Parlament hatte von jeher den Einfluß des päpstlichen Stuhles in Frankreich mit eifersüchtigem Auge bewacht und seit den Zeiten Philipp des Schönen der Verfassung des Landes einen immer ausschließendern, wie politischen Charakter, im Gegensatze zu dem universellen Alles umfassenden Geiste der christ-

lichen Theokratie, verliehen. Es hatte es vorgezogen, lieber die Mißbräuche der königlichen, als die der päpstlichen Allmacht zu ertragen, unfähig, wie es war, zwischen beiden einen Ausweg zu finden. Daß diese eigenthümliche Richtung der alten Parlamente viel zur Verweltlichung und Materialisirung des französischen Staatslebens, zu seinem Losreißen von allen absoluten höhern Ideen, beigetragen, wäre schwer zu leugnen, aber auf der andern Seite verdankt es ihr auch die politische Kraft und Selbstständigkeit, durch die es so groß geworden ist. — In dem gegenwärtigen Falle setzte das Parlament dem Befehle des Königs, die Einregistrirung des Concordates betreffend, einen, wenn man seine Stellung mit der des Souverains vergleicht, langen und nachdrücklichen Widerstand entgegen, bei dessen Bekämpfung Franz I. seine despotische Natur und den Mißbrauch, den er von der ihm übertragenen Gewalt machte, hinreichend bekundete. Es mußte endlich dem Verlangen des Königs, der Drohungen und Schrecken nicht sparte, willfahren, protestirte gleichwohl gegen diese Anerkennung des Concordates in einem besondern Akt, indem es dieselbe für erzwungen erklärte, von dem gegenwärtigen Papste an einen besser unterrichteten und an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte, und so oft es freie Hand haben würde, in seinen Entschließungen sich nur an die Bestimmungen der pragmatischen Sanktion halten zu wollen erklärte. Die Universität theilte, auf den Einfluß der römischen Kurie eifersüchtig, in diesem Falle die Ansichten der Magistratur. Diese gelehrte Körperschaft hatte aber schon unter den vorhergehenden Regierungen viel von ihrer Bedeutung und ihrem Glanze verloren und ward leichter als das Parlament unterworfen. Auch hatte das Concordat eine Anzahl Pfründen und Beneficien für sie reservirt.

Der im Anfange des Jahres 1519 erfolgte Tod Maximilian's I. stellte endlich, bei der Bewerbung um den deutschen Kaiserthron, die beiden Fürsten einander gegenüber, die mit ihren Streitigkeiten und ihrem Ehrgeize Europa ein Menschenalter lang beunruhigen sollten. Die deutschen Wähler gaben vielleicht nur deshalb dem Enkelsohne Maximilian's den Vorzug, weil sie seit langer Zeit daran gewöhnt waren, Fürsten des österreichischen Stammes an ihrer Spitze zu sehen, vielleicht auch weil Franz bei der abgerundeten und zusammenhängendern Lage seiner Staaten ihnen für ihre Freiheit gefährlicher als Karl erschien, der, obgleich im Besitze so vieler Länder, auf keinem einzelnen Punkte stark genug war, um die Unabhängigkeit Deutschlands bedrohen zu können. Obgleich Karl V. in dem kritischten Momente, den es im Laufe vieler Jahrhunderte ge-

geben, an die Spitze Europas als Wächter des Herdes und der Heimath der germanischen Welt gestellt, sich dieser Bestimmung keineswegs gewachsen gezeigt hat, so muß es doch immer für ein Glück erachtet werden, daß Deutschland nicht einem Könige von Frankreich zufiel, der durch den französischen Einfluß nicht nur ein fremdes und unvereinbares Element in das Leben des deutschen Volkes gebracht, sondern bei dessen Zersplitterung und seiner konsolidirten Macht dasselbe vielleicht ganz unterjocht haben würde. Von dem Augenblicke der Erhebung des österreichischen Prinzen auf den Kaiserthron an begann der für Franz so glänzend aufgegangene Horizont seiner Regierung sich zu verdüstern und ein mühevolles und oft erfolgloses Ringen nahm die Stelle seiner frühern hochfliegenden Plane ein. Nie ist Jemand auf einer glücklich eröffneten Bahn so entschieden wie Franz I. durch Karl V. aufgehalten worden. Nach mannigfaltigen Vorbereitungen, um Verbündete zu gewinnen, wie die Zusammenkunft Franz' I. mit Heinrich VIII. bei Calais, der dabei dargelegten Pracht wegen „le champ du drap d'or" genannt, die zwischen letzterm Könige und Karl V. in Dover und Gravelingen, begann endlich der Krieg, der, einen großen Theil Europas gegen Frankreich verbindend, in Guienne, der Pikardie und Franche-Comté ohne Entscheidung geführt, mit dem Verluste der französischen Eroberungen in Italien und der Gefangenschaft des Königs in der Schlacht von Pavia (1524) endigte. Der Verrath und Abfall des ersten Prinzen von Geblüt, des Connetable von Bourbon, der durch die Ungerechtigkeit des Königs gegen ihn und den Haß seiner Mutter erbittert war, sein Eintritt in den Dienst des Kaisers und Einfall in die Provence waren dieser unglücklichen Schlacht vorangegangen.

Die Niederlage von Pavia und die Gefangenschaft in Madrid scheinen auf den Charakter Franz' I., auf die bisherige Zuversicht in sein Glück, einen großen Eindruck hervorgebracht und sein und seines Volkes Kraft sichtbar geschwächt zu haben. Mit diesem harten Schlage endigte seine heroische Jugend, sein brausender Muth, seine rasche Entschlossenheit. Er bleibt zwar seine ganze Regierung hindurch in Kriege verwickelt, trägt auch einzelne Erfolge davon, aber es wird von ihm kein entscheidender Schlag mehr, wie der von Marignano, geführt. Seine Eifersucht auf Karl V., immer von Neuem erregt, nimmt häufig den Charakter eines ohnmächtigen Hasses an. In seiner Führung der Kriege, in der Schließung der Verträge werden von jetzt an häufig ein Schwanken und eine Unsicherheit wahrgenommen, die früher in diesem Grade nicht hervorgetreten

waren. Nur in zwei Verhältnissen bleibt er sich gleich, in der Art, wie er im Innern seines Landes waltet, wo er die von seinen Vorgängern errungene unumschränkte Herrschaft nicht nur erhält, sondern selbst noch erweitert, und in der Hartnäckigkeit, mit der er den Protestantismus in Frankreich bekämpft, während er ihn in Deutschland, aus politischen Gründen, im Kampfe gegen den Kaiser, unterstützt.

Der Vertrag von Madrid, in welchem sich Franz I., außer andern harten Bedingungen zur Abtretung von Burgund verstehen mußte, dessen Verlust für Frankreich in einem Augenblicke, wo es an Karl V. einen so übermächtigen Gegner fand, einer Aufgebung der nationalen Selbstständigkeit und einer endlichen Zerstückelung gleich gekommen wäre, ward von dem Könige nicht erfüllt. Er hatte gleich nach dessen Abfassung, noch im Gefängnisse, schriftlich und vor Zeugen gegen denselben als erzwungen und ungültig protestirt, eine Gewohnheit, die in dem politischen und diplomatischen Verkehre jener Zeit eine früher und später nie so häufig gesehene Anwendung fand und durch die man die Pflichten der Klugheit und der Ehre, der Nothwendigkeit und des Rechts auszugleichen dachte. Franz, nach seiner Befreiung entschlossen, die versprochene Abtretung Burgunds nicht zu vollziehen, berief in Cognac, seinem Geburtsorte, eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen zusammen, die in Gegenwart Lannoy's, des kaiserlichen Statthalters von Neapel, erklärte, daß der König kein Recht habe, auf einen Theil Frankreichs Verzicht zu leisten, und daß der Eid, den er in dieser Beziehung in Madrid geleistet, vor dem bei seiner Krönung geleisteten, in welchem er die Integrität des Reiches zu erhalten versprochen, seine Verbindlichkeit verliere. Zugleich erschienen bei dieser Gelegenheit auf des Königs Veranlassung Abgeordnete der Stände von Burgund, die erklärten, nicht in die Abtretung ihres Landes an den Kaiser willigen und sich derselben im Nothfalle mit den Waffen in der Hand widersetzen zu wollen. Karl V., sonst so mißtrauisch und scharfsichtig, scheint den Charakter Franz' I. nicht gekannt und nicht geahnt zu haben, daß es demselben nicht an Ausflüchten fehlen würde, seinen Eid zu umgehen, und nicht an Dreistigkeit, denselben im Nothfalle offen zu brechen. Er durchschauete jedoch das theatralische Spiel der Versammlung von Cognac und antwortete auf den Bericht seines Gesandten Lannoy: der König solle seinen Treubruch nicht mit dem Interesse seiner Unterthanen beschönigen, sondern nach Madrid, wie er gelobt, im Falle der Nichterfüllung seiner Zusagen zurückkehren. — Einer der Vorfahren

Franz' I., der König Johann, bei Poitiers von den Engländern, wie dieser bei Pavia von den Spaniern gefangen, kehrte, wie er versprochen, in die Gefangenschaft nach England zurück, ohne eine jener Ausflüchte zu brauchen, die seinen Wortbruch entschuldigt haben würden. Aber so sehr auch die Intelligenz der Epoche Franz' I. der zur Zeit Johann's überlegen sein mochte, der natürliche Mensch des vierzehnten war mehr als der des sechszehnten Jahrhunderts werth. Es erhob sich über den Sinn des madrider Vertrages zwischen beiden Fürsten ein ärgerlicher und persönlicher Streit, der sie immer mehr gegen einander erbitterte.

Das Glück Karl's V., den größten König Europas besiegt zu haben, die Ueberzeugung, daß er diesen Vortheil zur Vermehrung seiner ohnedies schon so drohenden Macht anwenden werde, bewog mehre italienische Staaten, besonders da die Halbinsel seit Karl's VIII. Zeit der Schauplatz der meisten großen Kriege gewesen, sich fester an einander zu schließen, um der Macht des Hauses Oesterreich nicht wehrlos zu erliegen. Nach einigem Schwanken trat der Papst diesem Bunde, zu dem Venedig, Mailand und mehre kleinere italienische Fürsten gehörten, bei. Aber Franz, nach seiner Befreiung eine Zeit lang fast einzig mit seinen Vergnügungen beschäftigt, unterstützte seine italienischen Verbündeten so wenig, daß Mailand, ganz Mittelitalien und endlich Rom selbst (6. Mai 1527) von dem kaiserlichen Heere besetzt wurden und der Papst sogar in Gefangenschaft gerieth. Dieser Sieg des Kaisers bewog die Könige von Frankreich und England sich einander zu nähern. Ein Bündniß kam zwischen ihnen in Abbeville zu Stande und Franz I. verwarf die Anerbietungen Karl's V., der sich schon zur Verzichtleistung auf den wichtigsten der ihm im madrider Vertrage zugesagten Vortheile, die Abtretung von Burgund, bereit erklärt hatte. Ein französisches Heer brach unter Lautrec, einem der ersten Feldhauptleute jener Zeit, in Italien ein, während Andreas Doria, der Admiral Franz' I., Genua, das die Partei des Kaisers ergriffen, wieder unter französische Botmäßigkeit brachte. Lautrec hätte Mailand mit leichter Mühe erobern und diesen wichtigen Punkt, der die Verbindung zwischen den deutschen und italienischen Provinzen des Hauses Oesterreich bildete, wieder gewinnen können, aber er hatte ausdrücklichen Befehl, Clemens VII. aus seiner Gefangenschaft zu befreien und sich deshalb im Norden Italiens nicht aufzuhalten. Der spanische Befehlshaber des Kastells St. Angelo, der Citadelle Roms, ließ den Papst, dessen Haft den allgemeinen Unwillen Europas erregte und für den Kaiser von keinem erheblichen Vortheile sein

konnte, wahrscheinlich absichtlich entwischen. Lautrec berührte deshalb Rom auf seinem Wege nicht und wandte sich längs dem adriatischen Meere nach dem Königreiche Neapel. Ganz Italien, empört über die Habsucht und Grausamkeit der Befehlshaber und Soldaten Karl's V., war bereit, sich in die Arme Frankreichs zu werfen. Lautrec hätte ohne Zweifel aus dieser Stimmung großen Vortheil ziehen und der Macht des Kaisers in diesen Gegenden einen tödtlichen Schlag beibringen können, aber Franz I. ließ ihn aus Nachlässigkeit und Trägheit der nöthigen Unterstützung ermangeln. Der französische Feldherr, der ein besseres Schicksal verdient hätte, starb bei der Belagerung von Neapel an einer ansteckenden Krankheit, die sein Lager verheerte, und der Ueberrest seines Heeres mußte sich an die Spanier ergeben. Bald nachher verließ Andreas Doria, über die Bedrückungen entrüstet, welche die Franzosen in Genua verübten, den Dienst des Königs und trat in den des Kaisers über. Ein neues französisches Heer unter dem Grafen St. Pol fiel in Italien ein, ward aber geschlagen und St. Pol selbst gefangen genommen. Auch dieser Verlust ward größtentheils durch das Ausbleiben der von Franz versprochenen Unterstützung herbeigeführt.

Beide Fürsten, Karl und Franz, so entgegengesetzt ihr Interesse, so lebhaft ihre gegenseitige Abneigung war, zu so vielen Klagen und Beschwerden sie sich gegen einander berechtigt glaubten, schienen für den Augenblick außer Stand gesetzt, den langen und zuletzt entscheidungslos geführten Kampf fortsetzen zu können. Beide waren sich an Macht einander ziemlich gleich, denn wenn die Besitzungen Karl's an Ausdehnung und Reichthum die seines Gegners weit übertrafen, so hatte Franz den Vortheil, über den schon damals kompaktesten und in sich geschlossensten Staat Europas zu herrschen, während der Kaiser über verschiedene, einander fremde, oft selbst feindliche Nationalitäten, in weit von einander getrennten Räumen und unter verschiedenen Formen und Bedingungen regierte. Außerdem geht aus der ganzen Geschichte Karl's V. hervor, daß er in keinem seiner Völker den Grad von Liebe und Vertrauen gewann, ohne die ein Fürst nichts Großes und Außerordentliches zu leisten vermag. Er gehörte durch seine Abstammung Deutschland und Spanien zugleich an, war aber in keinem von beiden erzogen worden, stellte in seiner Person überhaupt keine nationale Individualität, die nothwendige Bedingung eines Alles mit sich fortreißenden Einflusses, zu allen Zeiten und unter allen Völkern, dar, während sein Gegner, obgleich ihm an Fähigkeit untergeordnet, bei seinen Unterthanen die lebhafteste Theilnahme und Begeisterung für sich erregte,

weil er, ihre Vorzüge und Mängel theilend, ein durchaus französischer Charakter war. Der Kaiser und der König hatten sich schon seit lange bekämpft, und sollten sich noch länger bekämpfen, die gegenwärtigen Umstände legten ihnen aber, wenn auch nicht den Wunsch einer wahrhaften Versöhnung, doch die Nothwendigkeit einer friedlichen Annäherung auf. Beider Schatz war erschöpft und Italien, wo der Krieg lange den Krieg selbst genährt, Jahre lang auf das Aeußerste verwüstet, war zur Fortsetzung solcher Opfer unvermögend geworden. Obgleich der Geist und die Formen der modernen Monarchie schon großentheils vorhanden waren, so traten bis jetzt, wie bei der Entwickelung jeder noch nicht vollkommen gereiften neuen Gestalt des Lebens, mehr deren Mißbräuche als Vortheile hervor. Die Verhältnisse der Feudalwelt waren großentheils untergegangen und die, welche an ihre Stelle treten sollten, noch im Werden begriffen. Die Grundsätze und Gewohnheiten der unumschränkten Fürstenherrschaft: in Bezug auf das Inland alle öffentliche Macht in der Person des Regenten zu vereinigen, ihn von seinen Unterthanen durch eine besondere, einzig von ihm abhängige, persönliche Umgebung von Günstlingen und Räthen zu trennen, welche die blinden Vollstrecker seines Willens wurden; alle Klassen des Volkes, obgleich unter einander getrennt, sich entgegengesetzt und oft feindlich gesinnt, in derselben Unterwürfigkeit gegen die Regierung zu halten; die früher herrschenden Stände durch den Druck, der ihnen auf die niedern Klassen verstattet wurde, für den Verlust ihrer politischen Rechte zu entschädigen; in Bezug auf das Ausland: diplomatische Combinationen zu entwerfen, Bündnisse unter scheinbaren Vorwänden zu schließen und aufzulösen, die Dynastien durch wirkliche oder vorgebliche Heirathsentwürfe zu verbinden, eine gewisse Form der Wahrheit bei der offenbarsten Verletzung ihres Inhaltes zu beobachten; das Spiel der selbstsüchtigsten Willkür und Leidenschaft unter dem Ernste allgemeiner Principien und Maximen zu verbergen u. s. w. — dies Alles war schon im sechszehnten Jahrhundert zu einem hohen Grade der Vollendung gebracht worden, aber die Kunst zu verwalten war weit hinter dieser Kunst der Politik zurückgeblieben und stand noch in der Kindheit. Der Handel, obgleich im Allgemeinen seine Wichtigkeit längst begriffen, ward durch eine ihm widersprechende Gesetzgebung, in der die Mißbräuche des Feudalwesens, so weit sie nicht dem unumschränkten Königthum widerstrebten, sorgfältig erhalten waren, gehemmt, und der Kunstfleiß konnte bei dem Mangel an Sicherheit und Verbindung unter den einzelnen Ländern keinen großen Umschwung nehmen.

Die öffentliche Aufmerksamkeit war mehr auf die Hervorbringung einzelner kostbarer Dinge zum Gebrauche der Großen und Reichen, als auf die Veredelung der Masse der gewöhnlichen Bedürfnisse gerichtet. Der Landbesitz lag fast ganz in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, denn der Landmann, obwohl großentheils persönlich frei, war doch noch selten Eigenthümer und litt besonders durch die beständigen und bei der schlechten Zusammensetzung der Heere überaus zerstörenden Kriege. Außerdem waren, da die absolute Regierungsgewalt sich noch nicht über alle Klassen der Nation gleich hoch gestellt hatte, die früher herrschenden und jetzt privilegirten Stände großentheils von den gewöhnlichen Steuern befreit, zu denen sie entweder in sehr ungleichem Verhältnisse oder nur in außerordentlichen Fällen beitrugen, so daß die Last, den Staat zu erhalten, auf die fiel, die am Wenigsten besaßen. Die Souveraine waren deshalb im sechszehnten Jahrhundert, im Vergleiche zu den vermehrten Ausgaben, welche ihnen eine sehr vergrößerte Kriegsmacht und eine schon sehr verwickelte Regierungsmaschine auflegten, ohne Zweifel ärmer als die früherer Jahrhunderte gewesen. — Die Nothwendigkeit, wenn auch nicht die Neigung des Friedens zeigte sich in dem Separatfrieden, den Frankreich und England mit Margarethe von Oesterreich, der Muhme Karl's V., welche die Niederlande mit fast souverainer Gewalt verwaltete, abschlossen, in welchem die Handelsfreiheit der flandrischen Provinzen mit Frankreich und England und ein Waffenstillstand auf der französisch-niederländischen Grenze stipulirt wurde. Dieser Anfang einmal gemacht, kamen Louise von Savoyen, die Mutter Franz' I., und Margarethe von Oesterreich in Cambrai zusammen (7. Juli 1529) und schlossen nach vierwöchentlichen Verhandlungen einen Frieden, „la paix des Dames" genannt, der wenigstens für einige Jahre den Verheerungen des Krieges ein Ziel setzte. Die hauptsächlichsten Bedingungen waren: die Verzichtleistung des Kaisers auf das ihm durch den madrider Vertrag zugesagte Herzogthum Burgund, in dessen Stelle er die Zahlung einer großen Geldsumme annahm; die Entsagung der Ansprüche des Königs auf Mailand, Neapel und überhaupt alle italienischen Besitzungen; die Befreiung von Flandern und Artois von der Oberlehnsherrlichkeit Frankreichs. Der charakteristische Zug dieses Friedens bestand darin, daß Franz I. alle seine Bundesgenossen, Venedig, Florenz, die Herzöge von Bouillon und Geldern, im Stich ließ. Der Papst, der dies geahnt, hatte schon einige Wochen vorher mit dem Kaiser einen besondern Vergleich abgeschlossen. Von Karl V. war dagegen keiner seiner Verbündeten aufgegeben und

unter Anderm die Wiederherstellung aller französischen Anhänger des Connetable von Bourbon verlangt und erhalten worden. Die Verbindung des Königs, der seine Gemahlin Claudia, die Tochter Ludwig's XII., verloren hatte, mit Eleonore, Schwester des Kaisers und verwitweten Königin von Portugal, sollte diesen Frieden besiegeln, eine Verbindung, die im Gegensatze zu so vielen seit Ludwig XI. in Anregung gebrachten und wieder aufgehobenen, besonders zwischen den Häusern Oesterreich und Frankreich, diesmal wirklich zu Stande kam.

Drittes Kapitel.

Der Friede von Cambrai ist der wichtigste Abschnitt in der Regierung Franz' I., denn mit ihm tritt eine mehrjährige Waffenruhe ein, und als die Kriege später von Neuem beginnen, zeigt der König nicht mehr das Feuer und die Entschlossenheit, mit der er seine frühern Unternehmungen, wenn auch nicht fortgeführt, aber wenigstens immer begonnen hatte. Franz I., mehr lebhaften als entschiedenen Charakters, in seiner kriegerischen und politischen Thätigkeit mehr augenblicklichen Eingebungen als einem festen Plane folgend, hatte ungeachtet der großen Vortheile, welche ihm die abgerundete Lage seines Reiches und die Leichtigkeit, seine Hülfsquellen rasch zu vereinigen, gewährte, keinen Vortheil über seinen Gegner davontragen können. Bei seinen spätern Kriegen gegen Karl V. bewies er sich ebenso planlos wie früher und weniger kühn. Er erschien seltener als vorher im Felde und an der Spitze seiner Heere. Das Alter hatte ihn, der von sinnlichen Genüssen und Zerstreuungen aller Art früh geschwächt worden, schon in der Mitte des Lebens überrascht und den natürlichen Schwung seines Geistes gelähmt, während bei seinem Gegner, der von einer ausdauerndern und festern Natur war, die wichtigsten und besonders die persönlich ausgeführten Thaten in eine Zeit fielen, wo Franz, von Frauen und Günstlingen beherrscht, nur von seinen Erinnerungen zu leben schien und keine,

den Erwartungen, zu denen er einst berechtigt hatte, würdige Rolle spielte.

Die sechs Jahre, die, ohne eine bedeutende kriegerische Unternehmung, vom Frieden von Cambrai an bis zum Angriffe auf die savoyischen Staaten verflossen, sind jedoch keineswegs leer an Bedeutung, sondern für das Schicksal Frankreichs wichtiger als die bisher geführten auswärtigen Kriege gewesen. Die bedeutendsten darunter sind: die blutige Verfolgung der Protestanten im Innern Frankreichs, ohne welche die Reformation in diesem Lande, wenn auch nicht herrschend geworden, doch einen großen Einfluß gewonnen hätte; die vollständige Einverleibung der Bretagne, die, obwohl zum Königreiche gehörend, bisher eine ganz getrennte Verwaltung gehabt, die immer noch den Gedanken einer Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit unter den Eingebornen erhalten hatte; die Strenge, mit der das königliche Ansehen in einigen westlichen Provinzen gegen die Unordnungen und Auflehnungen des Adels derselben geltend gemacht wurde (les grands jours de Poitou); das Verhältniß Franz' I. zu Clemens' VII., durch das ersterer wieder in Italien groß zu werden hoffte, und als dessen Folge die Verbindung des zweiten Sohnes des Königs, durch den Tod seines ältern Bruders zum Throne bestimmt, mit Katharina von Medicis, der Nichte des Papstes, ein Ereigniß, dessen Wichtigkeit für die Zukunft allerdings damals nicht geahnt werden konnte.

Dieser, im Vergleiche zu frühern Zeiten, lange Frieden hatte die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen, vollkommen geheilt und das Vertrauen des Königs auf seine Macht erneuert. Frankreich hatte, wie dies mehrmals in seiner Geschichte wiederkehrt, nur einer kurzen Ruhe bedurft, um die erlittenen Verluste zu ersetzen. Der Adel, der den Thron umgab und der sich nach Krieg, besonders nach auswärtigem, sehnte, da ihm im Frieden seine Abhängigkeit von der Regierung schon sehr fühlbar wurde, ohne daß er sich noch vollkommen in sie zu finden gelernt, lag dem Könige an, seine frühern Niederlagen zu rächen. Franz rechnete außerdem auf Heinrich VIII., der durch seine Trennung von Katharina von Aragonien, einer Muhme des Kaisers, dessen Feind geworden, auf den Papst und den schmalkaldische Bund. Er hatte die Zeit der Ruhe dazu angewandt, um seinem Heere eine neue Gestalt zu geben und besonders die Einrichtung seines Fußvolkes zu verbessern, welches bisher den fremden Söldnern weit nachgestanden war. Er hatte zwar nicht die Absicht, den Kaiser unmittelbar selbst anzugreifen, sondern er wollte sich nur wieder in den Besitz von

Mailand setzen, was jedoch ohne einen Krieg mit Karl V. nicht möglich war. Ein Vorwand zum Bruche des bestehenden Friedens ward ihm vom Zufalle an die Hand gegeben. Einer seiner Kundschafter in Mailand, Maraviglia, wurde, eines begangenen Verbrechens wegen, in dieser Stadt hingerichtet. Franz behauptete, obwohl durchaus grundlos, daß derselbe ein accreditirter Gesandter gewesen, und erblickte in seiner Bestrafung eine Verletzung des Völkerrechts. Alle Erklärungen und Entschuldigungen des Herzoges Franz Sforza waren umsonst geblieben. Dieser starb in dem Augenblicke, als sich der König zu einem Einfalle in sein Land rüstete. Franz veränderte mit einem Male und auf die unerwartetste Art seinen Plan. Anstatt wie seine Vorgänger und er selbst in früherer Zeit in das Innere Italiens zu dringen, erklärte er dem Herzoge von Savoyen den Krieg, in der Absicht, dessen Staaten, die an den Grenzen seines Reiches lagen, mit demselben zu vereinigen und dadurch einen festen Fuß in Italien zu fassen. Dieser Plan wäre, hätte er gelingen können, allerdings von großen Folgen gewesen, und hätte Italien, dessen politische und militairische Schwäche schon im sechszehnten Jahrhundert so fühlbar war, nothwendig über kurz oder lang unter französische Herrschaft bringen müssen. Franz behauptete von seiner Mutter, Louise von Savoyen, Ansprüche auf einen großen Theil der Besitzungen dieses Hauses geerbt zu haben, und es fehlte ihm, wie gewöhnlich unter solchen Umständen, nicht an gelehrten Schmeichlern und interessirten Höflingen, welche seine Forderungen durch Scheingründe, durch willkürliche Uebertreibung des Möglichen oder Erfindung des Wahrscheinlichen zu unterstützen suchten. Der Herzog von Savoyen hatte keine Mühe, die Ansprüche des Königs zu widerlegen, denn die Grundgesetze seines Hauses schlossen, wie in Frankreich, die Frauen von der Thronfolge aus. Während dieser Zeit hatte Karl V. seinen glorreichen Feldzug gegen Tunis beendigt, fühlte aber, daß er Mailand, das ein erledigtes Lehen des deutschen Reiches geworden, nicht, ohne den Neid aller übrigen und besonders der italienischen Staaten zu erregen, für sich und sein Haus in Besitz nehmen könne, sondern daß er dasselbe an einen andern Fürsten verleihen müsse. Ein Krieg mit Frankreich schien ihm, des in seinem afrikanischen Feldzuge erworbenen Ruhmes ungeachtet, in diesem Augenblicke gefährlich, wo die Türken bis in die Nähe von Wien vorgedrungen waren, der schmalkaldische Bund gegen ihn in Waffen stand und religiöse und politische Bewegungen in den Niederlanden seine dortige Herrschaft bedrohten. Er bot deshalb die Investitur von Mailand dem Könige für seinen dritten

Sohn an, Franz aber verlangte dieselbe für den zweiten und den lebenslänglichen Nießbrauch des Herzogthums für sich selbst. Eine Reihe von Unterhandlungen eröffneten sich über diese streitigen Punkte, in denen sowohl die bestimmten Forderungen der Gegenwart als die möglichen Ereignisse der Zukunft von Karl mit mehr Scharfsinn und selbst mit mehr Unparteilichkeit, als von seinem Gegner, gewürdigt wurden. Franz, in welchem die Erinnerung seiner ersten Waffenthaten auf dem italienischen Boden erwachte und der seinen Stolz in den Besitz eines Theiles dieses Landes setzte, gab, die Unterhandlungen zum Schein fortsetzend, seinen Feldherren Befehl, in Piemont einzurücken. Turin fiel alsbald in französische Hände (6. März 1536). Der Kaiser, der die Staaten des Hauses Savoyen um keinen Preis unter die Botmäßigkeit des Königs fallen lassen konnte, traf sogleich in Italien und in den Niederlanden Anstalten zu einer nachdrücklichen Abwehr und erklärte sich bei seiner Anwesenheit in Rom, in einem öffentlichen Consistorium, vor den Cardinälen, über den König auf eine ungewöhnlich feindselige und bittere Art. Sonderbarer Weise schien Franz, der seit zwei Jahren alle seine Gedanken auf den Krieg gerichtet, denselben jetzt, da er wirklich ausbrach, vermeiden zu wollen. Man hat vermuthet, daß dieser plötzliche Wechsel in seiner Politik aus einem Mangel an Berechnung in seine finanziellen Hülfsquellen entstanden war, wahrscheinlich jedoch lag sie in seinem Charakter, in welchem der Wille lebendiger als die That war und dessen Wünsche ebenso schnell aufloderten, als sie unerwartet erloschen, denn Aehnliches wiederholte sich, nur unter andern Umständen, im ganzen Verlaufe seiner Regierung. Er befahl seinen Feldherren in Italien, an der niederländischen und deutschen Grenze, ihr Kriegsvolk in die Städte zu vertheilen und die Befestigungen zu verstärken, einen Kampf im offnen Felde aber zu vermeiden. Unterdessen zog der Kaiser mit einem starken, aus Deutschen, Spaniern und Italienern zusammengesetzten Heere nach Piemont, überstieg ohne Schwierigkeiten die Bergkette, welche Italien und Frankreich trennt und brach in die Provence ein. Zu gleicher Zeit wurde Frankreich an den Pyrenäen und an der niederländischen Grenze bedroht. Franz sah sich, durch seinen Mangel an Klugheit und Voraussicht, in diesem Augenblicke hinreichender Mittel des Widerstandes beraubt und entging der Gefahr, mit der ihn das Vordringen des Kaisers bedrohte, durch Umstände, die außer seiner Berechnung lagen und deren Einfluß ihm nicht zum Verdienst angerechnet werden kann. Anne de Montmorency, der vornehmste Rath und Günstling des Königs, ließ, um

den Feind auszuhungern, die Provence auf das Aergste verwüsten. Der Kaiser erschöpfte sich bei der Belagerung von Marseille, das ihm auf das Hartnäckigste widerstand, und sein Plan, die Ansprüche Deutschlands auf Arles und die Provence zu erneuern und sich in Aix krönen zu lassen, scheiterte an der Vaterlandsliebe der Einwohner. Hätte Karl V. hier eine ihm willfährige Stimmung gefunden, so wäre es ihm möglich gewesen, der französischen Monarchie einen harten Schlag zu versetzen und das alte arelatensische Königreich wiederherzustellen. Es ist bemerkenswerth, daß diese Provinzen, die zum Theil erst unter Ludwig XI. mit Frankreich vereinigt worden, in dieser Einverleibung so schnell ihre frühere Unabhängigkeit vergessen hatten und zu Franzosen geworden waren. Als Karl Aix einnahm, fand er die Stadt fast verödet. Der Erzbischof, der gesammte Klerus, das Parlament und der Adel hatten sich geflüchtet und er sah sich außer Stand gesetzt, seinen Plan auszuführen. So mächtig war schon damals das Band, das die einzelnen Glieder des französischen Staatskörpers umschlang. Der Mangel an Lebensmitteln, der nicht sogleich, aber bald nachher fühlbar wurde, nöthigte den Kaiser zum Rückzuge, den er nicht ohne bedeutenden Verlust bewerkstelligte. — Im Norden war der Graf von Nassau mit einem kaiserlichen Heere in Frankreich eingefallen, aber Peronne wurde von den Franzosen mit solchem Erfolge vertheidigt, daß auch hier die Kaiserlichen nach langen Anstrengungen sich unverrichteter Sache zum Rückzuge entschließen mußten. Nachdem der Papst Paul III. mehre mißlungene Versuche gemacht, die beiden Fürsten zum Frieden zu stimmen, sammelte Franz im folgenden Jahre (1537) ein ansehnliches Heer, um die Niederlande anzugreifen, ein Vorhaben, das mit derselben Leichtigkeit, mit der es von ihm begonnen war, auch alsbald wieder aufgegeben wurde. Eine Menge planloser Unternehmungen wurden von dem Könige entworfen, begonnen und dann bei Seite geschoben, ohne daß dieser rasche Wechsel ihm gefährlich geworden, aber auch ohne daß er aus dieser Beweglichkeit einen Vortheil gezogen hätte.

Die auffallendste Erscheinung in diesem Kriege ist ohne Zweifel die Verbindung Franz' I. mit Solyman II., durch welche die Türken zum ersten Male in den Kreis der politischen Combinationen des Abendlandes gezogen wurden, in denen sie später lange Zeit eine so große Rolle zu spielen bestimmt waren. Auch drängt sich hierbei die Bemerkung auf, wie sehr die Kraft des christlich-germanischen Princips, das einst ganz Europa gegen den Islam be-

waffnet hatte, gesunken, gleichwohl aber damals noch nicht, wie später, ganz verschwunden war, denn Franz suchte seinen Bund mit den Ungläubigen so lange als möglich geheim zu halten, der, als er endlich bekannt geworden, überall Erstaunen und Unwillen erregte. Franz hatte sich anheischig gemacht, während ein türkisches Heer an der östlichen Küste Neapels landen würde, vom Norden her in Italien einzubrechen. Die möglichen Folgen dieses Plans schienen den König, als er zu dessen Ausführung schreiten wollte, zu erschrecken, und er ward von ihm, wie so Vieles, was er nach der Niederlage von Pavia begonnen, nur zur Hälfte vollzogen. Die Türken nahten sich Italien und er sandte in der That ein Heer in die Halbinsel, das durch die Pässe von Susa drang, verbot aber seinen Feldherren zugleich, eine Schlacht zu liefern. Als er seinen Bund mit den Ungläubigen nicht mehr verhehlen konnte, erklärte er ihn nur für ein Mittel, den Kaiser zu einem billigen Frieden zu zwingen, und versprach, sobald dieser Zweck erreicht, seine Waffen gegen den Feind des christlichen Namens zu wenden. Die Schwierigkeiten dieser Lage, die dringenden Vorstellungen Paul's III., der Einfluß Eleonora's, der Gemahlin des Königs und Schwester des Kaisers, auf beide Fürsten brachten endlich zu Nizza einen Waffenstillstand, auf zehn Jahre geschlossen, zu Stande (1538), nachdem schon mehrmals der Kampf durch Verträge kürzerer Dauer, oder auf einzelne Theile der Reiche begrenzt, unterbrochen worden war. Der Kaiser und der König blieben beide in ihren gegenwärtigen Stellungen, und tauschten weder, noch gaben sie etwas von dem, was sie besaßen, heraus. Franz ließ, seiner Gewohnheit gemäß, seine Verbündeten im Stiche. Die Vortheile waren auf beiden Seiten ziemlich gleich. Der Kaiser wurde durch diesen Vertrag in Deutschland mächtiger, der König blieb aber im Besitze eines großen Theiles von Piemont und Savoyen, auf dessen einstige Einverleibung mit Frankreich er damals noch immer zu hoffen schien.

Franz, der mit Ausnahme des ihm von seinen Vorfahren überlieferten Strebens, die königliche Autorität im Innern seines Reiches über alle Stände gleichmäßig zu verbreiten, und in allen Theilen vollkommen unumschränkt zu machen, in seiner Politik keinen festen Plan verfolgte und in dieser Beziehung sich theils von seinen Günstlingen zu leiten, theils den Eingebungen seines zugleich leidenschaftlichen und beweglichen Sinnes zu folgen gewohnt war, ging nach dem Vertrage von Nizza, plötzlich von so großem Haß gegen den Kaiser zu fast ebenso großer Gunst für ihn über. Beide Fürsten fingen, von der Ueberzeugung beseelt, daß keiner von ihnen mächtig

genug sei, den andern zu unterwerfen, daß ihrer Vereinigung aber nichts zu widerstehen vermöge, und daß ihr Bund sie zu Herren und Schiedsrichtern Europas machen würde, sich einander aufrichtiger als früher zu nähern an. Beide waren von den Grundsätzen der unumschränkten Herrschaft, die, in der Ausübung längst bestehend, unter ihnen sich als eine bestimmte Theorie auszubilden anfingen, wie einst die Fürsten des Mittelalters von den Pflichten gegen ihren Glauben erfüllt. Der Anspruch, ihren Willen und ihren Vortheil von ihren Unterthanen als einzig geltendes Recht betrachtet zu wissen, schien für beide wie aus einer innern Nothwendigkeit herzustammen und in ihren Augen die einzig würdige Erfüllung der Aufgabe zu sein, welche ihnen die Vorsehung mit Ertheilung ihres Herrscheramtes auferlegt hatte. Beide waren demnach entschiedene Gegner der Ueberreste der ständischen Freiheiten des Mittelalters, wie sie sich in der Kirche, dem Adel, den Städten, wenn auch noch so verringert, doch noch immer in vielen Ueberlieferungen und Gewohnheiten, erhalten hatten. Franz war in dieser Beziehung glücklicher als sein Nebenbuhler, denn, seltene Ausnahmen abgerechnet, regte sich in Frankreich kein Widerspruch gegen die Rechtmäßigkeit seiner unbeschränkten Macht. Karl dagegen stieß in Deutschland, in den Niederlanden und in Spanien häufig auf einen, wenn auch meist unwirksamen, aber immer möglichen Widerstand gegen den Anspruch, das Schicksal dieser Völker nach eigenem Ermessen, ohne Rücksicht auf ihre Gesinnungen, Bedürfnisse und Wünsche bestimmen zu wollen. Die absolute Monarchie war ihrem Geiste und ihren Tendenzen nach schon durchaus vorhanden, aber ihre Formen waren noch unausgebildet, und da diese großentheils aus dem Mittelalter stammten, so stand diese ganze Organisation so häufig im Widerspruche mit sich selbst. Die Unterdrückung jedes individuell frei sich selbst bestimmenden Lebens, es mochte sich dies in der Welt oder in der Kirche, in den Ständen oder in den Personen aussprechen, und seine unmittelbare Unterwerfung unter den Willen des Souverains, war das Ziel dieses werdenden Absolutismus, dem aber zu seiner vollkommenen Entwickelung im sechszehnten Jahrhundert eine stehende immer bereite Kriegsmacht und eine alle Hülfsquellen des Landes umfassende Verwaltung fehlten. Diesem Princip der unbedingten Regierungsgewalt erschien die Freiheit überhaupt, insofern sie der Ausdruck einer selbstständigen Richtung des Willens ist, der in seiner eigenen Natur die Gesetze zur Führung seines Daseins sucht, als sein natürlicher Gegner, den es nicht nur zähmen und leiten, sondern vernichten zu müssen glaubte, weil er, sobald ihm einiges

Leben blieb, seine Verluste immer wieder zu ersetzen im Stande war. Deshalb waren beide Fürsten, Karl und Franz, ihrem Charakter und ihrer Stellung nach sich sonst so ungleich, sowohl dem Einflusse der Kirche, als einer herrschenden Macht, der deutschen Territorialsouverainetät, den aristokratischen Republiken Italiens, den demokratischen Gemeinden der Niederlande, den spanischen Provinzialständen, ja selbst den schwachen Ueberresten der Unabhängigkeit in dem Adel, den Parlamenten und den Städten entschieden abgeneigt, obgleich die Nothwendigkeiten ihrer politischen Stellung sie zuweilen zu einiger Berücksichtigung und Schonung, ja selbst Annäherung zu jenen mittelalterthümlichen Ueberresten der Freiheit zwang. In noch höherm Grade mußte demnach die Reformation, in welcher der Geist der Unabhängigkeit sich in den wichtigsten Gegenständen und auf viel entschiedenere Art geltend machte, indem sie die Entscheidung der größten Fragen von dem Innern der Individuen abhängig machte, die Besorgnisse, den Haß und die Verfolgung dieser Fürsten erregen. Der Protestantismus hat allerdings nirgends die politische Freiheit, wo sie besteht, hervorgebracht, aber sein Dasein steht mit derselben auch nirgends in nothwendigem Widerspruch, denn die Idee der Freiheit im Gebiete des innern Lebens anerkannt, kann leicht auf dessen äußere Darstellung übergetragen werden, während der Grundsatz der Unterwerfung unter eine dem Innern fremde Autorität mit der Hervorbringung der politischen Freiheit, seinem innersten Wesen nach, unverträglich ist, ein Widerspruch, der zwar verhüllt und geschwächt, aber nicht aufgehoben werden kann, und wo er vorhanden ist, über kurz oder lang, einmal zum Ausbruch kommen muß. — Außer dieser Abneigung gegen die Regungen der religiösen Freiheit waren beide Fürsten, Karl und Franz, von dem Wunsche beseelt, die kleinern Souverainetäten, welcher Natur sie auch sein mochten, ob unter monarchischen oder aristokratischen Formen waltend, ihrem Willen und ihrer Leitung zu unterwerfen. Karl stützte sich hierbei auf die alten Ansprüche der deutschen Kaiser auf einen großen Theil Europas, und Franz hatte von seinen Vorfahren ein Reich geerbt, das aus von Jahrhundert zu Jahrhundert sich immer mehr mindernden und endlich verschwindenden kleinen Staaten zu einem großen Ganzen zusammengewachsen war. Die Gesinnungen dieser beiden mächtigsten Fürsten der Christenheit waren im Ganzen demnach die nämlichen, und hätten sie sich fest und dauernd vereinigen können, so würden sie sich in die Herrschaft über Europa getheilt, die Reformation im Entstehen erstickt und die Unabhängigkeit der Staaten zweiten Ranges vernichtet haben. Aber

ihre getheilten und einander so oft entgegengesetzten Interessen, über welche sich zur Ausführung eines allgemeinen Zieles zu erheben, ihrer Natur und ihrer Stellung nicht gegeben war, wandte dieses drohende Unglück ab. Der größte Theil Europas verdankt seine religiöse Freiheit und politische Unabhängigkeit der unvertilgbaren, immer wieder erwachenden Eifersucht dieser beiden Fürsten, die zum Theil in ihrem so verschiedenen Charakter, noch mehr aber in der Unvereinbarkeit ihrer gegenseitigen Ansprüche lag.

Nachdem beide Souveraine in Aigues-Mortes, wo sich einst Ludwig der Heilige zu seinem letzten Kreuzzuge eingeschifft, eine Zusammenkunft gehalten und sich in der Verfolgung ihrer auf die Vernichtung der Reformation und die Unterdrückung der kleinern Staaten gerichteten Absichten gegenseitige Hülfe und Unterstützung zugesagt, nachdem Gent, das sich gegen Karl empört und an Franz um Hülfe gewandt, von diesem verrathen worden, Karl unter steten Festen ganz Frankreich drei Monate lang durchzogen und ein Vermählungsentwurf beide Kronen lange beschäftigt, vermöge dessen der Herzog von Orleans, der zweite Sohn des Königs, die Tochter des Kaisers heirathen und diese die gesammten burgundischen Staaten zur Mitgift erhalten sollte, brach der wandelbare Sinn des Königs, seine unbezwingliche Eifersucht auf die Größe und das Glück seines Nebenbuhlers und ein tief gewurzeltes Mißtrauen in dessen Redlichkeit diese freundlichen Verhältnisse und führte von Neuem zu einem blutigen Kriege. Franz näherte sich Heinrich VIII., gegen den er sich früher mit dem Kaiser verbunden, und trat mit den Türken in eine so enge Verbindung, daß eine türkische Flotte zum Erstaunen aller christlichen Völker im Hafen von Toulon überwinterte und französisches und türkisches Kriegsvolk vereinigt, ein nie gesehener Fall, die Stadt Nizza belagerte und in Asche legte. Der Herzog von Orleans eroberte das Herzogthum Luxemburg, verlor es aber durch seine Unklugheit sogleich wieder. Karl wußte Heinrich VIII. zu sich hinüberzuziehen, und Dänemark, das mit Franz einen Vertrag geschlossen, trat von demselben wieder zurück. Die Franzosen gewannen endlich unter dem jungen und tapfern Grafen von Enghien, aus dem Hause Bourbon, die Schlacht von Cerisola, die, wie einst der Sieg von Ravenna unter dem Herzoge von Nemours, ihre Waffen verherrlichte, aber den Krieg nicht entschied. Franz rief, anstatt nach dieser Schlacht sich Mailand zu unterwerfen, sein Heer zurück und verlor die Früchte des Sieges. Karl fiel mit einem Heere in Lothringen ein, während Heinrich VIII. im Norden des Königreiches erschien. Der Kaiser war nur noch einige Tagemärsche

von Paris entfernt und Boulogne war von den Engländern eingenommen worden, aber die tapfere Vertheidigung der französischen Grenzfestungen und die Ueberzeugung des Kaisers von der Nothwendigkeit eines Vergleiches mit Frankreich, um die deutschen Protestanten zu unterwerfen und die Fortschritte der Türken im Osten aufzuhalten, bringen endlich zu Crepy, in der Grafschaft Valois, einen Frieden zu Stande, der dem Kaiser die Räumung Frankreichs, dem Könige die Italiens auflegt, dessen wesentliche Bedingung aber die Erneuerung des schon früher beschlossenen Heirathsentwurfes zwischen den beiden Häusern ist, demzufolge der Herzog von Orleans eine Tochter des Kaisers mit der burgundischen Erbschaft, oder eine Nichte desselben mit der Belehnung des Herzogthums Mailand erhalten sollte.

Karl, in fast jeder Beziehung seinem Gegner an Kraft und Einsicht überlegen, unterschied sich besonders dadurch von ihm, daß er beharrlicher, weitaussehender Entwürfe fähig war und auf das Schicksal der Welt einen dauernden, nicht blos auf die Gegenwart begrenzten Einfluß zu erwerben dachte. Er hatte sich durch seine lange Erfahrung überzeugt, wie wenig seine weit zerstreuten Staaten sich gegenseitig unterstützten und ein Ganzes bildeten, wie hinderlich ihre verschiedenen Interessen, Stellungen und Bevölkerungen dem Herrscher in der Ausführung seiner Plane waren. In diesem Sinne hatte er schon im Anfange seiner Regierung seinem Bruder Ferdinand die österreichischen Besitzungen im Osten Deutschlands abgetreten. Es war jetzt seine Absicht, aus den burgundischen Landen ein eigenes Reich zu bilden und dasselbe mit seiner Tochter dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich zu verleihen. Es sollte, wie das alte Burgund, Deutschland und Frankreich auseinander halten und bei der Zerstückelung des ersteren und der immer kompakter werdenden Einheit des letzteren zwischen ihnen das Gleichgewicht bilden. Er schien hierbei die Verwandtschaft dieser neuen burgundischen Dynastie mit dem französischen Königshause nicht zu fürchten, denn die alten burgundischen Fürsten hatten ebenfalls zu den Valois gehört und sich gleichwohl so oft als deren entschiedenste Gegner gezeigt. Karl wollte seinen Sohn Philipp auf den noch immer so großen Besitz der spanischen und italienischen Staaten beschränken und auf diese Art, im Süden und Norden, unabhängige von Völkern gleicher Abkunft und von ähnlichen, wenigstens nicht unausgleichbar verschiedenen Interessen bewegte Staaten an die Stelle der unförmlichen und ungleichartigen Masse errichten, über die er selbst herrschte. Wie jedem Fürsten von Geist

und Charakter lag ihm daran, seinen Schöpfungen das Siegel der Kraft und Dauer aufzudrücken und die Keime des Verfalles von ihnen so viel als möglich abzuwenden. Er hoffte auf diese Art durch das Dasein dreier mächtigen Reiche: Oesterreichs mit Ungarn und Böhmen, im Osten, der spanischen Monarchie im Süden, Burgunds im Norden, den größten Theil der Staaten Karls des Kühnen umfassend, in Europa ein Gleichgewicht hervorzubringen, dem Ehrgeiz der französischen Könige eine schwer zu übersteigende Grenze zu setzen und, was besonders seine Absicht war, die religiöse und bürgerliche Freiheit in Deutschland und in den Niederlanden in ihrem Keime zu ersticken. Dieser Plan, der eines Fürsten würdig war, der so viel Festigkeit und Klugheit besaß und der den Despotismus als sein Ideal ansah, dessen Verwirklichung er jede andere Rücksicht zu opfern bereit war, hätte, zur Ausführung gebracht, der Entwickelung des europäischen Geistes schwere Fesseln angelegt und seinen Fortschritt wahrscheinlich für lange Zeit gehemmt. Aber die Eifersucht und das Mißtrauen Franz' I. und endlich der Tod des Herzogs von Orleans, der bei seinen glänzenden Fähigkeiten und der Abneigung, die zwischen ihm und seinem Bruder, dem Dauphin, bestand, die einzig taugliche Person zur Herstellung des wichtigsten Theiles dieses Entwurfes, der Stiftung eines neuburgundischen Staates schien, ließen diesen weit aussehenden, langsam gereiften Plan scheitern. Um diese Zeit begann Franz I. sich wiederum von seinem Nebenbuhler zu entfernen und dessen Vortheile über die deutschen Protestanten mit Unruhe, als eine Drohung für sich selbst zu betrachten, und ohne den Krieg, in den er noch mit England verwickelt war, hätte er sich vielleicht schon thätig gegen ihn erklärt. Er suchte, sobald er sich mit Heinrich VIII. wieder ausgesöhnt, dem Kaiser wenigstens mittelbar zu schaden, dem Concil von Trident, an dessen Gelingen Karl so viel lag, Hindernisse zu bereiten, und trat mit den Protestanten in Deutschland, während er ihre Glaubensgenossen in seinem Reiche auf das Grausamste verfolgte, in heimliche Unterhandlungen. In der letzten Zeit seines Lebens knüpfte er seine alten Verbindungen mit den Türken wieder an, suchte sie zu einem Einfalle in Ungarn oder Neapel zu reizen, und ging mit Eduard VI., dem Nachfolger Heinrich's VIII., ein Bündniß ein. Die Neigung, den Kaiser in der Ausführung seiner Plane zu hemmen, ihm auf jede Art entgegenzutreten, war ihm wie zur andern Natur geworden und verließ ihn auch dann nicht, als ihm die Abnahme seiner Kräfte fühlbar wurde. Er hatte den Verfall seiner von Natur starken Constitution durch einen sehr

unregelmäßigen Lebenswandel beschleunigt und galt für einen der sittenlosesten Fürsten seiner Zeit. Franz I. starb nach einer überaus merkwürdigen, von hervorragenden Persönlichkeiten und großen Ereignissen jeder Art erfüllten Regierung in wenig vorgerücktem Alter, denn er zählte erst dreiundfunfzig Jahre, mit einem großen Rufe unter seinen Zeitgenossen, dem von der Nachwelt oft und in mancher Beziehung mit Recht widersprochen worden, dessen Glanz gleichwohl nie ganz hat verdunkelt werden können (1547).

Viertes Kapitel.

Die Regierung Franz' I. gewährt durch die vielen und großen Kriege und ihr wechselndes Glück, durch die immer enger werdende Verbindung, in welche die verschiedenen Nationen Europas zu einander treten, durch den vermehrten Aufwand von Verstand und Kunst, der bei der Leitung aller öffentlichen Verhältnisse sichtbar wird, ein ungemein glänzendes und lehrreiches Schauspiel, aber der innere oder moralische Theil dieser Epoche, der Zustand der französischen Nation selbst, der Fortschritt, den sie in dieser Zeit auf der Bahn der Gesittung macht, die sittliche Stimmung, die sich in ihr offenbart, treten als noch bei Weitem wichtiger hervor. Die Schlachten von Marignano, Pavia und Cerisola sind reich an dramatischen Effekten, unter den Feldherren und Räthen Franz' I. fehlt es nicht an kräftigen und geistreichen Individualitäten, der Gang der öffentlichen Verhandlungen, die Hebel, die zur Erreichung der gefaßten Plane in Bewegung gesetzt wurden, dies Alles verdient ein großes Interesse, ist aber entweder spurlos verschwunden, oder von andern Epochen überboten und verdunkelt worden. Aber das geistige Leben jener Zeit und seine vornehmsten Momente: die Erscheinung des Protestantismus und die Wiederbelebung der Wissenschaften und Künste — haben einen lang nachwirkenden Einfluß ausgeübt und, wenn in der Folge auch mannigfaltig verändert, nie vollkommen ihre ursprünglichen Züge gewechselt.

Die erste Bemerkung, die sich bei der Betrachtung dieser Re-

gierung aufdrängt, ist auf die steigende Macht des Königthums gerichtet, das die Nation vollkommen als Werkzeug für sich braucht und, ihrer Kraft bei den sich immer erneuernden Kriegen beständig bedurfend, gleichwohl weder um ihr Urtheil noch ihre Zustimmung sich bekümmert, sondern ihr Geschick vollkommen nach eigenem Gutbefinden, ohne irgend eine bestimmt ausgesprochene Anerkennung ihrer Rechte ordnet. Franz versammelt nach seiner Befreiung aus der spanischen Gefangenschaft, bei den Streitigkeiten über die Erfüllung des madrider Vertrages zweimal eine Anzahl ausgezeichneter Personen aus allen Ständen, den der Landleute ausgenommen, Notabeln genannt, aber kein einziges Mal, selbst nicht in den drangvollsten Verhältnissen, die Reichsstände, die unter ihm vollkommen in Vergessenheit gerathen. Bei der Abschaffung der pragmatischen Sanktion und der Einführung des Concordats ward der Widerstand des Parlaments gegen letzteres, übrigens aus Eifer für die Rechte des Königs hervorgegangen, von diesem mit einer bis zur Roheit gehenden Härte gebrochen. Er drohte den Abgeordneten, die an ihn abgeschickt waren, sie in die dunkelsten Verließe des Schlosses, in welchem er sich gerade befand, werfen zu lassen. Bei einer Streitigkeit zwischen dem Kanzler Dupret und dem pariser Parlament sagte Claudius Gaillard, der erste Präsident, in seiner Rede an den König: „Wir wollen, Sire, nicht Eure Macht in Zweifel ziehen, dies wäre eine Art Gotteslästerung, wir wissen wohl, daß Ihr über den Gesetzen steht, und daß Gesetze und Verordnungen Euch nicht binden können, aber wir wissen auch, daß Ihr nicht Alles wollt, was Ihr könnt u. s. w." — Zu bemerken ist hierbei, daß dieser Präsident, der wie ein Sklave zu einem orientalischen Despoten sprach, mit dem Kanzler verglichen, sogar für freisinnig galt, denn dieser hatte sogar den Grundsatz aufgestellt, daß alles Privateigenthum im Lande dem Könige gehöre, so daß, wenn dieser von seinen Unterthanen Abgaben erhebe, er eigentlich nur von dem Seinigen nehme. Selbst die Kriege Franz' I., allerdings wie kein wichtiges Ereigniß rein aus Willkür hervorgehend, beweisen jedoch im Einzelnen, daß er auf die Stimmung und Meinung seines Volkes keine Rücksicht zu nehmen brauchte, oder daß eine solche, als ein öffentliches Organ, ihm gegenüber gar nicht vorhanden war. Sein Mangel an Voraussicht, seine Unbeständigkeit, der in ihm so sichtbare Hang, seine persönliche Befriedigung dem Glücke seines Landes vorzuziehen, würden, wäre nicht aller Geist der Freiheit in Frankreich erstickt gewesen, ihm allgemeinen Tadel zugezogen und dann und wann einen wenigstens passiven Widerstand gegen ihn erregt haben. Auch tritt

die Alles umfassende und zugleich Alles ausschließende Höhe, auf welche das Königthum in Frankreich zu dieser Zeit gekommen, besonders in dem persönlichen Einflusse des Monarchen hervor. Franz ist der erste unter den französischen Königen, welcher durch seine äußere Art zu sein, seinen Geschmack, seine Sitten, seine Gestalt, seine Rede, kurz seine vorübergehende Persönlichkeit, allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Obgleich Philipp August, Ludwig der Heilige, Philipp der Schöne, ihm ohne Zweifel an Kraft und Fähigkeit überlegen und überhaupt mit einer hervorragendern Individualität begabt gewesen, so hatten sie gleichwohl nicht die Art persönlicher Bewunderung, wie er, auf sich gezogen. Der Grund hiervon war, daß es früher außer der königlichen Gewalt noch andere herrschende Kreise, souveraine Vasallen, fürstliche Prälaten, Aebte, die von einem Hofe umgeben waren, gab, in welche sich die öffentliche Aufmerksamkeit theilte. Jetzt aber war der König Alles geworden, und er trug, wenn natürlich auch nicht in der Wirklichkeit, aber doch der Vorstellung nach, das Schicksal jedes seiner Unterthanen in seiner Hand. Er überschattete oder verdunkelte, wenn er von der Natur nicht zu kärglich ausgestattet war, Alles um sich her. Franz I. verdankte indessen die Bewunderung, die ihm zu seiner Zeit so freigebig entgegenkam, zum Theil auch einer wirklichen, von der bloßen Meinung unabhängigen Thatsache, nämlich seinem Charakter, der, die Vorzüge und Mängel seiner Landsleute, sowie diese im Laufe der Zeit, besonders seit dem Sinken des feudalen und religiösen Geistes des frühern Mittelalters geworden waren, in sich vereinigend, bei seiner hohen in die Augen fallenden Stellung gewissermaßen als das verkörperte Bild der Nation selbst erschien. Was seinem Volke besonders an ihm gefiel, war die glänzende, ungestüme, so zu sagen, brausende und prahlende Tapferkeit, die er, wenigstens in seiner Jugend, bei mehren denkwürdigen Gelegenheiten an den Tag gelegt, und dieser Eindruck von ihm blieb, auch als er später schlaff und träge geworden, eine heitere und Vertrauen erregende Offenheit im gewöhnlichen Leben, eine kräftige und zugleich anmuthige Weise der Rede und Haltung, vor Allem aber ein gewisser Schein von Größe und Hoheit, der, obgleich er keineswegs erkünstelt war, doch mehr an der äußern Persönlichkeit als dem innern Wesen dieses Fürsten hing. Auch scheint es, daß unter ihm der Hof die letzten Reste der mittelalterthümlichen, halb religiösen, halb kriegerischen Hülle ablegte und eine neue, im Wesentlichen spätern Zeiten durchaus ähnliche Haltung annahm. Die fast zu einem Attribute des französischen König-

thums, zu einer stehenden Gewohnheit werdende Sittenlosigkeit des Souverains beginnt ebenfalls mit Franz I. allgemein zu werden, und ebenso wird bald nach ihm der verderbliche Einfluß sichtbar, den dieses Beispiel auf die Großen ausübte, von wo es sich im Laufe der Zeiten über alle Stände verbreiten sollte. Der gesellige Sinn dieser Nation, der in seiner Anlage natürlich von jeher bestanden, in seiner Entwickelung aber durch das Feudalleben und später durch den hundertjährigen Krieg mit den Engländern aufgehalten worden, blühte am Ende des funfzehnten Jahrhunderts durch die nähere Berührung mit Italien, mit der Liebe zu Literatur und Kunst mächtig empor, während früher nur einzelne, nie vollkommen ans Licht gekommene Keime von ihm sichtbar geworden waren. Die Franzosen rechnen die Entstehung ihrer Gesellschaft, im engern Sinne des Wortes, und deren besondern Charakter, der, wenn auch in seinen Formen, doch in seinem Geiste sich nie mehr wesentlich verändert hat, von der Regierung Franz' I. an.

Die Erneuerung des Studiums der alten Literatur und die Liebe für die Hervorbringungen der schönen Künste, sowie überhaupt die Aufmerksamkeit und Theilnahme für die idealen Interessen des Geistes fallen in die Regierung dieses Königs, sind von ihm vielfach begünstigt worden und haben seinen Ruhm erhöht. Durch ihn ist in dieser Richtung die schlummernde Kraft des nationalen Genius geweckt worden. Diese Epoche, die von den Franzosen mit einer sich früher nur auf die bildenden Künste beziehenden, jetzt aber auf das gesammte geistige Leben ausgedehnten Benennung „la renaissance" genannt wird, hatte allerdings schon vor diesem Könige angefangen und dauerte unter seinem Sohne und seinen Enkelsöhnen, die sich bei ihren übrigen Mängeln sämmtlich durch ihre Liebe für Poesie und Kunst auszeichneten, fort, indessen ist es die Regierung Franz' I., in der dieser Geschmack in Frankreich mächtige Wurzeln geschlagen und als ein ursprünglich fremdes Gewächs in dem nationalen Boden einheimisch geworden ist. Das italienische Genie, das im funfzehnten Jahrhundert sich mit so großer Energie entwickelt hatte, begann im sechszehnten, zumal nach dem Verlust der florentinischen Freiheit, den Boden der Heimath zu enge und dessen Luft zu schwül zu finden und sich vor dem spanischen Despotismus nach dem Auslande, besonders nach Frankreich, zu retten. Das Verdienst Franz' I. besteht nicht nur darin, einzelne dieser großen Talente an seinem Hofe, zu seiner eigenen Belehrung und Unterhaltung gastfrei aufgenommen, sondern Kunst, Literatur und Gelehrsamkeit überhaupt durch sein Beispiel geehrt, befördert und

in seinem Reiche, wo sie bisher nur im Schatten einzelner Beschützer kümmerlich gepflegt worden, ans Licht gezogen und in den Kreis der öffentlichen Interessen eingeführt zu haben. Das wichtigste Resultat dieser Begünstigung des geistigen Lebens in Frankreich war jedoch weniger die Sammlung und Hervorbringung einzelner Kunstwerke, obgleich auch dies nicht ohne bedeutende Folgen blieb, als vielmehr der Einfluß, den die Kenntniß der alten Literatur auf die Belebung der französischen Sprache selbst gewann, die sich in dem Studium der lateinischen, als in dem Quell, in dem sie entstanden, von Neuem verjüngte und im siebenzehnten Jahrhundert in frischer, und zugleich vollendeter Gestalt hervorging. Das Dunkel, welches der Aberglaube des Mönchwesens und die Roheit des Feudallebens über das Mittelalter verbreitet und die Generationen in einen schweren und dumpfen Schlummer gewiegt, hatte die größte und wichtigste aller Arbeiten, die Bildung der nationalen Sprache, die, da sie vom Innern durch die Gewalt der sich im Geiste erzeugenden Ideen, und nicht durch irgend einen von Außen entlehnten mechanischen Prozeß ihre Form empfängt, so lang aufgehalten. Ohne die Pflege, die Franz I. jeder geistigen Kultur seiner Zeit angedeihen ließ, hätte sich nicht der Schatz von neuen Gedanken und Vorstellungen und der Drang nach Vervollkommnung der vorhandenen bilden können, ohne welche keine große nationale Literatur entstehen kann. Der französische Genius des siebenzehnten Jahrhunderts wurde im sechszehnten empfangen, brauchte aber, da er schon groß und stark zur Welt kommen sollte, zu seiner Bildung in den Eingeweiden seiner Mutter, eines vollen Jahrhunderts.

Das Verhältniß Franz' I. zum Protestantismus, der in Frankreich während des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nicht sowohl auf das Innere der Individuen und das sittliche Dasein der Nation überhaupt, als auf deren politische Geschichte von großem Einfluß gewesen, ist darum wichtig, weil ihn die Verfolgungen, die er unter diesem Fürsten erfuhr, in seinem Beginn und Keime angriffen, seine Verbreitung verhinderten und sein späteres Erliegen in Frankreich vorbereiteten. Wäre er jedoch in diesem Lande als ein so unabweisliches Bedürfniß des Geistes, wie in Deutschland, aufgetreten und mit solcher Begeisterung empfangen und verbreitet worden, so würden ihn die Verfolgungen, die er erfuhr, nicht zu schwächen vermocht haben. Die Idee der Reformation ergriff in Frankreich die Seele vieler Einzelnen mit einer wenigstens ebenso großen Kraft wie anderswo, was die im Vergleiche zur Zahl ihrer Anhänger große Menge der Märtyrer unter Franz I. und Hein-

rich II. beweist, aber sie vermochte es nicht, die Masse des sinnlichen und leicht beweglichen Volkes zu durchdringen, das von der Innerlichkeit und Unmittelbarkeit des Verhältnisses, in welches diese Lehre das Individuum zur Gottheit stellt, zurückgestoßen wurde. — Ueberhaupt waren die Völker lateinischen Ursprunges durch ihre Sprachen, ihre Sitten, ihre gesammte Richtung für den Glauben und die Formen der römischen Kirche in viel höherm Grade, als die germanischer Abkunft geeignet und dieser Unterschied mußte in einem Moment der Wahl zwischen den beiden großen Systemen des Katholicismus und Protestantismus charakteristisch hervortreten. Für erstere bildete die römische Kirche das sie mit der alten Welt verbindende Glied, in der ihr Dasein wurzelte. Sie wurden durch sie gewissermaßen immer auf ihren Ursprung zurückgeführt. Die Kirche hatte sich in den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches des ganzen Lebens der Nationen bemächtigt und zur Zeit der germanischen Eroberung und der Herrschaft des Feudalwesens sie beschützt, und man kann vielleicht sagen, erhalten, denn ohne den Geist und die Formen der römischen Hierarchie und ihrer Bewahrung der Ueberreste der römischen Gesittung wären jene Völker im Zustande ihrer Auflösung und Unterjochung wahrscheinlich völlig zu Germanen geworden. Hierin hatte sich im Laufe der Zeiten nichts Wesentliches geändert, denn obgleich die geistliche Macht gesunken und die weltliche fast unumschränkt geworden, so war das religiöse Gefühl, wo und so weit es sich äußerte, mit der Hierarchie in Uebereinstimmung geblieben, und die Völker lateinischen Ursprunges sahen, vorübergehender Mißverhältnisse und Spaltungen ungeachtet, die römische Kirche, durch die sie mit ihrer fernsten Vergangenheit und ihren eigenen Uranfängen, wie mit einem geheimen Bande verknüpft wurden, von der sie den gesammten Inhalt ihres sittlichen Daseins empfangen hatten, als ihre Mutter und Pflegerin an. Das im Herzen der Franzosen, Italiener und Spanier herrschend gebliebene lateinische Element bewirkte, daß die römische Kirche von ihnen als eine nationale Institution, als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit, der Protestantismus dagegen, der von dem Lande ausging, von dem einst ihre Väter besiegt worden, wo das Feudalwesen die tiefsten Wurzeln geschlagen, von ihnen als ein fremdes Joch betrachtet wurde. Das Eindringen des Protestantismus und die Grundsätze der Reformation überhaupt erregten deshalb nicht die Sympathie der Masse der romanischen Nationen, sondern erschien ihnen als eine neue Eroberung, die römische Kirche aber war für sie eine Fortsetzung der römischen Herrschaft unter christlichen Formen und

ihren Ueberlieferungen, ihren Gefühlen und Sitten, ihrem innersten Wesen gemäß. — — Unter den Völkern germanischen Ursprunges hatte eine solche das ganze innere und äußere Leben umfassende Herrschaft der theokratischen Ideen niemals stattgefunden. Sie hatten den mysteriösen Inhalt des christlichen Glaubens, der der Stimmung ihres eigenen Innern entsprach, mit einem mehr thätigen als leidenden Eifer aufgenommen, ihn mehr mit dem Schwerte als dem Worte vertheidigt und verbreitet, sich aber der äußern Herrschaft der Kirche und ihrer Disciplin, als einer Fortsetzung des römischen Despotismus, nie so willens- und widerstandslos wie die Völker lateinischer Abkunft unterworfen. Im Mittelalter standen die deutschen Kaiser fast immer an der Spitze der Opposition gegen das Papstthum, während die Könige von Frankreich sich mit demselben entweder wohl vertrugen oder sich vor ihm beugen mußten. Erst als die Theokratie überhaupt und großentheils in Folge des langen Kampfes gegen Deutschland gesunken, und die Monarchie am Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich über alle andern Mächte erhoben, konnte sich Philipp der Schöne einen Angriff, wie den gegen Bonifacius VIII. erlauben. Alle einzelnen Ausnahmen und Widersprüche, die dieser Weise der Betrachtung entgegengesetzt werden mögen, können jedoch den wesentlichen Unterschied, der sich in dem Verhältnisse der Völker deutschen und römischen Stammes zu der Kirche und ihren Einrichtungen zeigt, nicht aufheben. Für erstere war sie, in vieler Beziehung immer eine fremde Macht geblieben, mit letztern hatte sie sich auf das Innigste vereinigt. Dieser Unterschied in der Lage und Stimmung beider ward in dem Augenblicke sichtbar, als die allgemeine Bewegung und der große Fortschritt des Geistes im sechszehnten Jahrhundert sich auch auf dem religiösen Gebiete geltend zu machen strebte. Die einen blieben den mit ihrem Ursprunge, ihrem Charakter und ihren Sitten eng verbundenen Institutionen der römischen Kirche treu, während die andern sich von ihnen lossagten. In Deutschland und zwar besonders in dem Theile desselben, der von den Römern nie erobert worden, hatte die Reformation außer ihrer religiösen auch eine politische Bedeutung, und Luther war in den Augen der Nation ein Arminius unter geistlicher Hülle, ein Befreier von der verhaßten Herrschaft, die Rom zum zweiten Male der germanischen Welt aufgelegt hatte. Dieser Unterschiede der beiden großen Racen, in die das gesittete Europa damals getheilt war, ungeachtet, erregte die in jener Zeit auf das Höchste gestiegene Verweltlichung der Kirche, der Kontrast zwischen dem, was sie war und sein sollte, zwischen dem, was sie forderte

und was sie leistete, auch unter den Völkern lateinischen Ursprunges, und besonders unter den Franzosen, die durch die Lage ihres Landes, wie durch die ursprüngliche Mischung der Elemente, aus denen sich ihre Nationalität gebildet, den Uebergang von dem romanischen zu dem teutonischen Stamme machen, einen lebhaften Widerspruch gegen die Hierarchie und eine Hinneigung zu den religiösen Neuerungen, die sich von Deutschland aus verbreitet hatten. Nur wenige Jahre nach Luther's Auftreten in Wittenberg regte in Meaux ein Mann aus der niedern Volksklasse die, welche wie er dachten, zur Abschaffung des Bilderdienstes und der Zerstörung dieser Gegenstände der Verehrung auf. Es war vorzugsweise in den untersten und in den höchsten Klassen, wo diese religiöse Bewegung rasch um sich griff, während sie in den mittlern, wie die Geschichte des Protestantismus in diesem Lande beweist, auf unübersteigliche Hindernisse stieß. — Im Anfange schien Franz I. die neuen religiösen Ideen, für die sich, wenn auch nicht thätig und öffentlich, aber im Geheimen und mit stillschweigender Billigung, viele ausgezeichnete Geister in Frankreich erklärten, und ihren Konflikt mit dem Bestehenden für einen Meinungsstreit, einen Kampf auf dem Gebiete des Geistes und der Gelehrsamkeit geführt, zu halten. Erst als er die selbstständige Kraft zu beobachten Gelegenheit bekommen, welche diese neuen Ueberzeugungen, besonders in den niedern Klassen, erregten, als er begriffen, daß diese Auflehnung gegen die geistliche Autorität auch zu einer solchen gegen die weltliche führen könne, erwachte in ihm der Instinkt des Despoten, dem jede freie Regung, die, wenn auch auf einem der Welt und ihren Interessen fremden Boden entstanden, allmälig zu einem Gefühle der Unabhängigkeit und demnach zu einer Beschränkung seiner Macht führen kann, verhaßt war und verhaßt sein mußte. Von dieser Besorgniß erfüllt, begann er die Anhänger der neuen Lehre mit einer Grausamkeit zu verfolgen, die selbst von der Inquisition auf der pyrenäischen Halbinsel später nicht übertroffen worden ist. Obgleich von Natur eher beweglich und wandelbar als hart und finster, sah er in der Verbreitung des Protestantismus in seinem Lande, sobald er sich einmal gegen ihn erklärt, eine Auflehnung gegen seine unumschränkte Gewalt, deren Verletzung ihm als der größte aller Frevel erschien und für dessen Bestrafung ihm keine Rache blutig genug erschien. Man hat bei ihm und seinem Gegner Karl V. oft danach gefragt, wie sie als Menschen und von ihrer äußern Stellung getrennt, über die Grundsätze der Reformation gedacht und geurtheilt haben mögen. — So weit die wenigen vorhandenen Nachrichten hierüber eine Vorstellung geben

können, so scheint es, daß beide auf eine ausschließend äußere Thätigkeit gewiesen und, von ihrer Lage und ihren Interessen als Fürsten beherrscht, in dieser wichtigen Angelegenheit nie zu einer festen persönlichen Ueberzeugung gekommen sind und den Protestantismus einzig von seiner politischen Seite auffaßten und demgemäß bekämpften. Franz besonders, der geistreicher und zugleich oberflächlicher als Karl war, mochte sich nie die Mühe gegeben haben, die innere Natur dieses Streites in seiner Tiefe zu ergründen, es genügte ihm, in der Reformation einen Widerstand gegen eine überlieferte und mit ihm im Bunde stehende Autorität zu erkennen, um sie zu verwerfen. In Karl V., der noch weit mehr und weit ausschließender Regent und Staatsmann war und nichts von der innern Beweglichkeit des französischen Königs besaß, trat ein noch systematischerer Haß gegen jeden Anspruch auf Unabhängigkeit, jedes Erwachen der Freiheit hervor. Bei seiner entschiedenen, kalten und methodischen Sinnesweise, von den Grundsätzen unbegrenzter Herrschaft und unbedingten Gehorsames erfüllt, zwei Richtungen, die sich überhaupt nahe verwandt sind und im Leben dieses Fürsten vereinigt erscheinen — denn nachdem er lange die halbe Welt beherrscht, unterwarf er sich als Mönch dem Zwange des Klosters —, mußte er sich dem Protestantismus, so weit er ihn begreifen konnte, aus Charakter und Interesse entgegensetzen. Man hätte von ihm ebenso gut wie von seinem Sohne sagen können, daß er die Welt lieber der Verwesung als der Freiheit überliefert hätte. So lange er die protestantischen Fürsten zu schonen hatte, konnten sein Haß und seine Furcht vor der Reformation sich nicht in ihrer ganzen Stärke äußern, als er aber mächtig genug geworden, um die Maske der Mäßigung fallen zu lassen, verfolgte er die Protestanten in den Niederlanden mit einer Grausamkeit, die, da sie keine Empörung gegen ihn hervorbrachte, nicht so bekannt, wie die seines Sohnes geworden, gleichwohl aber nicht geringern Abscheu verdient. — Franz, der bei seiner beweglichen und unzusammenhängenden Natur meist von den Umständen geleitet wurde, verfolgte die Reformation in seinem Lande bald mehr bald weniger, je nach dem Verhältnisse, in welchem er zu dem Papste und den deutschen Protestanten stand. Mit Heinrich VIII. zu einer Zeit im Bunde, wo dieser mit dem römischen Stuhle schon gebrochen, schien er von dem Beispiele desselben, der sich der Güter der Geistlichkeit bemächtigt und sich zum kirchlichen Oberhaupte seines Landes erklärt, zur Nachahmung versucht zu werden. Ein solcher Gedanke kann ihn einen Augenblick lang gereizt, aber die herrschende Stimmung in der Masse der Na-

tion muß ihn sehr bald von der Unmöglichkeit seiner Ausführung überzeugt haben. Wir glauben bei einer lebhaften Vergegenwärtigung der Lage und Gesinnung des französischen Volkes in jener Zeit, daß die Geschichtschreiber im Irrthum gewesen, welche das Bestehen des Katholicismus in Frankreich von dem Willen und der Ueberzeugung Franz' I. abhängig geglaubt haben. So unumschränkt er in den weltlichen Verhältnissen waltete, so würde er, bei einem totalen Bruche mit der Kirche, wahrscheinlich von der Mehrheit seiner Unterthanen verlassen und aus einem Könige ein Parteihaupt geworden sein. Sechszig Jahre nach ihm ward Heinrich IV., ein größerer Fürst und Krieger, und zu einer Zeit, als der Protestantismus in Frankreich viel mehr Anhänger zählte, demselben zu entsagen gezwungen, um zum Besitze der Herrschaft zu gelangen. Eine offenbare Trennung von dem römischen Stuhle würde Franz I. ganz andern Gefahren als Heinrich VIII. ausgesetzt haben, der in seinem Beginnen von der Meinung seines Volkes und der insularischen Lage seines Reiches unterstützt wurde. Auch wurden Franz wie Karl, außer ihren politischen Interessen, noch von den Eindrücken ihrer Jugend, den ihnen durch ihre Erziehung eingepflanzten Grundsätzen, der Stimmung, die sie um sich her verbreitet sahen, ungeachtet momentanen Zweifelns und Schwankens, an dem alten Glauben festgehalten, während in England der Katholicismus schon seit langer Zeit die Gemüther nicht so tief wie im südlichen Europa beherrschte. Von dem Fanatismus, den das Auftreten der Reformation in Frankreich schon unter Franz I. in den französischen Katholiken erregte, können die Mordscenen in der Provence, zu Merindol, Cabrieres u. s. w. (1545) verübt, eine Vorstellung geben, wo fast eine ganze, sonst ruhige und harmlose Bevölkerung ausgerottet wurde, deren ganzes Verbrechen darin bestand, sich der Herrschaft der römischen Hierarchie entzogen zu haben.

Fünftes Kapitel.

Die Regierung Heinrich's I., des Sohnes und Nachfolgers Franz I., ist im Grunde nichts weiter, als eine Fortsetzung der vorhergehenden, denn kein neues Princip, keine neue bedeutende Erscheinung treten in ihr auf, sondern sie bewegt sich mit geringen Abweichungen auf der einmal gebrochenen Bahn fort. Der Kampf gegen die drohende Macht des Hauses Oesterreich, das ohne Frankreichs Widerstand sich ganz Europa unterworfen haben würde, die Verfolgung des Protestantismus im Innern des Reiches, als mit dem Streben des Königthums, sich aller Kräfte des nationalen Lebens zu bemächtigen und keinem Theile desselben eine unabhängige Richtung zu verstatten, unvereinbar, derselbe Eifer, der spanisch-österreichischen Macht, ohne Rücksicht auf irgend ein allgemeines politisches oder religiöses Princip, überall Feinde zu erwecken, der Bund mit den Türken und Protestanten des Auslandes — treten unter dem Sohne wie unter dem Vater hervor. In der innern Entwickelung der Nation, die im Ganzen dem einmal gegebenen Impulse folgt, wird jedoch der seit dem Verfalle der religiösen und feudalen Institutionen des Mittelalters sichtbar gewordene Bruch zwischen dem sittlichen und intellektuellen Leben immer bedeutender. Denselben zu heilen war die eigentliche Aufgabe der Reformation und ist ihr glücklichstes Resultat, da wo sie herrschend geworden, gewesen. Diese Trennung, die bis zur französischen Revolution in stetem Zunehmen begriffen war und durch die von derselben verliehene Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen nicht aufgehoben werden konnte, ist noch heute der am Tiefsten begründete Mangel im französischen Leben. Das immer lebendiger werdende Bewußtsein der Nation über ihre eigenen Angelegenheiten geht aus der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Menge der Krieger und Staatsdiener hervor, die theils die Geschichte ihrer Zeit überhaupt, theils den Antheil, den sie persönlich an den Verhältnissen ihres Vaterlandes genommen, der Nachwelt überliefern, und die, bei geringerer Vollendung der Form und Sprache als später, sich meist durch eine größere Originalität der Auffassung auszeichnen und in sich schon sehr entwickelte und von Andern deshalb klar aufzufassende Zustände schildern. Die

Kunst, besonders die Architektur, in der sich die Franzosen von jeher hervorgethan, bringt einige ihrer bedeutendsten Werke unter dieser Regierung hervor, und das Leben des Hofes, wie das der Großen überhaupt, tritt in eine immer sichtbarer werdende Verbindung mit den geistigen Interessen der Nation selbst. Mit diesem bedeutenden intellektuellen Fortschritt kontrastirt der sittliche Verfall, wie ein Abgrund neben einer Höhe. Die Religion wird unter Heinrich II. und seinen Söhnen, noch mehr als unter Franz I., ein äußerer Hebel für die Politik, ein Werkzeug in den Händen des Ehrgeizes und der Heuchelei. Mit dem Sinken der Institutionen und Ueberzeugungen des kirchlichen und feudalen Mittelalters nimmt eine zügellose Freiheit im Privatleben, eine rücksichtslose Selbstsucht in den öffentlichen Verhältnissen und eine eigenthümliche, gewissermaßen erkünstelte und unnatürliche Verdorbenheit, die im Leben Heinrich's III. ihren Gipfel erreicht, überhand.

Der Protestantismus war dazu bestimmt, die Lücke im Dasein der Völker zwischen der Auflösung der mittelalterthümlichen Institutionen und der Organisation der neuesten Zeit auszufüllen, und seine Aufmerksamkeit besonders auf den praktischen Theil der Religion, die öffentliche und individuelle Moral richtend, die europäische Menschheit durch den Besitz der religiösen und innern Freiheit auf den Gebrauch der politischen und äußern vorzubereiten. In der That hat er für die Völker, in deren Leben er herrschend geworden, wenn auch, je nach der Lage und den Bedürfnissen derselben, auf verschiedene Art, diese Bestimmung erreicht und sie, nach der Aufhebung des hierarchischen und feudalen Joches, der Freiheit der neuern Zeit, ohne Gefahr für ihren sittlichen Zustand, entgegengeführt. Im Dasein der Völker aber, die nach dem Verschwinden der politischen Verhältnisse des Mittelalters den religiösen derselben Epoche treu geblieben, ist deshalb ein tiefer Widerspruch und sittlicher Bruch entstanden und sie haben, der innern und geistigen Freiheit ermangelnd, sich der äußern und weltlichen, mit Verletzung der unwandelbaren Gesetze der öffentlichen und besondern Moral, zu bemächtigen gesucht. Unter den Franzosen, dem lebensvollsten und mächtigsten der katholischen Völker, ist diese Trennung und dieser Widerspruch zwischen der Religion des Mittelalters und dem modernen Staate, dem Glauben und der Moral, am gewaltigsten und zerstörendsten hervorgetreten und hat zuletzt eine Umwälzung, wie die Revolution von 1789, hervorgebracht, in welcher die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, den Katholicismus oder die Religion der Autorität, mit den Grundsätzen der bürgerlichen Freiheit, wenigstens

unter diesem großen Volke, das eben der Kraft wegen, die es in sich fühlt, nach einer vollkommenen Uebereinstimmung aller einzelnen Theile seines Organismus strebt, zu vereinigen, besonders fühlbar geworden ist. In der Tiefe des Völkerlebens wird die Gestalt der Zukunft auf eine für die Gegenwart oft verhüllte und unergründliche Weise vorausgebildet, und das Schicksal der Nationen ist, seinem innersten Wesen nach, schon bestimmt, ehe die Bewegungen, in denen es sich ausspricht, auf der Oberfläche ihres Daseins sichtbar werden. Im eigentlichen Mittelalter hatten die religiösen und politischen Einrichtungen, aller einzelnen Reibungen und Störungen ungeachtet, sich einander das Gleichgewicht gehalten, waren in Uebereinstimmung zu einander gestanden. Die Institutionen der Kirche und der Lehnswelt, einander ihrem Ursprunge und Geiste nach so entgegengesetzt, hatten sich dennoch gegenseitig ergänzt und getragen. Ein gemeinsames Princip ward von ihnen beiden anerkannt und derselbe Zweck, obwohl mit verschiedenen Mitteln, verfolgt: die Unterwerfung der Individualität, bei aller Willkür im Einzelnen, in der Entscheidung aller wichtigen Verhältnisse, in der Gesammtführung des Lebens, unter die Herrschaft von Grundsätzen und Einrichtungen, die keine Wahl und Prüfung erlaubten, sondern sich für unabhängige und unwandelbare Mächte hielten. Die Autorität war in der religiösen und politischen Verfassung das instinktive Gesetz des Mittelalters, seine innerste Natur, gewesen, und hieraus ein so großer Mangel an innerer und äußerer Freiheit und eine so langsame Entwickelung der europäischen Gesellschaft entstanden. Beide aber, die Kirche und die Feudalwelt, hatten eine ihnen ursprünglich fremde Macht, das Königthum, nicht von sich abweisen können, ja dasselbe nach Bewandtniß der Umstände getragen, vertheidigt und bei vorkommenden Streitigkeiten unter ihnen selbst zum Schiedsrichter genommen. Die Monarchie siegte, als sie, von den Verhältnissen begünstigt, sich zu einem Ausdrucke der Nationalität, zu einer Personifikation des Staates, erheben konnte, über die theokratische und feudale Aristokratie, und letztere verschwand der wahren Bedeutung nach, die sie früher gehabt. Die Kirche, ihres rechten Armes, der Feudalwelt, beraubt, konnte der vom vierzehnten Jahrhundert an so concentrirten Gewalt des Königthums allein nicht widerstehen und sank in eine dem frühern Mittelalter unbekannte Abhängigkeit von demselben hinab. Das nationale Leben, die öffentliche Gesittung, von dem Zwange der geistlichen und weltlichen Territorialsouverainetät befreit, machten unter der Monarchie, die als eine allgemeine und selbst durch lange Kämpfe erst

frei und groß gewordene Macht der Freiheit günstiger, als die Theokratie und das Lehnssystem war, bis zu dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts so große Fortschritte, daß man mit Recht den Anfang der neuen Zeit von dieser Epoche an gerechnet hat. Eine große geistige Bewegung, die Restauration der Wissenschaften und Künste genannt, unter der Herrschaft der geistlichen und feudalen Aristokratie unmöglich, war von dem Königthume durch die verhältnißmäßig größere Freiheit und Ordnung, die es geschaffen, vorbereitet und auf das Lebhafteste begünstigt worden. Diese, ihrem Ursprunge nach, rein ideale Bewegung griff jedoch, da sie aus einem allgemeinen Bedürfnisse hervorgegangen war und wie jede große Erscheinung nicht blos auf dem Gebiete des innern Lebens stehen bleiben konnte, in die allgemeine Stimmung der damaligen Welt, in die mit dieser so tief verwebten Verhältnisse der Kirche ein und bedrohte diese mit der Fackel, die sie in das Dunkel ihrer Mysterien warf, in ihrer Existenz zuletzt selbst. Denn die Reformation war im Grunde nichts Anderes als eine Aeußerung desselben Geistes der Prüfung und Wahl, des Fortschrittes und der Freiheit, der sich in fast allen andern Verhältnissen jener Zeit zu erkennen gab, in dem Angriffe auf die römische Hierarchie aber sich auf die großartigste und folgenreichste Weise offenbarte. Er wählte sich diese nur deshalb zu seinem Gegner, weil sie unter allen tyrannischen Mächten jener Zeit der Befreiung der Menschheit und ihrer geistigen Wiederbelebung, aus Instinkt und Nothwendigkeit, am meisten zu widerstehen geneigt war. — Die Kirche, die längst aufgehört hatte über die Monarchie zu herrschen, war dieser vielmehr zu einer Stütze geworden und bot sich ihr zu einem Werkzeuge ihrer Herrschaft dar. Das französische Königthum, das die Idee der Freiheit, so lange es derselben im Kampfe gegen die kirchliche und feudale Aristokratie bedurft, begünstigt hatte, fürchtete jetzt, daß die geistige Unabhängigkeit des Protestantismus ihr Princip in die Wirklichkeit, den weltlichen Staat, einführen werde und verband sich deshalb mit der Kirche zu seiner Unterdrückung. Hieraus entstand der lange Kampf, in welchem die Hierarchie, ihre innere Unzulänglichkeit bekundend und im Dienste einer rein weltlichen Idee stehend, ihre innere Kraft und Sicherheit und den Glauben an ihre Heiligkeit verlor und der Monarchie, die einer höhern Weihe und idealen Stütze bedurfte, diese nicht mehr gewähren konnte. Das Königthum war, nachdem die Kirche und die Lehnswelt aufgehört hatten, auf sich selbst zu beruhen, dem Volke unmittelbar unter die Augen getreten. Es gab hier zwischen beiden keine vermittelnde Macht

mehr. Die Masse der Nation war einst nur durch den Schutz und die Begünstigung der Könige frei geworden. Aber von der Unterdrückung des Protestantismus an erklärte sich das Königthum gegen die Freiheiten des Volkes. So wie einst die kirchliche und feudale Aristokratie das Königthum, als es noch, so zu sagen, in seiner Wiege lag, genährt, beschützt und erhoben hatten, von diesem aber, als es ihrer nicht mehr bedurfte und ihnen über den Kopf gewachsen war, gestürzt wurden, ebenso wandte sich im achtzehnten Jahrhundert das französische Volk gegen die Monarchie, da es ihrer Leitung entbehren zu können und in ihr ein Hinderniß seiner weitern Entwickelung zu erkennen glaubte. Die Geistlichkeit und der Adel, von dem Königthume längst auf einen Schatten von Macht herabgebracht, konnten ihm in einem Kampfe, wo es die Masse der Nation gegen sich hatte, von keiner wesentlichen Hülfe sein. Der Widerstand, den das Königthum der Verbreitung des Protestantismus in Frankreich entgegengesetzt, die Art, wie es in ihm die geistige Freiheit, von der religiösen, die überhaupt nur sein höchster Ausdruck ist, unzertrennbar, verfolgt, sein Streben, die Religion des Mittelalters, von allen übrigen Verhältnissen jener Epoche getrennt, aufrecht zu erhalten, hat jene von uns eben berührte tiefe Trennung zwischen dem Glauben und der Sittenlehre, der öffentlichen und besondern Moral hervorgebracht, die dem Leben des französischen Volkes eine so tiefe Wunde geschlagen hat. Die Freiheit, in ihrer innern Heimath unterdrückt, warf sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewaltsam und ausschließend in das Gewühl der Außenwelt. Das Volk, von einer Religion gefesselt, an die es nicht mehr glaubte, von einer Monarchie geleitet, die, nach Unterdrückung der religiösen Freiheit, den Drang der Nation einzig auf den Besitz der politischen gewiesen, zerstörte Kirche und Königthum, warf sich wie ein wilder Strom auf seine Nachbarn, ward in deren Unterdrückung seinen eigenen Grundsätzen und Ueberzeugungen untreu und sah sich zuletzt zu einer mühsamen und unvollständigen Wiederherstellung des Zerstörten gezwungen. Dies Alles, die gesammte Geschichte der französischen Nation wäre eine andere geworden, hätte die Idee der religiösen Freiheit in Frankreich im sechszehnten Jahrhundert festen Fuß fassen können. Ihre Unterdrückung war von unermeßlichen Folgen und reicht mit ihren Wirkungen bis in die Gegenwart hinein, denn die elektrische Kette, welche die verschiedenen Epochen derselben Nation verbindet, kann für das Auge verschwinden, bleibt aber für den Geist immer fühlbar und durchzuckt von Zeit zu Zeit die entferntesten Generationen. — Der Protestantismus, der in Frankreich

nie herrschend geworden, der die Nation mehr in Bewegung gesetzt als erfüllt hat, ist auf dieselbe von einem allerdings nur negativen, aber dennoch sehr großen Einflusse gewesen. Die formelle Herrschaft des Katholicismus, seine äußere Erhaltung, nachdem sein Geist längst verschwunden war, seine Verweltlichung, indem er ein politisches Werkzeug des Königthums wurde, hat die Idee des wahren Christenthums und den Einfluß der von ihm untrennbaren Sittenlehre in dieser Nation mehr als irgendwo anders geschwächt. Es hätte von den französischen Königen des sechszehnten Jahrhunderts, wenigstens von Franz I. und Heinrich II. abgehangen, den Protestantismus in ihrem Reiche zu erhalten, ohne die alte Religion zu vernichten, und aus dem Wetteifer und der Ergänzung beider wäre in dem nationalen Leben eine größere innere Freiheit und tiefere Sittlichkeit als aus dem ausschließenden Beharren an den Grundsätzen der römischen Hierarchie hervorgegangen. Das französische Königthum bereitete in der Verfolgung des Protestantismus im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert seinen eigenen spätern Fall vor, denn nie ist und nie wird in einem protestantischen Volke eine Umwälzung, wie die der Jahre 1792 und 1793 entstehen, die nur unter einem von den größten innern Widersprüchen gährenden, an einer unheilvollen Trennung des sittlichen und intellektuellen Lebens leidenden Volke hervorbrechen konnte. Diese Trennung aber aufzuheben und die Lehren und Forderungen des Christenthums mit der fortschreitenden Entwickelung des menschlichen Geistes in Uebereinstimmung zu bringen, die Idee der Freiheit der Völker mit der Sittlichkeit der Individuen zu verbinden, war, wie schon oben bemerkt worden, die eigentliche Aufgabe des Protestantismus und nicht sowohl die Hervorbringung eines besondern Kultus, obgleich er ohne einen solchen der römischen Kirche allerdings nicht hätte widerstehen können. Unter den Regierungen Franz' I. und Heinrich's II. beschränkten die Anhänger der Reformation in Frankreich ihre Wünsche darauf, nicht verfolgt zu werden, sie würden sich mit einer gewissermaßen privaten Anerkennung ihrer Rechte begnügt haben. Unter Karl IX. kämpften sie für bürgerliche und religiöse Gleichstellung, bis sie in der Bartholomäusnacht eine Wunde erhielten, an der sie sich langsam, bis zur Eroberung von la Rochelle durch Richelieu, verbluteten. Unter Ludwig XIV. würden die französischen Protestanten, wie einst im Anfange unter Franz I., mit einer Duldung ihres Glaubens ohne ausdrückliche Anerkennung zufrieden gewesen sein, die ihnen gleichwohl nicht nur von der Regierung, sondern selbst von ihren katholischen Landsleuten versagt wurde. Durch die Revo-

lution haben zwar die Protestanten, als Bürger, eine vollkommene Meinungs- und Gewissensfreiheit, der Protestantismus aber als Religion in Frankreich weniger, als man glauben sollte, gewonnen, da die Nation durch jene Umwälzung eine rein weltliche Richtung erhielt und gegen alle über die äußern Bedürfnisse des Staates und der Gesellschaft hinausgehenden Interessen gleichgültig gemacht wurde. Gleichwohl wäre ein größerer Einfluß der Grundsätze des Protestantismus, der innern Freiheit und Gemüthskraft wegen, die ihm einwohnt, für Frankreich das größte Glück. Auch ist er es allein, der, im Gegensatze zur römischen Kirche, die öffentliche Freiheit mit der individuellen Moral, eine hier schwerer als anderswo zu lösende Aufgabe, in Uebereinstimmung zu bringen im Stande sein würde.

Sechstes Kapitel.

Franz I. war ein oberflächlicher aber thätiger, leichtsinniger aber entschlossener Charakter gewesen, dem es nur an einem tiefern Urtheile und einem ausdauernden Willen gefehlt hatte, um ein großer Mann zu sein, der aber dennoch durch einen lebendigen und unternehmenden Geist und durch eine große Beweglichkeit des Verstandes und Gefühles geglänzt hatte. Obgleich ohne umfassende oder hervorragende Fähigkeiten für die Regierung, hatte ihn bei deren Führung im Ganzen ein glücklicher Instinkt geleitet. Durch sein auf das Große und Rühmliche gerichtetes Streben war er, ungeachtet vieler Mängel, seiner hohen Stellung nicht unwürdig erschienen. Er hatte, obgleich häufig in seinen Planen und Entschlüssen wechselnd und sie oft ebenso leicht aufgebend als rasch ergreifend, sich immer eine gewisse Selbstständigkeit des Urtheiles und Willens bewahrt und war in seinen wesentlichen Angelegenheiten von seinen Umgebungen nie durchaus abhängig geworden. Heinrich II., sein Sohn und Nachfolger, besaß nicht nur nichts von dem glänzenden und beweglichen Geiste des Vaters, sondern litt an einer ungewöhnlichen Schwäche des Charakters, war von allem selbstständigen Urtheil, von jeder eigenen und freien Bewegung des Innern entblößt. Dieser Mangel

machte ihn während seiner ganzen Regierung zu einem Werkzeuge Anderer und ließ ihm von der Stellung eines Herrschers nur den Namen und äußern Schein. Der Zufall hatte ihn an die Spitze eines großen und strebenden Volkes gestellt und ihm über dasselbe eine unumschränkte Gewalt verliehen, die Schwäche seines Charakters und die Beschränktheit seines Geistes nöthigten ihn aber, deren Ausübung Anderen zu überlassen. Frankreich wurde unter seiner Regierung von zwei Parteien beherrscht, die, obgleich zuweilen unter sich uneinig und auf einander eifersüchtig, sich dennoch zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke zu verbinden wußten. An der Spitze der einen stand der Connetable Anne de Montmorency, der schon unter Franz I. eine bedeutende Rolle gespielt hatte, später in Ungnade gefallen war und die letzten Jahre der vorigen Regierung in der Zurückgezogenheit zugebracht hatte. Dieser war ein herrsch- und habsüchtiger Charakter, der sich, seiner großen Ansprüche ungeachtet, weder im Felde noch im Rathe, durch überlegene Fähigkeiten auszeichnete. Er war indessen sehr thätig und entschlossen, Eigenschaften, die Heinrich II. vor Allem mangelten, und wußte im Innern und Aeußern einen Plan, ein System, zu dessen Auffassung und Durchführung der König selbst unfähig gewesen wäre, geltend zu machen. Sein Streben war auf die Erhaltung der Abhängigkeit aller Stände der Nation von der königlichen Autorität, die Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich und die Bekämpfung des Hauses Oesterreich gerichtet. Das Haus Montmorency, das fast bis zur Gründung der kapetingischen Monarchie heraufreichte, war im sechszehnten Jahrhundert eines der wenigen Geschlechter, die sich aus jener fernen Zeit her erhalten hatten. Alle Phasen der Monarchie waren an ihm vorübergezogen. Merkwürdig ist es zu beobachten, wie dasselbe, durch gewisse äußere Umstände, seinen Namen, seine Besitzungen und die Gunst der Könige getragen, in so vielen Jahrhunderten einige bekannte, aber keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat. Der andere hervorragende Einfluß am Hofe und in der Regierung Heinrich's II. war der der Guisen, eines jüngern Zweiges des Hauses Lothringen, der sich unter Franz I. in Frankreich niedergelassen und sehr bald eine große Bedeutung erworben hatte. Die Politik dieser Familie arbeitete darauf hin, in und außer Frankreich für die Verfechter des Katholicismus zu gelten und, auf diesen Ruf gestützt, bei günstigen Umständen sich eines der alten Throne zu bemächtigen oder auch eine neue Herrschaft zu gründen. Sie stammten durch die Frauen von einer der erloschenen Linien des französischen Königshauses, den Angevingern, ab und behaupteten An-

sprüche auf die Provence, Anjou, Maine und selbst die Krone Neapel zu haben. Auch hatten sie die Meinung verbreitet, daß das Haus Lothringen, zu dem sie gehörten, von dem Oheime Ludwig des Ueberseeischen, dem Herzoge Karl, den Hugo Kapet entthront und gefangen gehalten hatte, abstamme und daß ihre Vorfahren demnach einst über das Land geherrscht hätten, in das sie unter Franz I., als Diener und Hofleute der Valois, zurückgekommen waren, eine Behauptung, die ein Menschenalter später von den Anhängern der Guisen dazu benutzt wurde, dieselben auf den Thron von Frankreich, als ein ihnen zugehöriges Erbe, setzen zu wollen. Wie unbegründet nun auch die Ansprüche des modernen Hauses Lothringen auf eine direkte Abstammung von den Karolingern sein mochten, so ist es doch keine Frage, daß die Guisen das kräftigste und, was Geist und Charakter betrifft, königlichste Geschlecht jener Zeit waren und durch außer ihrer Macht liegende Umstände gehindert worden sind, ihre kühnen Entwürfe zu vollführen. Beide Parteien, die Montmorency und die Guisen, obgleich durch Neid und Mißtrauen häufig getrennt, waren jedoch darüber einig, ihren Einfluß durch alle Mittel zu vermehren, sich in den Besitz der großen Aemter zu theilen und die königliche Gewalt, so wie die Hülfsquellen des Landes möglichst zu ihren besondern Zwecken anzuwenden. Die Montmorency hatten dabei den Vortheil, daß sie, als ein altes einheimisches Geschlecht, nicht die Eifersucht der übrigen Großen erregten, während die Guisen von diesen häufig als Fremde und Eindringlinge angesehen wurden. Diese waren dagegen, als zu einem souverainen Hause gehörig und auf zweifelhafte, aber große Traditionen sich stützend, von einem viel umfassendern Streben als die Nachkommen Burkhard des Bärtigen, des Ahnherrn der Montmorency, erfüllt, und ihre Ansprüche beschränkten sich nicht auf den Besitz der großen Staatswürden, sondern diese sollten ihnen nur als Mittel zur Erreichung eines höhern Zieles dienen. Die Montmorency übten unter der Regierung Heinrich's II. einen größern Einfluß als ihre Nebenbuhler aus, die erst unter den folgenden Regierungen einen hinreichenden Spielraum zur Darlegung ihrer weit aussehenden Plane fanden. Die Montmorency blieben außerdem, ihren Ehrgeiz auf die ersten Stellen im Dienste ihrer Könige beschränkend, dem nationalen Interesse treu, während die Guisen, sich an die Spitze der ultrakatholischen Partei in Frankreich stellend, dadurch in eine nahe Verbindung mit Rom, Spanien und dem Hause Oesterreich kamen und ihre Größe überhaupt nicht sowohl auf die Gunst der Valois, als auf ihre Theilnahme am Kampfe für die

Vertheidigung eines allgemeinen Princips, wie der Katholicismus war, zu gründen hofften.

Heinrich II., von seinem Vater sonst so verschieden, war ihm jedoch in Einer Beziehung sehr ähnlich, nämlich in seinen Vorurtheilen gegen den Protestantismus, die in ihm, als einer viel beschränktern Natur, noch tiefere Wurzeln geschlagen hatten. Was seine Stellung zum Hause Oesterreich betrifft, so ward er bei seinem Kampfe gegen dasselbe weniger als Franz I. von Eifersucht und Neid, als von politischen Motiven geleitet, die von der ganzen Nation getheilt wurden. Oesterreich galt jetzt, wie im vorigen Jahrhundert England, für den natürlichen Feind Frankreichs, dessen Sicherheit und Unabhängigkeit mit der Größe jener die halbe Welt beherrschenden Dynastie für unvereinbar gehalten wurde.

Das Glück Karl's V., dem die Uneinigkeit der protestantischen Fürsten in Deutschland ihre Besiegung bei Mühlberg, wenige Wochen nach Franz' I. Tode, möglich gemacht, hinderte den Nachfolger dieses Königs, sich sogleich beim Antritte seiner Regierung gegen den Kaiser zu erklären. Heinrich, ohnedies mit dem Genusse seiner neuen Größe und der Vertheilung von Aemtern und Würden an seine Günstlinge beschäftigt, unternahm in dieser ersten Zeit nichts öffentlich gegen den, welchen er als den Erbfeind seines Hauses ansah. Indessen ermahnte er im Geheimen die deutschen Protestanten zur Ausdauer und ließ auf seinen Beistand hoffen, suchte die Türken zum Bruche des mit Ferdinand, dem Bruder Karl's V., geschlossenen Waffenstillstandes zu bewegen, und rieth ihnen das Haus Oesterreich in Ungarn anzugreifen. Sowohl auf der belgischen als italienischen Grenze, wo die Franzosen noch immer einen Theil Piemonts besetzt hielten, blieb für den Augenblick Alles ruhig. Der König suchte dem Kaiser jedoch in Italien Verlegenheiten zu bereiten, indem er die Unzufriedenheit der Genueser mit dem spanischen Einflusse nährte und, als die gegen diesen gerichtete Verschwörung der Fieschi verunglückt war, die flüchtigen Glieder dieser Partei in Frankreich aufnahm und zum Theile in seine Dienste zog. In ähnlicher Absicht fachte er die Unzufriedenheit der Neapolitaner gegen den spanischen Vicekönig Peter von Toledo an, der in diesem Lande die spanische Inquisition einführen wollte. Einer der flüchtigen Brüder des Grafen Fieschi sollte den Neapolitanern mit einer französischen Flotte zu Hülfe kommen. Diese Plane mißlangen, aber sie belebten eine Zeit lang die Hoffnungen der Ueberreste der alten guelfischen Partei in Italien, die damals noch nicht, wie später im siebenzehnten Jahrhundert, an der Möglichkeit einer Wiederher-

stellung der italienischen Unabhängigkeit verzweifelte und von Frankreich gegen das spanisch-österreichische Joch Hülfe und Rettung erwartete. Heinrich näherte sich außerdem dem Papste und den Venetianern und suchte sie zu einem Bündnisse gegen den Kaiser zu vereinigen. Er stellte ihnen vor, daß ohne eine engere Verbindung der noch unabhängigen italienischen Staaten Karl V. bald ganz Italien in eine österreichische Provinz verwandeln würde. Venedig, das schon damals zu sinken anfing und in seiner unbeweglichen Organisation den größern Monarchien Europas an Kraft und Entwickelung nachstand, war seit der Ligue von Cambrai zum Gefühle dieser Schwäche gekommen und lehnte jede Einmischung in die allgemeinen Angelegenheiten Europas ab. Der Papst, der die Macht Karl's V. in Italien, obgleich er sie zum Theil im Interesse der Kirche brauchte, noch mehr als das Umsichgreifen der protestantischen Grundsätze fürchtete, weil jene Gefahr ihm näher lag, hatte, um den Einfluß des Kaisers auf das Concil, das sich in Trident, einer vom deutschen Reiche abhängigen Stadt versammelt, zu vermindern, dasselbe nach Bologna zu verlegen befohlen, wobei ihm von den spanischen, neapolitanischen und deutschen Bischöfen, die fast sämmtlich in Trident blieben, nicht gehorcht wurde. Paul III. lag Heinrich II. an, die französischen Prälaten nach Bologna zu senden, was von diesem, der den Zwiespalt zwischen dem Papste und dem Kaiser vermehren wollte, gern bewilligt wurde. Die Guisen, die in den letzten Jahren der Regierung Franz' I., die Gunst dieses Königs verloren hatten, wurden von seinem Nachfolger mit besonderm Vertrauen aufgenommen, und wandten dieses sogleich zur Vergrößerung ihres persönlichen Einflusses und besonders zur Darlegung ihres Eifers für das katholische Princip an, von dessen Siege sie ihre eigene Erhebung hofften. — Die Reformation hatte im schottischen Volke große Fortschritte gemacht, obgleich der Katholicismus noch immer die Religion des Staates geblieben war. Jakob V., König von Schottland, hatte eine Schwester der Guisen geheirathet und war mit Hinterlassung einer Tochter, die wenige Tage vor seinem Tode geboren war, gestorben (1542). Diese, als Erbin der Krone anerkannt, sollte, nach einem früher entworfenen Plane, mit Eduard VI. von England versprochen werden. Aber eine große Partei in Schottland, welche in einer solchen Verbindung eine Gefahr für die Unabhängigkeit ihres Landes erkennen wollte, drang auf Krieg gegen England, der aber mit einer gänzlichen Niederlage der Schotten endigte (bei Musselburg 1547). Maria von Lothringen, die Schwester der Guisen und Mutter der jungen Königin von Schottland,

die einst unter dem Namen Maria Stuart so bekannt und unglücklich werden sollte, erlangte bei der Unfähigkeit des Grafen Arran, der an der Spitze der Regentschaft seit dem Tode Jakob's V. stand, im Lande einen vorherrschenden Einfluß und dachte von jetzt an, um Schottland vor England sicher zu stellen und zugleich die Macht ihrer Brüder, der Guisen, in Frankreich zu vermehren, auf eine Verbindung ihrer Tochter mit dem ältesten Sohne und Erben Heinrich's II., dem Dauphin Franz, die auch wirklich später zu Stande kam. Für den Augenblick begnügte sich Heinrich damit, einen der florentinischen Flüchtlinge, welche sich vor der Tyrannei der Medici nach Frankreich gerettet, Leo Strozzi, mit einigem Kriegsvolke der katholischen Partei in Schottland zu Hülfe zu schicken. Die Guisen fingen in Frankreich und Schottland an als die eifrigsten Verfechter des alten Glaubens genannt zu werden.

Die Eifersucht Heinrich's II. auf die Macht Karl's V. war, wie oben bemerkt worden, durch die großen Erfolge des letztern bisher an einem offenen Ausbruche gehindert worden. Karl hatte nach seinem Siege bei Mühlberg Deutschland beinahe wie eines seiner Erbländer zu regieren angefangen und den Fürsten und Städten kaum einen Schatten ihrer alten Freiheit gelassen. Er hatte die ältere Linie des sächsischen Hauses der Kurwürde entsetzt und dieselbe auf die jüngere übertragen. Er führte den gefangenen Kurfürsten und den Landgrafen von Hessen wie lebendige Trophäen seines Sieges mit sich herum, hielt die übrigen Fürsten, wie Brandenburg, Pfalz, Würtemberg u. s. w. in Furcht und trieb von den Reichsstädten unter allerlei Vorwänden große Geldsummen ein. Auf dem Reichstage in Augsburg hatte er die protestantischen Stände zur Annahme einer Art von Compromiß, das Interim genannt, gezwungen, in welchem ihnen einige unbedeutende Concessionen gemacht wurden, der Katholicismus im Wesentlichen aber als das herrschende Princip anerkannt war. Dieser Vergleich war deshalb „Interim" genannt worden, weil der in ihm angeordnete Zustand nur bis zur Entscheidung des Concils von Trident bestehen sollte. Heinrich II., der die Protestanten in seinem Lande mit noch mehr Eifer als sein Vater verfolgte, war jedoch entschlossen, die protestantischen Fürsten Deutschlands von dem Kaiser nicht ganz erdrücken zu lassen, denn wäre Karl V. dort durchaus unumschränkt geworden, wie hätte ihm das Ausland widerstehen wollen, das so schon Mühe genug hatte, sich seiner zu erwehren? Er näherte sich ihnen zu dem Ende, bestrafte, ohne die Gesetze gegen die Protestanten in Frankreich zu mildern, gleichwohl einige seiner Beamten, welche in der

Provence im letzten Jahre der Regierung Franz' I. die protestantische Bevölkerung eines ganzen Distrikts ausgerottet hatten, schloß mit England Friede und erneuerte mit den Schweizern, der Pflanzschule des besten damaligen Fußvolkes, das Bündniß seines Vaters. Außerdem unterhandelte er mit Solyman gegen Karl V., suchte diesem Feinde in Italien zu erwecken und schloß endlich, zu einem entschiedenen Bruche und zum Kriege bereit, mit Moritz von Sachsen, der den Kaiser so lange getäuscht und ihn mit den diesem sonst vertrauten Waffen des Truges und der Ueberlistung bekämpft, und den vornehmsten protestantischen Fürsten einen Vergleich ab, vermöge dessen er ihnen zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes, der Beschränkung der kaiserlichen Macht, bedeutende Subsidien zusicherte und von ihnen die Abtretung der „welschen Bisthümer" — Metz, Toul und Verdun, mit dem Titel eines Vikarius des Reiches und mit Vorbehalt der Rechte desselben, erhielt (1552). Sobald Moritz von Sachsen die Maske abgeworfen und Karl V. zur Flucht und seinen Bruder Ferdinand zu Unterhandlungen, aus denen der Vertrag von Passau hervorging, gezwungen hatte, setzte sich Heinrich, nachdem er im Parlament von Paris die Gründe dieses Krieges auseinandergesetzt und seine Frau, Katharina von Medicis, während seiner Abwesenheit zur Regentin eingesetzt, mit einem Heere nach Lothringen zu in Bewegung. Zu derselben Zeit bedrohte eine türkische Flotte Sicilien und Malta und in Piemont griffen die Franzosen die kaiserlichen Statthalter ohne vorangegangene Kriegserklärung an. Während Heinrich II. den Kaiser, das weltliche Haupt des Katholicismus in Europa, zu bekämpfen sich anschickte und die Protestanten in Deutschland unterstützte, hatte er dem Parlament von Paris die Verfolgung derselben in Frankreich während seiner Abwesenheit an das Herz gelegt, ein Befehl, dem dieses mit großem Eifer nachkam, denn im Norden und im Süden wurden in einer Menge von Städten eine große Anzahl Protestanten verbrannt. Metz, eine deutsche Reichsstadt, obwohl französischer Zunge, wurde durch Verrath eingenommen, die verwitwete Herzogin von Lothringen, Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes und Base Karl's V., vertrieben und Toul und Verdun ebenfalls, letzteres jedoch erst auf dem Rückzuge, eingenommen. Ein Versuch, sich Strasburgs ebenfalls durch Verrath zu bemächtigen, wurde von den Einwohnern entdeckt und vereitelt. Heinrich, nachdem er diesen durch die Einverleibung der drei welschen Bisthümer mit Frankreich wichtigen Feldzug, der aber, bei der Entfernung des Feindes und dem Bunde mit einem großen Theile der deutschen Stände, ziemlich

gefahrlos gewesen, beendigt hatte, trat, da ein weiteres Vorrücken das Mißtrauen der protestantischen Fürsten und der Schweizerkantone erregt haben würde, den Rückweg an, nachdem er vorher die Pferde seiner Reiterei, als ein Zeichen des Triumphes, zur Tränke an das Ufer des Rheines hatte führen lassen (1552).

Dieser Kriegszug Heinrich's II., der damals bei dem großen kriegerischen Rufe der Deutschen für gewagt und abenteuerlich galt, und der Verlust der welschen Bisthümer mit Bewilligung eines Theiles der deutschen Stände selbst ist eines der vielen für Deutschland schmähligen Ereignisse, die durch die Selbstsucht seiner Fürsten und die politische Zerrissenheit der Nation herbeigeführt wurden und, mit jeder Generation sich mehrend, den tiefsten Verfall des ältesten, zahlreichsten, edelsten und von der Natur begabtesten Volkes Europas verursachen sollten. Den Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts, die noch nicht entartet waren, die der alten Größe und Kraft ihres Stammes noch nicht vergessen hatten, hätte dieser Triumph Heinrich's II. und die Gefahr, in der Strasburg einen Augenblick lang geschwebt, über die Mängel ihrer politischen Zustände vielleicht die Augen geöffnet, aber ihre unheilsvollen religiösen Streitigkeiten machten sie für jedes andere Interesse blind.

Mit diesem ersten glücklichen Eroberungszuge eines Königs von Frankreich gegen Deutschland wird die Schwäche der innern Organisation des deutschen Reiches offenbar, dessen Sinken zwar schon längst angefangen hatte, aber bisher vor den Augen der Welt verhüllt geblieben war. Dieser entscheidende Moment bietet eine natürliche Veranlassung dar, einen Augenblick lang bei den Ursachen und Folgen des Verfalles der früher größten und mächtigsten aller modernen Nationalitäten zu verweilen, die ohne Zweifel dazu bestimmt ist, nach einer innern Regeneration, die verzögert, aber nicht verhindert werden kann, ihre alte Stelle an der Spitze Europas wiedereinzunehmen.

Die Verfassung Deutschlands war, wie die aller andern germanischen und romanischen Völker, unter dem Einflusse des Lehnssystems entstanden, hatte sich aber nicht, wie dies fast überall sonst geschah, als der Feudalgeist verschwand, in eine wahrhafte Monarchie verwandelt, sondern war bei den mittelalterthümlichen Grundsätzen der Territorialsouverainetät zu einer Zeit stehen geblieben, als das Mittelalter selbst schon untergegangen war. Der wesentlichste Mangel des Feudalstaates, aus dem alle seine übrigen Unvollkommenheiten hervorgegangen sind, bestand aber darin, daß er nicht auf eine nationale Grundlage, auf die Herrschaft über von der Natur

durch Abkunft, Sprache und Sitte zu einer gewissen Einheit berufene Völker, sondern auf den Besitz des Bodens gegründet war und die fremdesten und einander widerstrebendsten Bevölkerungen, die derselbe trug, auf eine rein äußere Art, durch gewisse allgemeine Einrichtungen zu umfassen suchte, zugleich aber unfähig, jene tiefer liegenden nationalen Unterschiede aufzuheben, ihnen eine willkürliche unbestimmte Freiheit gestattete, sie in ihrer Trennung und Besonderheit bestehen ließ, woraus ein verworrener, in sich ungewisser, bewegter, aber nicht fortschreitender Zustand hervorging, der weder der Macht des Ganzen noch dem Glücke des Einzelnen förderlich war. Aus diesem Princip des Feudallebens, das die politische Macht an den Besitz des starren Bodens und nicht an die Leitung der freien Persönlichkeit des Menschen, hierin von dem altgermanischen Staate so verschieden, knüpfte, ging die Territorialsouverainetät auch da, wo sie, wie im größten Theile Deutschlands, keineswegs aus einer Eroberung entstanden, hervor. Der Boden galt für das Wesentliche und die Bevölkerung gewissermaßen für einen natürlichen Ertrag desselben, an ihn durchaus gebunden, selbst für etwas, in mancher Beziehung ihm Untergeordnetes. Die öffentliche Macht war nicht auf die Anerkennung, Zustimmung, den Willen der Menschen überhaupt, sondern auf den zufälligen Besitz des Bodens gegründet und deshalb wie dieser unwandelbar geworden. Als im Laufe der Zeit fast überall, besonders aber in Frankreich, aus dem in dem Lehnssystem, wo der Mächtigste für den Besten galt und die innere geistige Persönlichkeit von der äußern natürlichen so beherrscht wurde, daß erstere sich fast nur in der Kirche, und auch hier nur auf sehr beschränkte Weise entwickeln konnte, zum Princip erhobenen Zustande der Ungleichheit die oberste Herrschaft des ersten dieser Territorialherren über seine Gleichen hervorgegangen war, fand in Deutschland eine ihrem Wesen nach ähnliche, in ihrer Form aber sehr verschiedene Bewegung statt. In Deutschland ordneten die mächtigern Feudalherren die kleinern auf ihrem Boden lebenden, ungefähr in derselben Weise, wie in Frankreich der König seine Barone, sich unter, erhielten aber in Bezug auf den Besitz der obersten Stelle unter ihnen, die Kaiserwürde, das Princip der Wahl aufrecht. Auf diese Art entstand allmälig eine Verfassung, die während der Geist des Feudallebens erlosch, alle Gebrechen desselben mit denen der unbeschränkten Fürstenschaft vereinigte, denn die Constitution des deutschen Reiches bildete sich erst im vierzehnten Jahrhundert aus, als der wahre Charakter des Mittelalters schon in sichtbarem Sinken begriffen war. Ein Oberhaupt, durch Wahl bestimmt und in seinen

Rechten äußerst beschränkt, und ein Wahlkörper aus im Innern ihrer Gebiete zu unabhängigen Souverainen gewordenen Territorialherren war die Grundlage dieses politischen Zustandes, der in vieler Beziehung für die verkehrteste aller politischen Combinationen gelten muß und unter der es weder Einheit und Freiheit im Innern, noch Sicherheit und Kraft nach Außen geben konnte. Die meisten der von einem Wahlreiche unzertrennlichen Uebel fanden sich hier mit einer grenzenlosen Zersplitterung und einer fast ebenso großen Willkür der Mächtigern gegen die Schwächern vereinigt, woraus zuerst eine Abwesenheit aller öffentlichen Freiheit und zuletzt, als nothwendige Folge, eine äußerste Schwächung alles nationalen Geistes entstand. Die Masse der Bevölkerung, obgleich im Innern unter einem drückenden Joche gehalten, genoß dennoch nach Außen zu nicht der Sicherheit, die sonst der Despotismus gewährt, denn kein großes Land ist so oft, wie Deutschland, von an Macht fast immer schwächern Feinden angegriffen und verheert worden. Die schlimmste Folge dieser Verfassung war aber nicht sowohl ihre politische Schwäche, als vielmehr, daß der Widerspruch, die Willkür und Unbestimmtheit, die in den öffentlichen Verhältnissen herrschten, sich auf das ganze Leben der Nation übertrugen und ihm eine so unsichere Haltung, ein so unklares, unentschiedenes Gepräge aufdrückten. Die politische Idee des Mittelalters, die Abhängigkeit der Regierungsgewalt von dem Besitze des Bodens, war der herrschende Grundsatz in diesem Zustande geblieben, in dessen übrigen Verhältnissen gleichwohl der Geist des Mittelalters wie anderswo verschwunden war. Die Nation lebte demnach gewissermaßen in zwei von einander ganz verschiedenen Epochen und gehörte keiner derselben ausschließend an, lag in einer Art von Helldunkel, in einem Zustande zwischen Wachen und Schlafen, und der wie mit Träumen rang. — — Die einzelnen Theile der Bevölkerung blieben nicht unter der Leitung, sondern, wie im Mittelalter, im Besitze gewisser Geschlechter, von denen sie, mit einer sehr lockern Verpflichtung gegen das Ganze, meist ausschließend in einem dynastischen Interesse ausgebeutet wurden. Man wende hier nicht ein, daß den Grundsätzen nach das alte deutsche Reich immer als ein Ganzes betrachtet wurde; in der Wirklichkeit galt, bei einem so verworrenen und bunten Zustande, im Grunde immer nur das Recht der Stärke, wie in der Feudalwelt, weshalb auch die schwächern Glieder dieser aus Souverainen und nicht aus Völkern zusammengesetzten Konföderation von den stärkern in immer größere Abhängigkeit geriethen. Diese Verfassung, ihren Grundzügen nach auf das Lehnssystem gebaut,

wurde, als der Geist des Mittelalters verschwand, eine hohle Form und die einzelnen größern Territorialherren machten sich zu unumschränkten Gebietern ihrer Vasallen und Unterthanen. Die alten ständischen Elemente wurden entweder bei Seite geschoben oder traten da, wo sie sich, dem Schein nach, erhalten hatten, der Einheit und Freiheit der Nation, dem Ziele alles Völkerlebens, noch hinderlicher als die unumschränkte Fürstenmacht auf.

So lange das Mittelalter in seiner Kraft bestand, bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein, befand sich der deutsche Kaiser, wie die Geschichte beweist, den Territorialfürsten gegenüber, in einer den großen Erbkönigen ähnlichen Stellung und war mächtig genug, wenigstens in großen Momenten, das Geschick der gesammten Nation, ohne Rücksicht auf die einzelnen dynastischen Interessen zu leiten und zu entscheiden. Als er aber, mit dem Verfalle des Feudalgeistes und der Schwächung des Lehnsverbandes, von seinen Ständen, wie es in der Natur eines Wahlreiches liegt, immer abhängiger wurde, sank er aus der Stellung eines nationalen Oberhauptes zu der des Chefs einer Konföderation größerer und kleinerer Territorialherren herab, welche die Erhebung ihrer Häuser, die Vermehrung ihrer Macht einzig im Auge habend, ihm kaum einen Schatten seiner frühern Gewalt ließen. Das politische Princip des Mittelalters wurde von dieser souverainen Aristokratie bewahrt, da wo es ihr günstig war, nämlich in Bezug auf ihre Rechte und Freiheiten gegen den höher Gestellten, und von ihr zerstört, da wo es sie beschränkte, nämlich im Verhältnisse zu ihren eigenen Unterthanen. Vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts an sinkt Deutschland, nach dem verfehlten Versuche Karl's V., der kaiserlichen Macht mehr Nachdruck zu geben, ungeachtet aller natürlichen Elemente der Größe, durch den Mangel an Einheit in einen solchen Zustand der Schwäche herab, daß es der Tummelplatz fast aller fremden Völker wird, die sonst so tief unter ihm gestanden, dann an seinen Grenzen durch List und Gewalt beengt wird, und zuletzt besiegt, zertreten, in eine Abhängigkeit geräth, von der es sich nur mit größter Anstrengung, zum Theil durch fremde Hülfe und von unerwarteten Umständen begünstigt, befreien kann.

Aus dieser politischen Zerstückelung entstand aber nicht nur die Minderung der äußern Macht, der Verfall der alten Suprematie des deutschen Volkes, sondern auch eine Schwächung seines Wesens als Individualität, wenigstens in allen öffentlichen Aeußerungen, die Erstarrung seiner früher so großen und lebendigen Regsamkeit, die Verengung und Verdüsterung seines ganzen Wesens. Jener in seiner

Verfassung liegende Widerspruch zwischen den Formen, die dem Feudalwesen, und dem Geist, der der absoluten Monarchie entlehnt war, angehörten, begann sich in seinem gesammten innern Zustande, ja selbst in den Sphären des Daseins zu zeigen, die sonst mit dem politischen Leben einer Nation in nur lockerm und entferntem Zusammenhange stehen. Die Freiheit, der schöpferische Lebenshauch, den die Natur in die Brust des Menschen gepflanzt, verschwand allmälig, wie aus den öffentlichen, so auch aus den besondern Zuständen Deutschlands. Sie flüchtete sich, nachdem mit dem Aufhören der Religionskriege der Geist der Unabhängigkeit in der Nation vollkommen erloschen war, in eine ideelle Welt und hörte auf, ein Bedürfniß der Wirklichkeit zu sein. Das Unfreie, Trennende, Widersprechende der öffentlichen Verhältnisse trug sich auf das Privatleben über, in welchem von jener Zeit an Sitten, Formen, Gewohnheiten entstanden, die etwas Verkehrtes, Ungleichartiges, Kränkelndes zeigten und das Individuum zu keiner festen Ausbildung seiner Persönlichkeit, zu keinem Vollgenuß des Daseins kommen ließen. Aber als der größte Mangel des deutschen Lebens trat jedoch weniger die Abwesenheit der Freiheit, als die der Einheit hervor. Ein Beweis hierfür ist, daß die Individualität unter manchen andern Völkern, die geistig weniger begabt und in ihrem öffentlichen Leben ebenso unfrei als die Deutschen waren, sich gleichwohl fester und klarer entwickelte, und daß die Einzelnen, vermöge der nationalen Einheit, auf die sich ihr Dasein stützte, auch in ihrem besondern Wesen, so zu sagen, in vollendeterer Gestalt auftraten. Die ideale und reale Welt erschien nirgends in solchem Widerspruche zu einander, wie unter den Deutschen, wurde nirgends sonst von einer so tiefen Trennung aus einander gehalten. — Eine Nation bewahrt, so sehr sie auch von ihrer Regierung unterdrückt werden mag, so lange sie sich nicht zerstückeln läßt, die Möglichkeit und Hoffnung eines bessern Zustandes; befindet sie sich aber, wie die Hörigen des Mittelalters, unter eine Konföderation größerer und kleinerer Herren vertheilt, so verliert sie allmälig mit dem Gefühle ihrer Einheit nicht nur das Bewußtsein ihrer Rechte und Freiheiten, sondern selbst das ihrer Nationalität und erkennt sich nur in denen wieder, die sie besitzen. Gehört indessen ein solches Volk zu denen, für welche dieser Zustand der Erniedrigung nur eine Zeit der Prüfung ist, in welche die Natur einen unerschöpflichen Gehalt versenkt und die das Schicksal zur Ausführung großer Dinge bestimmt hat, leuchtet besonders in seine getrübte Gegenwart der Glanz einer ruhmvollen Vergangenheit herein, so kann seine schlummernde Kraft sich an deren Reflex wie-

der entzünden, dieser Regeneration geht aber nothwendig der Gedanke an die Wiederherstellung seiner verlornen Einheit voran. — Die Geschichte Deutschlands vom sechszehnten Jahrhundert an bis zum Sturze Napoleon's ist ein Beweis für die Wahrheit dieser angestellten Betrachtungen.

In dieser Epoche der französischen Geschichte, die uns hier beschäftigt, bricht zum ersten Male der Grundmangel der deutschen Verfassung: das Dasein eines in seinen Rechten sehr beschränkten Wahlhauptes an der Spitze eines erblichen, im Innern seiner Gebiete unbeschränkt gewordenen Standes großer Vasallen vollkommen und allgemein fühlbar durch. Deshalb hat dieser Eroberungszug Heinrich's II. eine so große Bedeutung gehabt. Wie hätte das an Bevölkerung und Ausdehnung geringere Frankreich gegen Deutschland, das damals noch für den Kern und Mittelpunkt Europas galt, erobernd auftreten können, wenn es nicht, ungeachtet aller Bewegungen und Stürme auf seiner Oberfläche, durch seine politische Einheit auf einer festern und kräftigern Grundlage gestanden wäre? Bei immer zunehmender Zersplitterung Deutschlands ging, wie im sechszehnten Jahrhundert Metz, im siebenzehnten Strasburg verloren, und im Anfange des neunzehnten stürzte endlich der hohle Bau des deutschen Reiches, mehr in sich als von Außen her, zusammen. Der Verlust eines Theiles von Lothringen war das Signal zu allem spätern Unglück, das von dieser Seite her über Deutschland kommen sollte. Das Glück Karl's V., des letzten Kaisers im alten Sinne des Wortes, in welchem noch etwas von dem Gefühle der Macht und Hoheit der frühern Häupter des Reiches wohnte, und der, wenn auch mit der Sorge für die Erhebung seines Hauses beschäftigt, selbst bei dem tiefen Bruche, den die religiösen Streitigkeiten in das Leben der Nation gebracht, dennoch den Gedanken der Einheit des Reiches nicht verlor, schien von diesem ersten französischen Eroberungszuge gegen Deutschland an zu sinken. Kaum hatte er durch den Vertrag von Passau freie Hand bekommen, als er sich, obgleich von Krankheit und Alter gebeugt, an die Spitze eines großen Heeres stellte, um Metz, das wichtigste der verlornen Reichslehne, wieder zu gewinnen. Aber der Herzog von Guise, der kühnste und glänzendste Kriegsmann jener Zeit, vertheidigte die Stadt mit solchem Erfolge, daß Karl nach langer und vergeblicher Anstrengung und dem Verluste eines großen Theiles seines Heeres umkehren mußte und Metz, das für Deutschland bisher eine Vormauer gewesen, wie Strasburg es heute für Frankreich ist, für immer verloren ging. Der Kaiser, der diese Belagerung gegen den

Winter zu unternommen hatte, scheiterte, wie bei Tunis, ebenso sehr an dem Widerstande der Natur als dem der Menschen. Sein Unternehmen war aber deshalb nicht weniger rühmlich, denn er hatte dabei keinen persönlichen Vortheil, sondern das Interesse des Reiches vor Augen gehabt, dessen Verlust seinem stolzen Geiste mit Recht als eine Minderung seiner eigenen Ehre erschien. Die später von den Franzosen so häufig angewandte Politik, die deutschen Stände unter sich zu theilen, war unter Heinrich II. zum ersten Male mit Erfolg versucht worden. Er hatte den Vertrag von Passau, der das Reich nach so langer Zerrissenheit wieder in etwas zu beruhigen versprach, nicht hindern können, wußte aber den Kurfürsten Albrecht von Brandenburg für sich zu gewinnen, versprach ihm Geld für seine Soldaten und suchte die Beruhigung Deutschlands, so viel an ihm lag, zu hindern.

Der Krieg dauerte unterdessen in Italien mit wechselndem Erfolge, ohne eine große Entscheidung, fort. Der sehr fähige und beharrliche französische Feldherr Brissac ward in Piemont, wahrscheinlich aus Eifersucht des Connetable Montmorency, dem Heinrich alle wichtigen Staatsgeschäfte überließ, wenig unterstützt und konnte sich nur mit großer Mühe in seinen Stellungen behaupten. Die Spanier, den Italienern um ihrer Grausamkeit und Habsucht willen auf das Aeußerste verhaßt, verloren Siena, Corsika ward von den Franzosen angegriffen und die Neapolitaner, die um jeden Preis das spanische Joch brechen wollten, hatten sich an Frankreich um Hülfe gewandt. Das schon von Franz I. zum Schrecken und Erstaunen der christlichen Völker mit den Türken eingegangene Bündniß war unter Heinrich II. noch enger geworden. Eine französische und eine türkische Flotte ward den Neapolitanern zu Hülfe gesandt, traf aber nicht zu derselben Zeit vor dieser Stadt ein und war außer Stande den vorgesetzten Plan auszuführen, verheerte aber einige Zeit nachher die unter der Herrschaft des Kaisers stehenden Küsten des Mittelmeeres. Im Norden, an der niederländischen Grenze, ward der Krieg ohne Entscheidung und von beiden Theilen mit noch mehr Verheerung und Grausamkeit gegen die friedliche Bevölkerung, als Tapferkeit und Kunst geführt. Im Ganzen aber erschien Karl, ungeachtet der Vortheile, die ihm die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Maria von England gewährte (1554), im Nachtheil. Die Kämpfe, die er in Deutschland gegen die Protestanten, in Spanien und Belgien gegen die Ueberreste der alten Freiheiten, in Italien gegen Fürsten und Völker, in Ungarn gegen die Türken geführt, verbunden mit dem vieljährigen

fast ununterbrochenen Kriege gegen Frankreich, hatten allmälig seine Hülfsquellen erschöpft und ihm eine große entscheidende Anstrengung unmöglich gemacht. Die zerstreute Lage seiner ausgedehnten Besitzungen, die Nothwendigkeit, sie durch meist harte und habgierige Statthalter regieren zu lassen, der religiöse und politische Widerstand, den der Protestantismus und die letzten Regungen des ständischen Geistes des Mittelalters seinem Streben nach einer unbeschränkten Autokratie entgegensetzten, hatten ihn geschwächt und ermüdet, und Heinrich II., der über ein geschlossenes Volk und ein in sich abgerundetes Reich herrschte, eine Ueberlegenheit verliehen, die am Ende seiner Regierung unverkennbar hervortritt. — Fünf Feldzüge in Italien und im Norden hatten den großen Streit zwischen dem spanisch-österreichischen und dem französischen Interesse der Entscheidung nicht näher gebracht. Die Feldherren des Kaisers waren im Jahre 1555 gegen Brissac unglücklich. Im Norden ward die holländische Flotte des Kaisers bei Dieppe von den Franzosen verbrannt und Ungarn von den Türken erobert. Außerdem gerieth Karl zu seinem Bruder Ferdinand in ein gespanntes Verhältniß, der sich ihm sonst immer blind ergeben bewiesen, jetzt sich aber weigerte, der Nachfolge im Reiche zu Gunsten seines Neffen Philipp, Karl's V. Sohne, zu entsagen. Ferdinand suchte, da bei seines Bruders wankender Gesundheit die Erledigung des deutschen Thrones nicht fern sein konnte, die protestantischen Stände, deren Religion er in seinen Erbstaaten verfolgt, zu gewinnen, und setzte in seiner Eigenschaft als römischer König auf einem Reichstage in Augsburg (1555) die Gleichstellung der beiden Religionen, auf die Basis ihres gegenwärtigen Zustandes und Besitzes gestellt, fest. Karl, schon seit langer Zeit von körperlichen Leiden gebeugt und der Erreichung seines mit so vielen Anstrengungen und Opfern verfolgten Planes, sich zum Schiedsrichter und Herrn von Europa zu machen, ferner als je, legte endlich am Ende des Jahres 1555 und im Laufe des folgenden die vielen Kronen nieder, die er lange mit Glück und immer mit Kraft und Ruhm getragen hatte.

Karl V. ist, wenn auch keineswegs der größte Mann, doch ohne allen Vergleich der größte Fürst seiner Zeit gewesen. Seit länger als dreißig Jahren war Europa gewöhnt worden, Alles von ihm entschieden oder wenigstens in Bewegung gesetzt zu sehen, und es kann in dieser Beziehung auffallen, daß sein Verschwinden von der Bühne der Welt keinen tiefern Eindruck hervorgebracht hat, von keinen größern Folgen begleitet gewesen ist. — Aber Karl ist mehr durch das, was er gewollt, und durch die Umstände, unter denen

er gewaltet, als durch das, was er vollbracht und an und für sich gewesen, so bedeutend hervorgetreten. Abgesehen von den großen Schwierigkeiten, die ihm die zerstreute Lage, die verschiedenen Verfassungen und Bevölkerungen der ihm unterworfenen Staaten, und andere außer seiner Macht liegende Umstände bereiteten, so lag in seiner eigenen Natur, seinem eigenen Geiste, das vornehmste Hinderniß, das ihn nicht an das Ziel, das er sich vorgesetzt, gelangen ließ. Es fehlte ihm an dem, was allein dem Menschen einen tiefen Einfluß auf Andere verleiht, an einer mit den Bedürfnissen und Gesinnungen seiner Zeit übereinstimmenden großen Idee. Er war der Reformation, dem eigenthümlichen Produkt und Resultat jener Epoche, entgegen, und zwar nicht aus besonderer Anhänglichkeit an den alten Glauben, sondern weil er in dem Princip der religiösen Freiheit, sobald es sich vollkommen festgesetzt, eine Gefahr für die politische Macht fürchtete, ein Gedanke, der in einer Zeit, wo Kirche und Staat so innig verbunden waren, sich von selbst aufdrängen mußte. Indem er sich aber in einen Kampf gegen das innerste Wesen seiner Zeit und deren charakteristische Richtung einließ, war sein eigenes Geschick entschieden. Das Glücklichste, was ihm in demselben begegnen konnte, war, wie dies auch geschah, nicht durchaus zu erliegen, an einen vollständigen Sieg für ihn war nicht zu denken. Bei seinem Plane der Errichtung einer großen allgemeinen, den ganzen Westen und Süden Europas umfassenden Monarchie, wenn auch nicht durchaus in seinem Besitz, aber doch unter seiner Leitung, war es ebenfalls der Mangel einer großen Idee, als deren Stellvertreter er sich hätte ansehen lassen und um die sich die Völker wie um ein Panier hätten versammeln können, was ihm dessen Ausführung unmöglich machte. Die Idee der bürgerlichen Freiheit schlummerte damals noch im Abgrunde des menschlichen Bewußtseins, die der religiösen allein war schon erwacht und zum Vorschein gekommen; indem sich Karl gegen sie erklärte, beraubte er sich des einzigen Mittels, seine politischen Entwürfe zu verwirklichen. Mit ihr verbunden hätte er vielleicht alle Hindernisse überwältigt, die Stellung Karl des Großen erreicht und der europäischen Gesellschaft eine neue Gestalt verliehen. Die Erhebung seines Hauses aber, die er fast einzig vor Augen hatte, war kein Hebel, stark genug, um die Welt in Bewegung zu setzen. Außerdem lag in dem Gemüthe dieses Fürsten nichts Begeisterndes, Erhebendes, mit sich Fortreißendes. Er erregte mehr Furcht als Bewunderung, mehr Mißtrauen als Neigung, besaß keine Freunde, keine uneigennützigen Diener. Es lag in seinem Wesen etwas Kaltes, Gemessenes, Zögerndes, das sich

Allem, was ihn umgab, mittheilte. Es war weniger seine Natur als seine Stellung, das seit mehren Generationen so außerordentlich zunehmende Glück seines Hauses, die ihn zu großen Planen fortgerissen hatten. Er besaß mehr Tiefe des Charakters als des Geistes, einen mehr scharfen als umfassenden Blick, mehr Ausdauer als Thatkraft. Zur Vollendung eines Werkes aber, wie er sich vorgesetzt, der Gründung einer unbedingten politischen Suprematie, der Herstellung einer religiösen und politischen Einheit, der Besiegung aller ihm feindlichen Interessen, hätte es eines Heros, wie Alexander oder Karl der Große gewesen, bedurft, und selbst eine solche Kraft würde nur dann ihren Zweck erreicht haben, wenn sie die große Idee jener Zeit, die der religiösen Freiheit, an sich zu fesseln verstanden hätte. Wenn man endlich das Resultat eines von dem Glücke mit so großer Macht ausgestatteten Daseins, wie das Karl's V. war, in Erwägung zieht, so wird man in ihm nicht eine jener Erscheinungen erkennen, die, wie Gestirne, die nicht untergehen, das Auge der Menschheit für immer fesseln. Was in ihm als wirklich groß hervortritt, ist die lange und beharrliche Verfolgung eines über seine Kräfte gehenden Zieles und die Selbstständigkeit, die er sich und seinem Walten in einer überaus gährenden und schwierigen Zeit zu bewahren wußte. Wie viele der frühern deutschen Kaiser ausschließlich Helden, manche andere, wie selbst noch Maximilian I., im Grunde nicht viel mehr als abenteuernde Ritter gewesen, so ist Karl V. als der erste eigentliche Staatsmann und Politiker, im modernen Sinne des Wortes, wie vor ihm Ludwig XI. in Frankreich, auf dem deutschen Throne zu betrachten. Er ist wie der Stifter, so auch das Muster der Fürsten aus dem österreichisch-spanischen Hause gewesen, die ihm alle, obgleich bei mit jeder Generation sich vermindernder Kraft, geähnelt und durch den Bund der Kirche mit der absoluten Monarchie einen, wenn auch nicht glücklichen, aber tief eingreifenden und lange nachwirkenden Einfluß auf das Schicksal eines großen Theiles von Europa ausgeübt haben.

Karl V. hatte sich gegen das Ende seiner Regierung von der Unmöglichkeit der Verwirklichung seiner Entwürfe überzeugt, und war der tiefen Erschöpfung des größten Theiles seiner Staaten, der Unzufriedenheit, die sich fast überall gegen ihn regte, inne geworden, was ihn wahrscheinlich noch mehr als seine körperlichen Leiden zur Niederlegung der Krone bewog. Er hatte deshalb, und um den Regierungsantritt seines Sohnes zu erleichtern, in der letzten Zeit mit Heinrich II. Verhandlungen zu einem Frieden oder wenigstens

zu einem mehrjährigen Waffenstillstand eingeleitet, die, von seinem Nachfolger Philipp II. wieder aufgenommen, zu dem Vertrage von Vaucelles (einer Abtei bei Cambrai) führten (1556), durch den eine Waffenruhe von fünf Jahren, mit Freiheit des Handels und Verkehrs, Austausch der Gefangenen und Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes der kriegführenden Mächte festgesetzt wurde. Letztere Bedingung war Frankreich besonders vortheilhaft, das außer den welschen Bisthümern und andern Eroberungen auch in dem Besitze des größten Theiles der savoyischen Staaten blieb. Dieser Vertrag unterbrach jedoch kaum für ein Jahr lang den so lang genährten Krieg der beiden großen Mächte des sechszehnten Jahrhunderts. Die Ursache der Erneuerung des Kampfes kam diesmal aus der Ferne und von einer Macht her, die, ihren allgemeinen Grundsätzen nach, für die Erhalterin des Friedens in der Christenheit gehalten sein wollte. Paul IV., aus dem Hause Caraffa, wie die meisten seiner Vorgänger seit langer Zeit, vor Allem auf die Vergrößerung seiner Verwandten bedacht, hatte, von Haß gegen Deutschland erfüllt, die Colonna, die erste Familie des Kirchenstaates und von jeher der kaiserlichen Partei, und seitdem diese durch das Haus Oesterreich repräsentirt wurde, diesem zugethan, mit der größten Tyrannei verfolgt und ihre Besitzungen an seine Neffen vergeben. Diese standen mit den Guisen in Verbindung, die Frankreich um jeden Preis in Kriege zu verwickeln suchten, durch die sie ihre ehrgeizigen Plane und namentlich ihre Ansprüche auf Neapel verfolgen zu können hofften. Die Guisen wußten Heinrich II. zu einer Verletzung des Waffenstillstandes zu bewegen. Paul IV. gab die Veranlassung dazu her. Dieser Papst hatte den spanischen Vicekönig von Neapel, Alba, verrätherischer Verbindungen mit den unzufriedenen Großen des Kirchenstaates beschuldigt und Philipp II. seiner Rechte auf beide Sicilien, die Lehne der Kirche seien, verlustig erklärt. Alba schlug das päpstliche Kriegsvolk und rückte ohne Mühe bis in die Nähe von Rom vor. Heinrich sandte sofort den Herzog von Guise mit einem Heere nach Italien, suchte aber gleichwohl dieses Unternehmen nicht als eine Kriegserklärung gegen Philipp, sondern als eine ihm gegen den Papst obliegende Verpflichtung darzustellen, eine Entschuldigung, die wie natürlich von dem Könige von Spanien nicht angenommen wurde. Der Papst und seine Neffen waren jedoch außer Stande, die Verbindlichkeiten, die sie gegen Guise eingegangen waren, zu erfüllen, und dieser vollbrachte, von Mannschaft und Geld entblößt, nichts, was seines großen Rufes würdig gewesen wäre. Dieser Krieg, den der Haß des Papstes gegen Oesterreich und dessen An-

hänger, seiner Neffen Habsucht und der Ehrgeiz der Guisen entzündet, brach einige Monate später auf der niederländischen Grenze aus. Philipp II., der Gemahl der Königin Maria von England, bewog diese dem Könige von Frankreich, der den eben erst geschlossenen Vertrag von Vaucelles mit so großem Leichtsinne gebrochen und den Kampf ohne hinreichende Ursache, selbst ohne ihn vorher anzukündigen, begonnen, den Krieg zu erklären. Philipp hatte an die Spitze seines Heeres den Herzog Philibert von Savoyen gestellt. Guise, der erste französische Feldherr, war damals noch in Italien abwesend. Die Unklugheit des Connetable Montmorency, dem Heinrich den Oberbefehl übertragen, und der Ungestüm der niedern Befehlshaber zog den Franzosen bei St. Quentin eine entschiedene Niederlage zu, in der eine Anzahl der größten Herren mit viertausend Soldaten getödtet wurden und der Connetable mit den meisten Generalen, fast sämmtlich aus den ersten Häusern, in Gefangenschaft gerieth. Nur der Herzog von Nevers rettete sich mit einem Theile des Heeres. Guise erhielt den Befehl, Italien zu verlassen, um zur Vertheidigung von Frankreich selbst beizutragen. Paul IV., ohne Hülfe gelassen und außer Stande, sich des Herzogs von Alba zu erwehren, ward zu einem Vergleiche mit Spanien gezwungen. Der Sieg bei St. Quentin, der, besonders nachdem diese Stadt mit Sturm genommen, dem Feinde den Weg nach Paris öffnete, ward von Philipp II., der sich wahrscheinlich der vergeblichen Einfälle seines Vaters in die Provence und Champagne erinnerte, nicht so, wie man es erwartet hatte, benutzt. Der Herzog von Guise, dessen Gegenwart diese Niederlage vielleicht verhindert haben würde, schlug, um seinen durch die Erfolglosigkeit des italienischen Feldzuges etwas geminderten Ruhm wiederherzustellen und den Muth der Franzosen zu beleben, dem Könige einen Angriff auf Calais vor, das von den Engländern, obgleich sie im Kriege mit Frankreich waren, nur nachlässig besetzt gehalten wurde, und führte diese Unternehmung mit ebenso viel Glück als Kühnheit aus. Die Wiedereroberung dieser Stadt, des Schlüssels von Frankreich auf dieser Seite, den Engländern zum Angriff, den Franzosen zur Vertheidigung so wichtig, die zweihundertzehn Jahre lang im Besitze des Erbfeindes Frankreichs gewesen, erregte unter allen Klassen der Nation, die noch nicht das Unglück vergessen, das von diesem Punkte aus so oft über ihr Land gekommen, die größte Freude und erhöhte die Bewunderung für den großen Namen der Guisen, die, ohnedies schon mächtig, bald durch die Vermählung ihrer Nichte, der jungen Königin Maria Stuart von Schottland, mit dem französischen Thronerben, dem

Dauphin Franz, auf die königliche Familie und damit auf das Schicksal des Landes einen großen Einfluß auszuüben bestimmt waren. Dieses Haus, dessen Gründer, ein Sohn René's II., Herzogs von Lothringen, nach seiner Niederlassung in Frankreich den Titel eines Herzogs von Guise erhalten und sich durch große kriegerische Fähigkeiten hervorgethan hatte, war schon durch dessen Verbindung mit Antoinette von Bourbon der regierenden Dynastie näher getreten. Der Vertheidiger von Metz und Eroberer von Calais, Franz von Lothringen, war der älteste Sohn und Erbe dieses ersten Guise, dessen Titel auf ihn gekommen war. Zwei seiner Brüder waren Cardinäle, mit einer Menge der ersten Bisthümer und Abteien ausgestattet, ein anderer Großprior von Frankreich, d. h. Chef der französischen Zunge des Maltheserordens und General der Galeeren. Der fünfte dieser Guisen, Herzog von Aumale genannt, hatte Louise de Brezé, eine Tochter der Herzogin von Valentinois, der Geliebten Heinrich's II., die sie aus ihrer Ehe mit dem Sire de Brezé, dem Senechal der Normandie, gehabt, geheirathet und war dadurch dem Könige werth geworden. Der jüngste von ihnen führte den Titel eines Marquis d'Elbeuf. Durch das Haupt ihres Hauses, das sich durch so glänzenden Kriegsruhm ausgezeichnet, standen die Guisen an der Spitze des französischen Adels, durch die beiden Cardinäle übten sie einen bedeutenden Einfluß in Rom aus, das, wie früher der Mittelpunkt der geistlichen Macht, jetzt der Herd aller weltlichen Intriguen geworden war, durch die Verbindung eines der Ihrigen mit der Tochter der Freundin des Königs, die über diesen Alles vermochte, ward ihnen am Hofe ein geheimer und unbegrenzter Einfluß eröffnet, die Zukunft schien ihnen durch die Vermählung ihrer Nichte mit dem Thronerben gesichert zu sein. — Mit dieser glänzenden Stellung nicht zufrieden, strebten die Guisen nach einer noch höhern und allgemeinern Bedeutung. Sie suchten sich eine von der königlichen Gunst und deren Wechsel unabhängige Stellung zu erwerben und an die Spitze der Anhänger des alten Glaubens in Frankreich und der an diesen geknüpften Interessen zu treten, daher der brennende Eifer, den sie in den bald ausbrechenden Religionsstreitigkeiten für die Vertheidigung des Katholicismus an den Tag legten. Hierdurch gewannen sie die Masse des Volkes für sich, eine Stütze, die ihnen zur Erhaltung und Vermehrung ihrer Macht um so nothwendiger war, da sie, ungeachtet der Gunst des Königs, von einem Theile des hohen Adels als Fremde und Eindringlinge betrachtet wurden. Besonders fiel ihnen, um ihrer bei jeder Gelegenheit bewiesenen Abneigung gegen den Protestantismus willen, ein

großer Theil des französischen Klerus, namentlich des Mönchsstandes, der auf die niedern Klassen den meisten Einfluß ausübte, leidenschaftlich zu. Diese Stellung der Guisen in Frankreich brachte sie bald mit dem Könige in Verbindung, der für das weltliche Haupt der katholischen Partei in ganz Europa betrachtet zu werden anfing. Karl V. hatte den Protestantismus zwar lange mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft, aber sein feindseliges Verhältniß zu mehren Päpsten, sein Streben nach einer allgemeinen politischen Suprematie hatten nur zu deutlich bewiesen, daß er den Katholicismus als ein Instrument für sich betrachtete und die religiöse Einheit ihm nur für die Grundlage einer politischen galt, an deren Spitze er sich zu stellen dachte, nicht aber, daß die Vertheidigung des katholischen Princips ihm der höchste Zweck selbst war. In diese Stellung aber trat sein Sohn Philipp II., der sehr bald kundthat, daß er die religiöse Freiheit, ohne Rücksicht auf seinen eignen Vortheil, auf das Glück seiner Völker, ohne allgemeine politische Kombinationen, überall wo sie sich aufthun würde, zu bekämpfen entschlossen wäre. Seine beschränktere und darum härtere Natur, die in der Manifestation der menschlichen Verhältnisse nur Eine Seite zu erkennen und zu beurtheilen vermochte, schlug sich mit Leidenschaft zu der Partei des alten Glaubens und wurde von ihr, indem er sie nicht sowohl, wie sein Vater, beherrschen, sondern ihr dienen wollte, als ihr wahrer Verfechter, an ihre Spitze gestellt. Die äußere Lage, die je höher eine Persönlichkeit gestellt ist, um so mehr auf diese einwirkt, machte Philipp die Durchführung dieser Rolle leichter, als bei Karl V. der Fall gewesen wäre. Diesem war als deutschem Kaiser, als Oberhaupte der Nation, die die Mitte von Europa bewohnte, die Alles berührte und von Allem berührt wurde, eine politisch allgemeinere und umfassendere Stellung als seinem Sohne angewiesen gewesen. Er hatte, in den Staaten seiner großen Vasallen eine nur sehr beschränkte Gewalt ausübend, die Fortschritte des Protestantismus, den diese begünstigten, nicht zu hindern vermocht. Er bekämpfte ihn, so lange er es vermochte, ward aber zuletzt gezwungen, ihn anzuerkennen, sich mit ihm zu vergleichen. So lange er glücklich gewesen, hatte die Stellung eines Vertheidigers des alten Glaubens seinem Ehrgeize, der nach einer Alles umfassenden Herrschaft strebte, nicht genügt; als sein Glück und seine Kraft zu sinken begannen, ward er zu dieser Stellung nicht für stark genug gehalten. Philipp II. dagegen über, einen Theil der Niederlande ausgenommen, rein katholische Völker herrschend, über sie mit einer unumschränkten Gewalt ausgerüstet, stand dem Protestantismus

zugleich feindlicher und ferner. Er hatte denselben, die Niederlande abgerechnet, nicht bei sich zu bekämpfen und konnte alle seine Kräfte gegen ihn vereinigen. Wäre der Plan Karl's V., seinem Sohne die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu verschaffen, zu Stande gekommen, so wäre Philipp ebenfalls zu einer Anerkennung der Reformation, zu einem mehr oder weniger friedlichen Verhältnisse zu derselben gezwungen worden, denn es würde ihm nicht mehr als seinem Vater gelungen sein, die deutschen Stände in unbedingte Unterthanen zu verwandeln, und ohne eine absolute politische Autorität, wie er sie in seinen Erbstaaten ausübte, würde auch ihm die Unterdrückung der religiösen Freiheit in Deutschland, ihrer Heimath und ihrem Asyl zugleich, unmöglich geworden sein. Philipp mochte eben so, wie sein Vater, den Protestantismus, als aus dem Princip der Prüfung und Freiheit entstanden, mit dem politischen Despotismus, der Beiden für die vollkommenste Form der Monarchie galt, für unvereinbar halten, und seine Stellung als Vertheidiger des alten Glaubens verlieh ihm in demselben natürlich eine höhere Bedeutung, als die Fürsten des Mittelalters besessen; indessen trat er, wenn auch allerdings mit der Selbstständigkeit eines großen Fürsten, doch als ein Werkzeug des Katholicismus auf, bereit demselben alle seine Interessen und Verhältnisse unterzuordnen. Diesem Könige, der für das Schwert der Kirche galt und dessen beharrlichem und thätigem Fanatismus sie vielleicht ihre Erhaltung verdankt, neigten sich die Guisen im Geheimen zu, entschlossen in Frankreich die Rolle zu spielen, die er für ganz Europa übernommen hatte. Sie hatten in der ersten Zeit nach der Abdankung Karl's V. aus Ehrgeiz und Thatenlust Heinrich II. zum Bruche des Vertrages von Vaucelles veranlaßt; sobald sie aber die Stellung und Richtung Philipp's II., zum Theil schon von seinem Vater vorbereitet, vornehmlich aber aus seinem Charakter hervorgehend, und die sich sehr bald erkennen ließ, begriffen hatten, so bezeigten sie bei dem gegen ihn unternommenen Kampfe nur geringen Eifer und suchten ihm näher zu treten. Der Cardinal von Lothringen kam in Peronne mit Granvella, Bischofe von Arras, dem Sohne des berühmten Kanzlers und vornehmsten Rathes Karl's V., desselben Namens, zusammen. Beide überzeugten sich, daß der Kampf ihrer Könige, die sich zu gleich an Macht waren, um Einer den Andern unterwerfen zu können, sie nur schwäche, und daß nichts wünschenswerther als ihre Vereinigung sei, die es ihnen möglich machen würde, ihre gesammte Kraft gegen den gemeinschaftlichen Feind, die im Protestantismus sich aufthuende Glaubens- und Denkfreiheit, zu wenden. Die Guisen fanden in einer

möglichen Verbindung mit Spanien um so mehr ihren Vortheil, da in dieser Zeit die Neigung eines Theiles der französischen Großen, ihrer natürlichen Nebenbuhler und Gegner, zu den Grundsätzen der Reformation ruchbar zu werden anfing. In dieser Politik der Guisen ist der Ursprung des zur Zeit der Ligue und Heinrich's III. so engen Bundes der katholischen Partei in Frankreich mit Philipp II. zu suchen.

Ungeachtet der Neigung der Guisen und der bei St. Quentin in Gefangenschaft gerathenen französischen Großen für den Frieden, war das einmal entzündete Kriegsfeuer nicht leicht zu löschen. Das politische Gewebe war in jener Zeit schon zu verwickelt, als daß es möglich gewesen wäre, die zerrissenen Fäden sogleich wieder anzuknüpfen. Die plötzlichen Uebergänge von einem Extrem zum andern, wie im Mittelalter, waren bei der berechnenden, subtilen und künstlichen Stimmung der Gemüther nicht mehr gewöhnlich. Die lange Rivalität zwischen Karl V. und Franz I., die vielen Unfälle, welche die Franzosen in diesen Kämpfen erfahren, hatten sie an den Gedanken, das Haus Oesterreich als den natürlichen Feind ihres Landes anzusehen, gewöhnt. Ungeachtet der Annäherung einiger der ersten Günstlinge beider Monarchen wurde der Krieg dennoch fortgesetzt, und der Herzog von Guise, der im Felde das, was sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, im Rathe war, und der begriff, daß er, ohne eine souveraine Stellung, nur durch persönlichen Ruhm seinen Einfluß erhalten, seinen Freunden unentbehrlich, seinen Gegnern furchtbar werden konnte, stellte sich an die Spitze eines Heeres und eroberte die feste, Philipp II. zugehörige Stadt Thionville. An der Nordgrenze nahmen die Franzosen, außer einigen andern Plätzen, die in jener Zeit bedeutende Handelsstadt Dünkirchen ein. Aber der Graf von Egmont, einer von Philipp's Feldherren, schlug sie bei Gravelingen (1558), wobei, wie in der Schlacht von St. Quentin, ein Theil der französischen Heerführer gefangen wurde. In demselben Monate landeten die Engländer in der Bretagne und verwüsteten einen Theil der Küste, und in Piemont eroberten die Spanier mehre der von den Franzosen besetzten Festungen. Diese Unfälle stimmten Heinrich II., der sonst fast ebenso kriegslustig wie sein Vater war, dem in seinem und seines Gegners Rathe gefühlten Bedürfnisse des Friedens nachzugeben. Ein Waffenstillstand auf drei Monate ward verabredet, und die Abgeordneten von Frankreich, England, Spanien und Savoyen versammelten sich in der Abtei von Sercamp, in der Diöcese von Cambrai, wo Frankreich auf seine italienischen Eroberungen Verzicht zu leisten sich für geneigt erklärte,

und um dieser Entsagung eine möglichst ehrenvolle Form zu geben, Isabella, die älteste Tochter Heinrich's II., dem Infanten Don Carlos, Philipp's Erben, und Margarethe, die Schwester des Königs, dem Herzog Philibert von Savoyen bewilligt, und ersterer die Rechte auf Mailand und Neapel, letzterer die auf Piemont zur Mitgift versprochen wurden. Ein endlicher Friedensschluß ward jedoch durch die Ansprüche Englands auf die Rückgabe von Calais, die Spanien unterstützte, und Heinrich's II. Beharren auf dem Besitze der welschen Bisthümer verzögert. Um diese Zeit starb die Königin Maria von England, die Gemahlin Philipp's II. Dieser hatte einen Augenblick lang gehofft, daß Elisabeth den ihr bald nach dem Tode ihrer Schwester gemachten Vorschlag zu einer Vermählung mit ihm annehmen würde, und ihre Rechte bei den Verhandlungen, wie die ihrer Vorgängerin auf dem Throne, wahrgenommen. Sobald er sich indessen, besonders durch Elisabeth's Eifer für den Protestantismus von seinem Irrthume überzeugt hatte, begann er seine Interessen von den ihrigen zu trennen. Unterdessen war der Congreß von Sercamp nach Cateau-Cambresis verlegt worden. Hier kam im April 1559 zuerst nur ein Friede zwischen England und Frankreich zu Stande, vermöge dessen Heinrich II. Calais innerhalb acht Jahren zurückgeben oder eine große Geldsumme bezahlen sollte. Elisabeth hatte auf die Aufnahme dieses Artikels in den Vertrag nur darum bestanden, um den Verlust von Calais vor ihrem Volke nicht als eine vollendete Thatsache einzugestehen, obwohl sie wußte, daß Frankreich weder diese Stadt an England zurückgeben, noch die versprochene Summe bezahlen würde. Die junge Königin von Schottland, Gemahlin des Dauphin, die als Enkeltochter der ältesten Schwester Heinrich's VIII., auf den Rath ihrer Oheime, der Guisen, den Titel und das Wappen von England angenommen hatte, wurde in den Vertrag zwischen England und Frankreich, indem sie Elisabeth als Königin anerkannte, eingeschlossen. Der Abschluß der Unterhandlungen zwischen Heinrich II. und Philipp II. ward durch die Ansprüche Ferdinand's I., des Oheims Philipp's, auf die Zurückgabe der welschen Bisthümer verzögert, die Frankreich verweigerte und die Philipp unterstützen zu müssen glaubte. Zum Glücke für Heinrich waren die Türken von Neuem in Ungarn eingefallen, und Ferdinand, dem mehr an der Erhaltung seiner Erbstaaten als an der Größe des deutschen Reiches lag, gab seine Forderungen endlich auf. Der Papst Paul IV., Philipp's Feind, hatte von Heinrich das Versprechen empfangen, seinen Neffen, den Caraffa, zu unabhängigen Besitzungen in Italien, auf Kosten Spaniens und seiner Verbün-

deten, zu verhelfen. Mit diesen sich aber unterdessen entzweiend und sie jetzt ebenso verfolgend, wie er sie vorher mit Gunst überhäuft hatte, ward Heinrich demnach der Erfüllung dieser eingegangenen Verpflichtungen von selbst los. Corsika und Siena, die Frankreich zu unterstützen versprochen und die ihm in dem vorangegangenen Kriege wichtige Dienste geleistet, wurden von ihm aufgegeben. In Bezug auf die zu Sercamp beschlossene Verbindung der Tochter des Königs mit dem spanischen Thronerben Don Carlos ging eine durch ihre spätern Folgen wichtige Veränderung vor. Philipp verlangte die Prinzessin Isabella von Frankreich für sich selbst. Nach allen diesen eingeleiteten Zugeständnissen wurde der Frieden endlich von den beiden Souverainen ratificirt. Im Ganzen waren seine Bedingungen für Frankreich vortheilhaft, denn Calais und die welschen Bisthümer blieben ihm. Das Aufgeben aller italienischen Eroberungen, mit Ausnahme des Rechts, in Turin und einigen andern piemontesischen Plätzen Besatzungen zu halten, war für Frankreich kein eigentlicher Verlust, obgleich es von der Nation, die seit Karl VIII. in Italien so viel Blut und Geld verschwendet hatte, als ein solcher betrachtet wurde.

Bald nach diesem Frieden von Cateau-Cambresis feierte Heinrich II. die Vermählung seiner zweiten Tochter mit dem regierenden Herzoge von Lothringen, was als ein neuer Sieg der Guisen betrachtet wurde. Ebenso wurden die Verlöbnisse der Schwester und ältesten Tochter des Königs mit dem Herzoge von Savoyen und dem Könige von Spanien auf das Prachtvollste, mit allen in jener Zeit üblichen Feierlichkeiten und Vergnügungen begangen. Heinrich, der, wie mehre Könige aus dem Hause Valois, von einer besondern Lust an einer im Ganzen theatralischen Erneuerung der Sitten und Gebräuche der ihrem Wesen nach längst verschwundenen Feudalwelt belebt war, zeichnete sich durch eine glänzende Gewandtheit in allen ritterlichen Spielen aus. Die Turniere, die vor der Erfindung des Schießpulvers eine nothwendige Uebung und ein natürlicher Zeitvertreib des Adels gewesen, waren jetzt selten geworden und wurden nur von den größten Herren gehalten, aber eben deshalb mit außerordentlicher Pracht ausgeführt. Heinrich, der bei einem dieser Spiele (29. Juni 1559) in voller Rüstung, unter den Augen des Volkes, wie schon mehre Tage vorher, gekämpft hatte, befahl, nachdem er in diesem Schaugefechte mehre der Großen seines Hofes überwunden, dem Hauptmanne seiner Leibwache, Montgommery, sich mit ihm zu messen. Beim Anrennen brach Montgommery's

Lanze und ein Splitter von ihr drang in das Auge des Königs, der sogleich das Bewußtsein verlor, aber erst zwölf Tage nachher im einundvierzigsten Lebensjahre starb (10. Juli 1559).

Siebentes Kapitel.

Nächst den Kriegen und Verträgen, durch welche die äußere Stellung Frankreichs, seine Macht und sein Einfluß auf die übrigen Völker bedingt wurden, verdient in den innern Verhältnissen, unter der Regierung Heinrich's II., das Schicksal des Protestantismus, seine Verbreitung und Verfolgung, beachtet zu werden, denn er tritt unter diesem Könige noch bedeutender als unter seinem Vater hervor und bereitet die nächstfolgende Epoche vor, wo er, zu einer mächtigen politischen und religiösen Partei geworden, zur Behauptung seiner Rechte einen offenen Kampf unternimmt. Unter Franz I. hatte die neue Lehre in Frankreich, außer unter den Gelehrten und Denkern überhaupt, nur in einem kleinen Theile der städtischen Bevölkerung, denn der Landmann war zu sehr in den Händen der Priester und Mönche und noch zu wenig an den Gebrauch seiner Intelligenz gewöhnt, Fortschritte gemacht. Die französischen Protestanten dieser ersten Zeit waren, je nach ihrer Lage und ihrem Charakter, von den Grundsätzen der Reformation verschiedenartig berührt worden. Hatten sie dieselbe, von den zahllosen Widersprüchen, in die der alte Glaube verfallen, von dem Joche, das er seinen Bekennern auferlegt, von dem weltlichen Sinne der kirchlichen Macht getroffen, mit dem Verstande begriffen und angenommen, so suchten sie sich der Herrschaft der Kirche und der Befolgung ihrer Gebräuche möglichst zu entziehen, traten aber gegen dieselbe nicht handelnd und herausfordernd auf. War das Licht der neuen Lehre aber in Gemüther gefallen, welche dieselbe mit dem Gefühl ergriffen, das von dem damals mehr als je, früher oder später, zu einem reinen Ceremoniendienst gewordenen Katholicismus nicht befriedigt und von dem unter der Geistlichkeit herrschenden Verderben verletzt wurde, so brachte der Kontrast zwischen den ursprünglichen Wahrheiten des

Evangeliums und seiner Ausartung unter dem Einflusse der Hierarchie, gegen diese einen flammenden Haß und eine offene Empörung gegen ihre Herrschaft hervor. Diese Klasse der Protestanten suchte nicht nur nicht der Aufmerksamkeit der kirchlichen Behörden zu entgehen, sondern forderte dieselbe vielmehr heraus. Die, welche die Reformation einzig mit dem Verstande als eine bessere und reinere mit den moralischen Pflichten des Lebens und dem sittlichen Zwecke der Gesellschaft übereinstimmendere Lehre aufgefaßt, fanden selten in sich den Beruf, für deren Bekenntniß ihr äußeres Dasein zu wagen, und hielten ihre Grundsätze als ein theures aber gefährliches Geheimniß in ihrem Innern verschlossen. Unter denen aber, deren Seele sie sich wie eine plötzliche Offenbarung, wie eine die gesammte innere Natur umwandelnde Kraft bemächtigt, war der Drang, sie laut zu bekennen, für sie Alles zu wagen und zu dulden, zu einem Bedürfniß geworden. Diese waren, ungeachtet aller Verschiedenheit der Zeit, den Christen der ersten Jahrhunderte ähnlich und schienen, wie diese, von allen andern Rücksichten befreit und einer einzigen Idee ausschließend hingegeben, von ihr in den peinlichsten und grausamsten Lagen, wie mit einer überirdischen Macht ausgerüstet zu werden. Diese Klasse der Protestanten war es, gegen die unter Franz I. mit der seit den Zeiten der Albigenser in der Kirche gewöhnlich gewordenen Grausamkeit gewüthet wurde. Unter Heinrich II. gingen die französischen Protestanten zwar immer noch meistens aus dem Theile der niedern Klassen hervor, bei denen die Gewohnheit der Entsagung, die Ueberwindung von Hindernissen, die Entfernung von der die Kraft des Gemüthes entnervenden Eitelkeit der Welt, unter gewissen Umständen und bei entschiedenen Charakteren, eine besondere Empfänglichkeit für die Macht sittlicher und religiöser Wahrheiten hervorbringt, und unter denen das Christenthum selbst in seinem Entstehen, seine ersten und größten Bekenner und Vertreter gefunden hatte; indessen fingen unter dieser Regierung die Grundsätze der Reformation an unter den höhern Ständen, dem Adel, ja selbst unter den Großen, einen bedeutenden Anhang zu finden. Diese Klasse, bei den Genüssen und Zerstreuungen des Lebens, dem Einflusse der Ideen, den Eingebungen des Geistes weniger offen und sie nur langsam und mit Zögern aufnehmend, verlieh ihnen aber, als sie endlich von ihnen durchdrungen war, eine um so größere Wirksamkeit. Auch wird unter Heinrich II. von Seiten der weltlichen Macht ein noch größeres Mißtrauen, eine noch entschiedenere Bekämpfung der neuen Lehre als unter Franz I. sichtbar. Heinrich und Philipp sind sich hierin ähnlich, daß sie, weniger als

ihre Väter, die religiösen Verhältnisse den politischen unterordneten, sondern sich vielmehr unmittelbar von ersteren bestimmen ließen. Heinrich war seiner beschränkten Einsicht und seines schwachen Willens wegen durchaus von seinen Umgebungen abhängig. Diese bestanden aber aus den entschiedensten Gegnern der Reformation. Die Guisen, dann die Geliebte des Königs, die Herzogin von Valentinois, der Connetable und alle Andern trieben ihn unaufhörlich zur Verfolgung der Protestanten, mit denen gewöhnlich die Einziehung des Vermögens der Verurtheilten verbunden war, das dann unter die vornehmsten Hofleute und Günstlinge vertheilt wurde. Ein Theil des pariser Parlaments, besonders die mit den Untersuchungen gegen die Protestanten beauftragte Kammer, „chambre ardente" genannt, weil sie meist auf Feuertod erkannte, ging dem Hofe dabei zur Hand und wurde nach Maßgabe der geleisteten Dienste belohnt. Johann Morin, dessen Tochter später der berühmte Kanzler l'Hopital heirathete, und der an der Spitze der Polizei stand, und Peter Liset, der erste Präsident des pariser Parlaments, waren die berüchtigtsten Werkzeuge, deren sich die fanatischen und habgierigen Umgebungen des Königs gegen die Protestanten bedienten. Sie ließen sich, sobald eine Verfolgung befohlen war, von Heinrich zuweilen die Güter der Verdächtigen oder Angeschuldigten einer Stadt, eines Distrikts, ja zuweilen einer ganzen Provinz, wie dies mit Guienne (1549) der Fall war, zuerkennen, und da die Untersuchungen in den Händen furchtsamer oder feiler Magistrate waren und mit Hülfe der Folter geführt wurden, so war es leicht, ihnen eine beliebige Ausdehnung zu geben. Mehre Prälaten hatten an diesem Raube ebenfalls großen Theil gehabt, und dieser Skandal machte einen so tiefen Eindruck, daß Heinrich (1549) die Macht der geistlichen Richter in so weit beschränkte, daß sie nach wie vor auf Tod und Martern, aber nicht mehr auf Geldbußen erkennen konnten. In demselben Jahre ward allen Gerichten ausdrücklich eingeschärft, in der Verfolgung „der Ketzer" nicht zu erkalten. Ehe sich der König zu dem Feldzuge in Bewegung setzte, in welchem er sich der welschen Bisthümer bemächtigte, und während er, mit dem Papst Julius III. gespannt, mit den deutschen Protestanten im Bunde stand, befahl er in einer öffentlichen Sitzung des Parlaments die strengste Verfolgung der Reformirten in seinen Staaten, die in allen Theilen Frankreichs, in Paris, Lyon, Nimes, Toulouse, Saumur verbrannt wurden. In einer Verordnung, zu Chateaubriand in der Bretagne erlassen, sind sechsundvierzig Artikel der Procedur bei dem Verfahren gegen die Anhänger des neuen Glaubens gewid-

met. Als eine Erschwerung der Verfolgung erscheint dabei, daß in Sachen der Religion nicht allein von den Erkenntnissen der Parlamente (cours souveraines), sondern auch von denen der Untergerichte (juges présidiaux) keine Appellation stattfand. Die Censur der Bücher, schon unter Franz I. angefangen, der sogar einmal den Druck überhaupt unter Todesstrafe verbot, eine Verordnung, die nicht zur Ausführung gebracht wurde, ward unter Heinrich II. mit äußerster Strenge verwaltet, so daß späteren Zeiten in dieser Beziehung wenig mehr zu erfinden übrig blieb. Der geistliche und politische Despotismus, in frühern Zeiten getrennt, reichten sich zu dem gemeinsamen Zwecke die Hand, die Freiheit, die sich jetzt unter der Form der Religion aussprach, zu vernichten. Nicht nur der Druck der Manuscripte wurde unter die erschwerendste Aufsicht gestellt, sondern auch über die schon früher gedruckten Werke eine Censurbehörde niedergesetzt, die über deren Verkauf oder deren Unterdrückung zu entscheiden hatte. Auf die Einführung fremder, dem Katholicismus feindlicher Bücher ward die Todesstrafe gesetzt. In dem Jahre darauf (1553) begann eine die frühern noch überbietende Verfolgung, und die Grausamkeit in der Schärfung der Strafen schien immer mehr sowohl den Fortschritt aller Mittel des Despotismus, um zu seinem Zweck zu gelangen, als die zunehmende Entäußerung alles sittlichen Gefühles zu beweisen. Der Fanatismus war es aber nicht allein, der die Scheiterhaufen anzündete, die Habsucht war dabei nicht minder thätig. Diesmal erhielten die Herzogin von Valentinois und ihre beiden Eidame, d'Aumale und Bouillon, die von den Spaniern gefangen genommen worden, zu ihrer Auslösung einen bedeutenden Theil der protestantischen Confiskationen.

Das Beispiel dieser Verfolgung von Seite der Regierung, die Oeffentlichkeit und Grausamkeit der Strafen, die zu einem gewöhnlichen Schauspiele wurden, mußten in einer Zeit, in welcher in den höhern und mittlern Klassen der Gesellschaft ein großer Fortschritt des Verstandes und der Erkenntniß sichtbar wurde, in der aber in der Masse des Volkes, bei größerer Verdorbenheit der Sitten als früher, die alte Roheit geblieben, auf dieses vom verderblichsten Einfluß sein. Der in jener Epoche, wo die Bevölkerung sehr zugenommen, die Bande der Hörigkeit gelöst waren, Handel und Gewerbe aber noch in der Kindheit lagen, zahlreiche Pöbel wurde allmälig von fanatischem Hasse gegen die Protestanten erfüllt, von dem er bei dem ersten Erscheinen der neuen Lehre in Frankreich keine Zeichen gegeben hatte. Die in den niedrigsten Kreisen einer Nation,

selbst in viel erleuchtetern Zeiten immer vorhandene, aber unter gewöhnlichen Umständen schlummernde Wildheit erwachte damals bei dem Anblicke der Scheiterhaufen, wie, zweihundert Jahre später in demselben Lande, bei dem der Guillotine. Die absurdesten Verläumdungen und Anklagen, zum Theil denen der Heiden gegen die ersten Christen ähnlich, wurden unter dem Pöbel gegen die Anhänger der Reformation verbreitet, der theils aus Unwissenheit, theils um sein Bedürfniß des Hasses und der Wuth vor sich selbst zu rechtfertigen, denselben begierig Glauben schenkte. Die Priester und Mönche, durch den Cultus mit dem Volke in täglicher Berührung, impften demselben ihren Fanatismus ein, wie dies in spätern Zeiten von Volksrednern und Klubbisten zu andern Zwecken, unter andern Formen, aber immer mit demselben Erfolge geschehen ist. Der Pöbel trat besonders in den großen Städten, ohne es zu wissen, in den Dienst der Verfolger. Er wurde die Polizei der kirchlichen und weltlichen Autorität, beobachtete die, welche Verdacht erregten, klagte sie an und überlieferte sie den Behörden. In den Niederlanden, in Spanien und Italien hatte eine allgemeine Verfolgung der Reformirten schon früher angefangen, jetzt, nach Eduard's VI. Tode, geschah dies auch in England, und der Protestantismus schien in Frankreich, von Deutschland, wo er sich der Macht des Hauses Oesterreich und der katholisch gebliebenen Fürsten zu erwehren hatte, ohne Hülfe gelassen, rings von Feinden umgeben, ohne Rettung verloren zu sein, wenn die Kraft der Wahrheit sich nicht gerade in diesen Verfolgungen bewährt und der neuen Lehre unter den Großen und Mächtigen der Nation, die den äußern Angriffen einen äußern Widerstand entgegenzusetzen vermochten, allmälig eine Stütze bereitet hätte.

Die Inquisition, die in den Grundsätzen und dem Geiste der römischen Hierarchie von jeher bestanden, aber erst seit dem Kriege gegen die Albigenser eine wirksame Institution geworden, hatte seit dem Anfange der religiösen Unruhen eine neue und vollendetere Gestalt bekommen und wurde von der katholischen Partei als der stärkste Damm gegen die Verbreitung des Protestantismus angesehen. Die Päpste, besonders Paul IV. und seine Nachfolger, versäumten nichts, um ihre Einführung überall, wo die neue Lehre nicht schon zur Herrschaft gekommen, durchzusetzen. Die gesammte katholische Welt stimmte über die Zweckmäßigkeit dieser Anstalt überein, aber die Uneinigkeit und Eifersucht zwischen den einflußreichsten Ständen der einzelnen katholischen Länder stellte ihrer Einführung große Hindernisse entgegen. In Spanien, wo sie anfangs nur gegen

die Mauren gerichtet geweſen, war ſie populair geworden und gewiſſermaßen aus den Verhältniſſen von ſelbſt entſtanden. Sie ſollte dort die Suprematie des chriſtlichen Princips, das zugleich das der Nation war, gegen die muhamedaniſchen Eroberer erhalten. In Italien und den Niederlanden hatte ſie aber den heftigſten Widerſtand gefunden. In Frankreich ſchien der Charakter der Nation ihre Zulaſſung faſt unmöglich zu machen. Paul IV. hatte ihre Einführung Heinrich II. als das einzige Mittel, die Verbreitung der Reformation zu hindern, dringend empfohlen, und dieſer, obwohl nicht ebenſo harter, aber ebenſo fanatiſcher Natur als Philipp II., ſich zur Erfüllung dieſes Wunſches bereit erklärt. Aber der König von Frankreich, obgleich in Beziehung auf Steuerauflegung, Geſetzgebung u. ſ. w. ſchon damals ein vollkommen unumſchränkter Herr, war jedoch noch immer genöthigt, auf die Geſinnungen ſeines Adels, ſeiner Prälaten und beſonders ſeines Parlaments, zumal in verwickelten und unruhigen Zuſtänden, einige Rückſicht zu nehmen, die Intereſſen und Gefühle dieſer herrſchenden Klaſſen nicht zu offenbar zu verletzen. Er konnte ſich nicht auf die Maſſe der Nation ſtützen, in der kein ſelbſtſtändiges Leben wohnte, er war, ſelbſt im ſechszehnten Jahrhundert, immer noch weniger ein König des Volkes, als der des Adels, der Geiſtlichkeit, der Magiſtratur, die allein zu ihm in einem unmittelbaren Verhältniſſe ſtanden. Das franzöſiſche Volk, deſſen Nationalgefühl ſich in dem hundertjährigen Kriege mit den Engländern von Philipp VI. bis Karl VII. entwickelt hatte, ſchien nach dieſem Kampfe, an dem es handelnd und entſcheidend Theil genommen, wieder in ſeinen frühern paſſiven Zuſtand, ſeine politiſche Nullität zurückgefallen zu ſein. Es ſchlummerte jetzt im Schatten des Königthums, wie einſt im Mittelalter in dem der Burgen und Abteien, nur dann und wann vom Kriegsgetümmel geweckt. Die Maſſe dieſer Nation war in Frankreich noch immer, mit Ausnahme der Bevölkerung einiger großen Städte, ein Körper ohne Seele, eine Seele ohne Willen, und verſchwand in den Augen der Könige hinter ihrem Hofe, dem größern und kleinern Adel, der Geiſtlichkeit und den Parlamenten, die allein, wenn auch die Krone auf keine beſtimmte und geſetzmäßige Weiſe beſchränkend, ihre überlieferten oder neuerworbenen Rechte zu begreifen und zu vertheidigen im Stande waren. Die Religions- und die mit ihnen zuſammenhängenden Bürgerkriege des ſechszehnten Jahrhunderts haben, ungeachtet des Unglücks, das ſie über das Land gebracht, die große Bedeutung gehabt, daß ſie die Maſſe dieſes Volkes, unter welcher Fahne es auch focht, zu einer Theilnahme an den öffentlichen Ver-

hältnissen zwangen, ihm irgend eine Richtung auf etwas Allgemeines gaben, ihm einen Willen, eine Seele einflößten, es darauf aufmerksam machten, daß die Parteihäupter seiner benöthigt waren, daß alle Entscheidung zuletzt von ihm ausgehe. Die Früchte dieses höhern Selbstgefühls gingen übrigens erst viel später auf, unter Heinrich II. war das Volk immer noch nicht viel mehr als der Boden, der die privilegirten Klassen trug, die Scene, auf der diese ihre Aktionen spielten. Es stand zwischen ihm und dem Königthume eine Aristokratie da, allerdings von der des Mittelalters sehr verschieden, aber doch immer eine solche, indem sie die Nation repräsentirte, oder, da diese politisch noch nicht vorhanden war, ersetzte. Der feudale Theil dieser Aristokratie war den Königen durch ihren Ursprung verwandt, der parlamentarische aus dem Volke hervorgegangen. Die Geistlichkeit, die im Mittelalter die Monarchie geleitet hatte, war, von Philipp dem Schönen an, durch die Parlamente, Legisten, Beamten, überhaupt den Stand der gelehrten Laien, aus dieser Stellung verdrängt worden und sollte erst wieder durch die Religionskriege zu einer vorherrschenden Bedeutung kommen. Vom vierzehnten Jahrhundert an war der Staat vorzugsweise nach der von der Magistratur ausgehenden Gesetzgebung, unter deren Führung, oder wenigstens nach deren Grundsätzen verwaltet worden. Diese parlamentarische Aristokratie hatte für ihre Macht und ihren Einfluß nichts von dem Königthume zu fürchten, dem es nur dann und wann in seinem eigenen Interesse widerstand, mit dem es sich nur vorübergehend und um untergeordneter Interessen willen überwarf, auch nicht von dem Adel, der, nachdem er seine frühere Souverainetät verloren, seinem Berufe zum Kriegsdienste treu bleibend, jetzt im Dienste des Königs that, was er sonst für sich selbst vollbracht hatte, wohl aber von der Geistlichkeit, die für die Masse des Volkes, seit dem Anfange der kirchlichen Unruhen wiederum eine Alles überwiegende Bedeutung erhalten hatte, und die bemüht war, mit deren Hülfe ihre verlorne oder wenigstens sehr geschmälerte politische Stellung wieder einzunehmen. Die jetzt wiederum in den Vordergrund des öffentlichen Lebens tretenden religiösen Ideen gaben dem römischen Hofe Gelegenheit, unter dem Vorwande der Abwendung einer für die Throne, die Völker, die gesammte katholische Welt bestehenden Gefahr seinen seit langer Zeit verminderten Einfluß auf die weltlichen Verhältnisse wieder geltend zu machen. Das Parlament sah mit Mißtrauen, daß Priester, wie die Cardinäle von Lothringen, Tournon u. s. w. auf den Gang der Regierung einen vorherrschenden Einfluß gewannen, daß überhaupt die religiösen Ideen über die

politischen den Sieg davonzutragen schienen. Aus allen diesen Gründen war das Parlament der Einführung der Inquisition in Frankreich entgegen, die von Neuem den Triumph der theokratischen Ideen und ihrer Repräsentanten, der hohen Geistlichkeit, herbeigeführt haben würde. Das Parlament fürchtete aus einer obersten Reichsbehörde, aus einer zwar in vieler Beziehung mit ungewissen Attributen, über deren schwer zu bestimmende Grenzen von Zeit zu Zeit sich Streit erhob, im Ganzen aber die Staatsmaschine leitenden Macht, in ein Werkzeug für die Plane der Hierarchie verwandelt zu werden. Heinrich II. hatte, wie oben bemerkt worden, den Wünschen Paul's IV. nachgegeben und war zur Einführung der Inquisition bereit, aber der Widerstand, den diese Maßregel bei dem Parlament fand, flößte ihm Bedenken ein. Er schrieb unter anderm an seinen Gesandten in Rom: „in Betracht der Unruhen, Spaltungen und andern Uebelstände, welche sie (die Inquisition) herbeiführen könnte, besonders in einer Zeit des Krieges, scheint es mir, daß man auf einem andern Wege zu demselben Ziele gelangen könne." Die Form und Ausdehnung der spanischen Inquisition ward für Frankreich als unmöglich betrachtet. Das Mittel, das er dem Papste zur Erreichung desselben Zweckes vorschlug, war eine vom römischen Hofe ausgehende Ernennung dreier Kommissarien, die als Glaubensrichter über alle religiösen Anklagen entscheiden sollten. An der Spitze derselben sollte der Cardinal von Lothringen stehen. Aber auch diese gemäßigtere Form stand dem Parlament nicht an, das sich weigerte, das sie betreffende Edikt des Königs bekannt zu machen. Dieser Widerstand der Magistratur gegen die Ansprüche der Hierarchie ging aber keineswegs aus einer Abneigung gegen das Joch, das diese dem Innern des Menschen auferlegt hatte, noch aus einem Abscheu gegen die Grausamkeit hervor, mit der die Inquisition die Freiheit des Gedankens verfolgte. Das Parlament war, dem dasselbe beseelenden Geiste und den Ueberzeugungen der Mehrheit seiner Glieder nach, ein ebenso entschiedener Feind des Protestantismus wie die Inquisition selbst, und ist dies bis in die letzten Zeiten seines Daseins geblieben. Es stand auch in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, an der Spitze des Mittelstandes in Frankreich, der in diesem Lande bis zu der großen Umwälzung von 1789 der Träger des Katholicismus gewesen ist. Das Parlament widersetzte sich der Einführung der Inquisition aus einem rein politischen und korporativen Interesse. Es wollte die oberste Leitung der innern Verhältnisse, und unter diesen standen die religiösen Spaltungen jetzt obenan, nicht an eine ihm fremde

Macht kommen lassen. Weder das Gefühl für Menschlichkeit, noch der Sinn für Gerechtigkeit hatten an diesem Widerstande den geringsten Antheil. — Aber der Frieden von Cateau-Cambresis war weniger aus der Ueberzeugung, den Verheerungen des Krieges und der Erschöpfung der Völker ein Ziel setzen zu müssen, als aus dem Verlangen, alle Kräfte zur Bekämpfung des Protestantismus vereinigen zu können, hervorgegangen. Karl V. und Franz I. waren ebenfalls Gegner des Protestantismus gewesen, indessen hatten die politischen Ideen bei ihnen vorgewaltet. Noch in der letzten Zeit seines Lebens war Franz mit dem Plane, die Macht seines Gegners zu beschränken, beschäftigt und, die Protestanten im Innern Frankreichs verfolgend, jeden Augenblick sich mit ihnen in Deutschland zu verbinden bereit gewesen. Heinrich II. beobachtete eine Zeit lang dieselbe Politik, aber im Fortschritte seiner Regierung wird der Einfluß des rein religiösen Princips immer sichtbarer, und in der letzten Zeit, von dem Frieden mit Philipp an, scheint er vollkommen in dessen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer unbedingten und rastlosen Bekämpfung der religiösen Freiheit eingegangen gewesen zu sein. Seine letzte Regierungshandlung beweist, wie persönlich und leidenschaftlich sein Interesse an der Unterdrückung des Protestantismus geworden war. Seine Umgebungen hatten ihn zu überzeugen gewußt, daß der Widerstand des Parlaments gegen die Einführung der Inquisition und der Maßregeln, die sie ersetzen sollten, von einigen einflußreichen, durch ihren Charakter und ihr Talent ausgezeichneten Gliedern desselben herrühre, die heimlich den Grundsätzen der Reformation anhingen. Dieser Verdacht ward noch durch die in der letzten Zeit häufig hervortretende Verschiedenheit der Erkenntnisse bei der Verurtheilung der Protestanten vermehrt, übrigens durch die heimlichen Angebereien des fanatischen Theiles des Parlaments vermehrt. Eine der parlamentarischen Abtheilungen, die „grand'chambre", überlieferte die Angeklagten ohne Ausnahme dem Feuertode und wies die Appellationen der von den Untergerichten Verurtheilten fast immer zurück, während eine andere Abtheilung, „la tournelle" genannt, häufig mildere Strafen eintreten ließ. Wenige Wochen vor dem Turniere, an dessen Folgen Heinrich sterben sollte, begab er sich in eine der feierlichen Sitzungen des Parlaments, in welcher alle Kammern versammelt waren, und befahl die Verhandlungen in seiner Gegenwart fortzusetzen. Einige den neuen Grundsätzen anhängende Räthe klagten bei dieser Gelegenheit das Verderbniß der Kirche und des römischen Hofes, ohne Rücksicht auf die wohlbekannte persönliche Gesinnung des Königs, an und erklärten

sich laut gegen die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten bei der Verfolgung der Protestanten. Heinrich befahl auf der Stelle die Verhaftung zweier dieser Sprecher und einige Stunden nachher mehrer Andern, von denen sich einige durch die Flucht retteten. Der ausgezeichnetste unter den Verhafteten war Anne Dubourg, dessen Prozeß sogleich vor seinen Kollegen eingeleitet wurde und der im Anfange der folgenden Regierung für seine religiösen Ueberzeugungen den Tod erlitt.

Die innere Verwaltung Frankreichs wurde unter Heinrich II. zwar nach denselben Grundsätzen wie unter seinem Vater, aber im Ganzen mit viel weniger Festigkeit von Seiten der Regierung und mit viel unheilbringendern Folgen für das Volk geführt. Die königliche Macht war, ihrem Wesen und der Meinung nach, die sich die Menge von ihr machte, einige Rücksicht auf die Gesinnungen der geistlichen und weltlichen Großen und die Vorstellungen des Parlaments abgerechnet, durchaus unumschränkt geworden. Das Land galt für ein großes Lehen, dessen Besitzer, der König, für die Verpflichtung, dasselbe zu vertheidigen und wo möglich zu vergrößern, mit einem unbeschränkten Genusse seiner Hülfsquellen und Kräfte begabt gedacht wurde, ein Grundsatz, der, aus den Rechten und Gewohnheiten der Feudalwelt stammend, bis zur Revolution von 1789, alles Fortschrittes der Gesittung, alles Wechsels der Verhältnisse ungeachtet, das Fundament der alt-französischen Monarchie blieb. Der König war für das Reich geworden, was im zehnten und elften Jahrhundert jeder in seinem Lehn gewesen, der oberste Besitzer des Bodens und alles dessen, was er trug, mit dem allerdings großen Unterschiede, daß er in seinem Lehen der einzige wirkliche Herr geworden und alles Uebrige zu seinen Füßen lag. Dieser Zustand war in seiner Ausübung allerdings noch nicht das, was man später eine militairische und administrative Monarchie genannt hat, denn es fehlte eine vollkommen geregelte, auf allen Punkten des Landes vertheilte Verwaltung, die die Befehle des Souverains aus seinem Palast bis in die niedrigsten Hütten trug und eine überall gegenwärtige, in jedem Augenblicke bereite Heeresmacht, diesen Befehlen Nachdruck zu geben und jede Auflehnung in ihrem ersten Keime zu ersticken. Der Adel hatte noch einige seiner alten Rechte, wenn auch sehr verkümmert, erhalten und war, dem Volke gegenüber, immer ein Herrenstand geblieben; die Kirche war, wenn auch sehr gesunken, in der politischen Organisation noch nicht ganz aufgegangen, ihr nicht durchaus untergeordnet worden. Indessen ward der Wille des Souverains, wenn er sich kundgeben und sich geltend

machen wollte, für unumschränkt geachtet, kein Zweifel in sein unbegrenztes Recht gesetzt und kein rechtmäßiger Widerstand gegen dasselbe für möglich gehalten. Diese unumschränkte Gewalt that sich aber eben dadurch, daß ihr Geist vorhanden, ihre Formen aber noch nicht vollkommen entwickelt waren, nur dann und wann, so zu sagen, stoßweise und auf unregelmäßige und darum unvollständige Weise kund. In einem solchen Zustande, wie der Frankreichs seit dem Aufhören des eigentlichen Mittelalters, seitdem die Suprematie der königlichen Macht entschieden worden, das Lehnswesen aber in vielen einzelnen seiner Theile noch fortbestand, traten die Mängel dieser beiden politischen Organisationen hervor, ohne daß sie durch die Vortheile gemildert wurden, mit denen jede von ihnen, da wo sie rein erscheint, diese Uebelstände, wenn auch nicht aufzuheben, doch zu mildern vermag. Die Persönlichkeit des Königs war jetzt für das Geschick der Nation das geworden, was zur Zeit der Territorialsouverainetät die jedes Edeln für seine Hörigen war, eine Alles entscheidende Macht. Da er diese aber in einem großen Lande und unter schon sehr verwickelten Verhältnissen nicht mehr so unmittelbar, wie einst zur Zeit Ludwig des Dicken und selbst noch Philipp des Schönen, geltend machen konnte, so vertraute er sie, je nach Maßgabe seiner Einsicht und Kraft, seinen Günstlingen an, die von ihm abhängiger und unabhängiger zugleich, als später die Minister der absoluten Monarchie, dieselbe weit willkürlicher anwenden konnten und in der Ausübung dieser Parcelle der Souverainetät gewöhnlich denselben persönlichen Willen, wie der König in Bezug auf die Leitung des Ganzen geltend machten. Unter Franz I. waren, wie sich von selbst versteht, alle Mängel eines solchen Systems, obgleich ungleich weniger als unter seinem Sohne hervorgetreten. Franz I. war ein geistreicher, lebendiger und selbstthätiger Fürst gewesen, der, seiner Fähigkeiten sich bewußt, bei seinem Hange zu Zerstreuungen und Vergnügungen allerdings einen Theil seiner Gewalt an seine Vertrauten abtrat, aber dennoch sich ihnen nie unbedingt hingab, sie immer bewachte, die Leitung des Ganzen nie aus den Augen verlor. Unter Heinrich II. fand aber das entschiedenste Gegentheil statt. Ebenso prachtliebend und wollüstig als sein Vater, aber zugleich beschränkt und träge, überließ er die Regierung seinen Günstlingen mit fast unbeschränkter Macht, so daß diese in die Ausübung ihrer Gewalt fast dieselbe Willkür legten, auf die von der Nation dem Könige allein ein Recht zugestanden wurde. Die Herrschaft eines so schwachen, mit einer unbeschränkten Autorität versehenen Fürsten, wie Heinrich II., mußte für das Volk verderblich werden

und für dasselbe ein, wenn auch erst später aufgehendes Unheil vorbereiten. Unter Heinrich II. ward der Same zu der Anarchie gestreut, die unter seinen drei Söhnen zur Reife kommen sollte, in der sein Stamm selbst erlosch und die der letzte desselben durch einen gewaltsamen Tod büßte. Seine Regierung steht in dieser Beziehung, ungeachtet aller Ungleichheit der Umstände, zu der seiner unmittelbaren Nachfolger in demselben Verhältnisse, wie die Ludwig's XV. zu der seines Enkels.

Die allgemeine Richtung des politischen Lebens in Frankreich strebte, selbst unter diesem schwachen Fürsten, nach der Hervorbringung einer durchgängigen Autokratie hin, wie sie, hundert Jahre nach ihm, von Ludwig XIV. vollständig besessen wurde, dieselbe mochte nun von dem Souverain selbst oder nur in seinem Namen ausgeübt werden. Unter Franz I. waren die Reichsstände nie versammelt worden, unter seinem Nachfolger wurden sie es ein einziges Mal (1558), aber auf so kurze Zeit und auf so bedeutungslose Weise, daß ihre Verhandlungen fast unbekannt geblieben, ja daß es scheint, daß sie nur auf einige Tage lang zusammengeblieben sind. Ihre Berufung hatte nur die Bewilligung gewisser Subsidien zum Zweck, die der Hof sich auf andere Weise gerade damals nicht zu verschaffen wußte. Der höhere Adel war ausschließend mit Intriguen zur Erlangung der großen Aemter und Statthalterschaften, in denen er unter einem so unfähigen Fürsten wie ein Souverain waltete, beschäftigt, der niedere Adel stand in dem Dienste der Großen und befriedigte seinen Ehrgeiz und seine Thatenlust in den unaufhörlichen und immer mehr Kräfte in Anspruch nehmenden Kriegen. Die Magistratur fing von Franz I. an sich sichtbar zu einem eigenen Stande abzuschließen, denn obgleich sie fortfuhr sich aus den fähigsten und begütertsten Individuen der mittlern Klassen zu rekrutiren, so blieb ein gewisser Kern in derselben permanent und bereitete das vor, was man vom siebenzehnten Jahrhundert an die Noblesse de Robe nannte. Die parlamentarischen und übrigen richterlichen Stellen wurden unter dieser Regierung allerdings unter gewissen Beschränkungen in Bezug auf den Ruf, die Kenntnisse und die Erziehung der sie in Anspruch nehmenden Personen käuflich und dadurch im Ganzen erblich gemacht. Das Personal dieser Behörden, wie ihrer Annexe, Notarien, Prokuratoren, Huissiers u. s. w. vermehrte sich außerordentlich. Im Jahre 1552 wurden in verschiedenen Theilen des Königreiches sechszig Untergerichte mit ungefähr sechshundert Richtern eingesetzt und diese Stellen sämmtlich verkauft. Ebenso wurden eine große Menge neuer Finanzämter errichtet und

alle käuflich gemacht. Die Tribunale waren zuletzt so überfüllt, daß keine hinreichende Beschäftigung für die einzelnen Richter gefunden und 1554 in den Parlamenten von Paris und Bretagne die Einrichtung getroffen wurde, daß die Richter abwechselnd sechs Monate ihre Stellen versahen und sechs Monate Ferien hatten. Diese übermäßige Vermehrung des Personals verletzte alle Interessen. Sie machte die Verwaltung der Justiz durch die Schwierigkeit der Beaufsichtigung willkürlicher, sie vermehrte die Streitlust der Parteien und schmälerte die Einnahmen der Richter, denn die Gebühren, von denen diese lebten, vertheilten sich auf eine zu große Anzahl von Köpfen. Viele Familien, die ihr Vermögen in dem Ankaufe dieser Stellen niedergelegt hatten, wurden zu Grunde gerichtet und die Justiz begann vom Volke als ein Gegenstand des Handels angesehen zu werden. Aber der Hof fuhr fort neue Aemter zu creiren, deren Verkauf für ihn eine sichere und früher unbekannte Quelle der Einnahme wurde. In den Städten war jede Spur der ständischen Freiheit des Mittelalters verschwunden und sie wurden von den Civil- und Militairbeamten des Königs in allen wichtigen und allgemeinen Verhältnissen vollkommen willkürlich regiert. Wie tief die Städte als politische Korporationen gesunken waren und wie schonungslos die königliche Macht, von ihren Günstlingen ausgeübt, sich gegen dieselben geltend machen konnte, davon giebt die Geschichte von Bordeaux, schon damals einer sehr bedeutenden Stadt, ein auffallendes Beispiel. Die Einführung der Salzsteuer in den am Ocean gelegenen Provinzen hatte unter Franz I. in Rochelle Unruhen erregt, die von diesem Könige großmüthig verziehen worden. Ihre rücksichtslose Erhebung unter Heinrich II. erregte in einigen kleinern Städten von Guienne und endlich in Bordeaux selbst einen Aufstand, bei dem der königliche Statthalter, ein Verwandter des Connetable Montmorency, umkam. Dieser Tumult hatte sich jedoch nur auf die niedrigste Klasse der Bevölkerung beschränkt und war von dem Parlament und der Municipalität, sobald dies möglich geworden, unterdrückt und einige der Rädelsführer sogleich bestraft worden. Dies hinderte jedoch den Connetable nicht, die Stadt mit einem großentheils aus deutschen Söldnern bestehenden Kriegsvolke zu überziehen, einen Theil der Mauern niederzureißen und durch die Bresche, obgleich er nicht den geringsten Widerstand fand, wie ein Triumphator einzuziehen. Die Stadt wurde des Aufruhrs und Hochverrathes für schuldig erklärt, verlor alle municipalen Freiheiten und die Bürger sollten den Körper des getödteten königlichen Beamten, und zwar ohne Hülfe irgend eines Instruments, mit ihren

Händen aus der Erde graben und dann feierlich bestatten. So lautete das Urtheil und es wird behauptet, daß es wörtlich vollzogen wurde. Brantome, der Froissard des sechszehnten Jahrhunderts, erzählt von diesem Montmorency, und zwar mit Wohlgefallen, als Beweisen von Kraft und Einsicht, daß er die Feldhauptleute und Räthe Heinrich's II. bei vorkommenden Gelegenheiten mit der empörendsten Roheit behandelte, sie z. B. Tröpfe, Esel und Kälber nannte, was von deren Seite nicht den mindesten Widerstand erregte. Diese und andere Züge geben ein Bild jener Vereinigung des Uebermuthes eines alten Feudalherrn und Günstlings eines unumschränkten Fürsten, die in manchen andern Ländern noch viel greller hervorgetreten und noch viel länger als in Frankreich gedauert hat. Dieser Hochmuth der Einen und diese Erniedrigung der Andern entsteht übrigens in einem unter feudalen Formen und nach den Grundsätzen des politischen Absolutismus regierten Staate fast von selbst und ist in ihm schwer zu vermeiden oder auszurotten.

In der Gesetzgebung, die fast ausschließend der Magistratur und ihrem Haupte, dem Kanzler von Frankreich, seitdem der Adel mit dem Sinken seiner politischen Größe die Ausübung dieses wichtigen Rechtes erst vernachlässigt und dann verloren hatte, überlassen war, machte sich der in jener ganzen Zeit sichtbare Zwiespalt zwischen den Fortschritten der Intelligenz und denkenden Kraft im Menschen und deren Anwendung und Herrschaft in den wirklichen Verhältnissen des Lebens geltend. Eine wachsende Aufklärung des Geistes war mit einem sichtbaren Verfalle der Sitten verbunden. Der Fortschritt der Theorie blieb auf die Praxis ohne Anwendung und im öffentlichen wie im besondern Dasein war man in der Ausübung fast überall der erkannten Wahrheit untreu. Die Justiz und Administration wurden, ihren Principien nach, im Ganzen unendlich besser als früher geregelt, bei der Anwendung dieser Gesetze aber herrschte die größte Willkür und Ungerechtigkeit vor. In derselben Zeit, in der die gesammte geistige Entwickelung in einem großen Theile Europas mit Riesenschritten vorwärts ging, schien die individuelle moralische Natur des Menschen zu sinken. In den höhern Ständen und namentlich unter den Machthabern nahmen Selbstsucht, Treulosigkeit, Verrath auf eine Weise überhand, die selbst von den verdorbensten Epochen der Geschichte nicht überboten wird, und dauerte, obwohl mit sich vermindernder Stärke, bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, bis zum Anfange der Regierung Ludwig's XIV. hinein, wo selbst in das Verderbniß eine gewisse Regel gebracht und deren übergroße Auswüchse beschnitten wurden.

In den niedern Klassen zeigte sich vor Allem ein unbändiger Hang zu großen Verbrechen, der im Mittelalter nie so allgemein hervorgetreten war. Gegen diese Angriffe auf Personen und Eigenthum, um so gefährlicher, da die Menschen jetzt näher zusammen lebten, in verwickeltern Verhältnissen zu einander standen und der Einzelne sich weniger als früher selbst zu schützen vermochte, waffneten sich die Gesetze mit den grausamsten Mitteln des Widerstandes. Die sittliche Erziehung des Volkes schien, der regelmäßigern Formen des modernen Regierungssystems ungeachtet, verwahrloster als unter der Herrschaft der geistlichen und weltlichen Aristokratie des Mittelalters zu sein, wo alle Ausbrüche einer oft wild überströmenden Kraft von der einmüthigern und festern Richtung, die das ganze Dasein genommen hatte, auf die Bahn des Glaubens und Gehorsams immer wieder zurückgeführt wurden und das Böse sich überhaupt weniger rasch mittheilte. — Die Entartung des Volkes rief die Grausamkeit seiner Machthaber hervor und die abschreckendsten und schaudervollsten Strafen wurden ein so häufiges Schauspiel, daß die Masse durch dieselben mehr abgestumpft als abgeschreckt wurde. Ein Hang zu despotischer Strenge, aus der Verachtung gegen die menschliche Natur überhaupt hervorgegangen, und wo die Strafen zu den Vergehungen in keinem Verhältnisse stehen, ward damals in den Gesetzgebungen fast aller Länder sichtbar. Unter Franz I. ward die Strafe des langsamen Räderns auf den Straßenraub gesetzt, der Feuertod wurde gegen die Protestanten mit allen möglichen, die Qual verlängernden und verschärfenden Mitteln angewandt. Karl V. befahl in der letzten Zeit seiner Regierung in den Niederlanden die der Annahme der Reformation überführten Frauen lebendig zu begraben. Unter Heinrich II. wurden die Falschmünzer in siedendem Wasser zu Tode gebracht. In rohern Zeiten würde eine solche Gesetzgebung nicht befremden, in der Epoche der Restauration der Künste und Wissenschaften zur Anwendung gebracht, kann sie als einer der vielen Beweise, welche die Geschichte liefert, dienen, wie wenig ein rein geistiger Fortschritt die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern hinreicht, wie wenig derselbe, wenn er isolirt hervortritt, die gesammte menschliche Natur zu veredeln im Stande ist. — Die Verbrechen häuften sich dermaßen und wurden so gefährlich, daß ihre schnelle Bestrafung die erste Pflicht der Regierungen schien, sollte die Gerechtigkeit dabei auch noch so sehr verletzt werden. Ein Polizeigericht, die Prevots der Connetables und Marschälle von Frankreich und ihre Beisitzer oder Stellvertreter, die früher nur über geringe Vergehungen zu entscheiden gehabt, erhielten 1550 unter dem

Kanzler Olivier das Recht, die eines Verbrechens Verdächtigen zu foltern, zu verurtheilen und hinrichten zu lassen, ohne daß diese an eine höhere Instanz appelliren konnten, unter der einzigen Beschränkung, bei ihrem Verfahren sieben notable Personen ihres Bezirkes hinzuzuziehen. Mit welcher an Wahnsinn grenzenden Härte die Justiz damals in vielen Fällen verfuhr, kann aus einer in den ersten Wochen der Regierung Heinrich's II. von demselben Kanzler erlassenen Verordnung gegen die Garköche in Paris ersehen werden. Diese hatten bisher die Gewohnheit gehabt, den Landleuten, die aus der Umgegend ihr Geflügel in die Stadt zum Verkaufe bringen wollten, auf ihrem Wege entgegenzugehen, um es für einen wohlfeilen Preis zu erhandeln. Es ward ihnen dies verboten und sie im ersten Betretungsfalle mit Auspeitschung an den Straßenecken, im Wiederholungsfalle mit dem Tode bedroht. Auf das heimliche Tragen von Waffen, verhehlte Schwangerschaft unverheiratheter Frauen, unnatürliche Wollust, Gotteslästerung u. s. w. wurden die grausamsten Strafen gesetzt, während diese Vergehungen, wie die Annalen jener Zeit melden, in fortwährendem Steigen begriffen waren. Die feudalen und theokratischen Institutionen des Mittelalters waren zum Theil verschwunden, ohne daß die vorhandenen Lücken durch eine rationellere Organisation der Gesellschaft ausgefüllt worden wären. Der moralische Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk war durch ihre eigene Schuld gesunken, und der Staat that nichts für die Erziehung der Massen, die seit der Auflösung des Lehnssystems freier geworden und, in größern Mittelpunkten zusammengedrängt, in eine immer größere Sitten- und Zügellosigkeit verfielen, bei der ihnen das Beispiel der höhern Klassen voranleuchtete. Zwei charakteristische Kennzeichen der sittlichen Entartung treten im sechszehnten Jahrhundert hervor: die Kriege werden mit größerer Wildheit als je geführt und die Anwendung der grausamen Todesstrafen wird immer häufiger.

Ungeachtet der moralischen Entartung, die sich in allen Ständen zeigte, schritt die intellektuelle Entwickelung, allerdings nur in den höhern Klassen thätig, auf dem im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts betretenen Wege fort. Der Geschmack an den Künsten, an der Anmuth der Form, an einem das Leben verschönernden Scheine ward außer Italien in keinem andern Lande mehr als in Frankreich gepflegt. Das Bewußtsein der Nation über das, was sie berührte und in ihr vorging, war ebenfalls im Steigen und machte sich in der Art geltend, wie die Begebenheiten jener Zeit auf lebhafte und empfängliche Geister gewirkt haben und von ge-

schickten Händen für die Nachwelt erhalten worden sind. Es hatte sich unter den Franzosen, wie unter allen Völkern lateinischen Ursprunges, und zuerst unter ihnen, da sie früh zu einer größern Einheit und damit zu einem lebhaftern Gefühle ihrer Nationalität gelangten, ein von den Römern her ererbter, in Blut und Sprache übergegangener Trieb nach Darstellung und Beurtheilung der öffentlichen, die Welt bewegenden Begebenheiten geregt, der aber, bei der langsamen Entwickelung der Sprache und der Abwesenheit einer umfassenden und allgemeinen Civilisation, die das Individuum von selbst auf einen höhern und freiern Standpunkt stellt, sich nicht zur Hervorbringung eigentlich historischer Werke erheben konnte, sondern aus dem weiten Gebiete der Geschichte einen Theil der Gegenwart, oft nur das unmittelbar selbst Gethane oder Erlebte heraushob und dieser Darstellung einen persönlichen, beschränkten, aber oft um so eigenthümlichern und lebendigern Charakter aufdrückte. Auf diese Art entstand eine Literatur, die der sogenannten Memoiren oder Denkwürdigkeiten, die allmälig mit ihrer Menge zugleich an Gehalt verloren hat, deren frühere Hervorbringungen aber für einen kostbaren Schatz der französischen Schriftwelt zu halten sind. Im dreizehnten Jahrhundert waren es Villehardouin und Joinville gewesen, welche die Eroberung Konstantinopels und den Kreuzzug Ludwig des Heiligen beschrieben hatten. Im vierzehnten Jahrhundert schilderte Froissart das Leben der englischen und französischen Höfe und Burgen; im funfzehnten Jahrhundert gab Commines in seinen politischen Denkwürdigkeiten einen Spiegel seiner Zeit. Im sechszehnten Jahrhundert sind es Brantome und Montaigne gewesen, welche theils die Ereignisse, theils die Gefühle ihrer Zeit- und Landesgenossen auf eine naive und originelle Weise ausgesprochen haben. Letzterer hat einen viel höhern und freiern Standpunkt als seine Vorgänger eingenommen, diesen schließen sich aber die Darsteller des Feldzuges Heinrich's II. an dem Rhein, Vincent Carloix und Franz Rabutin, und für die Thaten der Franzosen in Italien Blaise de Montluc und Villars an, die selbst handelnd und schauend ihren Werken einen überaus warmen und lebendigen Hauch einzuflößen gewußt haben. Ungeachtet der despotischen Autorität, mit der das Königthum schon damals in Frankreich bewaffnet war und die so weit ging, daß Heinrich II., sich als den obersten Eigenthümer alles in seinem Lande vorhandenen Reichthumes betrachtend, 1553 eine Verordnung bekannt machte, durch welche den Notarien verboten wurde, eine Schuldverschreibung zu vollziehen, bevor das zu leihende Kapital ihm nicht vorher selbst für einen Zinsfuß, den er bestimmte,

angeboten sei, schrieb Stephan de la Boétie seinen einen republikanischen Geist athmenden Traktat: „le Contr'un ou de la servitude volontaire", der für die Einleitung des Contrat social zu halten ist, und in Rabelais und Montaigne trat zum ersten Male in der modernen Literatur ein Scepticismus auf, der von Voltaire populairer und vielseitiger, aber nicht scharfsinniger und geistreicher, fortgesetzt worden ist.

Diese Bewegung in den Geistern, die das sechszehnte Jahrhundert zu einer so außerordentlichen Epoche macht, die Fortschritte in Literatur und Kunst hatten aber weder den Verfall der Moral aufgehalten, noch die immer fühlbarer werdende Last des Despotismus gemildert. Es hatte sich seit dem Untergange der Feudalwelt zwischen dem innern und äußern Leben eine vorher nie in solchem Maße bestandene Trennung gebildet, denn das allgemeine Band früherer Zeiten, ein lebendiger, das ganze Wesen der Individuen gleichmäßig umfassender Glaube, war zerrissen und der Einfluß einer neuen, nicht von einer übersinnlichen Autorität verliehenen, sondern aus der Vernunft und Freiheit sich langsam und mühevoll entwickelnden Gesittung war noch im Entstehen begriffen und den niedern Klassen großentheils unzugänglich geblieben, gleichwohl ist es der Zustand der Massen, der zuletzt den sittlichen Standpunkt einer Nation bezeichnet. Aber nicht nur im Volke, sondern auch in den höhern Regionen des Lebens, den Bewegungen der Civilisation zugänglich und mit ihnen zum Theil eng verbunden, war diese Trennung des Daseins, der Fortschritt der Intelligenz und der Verfall der Moral sichtbar und mußte, da dieser Widerspruch gefühlt und selbst begriffen wurde, da mit Wahl und Freiheit das Böse dem Guten vorgezogen wurde, eine viel größere Entartung als im Volke hervorbringen. Im Mittelalter war, neben dem mönchischen Geiste der Entsagung und Peinigung, eine gährende auflodernde Sinnlichkeit erschienen, die um so heftiger entbrannte, je schwerer es ihr ward, die ihr von dem christlichen Ascetismus gestellten Schranken zu durchbrechen. Die ascetischen Grundsätze siegten aber immer wieder, den Vergehungen aller Art folgten Reue und Buße, und der überschwellende Strom trat wieder in sein Bette zurück, denn der Glaube, der dieses gegraben, verbarg in seiner Tiefe einen Magnet, dem auf die Länge nichts widerstand. Die allgemeine Ordnung der Gesellschaft war einfacher Natur und darum leicht zu erhalten gewesen. Eine Kirche, die über das innere, ein Adel, der über das äußere Leben herrschte, ein Volk, das ein leidendes, nicht aus sich selbst bestimmtes unfreies Dasein führte; in einem solchen Zu-

stande konnten große Verbrechen und Unthaten sich für einen Augenblick straflos geltend machen, aber keine allgemeine Entartung sich verbreiten, denn die theokratischen und feudalen Institutionen, so viel Bewegung sie auch innerhalb gewisser Schranken zuließen, erlaubten doch nicht, diese selbst zu überspringen. Als aber, dem natürlichen Instinkte eines rohen aber kräftigen, unwissenden aber empfänglichen Geschlechts gemäß, in diesem starren Leben der Trieb nach Freiheit erwachte, ward ein großer Theil jener Schranken niedergerissen. Die von der Kirche errichteten sanken zuerst, und die Feudalwelt, die mit dieser so eng verbunden gewesen, konnte die von ihr gesetzten allein nicht erhalten. Ein Kampf erhob sich zwischen Allem, was bisher bestanden, und dem, was sich neu entwickeln wollte, und jene großartige, vom Mittelalter aus den theokratischen Grundsätzen und den Gefühlen des germanischen Charakters gebildete Welt brach, ohne daß eine andere, sie ersetzend, an ihre Stelle getreten wäre und die Leitung der Menschheit übernommen hätte. Die Trümmer dieses schwindenden Lebens blieben, mit ihnen durchaus fremden Umgebungen vermischt, stehen, und hatten weder die Kraft, dem Andrange einer ihnen feindlichen Zeit zu widerstehen, noch in sich selbst ein Mittel, sich mit dieser in Uebereinstimmung zu setzen. Die Kirche und das Feudalwesen, die beiden charakteristischen Mächte des wahren Mittelalters, sanken, weil sie, die Freiheit, die für das moralische Leben das, was eine reine Luft für das physische ist, aus ihrer Mitte vertreibend, sich ihres schöpferischen Hauches beraubend, früh altern mußten. Unfähig sie zu tödten, da sie unsterblicher Natur ist, verbannten sie dieselbe, die, als die Zeit ihrer Rückkehr gekommen, die Schwäche ihrer Gegner gewahrend, ihren Sturz beschleunigen half. Diese Freiheit, immer jung und mit allen Vorzügen und Mängeln der Jugend behaftet, entschlossen und verwegen, aber wandelbar und leichtsinnig, trieb, von der sich auflösenden Zucht des Mittelalters befreit, im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ein wildes Spiel mit Allem, was bisher für recht und heilig gegolten, und drohte, wie sie es einst in den Tagen Griechenlands und Roms gethan, ihren Einfluß durch ihr eigenes Uebermaß zu zerstören. Der Protestantismus und die absolute Monarchie erhoben sich als die beiden Schranken, welche diesem unbändigen Triebe, alles Vorhandene zu zerstören, ohne dem Werdenden die Zeit zur Reife zu lassen, entgegentraten und den Kern des Glaubens und Staates, von der Schale der monastischen und feudalen Institutionen befreiend, unter ihren Schutz nahmen, damit er in einem bessern Boden neue Wurzeln schlagen könne. Die Kirche des Mittelalters hatte ihr Recht

zur Gesetzgebung an ihre Verbindung mit einer übersinnlichen Welt geknüpft, das Feudalsystem das seinige aus der moralischen Ueberlegenheit hergeleitet, die ihm eine Territorialeroberung verliehen. Als zuerst der Bund, den diese beiden Mächte geschlossen, sich zu lösen und endlich jede in sich zu verfallen anfing, brach die sittliche Ordnung, die sie geschaffen hatten, weder die göttliche noch die menschliche Autorität übten mehr ihren frühern Einfluß aus. Das Individuum, auf sich selbst gestellt oder mit jenen sinkenden Gewalten nur noch locker verbunden, war sehr bald geneigt, kein anderes Gesetz als das, was ihm von seinem persönlichen Interesse empfohlen wurde, anzuerkennen. Das sechszehnte Jahrhundert, schon großentheils der Aufsicht der geistlichen und weltlichen Mächte des Mittelalters entwachsen, ist darum, und besonders seine zweite Hälfte, eine Zeit der größten Sittenlosigkeit und des tiefsten moralischen Verfalles. Die Fortschritte, die der menschliche Geist rein aus sich selbst, aus dem, was er in der Gegenwart that oder was ihm von der Vergangenheit überliefert worden, in dem Erwachen der Kunst, in der Erneuerung der alten Literatur, in der Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen machte, waren, da diesen Allem ein höheres Princip mangelte, nicht hinreichend, den Verfall seiner sittlichen Persönlichkeit aufzuhalten. Wie man sich auch die Erscheinung des Protestantismus erklären mag, ob aus dem Bedürfniß einer Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums, ob aus dem der Freiheit des Geistes entstanden, so viel ist gewiß, daß er es war, der die Vernunft mit der Religion wieder aussöhnte, und daß er, ohne das Wesen des Christenthums zu verwandeln, dasselbe von der starren Hülle befreite, in welche es von einer Theokratie gezwängt worden, in welcher der Geist des Orients und der Charakter des alten Roms sich vereinigt hatten. Wenn die Reformation auf der einen Seite das Innere des Menschen freier machte und ihm ein höheres Bewußtsein seiner selbst gab, so stellte sie auf der andern Seite die Macht des Christenthums über die Gemüther wieder her, die unter den Formen des alten Glaubens zu verschwinden drohte. Der größte Dienst, den sie einem Theile der europäischen Menschheit erwiesen und mit dem nichts Anderes verglichen werden kann, ist aber, daß sie den Bruch zwischen der Intelligenz und Sittlichkeit aufhob, der vom Erlöschen des Mittelalters an eine so große moralische Entartung hervorgebracht hatte. In den Ländern, in denen der alte Glaube herrschend blieb, dauerte jene Trennung fort und das moralische Verderbniß und die politische Anarchie in den französischen Zuständen der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ist großentheils

aus der Verfolgung des Protestantismus in diesem Reiche zu erklären, da es ihm allein in jener Zeit gegeben war, den religiösen Geist des Mittelalters unter angemessenen Formen zu erneuern, das endliche Dasein wiederum an ein höheres Princip anzuknüpfen und den Widerspruch zwischen dem Glauben und dem Gedanken, der sittlichen und intellektuellen Natur des Menschen, zu vermitteln.

Achtes Kapitel.

Heinrich II. hinterließ eine Witwe, Katharina von Medicis, eine Nichte Papst Clemens' VII., die während seiner Regierung ohne Einfluß auf dieselbe geblieben war, und vier Söhne, von denen die drei ältesten ihm auf dem Throne folgen sollten. Mit seinem Tode beginnt für Frankreich eine der wildesten und zerrissensten Epochen, in der alle damals vorhandenen Elemente des öffentlichen Lebens sich unter einander mit stets wachsender Leidenschaft bekämpfen und, die besten Kräfte des Staates in einer furchtbaren Gährung erschöpfend, denselben der Auflösung entgegenführen. Was diese Zeit des Unglücks und der Verwirrung unter den drei letzten Valois von andern ihr ähnlichen Epochen, z. B. den Bürgerkriegen während Johann's Gefangenschaft, unter Karl VI. und dessen Sohne, unterscheidet, ist, daß jetzt die Religion, obgleich wie immer, wenn diese mit weltlichen Waffen bekämpft und vertheidigt wird, nicht rein und einzig um ihrer selbst willen, doch der Anfangs- und Ausgangspunkt des ganzen Streites ist. In den innern Unruhen des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts handelte es sich nicht um einen innern Besitz, Ueberzeugungen und Ideen, sondern um äußere Rechte, um ein materielles Eigenthum, um eine Beschränkung oder Erweiterung der Macht der Krone oder deren Uebertragung auf einen fremden Fürsten. Das Resultat jenes Kampfes war die Befestigung der alten Dynastie und ihres erblichen Rechtes und ihr durch jenen Widerstand beschleunigter Sieg über die Reste der feudalen Organisation, die in den Prinzen von Geblüt und andern

Großen danach gestrebt hatte, der eine unumschränkte Gewalt in Anspruch nehmenden Suprematie des Königthums Grenzen zu setzen. Aus diesem Kampfe ging ein König wie Ludwig XI. hervor, der, obwohl nicht der Form und dem Beiwerk, aber dem Geiste und Wesen nach, die Verfassung des Feudalstaates vollkommen über den Haufen warf, ohne Hülfe des Adels, der Geistlichkeit, der Parlamente, der Städte, der alten Stände überhaupt, nach eigenem Ermessen das Schicksal seines Volkes leitete, und so wenig nach dessen Zustimmung fragte, daß er die Größten wie die Kleinsten unterdrückte und einige der Mächtigsten, die ihm verwandt und früher nahe verbunden gewesen, öffentlich mit dem Tode bestrafte. In den innern Kriegen, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, tritt aber, obwohl die Formen, unter denen sie geführt werden, zuweilen an die Zeiten Stephan Marcel's, der Bourgignons und Armagnacs erinnern können, ein von jener Epoche vollkommen verschiedener Geist hervor. Es handelt sich in ihnen vornehmlich um die Erkämpfung eines innern Gutes und dessen äußern Besitz in der Welt, die Unabhängigkeit der religiösen Ueberzeugung von nur traditionellen Autoritäten und den Anspruch des Individuums, sich in diesen Verhältnissen nach seiner eigenen Ueberzeugung entscheiden zu dürfen. Diese Opposition tritt aber nicht wie die des Mittelalters, z. B. die Albigenser u. a. m. als eine Fortsetzung einiger schon von der ersten Kirche bekämpften Sekten, die immer besiegt, sich immer wieder erneuerten, in denen einige Lehren und Gebräuche des Christenthums von dem pantheistischen Geiste des Orients durchdrungen, in einer unförmlichen Mischung, wie eine Ader edeln Metalls in einer Masse roher Schlacken sich verloren und die, wie zu keiner innern Uebereinstimmung, so auch äußerlich zu keiner festen Organisation gelangten, sondern mit dem Anspruche auf, sich nicht sowohl der Kirche zu entziehen, als sie zu verbessern, sie von dem, was sie aus dem Judenthume und der römischen Welt in sich aufgenommen, zu befreien, das Christenthum in seiner Reinheit wiederherzustellen, dessen Geist und Sinn zu erneuern. Diese feste Stellung, die sich der Protestantismus von Haus aus gab, sein Grundsatz, sich rein auf das Evangelium zu beschränken, nicht mehr und nicht weniger als dieses zu wollen, dasselbe als den einzigen Probierstein der Wahrheit anzuerkennen, dieses positive Streben unterschied ihn von den alten Sekten und ihren spätern Verzweigungen, gab ihm die große Kraft, die er in seinem Entstehen bewiesen, und die geistige Ueberlegenheit, die er überall, da wo er zur Herrschaft gekommen ist, bewährt hat. Für Frankreich aber

war der Ausgang dieser religiösen Kämpfe des sechszehnten Jahrhunderts dem der Bürgerkriege des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ähnlich. Wie damals die politische Opposition des Lehnswesens und der alten Städtegemeinden gegen die um sich greifende Macht der Krone von dieser besiegt wurde und sogar eine Gelegenheit zu schnellerer Vermehrung ihrer Größe wurde, ebenso ward die religiöse Opposition des Protestantismus unter den Söhnen Heinrich's II., da sie das Königthum, die Parlamente und die Masse des französischen Volkes gegen sich hatte, erdrückt und der Katholicismus ging aus diesem langen Kampfe für den Augenblick so mächtig hervor, daß für Heinrich IV. sein Erbrecht und sein Heldenmuth zur Behauptung der Krone nicht hinreichend waren, sondern daß er dem alten Glauben sich persönlich anzuschließen gezwungen wurde. Das Resultat dieser Kriege, die Erhaltung des Katholicismus in Frankreich und sein Sieg über die besondere Ueberzeugung und Stimmung eines Königs, der so lange an der Spitze der Reformirten in seinem Lande gestanden, beweist hinlänglich, daß ihr vorherrschender Charakter, so viele andere Elemente auch zu ihnen hinzutraten, dennoch religiöser Natur war. — In diesen Religionskriegen hatte sich ein sehr großer Theil des höhern und niedern Adels mit seinen Vasallen der neuen Lehre zugewandt, deren Besiegung in Frankreich für den Stand, der sie verfochten, ein neuer Grund des Verfalles wurde. Die Macht der Krone mit der Kirche im Bunde ward, nach Beendigung der religiösen Kämpfe, noch unumschränkter als früher und die Ueberreste des Feudalwesens geriethen in noch tiefere Abhängigkeit. Das Königthum, das unter den Söhnen Heinrich's II., indem es den Katholicismus vertheidigte und ihm diente, und unter Heinrich IV., der seinen besondern Ueberzeugungen zu entsagen gezwungen wurde, von der geistlichen Macht in Abhängigkeit gerathen war, setzte sich jedoch ihr sehr bald wieder zur Seite, überflügelte sie sogar, ward ihr zu ihrer Erhaltung nöthiger, als es selbst ihrer Stütze bedurfte. Denn der religiöse Fanatismus und die Gährung, die er hervorgerufen, war nur eine Episode im französischen Leben und nicht dessen Grundton, nach deren Beendigung eine von allen höhern und übersinnlichen Principien sich immer mehr lossagende Richtung von Neuem herrschend wurde. Die Masse der Nation hatte den Protestantismus, weil er mit ihrem Charakter, ihrer Stimmung im Widerspruche stand, von sich abgewiesen. Außerdem mochte zu seiner Bekämpfung noch der im französischen Volke schon so früh hervorgetretene Drang nach Einheit und die dunkel begriffene, aber dennoch vorhandene Ueber-

zeugung beitragen, daß eine religiöse Spaltung in Frankreich nothwendig eine politische hervorbringen müsse. Sobald diese Gefahr aber vorüber war, nahm der sinnliche und weltliche Charakter der Nation wiederum überhand und ließ den Katholicismus nur als ein Mittel und eine Form der innern Einheit und äußern Ordnung zu. Von Heinrich's II. bis zu Heinrich's IV. Tode schien die Kirche den Staat zu beherrschen, schienen die politischen Interessen im Dienste der theokratischen Ideen zu stehen, aber von Ludwig XIII. an tritt die Krone als eine die Hierarchie beschützende, von derselben im Grunde aber unabhängige, sich allein selbst bestimmende Macht auf. Die Kirche nannte den Staat ihren Sohn, der Staat die Kirche seine Mutter. Er erwies ihr viele Ehre, gehorchte ihr aber nur, wenn es ihm gefiel. Es wurde bald vollkommen klar, daß diese Mutter mehr des Armes ihres Sohnes, als dieser Sohn des Rathes seiner Mutter bedurfte. — Die französische Monarchie nahm bei ihrer im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert fortschreitenden Tendenz zum Despotismus aus dem Katholicismus das ihr Gemäße auf, und dieser unvermögend, wie einst im Mittelalter, auf sich selbst zu beruhen, die Abnahme seiner Kräfte fühlend, begriff, daß, da die öffentliche Meinung in den vorgeschrittensten und strebendsten Völkern ihm fremd oder feindlich geworden, die Nothwendigkeit, sich auf den weltlichen Despotismus zu stützen und mit dessen Hülfe das, was ihm von seiner alten Größe und seinem früher allmächtigen Einflusse übrig geblieben, zu erhalten. — — Die innern Kriege in Frankreich unter den Söhnen Heinrich's II. unterschieden sich, wie oben bemerkt worden, von denen früherer Zeiten vorzüglich dadurch, daß es sich bei ihnen im Wesentlichen nicht um die Behauptung oder Erwerbung eines äußern Gutes, wie sehr Herrschsucht und Ehrgeiz sich auch unter den Häuptern der beiden Parteien geltend machen mochten, sondern, wenigstens in den Massen, um die Vertheidigung oder Bekämpfung einer Idee und deren Darlegung handelte, daß sie kein Kampf von Dynastien, Ständen oder Racen, wie so oft früher und später, sondern ein Kampf zwischen zwei absoluten Principien waren, deren jedes sein Dasein mit dem des andern für unverträglich hielt. Deshalb steht die Epoche dieser Religionskriege, so sehr die äußern Formen der damaligen Gesellschaft auch an die Feudalwelt erinnern mögen, ihrem innersten Wesen nach, unserer Gegenwart näher als dem Mittelalter. Die großen Kämpfe des Mittelalters, die der geistlichen und weltlichen Macht vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert, waren mit einem von den Religionskriegen des sechszehnten Jahrhunderts ganz

verschiedenen Charakter bezeichnet. In erstern wagte die weltliche Macht nie die Suprematie der geistlichen zu leugnen, sich völlig von ihr loszureißen, ihre oberste Hoheit zu verkennen, sondern suchte nur einen Theil ihres äußern Besitzes von derselben frei zu erhalten und griff nie ihr Wesen, sondern nur die Weise seiner Aeußerungen an. Es fand damals mit einem Worte kein Kampf zweier einander durchaus entgegengesetzten Principien statt. In den Kriegen aber, die der Protestantismus erregte, bekämpften sich zwei einander ausschließende Ideen, deren eine die andere absolut verwarf und zwischen denen keine Uebereinkunft möglich war. Denn die spätere Waffenruhe zwischen ihnen ward von den Umständen, von dem Mangel an Materie, das Feuer dieser streitenden Ideen zu nähren, geboten. Diese beiden feindlichen Flammen erloschen äußerlich in der Welt, brannten aber im Innern des Geistes unversöhnt fort. Dieser Kampf zweier absolut entgegengesetzten Principien, auf dem religiösen Gebiete des sechszehnten Jahrhunderts entbrannt, erneuerte sich auf dem politischen Boden des letzten Decenniums des achtzehnten Jahrhunderts, und beide Erscheinungen, obgleich in so mancher Beziehung wesentlich verschieden, haben dennoch ein gemeinsames Ziel, die Befreiung des menschlichen Geschlechts von natürlichen und geistigen Fesseln, verfolgt, und sind ohne bestimmten äußern Zusammenhang, durch ein geheimes, das allgemeine Geschick der Menschheit verflechtendes Band eng mit einander verbunden. — Die Verwerfung des Protestantismus von Seiten des französischen Volkes am Ende des sechszehnten Jahrhunderts hat auf sein ganzes Wesen, sein inneres und äußeres Dasein, einen unermeßlichen und, wenn es erlaubt ist über das Schicksal einer Nation zu urtheilen, die noch nicht am Ende ihrer Laufbahn steht, ungünstigen Einfluß ausgeübt. Die Vereinigung des geistlichen und weltlichen Despotismus mußte in einem so kräftigen und beweglichen Volke, das von diesem Joche beängstigt, aber nicht gebrochen werden konnte, eine fortwährende Gährung unterhalten, die, da sie auf dem äußern und politischen Boden keine Nahrung fand, sich auf ein unbegrenztes, allgemeines rein geistiges Gebiet warf und hier nicht nur den Formen jenes Despotismus, sondern allem Bestehenden überhaupt, Allem, was mit ihm im Zusammenhange stand, der gesammten Realität, wie sie geworden war, den Krieg erklärte. Da die innere Freiheit, von der religiösen unzertrennbar, mit den Principien des alten Glaubens unverträglich war, so wandte sich der gesammte denkende Theil der Nation, wenn nicht gegen diesen, so doch von ihm ab, und es bildete sich eine Weise zu denken, zu empfinden, eine Welt der Wissen-

schaft, Literatur und Kunst, die, wenn sie dem Christenthume nicht geradezu feindlich war, doch mit demselben in keinem Zusammenhange stand, und die deshalb jener höhern Weihe entbehrte, die aus dem Einflusse der religiösen Ideen auf alle mit ihnen auch nicht unmittelbar verbundenen Gegenstände übergeht. Diese Richtung, sich unaufhörlich steigernd, trieb die meisten hervorragenden Geister der Nation, die das Christenthum nur unter den Formen der römischen Hierarchie kannten, und die begriffen hatten, wie sehr diese aller Bewegung und allem Fortschritte des Geistes hinderlich ist, zu immer heftigern Angriffen auf dasselbe, die, bei der günstigen Aufnahme, die sie fanden, das ganze innere Leben der Nation zu entseelen und zu entheiligen drohten und nicht nur eine tiefe Immoralität der Individuen, sondern eine noch größere Verwirrung der öffentlichen Verhältnisse hervorbrachten. Als dieser Widerspruch zwischen der Gesinnung und Verfassung der Nation in der französischen Revolution endlich zu einem Angriff auf die äußern Formen der bestehenden Gesellschaft selbst führte, fehlte es einem Volke, das mit allen religiösen Ideen gebrochen, an jener sittlichen Haltung, die von diesen unzertrennlich ist. Nicht daran gewöhnt, die Freiheit des Gedankens und Geistes, wie die protestantischen Völker, als ein Recht und einen Besitz, sondern als eine Beute und einen Raub zu betrachten, verlor es sich bei deren Verwirklichung in der Welt in jenes wilde Uebermaß, das alles Vorhandene als feindlich betrachtend, sich erst nach dessen Zerstörung beruhigen konnte. — Derselbe Widerspruch zwischen den hierarchischen Formen des Katholicismus, die durch Napoleon's Einfluß wiederhergestellt wurden, und dem Charakter, den Gesinnungen und Tendenzen des denkenden Theiles der Nation findet im Grunde noch heute, nur, da jetzt die Politik so viele Kräfte für sich in Anspruch nimmt, in vermindertem Grade statt. Der gebildete Franzose glaubt nicht mehr an die Religion, in der er erzogen ist. Sie gilt ihm meist nur für ein Mittel der Erziehung und wird in reifern Jahren für ihn nichts als eine Erinnerung der Kindheit. Da er aber das Christenthum nur unter diesen Formen zu begreifen gewöhnt ist, so geht für ihn, sobald er an dieselben nicht mehr glaubt, der gesammte sittliche Einfluß verloren, den es sonst auf ihn ausüben würde. Die Abwesenheit aller tiefern religiösen Ueberzeugung in den aufgeklärteren Klassen dieses Volkes, und damit des mächtigsten moralischen Zügels und Hebels, trägt wesentlich dazu bei, die Gährung in den Gemüthern, den Zweifel an allem Bestehenden, den Drang zu neuen Umwälzungen zu erhalten, und erklärt die bei einer solchen Zerrissen-

heit des Daseins immer steigende Macht der materiellen und den Verfall der sittlichen Interessen des Lebens. Die Fürsten, die in frühern Jahrhunderten den Katholicismus als eine Stütze des weltlichen Despotismus begünstigten und den Protestantismus als eine Aeußerung der menschlichen Unabhängigkeit überhaupt verfolgten, ahnten nicht, daß das gewaltsamste Erwachen der politischen Freiheit unter einem Volke stattfinden würde, das die religiöse Freiheit nach langen und blutigen Kämpfen von sich ausgestoßen hatte. — Der Protestantismus muß allerdings zuletzt, wenn er seine Bestimmung vollkommen erfüllen will, die Freiheit aus dem Gebiete des Glaubens und des Innern auch in die äußern Verhältnisse des Staates einführen. Es wird dies dann aber immer mit Bewahrung der allgemeinen sittlichen Ordnung der Welt und nie, wie in der französischen Revolution geschah, mit Vernichtung derselben verbunden sein. Die ersten Ursachen dieser Umwälzung liegen in den Widersprüchen und Trennungen zwischen dem religiösen, intellektuellen und politischen Leben dieser Nation, die allerdings nicht von der römischen Hierarchie allein hervorgebracht worden sind, zu denen sie aber nicht wenig beigetragen hat. Der Besitz der religiösen Freiheit erklärt übrigens, warum die großen politischen Erschütterungen der letzten funfzig Jahre fast einzig in katholischen Ländern ausgebrochen sind. Die religiöse Freiheit erhält und verbessert den moralischen Sinn der Völker und gewährt ihrem Geiste durch die Unabhängigkeit, deren er auf dem idealen Gebiete des Gedankens, des Empfindens, des Forschens genießt, einen Ersatz für die Mängel seiner äußern Zustände. Tritt dieses Princip der Freiheit endlich auch in den äußern Formen des Daseins, in dem Staate und der Wirklichkeit herrschend auf, so wird es an die Ausübung seines innern Rechts gewöhnt, von der Anwendung desselben in der Welt weder verführt noch berauscht.

Die kurze Regierung Franz' II., der beim Tode seines Vaters noch nicht sechszehn Jahre alt war, ist an sich unbedeutend und thatenlos, und verdient nur erwähnt zu werden, weil die Begebenheiten, welche die nachfolgende Zeit ausfüllen, sich in ihr vorbereiten und fast alle Personen, die unter Karl IX. und Heinrich III. bedeutend auftreten, sich schon jetzt ankündigen. Franz wurde, nach der von Karl V. eingeführten legalen Fiktion, für volljährig erachtet, gleichwohl ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß die Führung der Regierung einer von den Parteien zufallen würde, die den Hof theilten. Den natürlichsten Anspruch hierauf hätte offenbar die Mutter des jungen Königs, Katharina von Medicis, gehabt,

weil ihr am meisten an der Erhaltung der Person und der Rechte ihres Sohnes liegen mußte, aber sie war unter der vorigen Regierung so sehr im Dunkel geblieben, hatte so wenig Gelegenheit gehabt, ihren Geist und Charakter zu zeigen, daß sie, an der Spitze keiner Partei stehend, sich nothwendig zu einer derselben halten mußte, wenn sie irgend einen Einfluß auszuüben gesonnen war. Die Guisen und die Montmorency hatten sich unter Heinrich II. in die Gunst dieses Königs und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten getheilt und durch die verschiedenen Vortheile ihrer feindlichen Stellung und ihren einander entgegenarbeitenden Ehrgeiz den Staat im Gleichgewicht erhalten. Montmorency war jedoch, als einheimischer Großer sich auf den größten Theil des französischen Adels stützend und im Vertrauen Heinrich's II. besonders hochgestellt, im Ganzen der mächtigere gewesen. Jetzt aber ließ sich bei dem Einflusse, den sich die Guisen in der letzten Zeit als die Führer der katholischen Partei in Frankreich erworben, bei ihrer Verbindung mit Spanien und Rom, besonders aber durch ihre doppelte Verwandtschaft mit dem jungen Könige, denn ihre Nichte, Maria Stuart, war dessen Gemahlin, und das Haupt ihres Hauses, der Herzog von Lothringen, hatte eine Schwester Franz' II. geheirathet, voraussehen, daß sie sich über ihre Nebenbuhler erheben und sich der Person des Königs und damit der Leitung der Regierung bemächtigen würden. Den mächtigsten Beistand für ihre Plane fanden die Guisen in ihrer Nichte, Maria Stuart, die etwas älter als ihr Gemahl und von ihm zärtlich geliebt, den Eingebungen ihrer Oheime folgte und nur nach deren Rathe handelte. Von einem sechszehnjährigen Knaben, der eher unter als über der gewöhnlichen Entwickelung seines Alters stand, ließ sich allerdings keine entscheidende Richtung des Willens erwarten und es kann wundern, daß die am Hofe kämpfenden Parteien ihre Stütze in ihm, und nicht in den großen nationalen oder religiösen Institutionen, dem Herrenstande oder den Prälaten, den Katholiken oder Reformirten, suchten; aber dieser Knabe galt dem Gesetze nach für volljährig und stand in der öffentlichen Meinung als ein unumschränkter Herrscher da, dem Alles, wenigstens dem Schein nach, unbedingt zu gehorchen sich für verpflichtet hielt. Sein Wille, wenn auch von Andern geleitet, galt dennoch für den Ausdruck seines eigenen Rechts und mußte der Partei, die ihn bestimmte, die Führung des Staates überliefern. Katharina, der Liebe und des Gehorsams ihres Sohnes nicht gewiß und außer Stande, ihn dem Einflusse seiner schönen Gemahlin und ihrer kühnen Oheime zu entziehen, schlug sich zu der Partei der

letztern und die Montmorency wurden von den Guisen verdrängt. Der Connetable, der schon sechsundsechszig Jahre alt, aber noch sehr kräftig war, stand jedoch nicht allein da, er besaß drei Söhne, mit bedeutenden Würden bekleidet, von denen einer, der Marschall d'Amville, später eine große Rolle spielen sollte, und drei Neffen von seiner Schwester Louise von Montmorency, die das Haupt des alten und großen Hauses Chatillon geheirathet hatte. Diese waren Coligny, Admiral von Frankreich, einer der ersten Kriegsmänner seiner Zeit, der durch große Thaten und ein tragisches Ende berühmt werden sollte, Dandelot, General der Infanterie, ein ebenso talentvoller als entschlossener Mann, und weniger bedeutend als diese, der Cardinal von Chatillon. Alle drei hatten sich, obgleich damals noch nicht öffentlich, den Grundsätzen der Reformation zugeneigt. Der Connetable wurde von der Person des Königs unter dem Vorwande, die Leichenfeierlichkeiten seines Vaters, in seiner Eigenschaft als Großmeister des königlichen Hauses, zu besorgen, entfernt und bei seiner Rückkehr an den Hof ohne Weiteres seiner Aemter entlassen. Eine ähnliche Ungnade war ihm schon unter Franz I. widerfahren. Er überlebte diese, wie jene frühere, und trat unter der folgenden Regierung wiederum bedeutend auf. Seine Neffen, obgleich durch den Sturz ihres Oheims an Einfluß verlierend und durch ihre schon ruchbare Neigung für den Protestantismus verdächtig, blieben jedoch im Besitze ihrer äußern Stellungen.

Die Prinzen von Geblüt, ihrer Geburt nach an der Spitze der Großen zu stehen berufen, waren unter Franz I. und Heinrich II. weniger bedeutend als in früheren Zeiten hervorgetreten. Denn in gleichem Maße, als die Verfassung des Königreiches sich den Grundsätzen der absoluten Monarchie genähert und alle Entscheidung in die Hände des Einen und derer, die er mit seinem Vertrauen beehrte, gekommen, war die Macht der nachgebornen Glieder des königlichen Hauses gesunken. Nach den Grundsätzen des Feudalstaates hatte der König als Haupt seines Hauses regiert und war nicht mehr an die Zustimmung seiner Verwandten als an die anderer Großen gebunden gewesen. Das Land war aber immer als im Besitze der gesammten herrschenden Familie gedacht worden, daher früher die Theilungen des Territoriums und, als diese aufgehört, die mehr oder weniger anerkannte Theilnahme der Prinzen an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Seit Ludwig XI. waren jedoch die Grundsätze der modernen Monarchie, die ihre Einheit einzig in der Person des Regenten ausgesprochen findet und seiner Familie keinen unmittelbaren Einfluß auf die Regierung zugesteht,

in Aufnahme gekommen. Die Bedeutung der jungern Linien des königlichen Hauses hatte besonders durch den Untergang Karl des Kühnen und die Auflösung des burgundischen Staates einen großen Stoß bekommen. Auch war der Umstand nicht ohne Einfluß geblieben, daß Karl VIII., Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. bei ihrer Thronbesteigung keine Brüder hatten, deren Ansprüche bei der Nähe, in der sie zu dem Souverain stehen, schwerer zurückzuweisen waren und die von den der Krone feindlichen Parteien besonders gern an ihre Spitze gestellt wurden. Der schwache und unfähige Herzog von Guienne, Ludwig's XI. Bruder, hatte diesem, nur auf diese Eigenschaft gestützt, so viele Hindernisse in den Weg zu legen vermocht, daß der König sich seiner heimlich entledigt zu haben angeklagt wurde, während er einen entferntern Verwandten, der sich ihm so feindlich gezeigt hätte, wahrscheinlich dem Arme des Henkers überliefert haben würde. — Ludwig XII., Franz I. und Heinrich II. hatten angefangen die großen Aemter des öffentlichen Dienstes, ohne besondere Rücksicht auf ihre Verwandten, nach eigenem Belieben zu übertragen, und die Montmorency, Guisen u. a. m. unter den beiden letztern Königen mehr als die jüngern Zweige ihrer Dynastie vermocht. Da aber die Traditionen der Feudalmonarchie im sechszehnten Jahrhundert noch nicht vollkommen verschwunden waren und der politische Absolutismus noch keine vollendete Gestalt angenommen hatte, da beide Zustände in so vielen ihrer Formen noch nahe an einander grenzten, so erwachten die Ansprüche der Prinzen von Geblüt immer wieder von Zeit zu Zeit und fanden in den Erinnerungen des Lehnsgeistes und in den Ueberresten seiner Organisation einen Anhaltspunkt, von dem aus sie ihre verlorne Stellung wieder zu gewinnen trachteten.

Die Seitenlinien des regierenden Hauses, einst unter den ersten Valois so zahlreich, hatten sich allmälig sehr vermindert, als hätte die Natur selbst die königliche Macht, die Zweige des Stammes abreißend, um den Wipfel in die Höhe zu treiben, von ihrem feudalen Ursprunge befreien und die Vermittlung, welche die jüngern Linien zwischen dem Souverain und dem Adel bildeten, aufheben wollen, um die Lehnsaristokratie in der Monarchie vollkommen aufgehen zu lassen. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war von allen andern Zweigen des kapetingischen Stammes nur noch der letzte, der des Hauses Bourbon, vom jüngsten Sohne Ludwig des Heiligen gegründet, übrig geblieben. Diese Familie theilte sich in zwei Linien. An der Spitze der ältern befand sich Anton von Bourbon, durch seine Heirath mit Johanna d'Albret, der Erbin

von Navarra, Titularkönig dieses kleinen Landes, das aber unter spanischer Oberherrschaft stand, und wirklicher Besitzer des Fürstenthums Bearn. Seine beiden Brüder waren Karl, Cardinal von Bourbon, und Ludwig, Prinz von Condé. Die jüngere Linie bestand aus dem Herzoge von Montpensier und dem Prinzen La Roche-sur-Yon. Diese Bourbons neigten sich damals, mit Ausnahme des Cardinals, sämmtlich zum Protestantismus hin, obgleich später nur der Prinz von Condé sich durch seine Anhänglichkeit an ihn hervorthun, der König von Navarra von ihm, wenigstens äußerlich, abfallen, der Herzog von Montpensier sich sogar zu seinen entschiedenen Verfolgern gesellen sollte. Johanna d'Albret, die Gemahlin Anton's von Bourbon und Mutter Heinrich's IV., die Prinzessin von Condé, eine Verwandte Coligny's, und die Herzogin von Montpensier waren dagegen dem neuen Glauben mit großem Eifer zugethan. Die bourbonischen Prinzen waren unter Heinrich II. im Dunkel geblieben und weder durch einen Heeresbefehl, noch eine große Statthalterschaft ausgezeichnet worden. Gleich nach dem Tode Heinrich's hatte der Connetable von Montmorency, der, von jeher ein Gegner und Nebenbuhler der Guisen, jetzt ihren Einfluß bei ihrer Verwandtschaft mit der jungen Königin um so mehr fürchtete, den König von Navarra an den Hof eingeladen, um an der Bildung einer neuen Verwaltung und der Austheilung der großen Aemter Theil zu nehmen und den lothringischen Prinzen entgegenzuarbeiten. Anton von Bourbon, obgleich keineswegs ohne Ehrgeiz, war jedoch eine so unentschiedene und wandelbare Natur, daß er selbst bei dieser wichtigen Veranlassung keine Entschlossenheit zeigte, zu spät erschien, alle Stellungen von seinen Gegnern schon eingenommen fand und sich von jeder direkten Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen sah.

Die Protestanten, die schon in den letzten Jahren unter Heinrich II. durch die Hinneigung eines Theiles der Großen und des Adels zu ihren Grundsätzen aus einer religiösen Sekte eine Partei im Staate geworden waren, hatten, wie dies immer bei Regierungswechseln der Fall ist, auf eine Verbesserung ihrer Stellung gehofft. Aber bald sahen sie mit Schrecken, daß alle öffentliche Macht in die Hände ihrer entschiedensten Gegner, der Guisen, übergegangen war, und daß diese sich außerdem durch den Beitritt der Königin Mutter, durch die Aufnahme des unbescholtenen, aber intoleranten Cardinals Tournon, des rechtlich gesinnten, aber ihnen blind ergebenen Kanzlers Olivier, des kriegskundigen Marschalls Brissac, der sich in Italien großen Ruhm erworben, ein Uebergewicht erworben hatten,

das die Anhänger der Reformation mit den größten Gefahren bedrohte. Die französischen Protestanten hatten gehofft, daß die Prinzen von Geblüt in der neuen Verwaltung eine ihrer Geburt würdige Stellung einnehmen würden und daß diese und ihr Anhang, zu dem das Haus Chatillon gehörte, stark genug sein würden, um der katholischen Partei und den Guisen zu widerstehen und den Bekennern der neuen Lehre wenigstens einige Duldung zu verschaffen. Der Connetable Montmorency würde ihnen, obgleich er bisher immer zu ihren Verfolgern gehört hatte, erwünschter als die Guisen an der Spitze der Verwaltung gewesen sein, die weit entschiedener wie er als Verfechter des Katholicismus aufgetreten waren, denn seine Eifersucht auf diese würde ihn, wie auch seine persönlichen Ueberzeugungen waren, zur Partei der Prinzen von Geblüt hinübergezogen und damit für die Protestanten milder gestimmt haben. Auch würden in einem solchen Falle die wohlbekannten Ueberzeugungen seiner Neffen, der Chatillon, auf ihn und seine Söhne, von denen ohnedies der älteste den Grundsätzen des neuen Glaubens nicht fremd war, von großem Einfluß gewesen sein. Die Protestanten hatten sich demnach, ohne auf einen vollkommenen Sieg ihrer Partei zu hoffen, der Hoffnung auf eine Verbesserung ihrer Lage hingeben können, die durch die Schlaffheit und Unentschlossenheit des Königs von Navarra, der ihren Feinden das Feld ohne Widerstand räumte, vereitelt worden. In Zeiten innerer Unruhen und bei der Abwesenheit eines regelmäßigen Ganges der öffentlichen Verhältnisse in einem Lande hängt alles davon ab, daß die streitenden Parteien den entscheidenden Augenblick benutzen, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Die ihrer Zahl oder Stellung nach schwächere Partei ist, sobald sie ihren Gegnern Zeit läßt, sich zum Angriff zu rüsten, und sie nicht an Kühnheit und Raschheit überflügelt, verloren. Hätte der König von Navarra bei der durch den Tod Heinrich's II. und den Regierungsantritt seines unmündigen Nachfolgers entstehenden momentanen Erschütterung der bestehenden Verhältnisse mit Entschiedenheit einen Antheil an der Verwaltung verlangt und außer den Prinzen von Geblüt auch die Montmorency und Chatillon mit sich vereinigt, so würde er die Königin Mutter, Katharina von Medicis, welche sich zu den lothringischen Prinzen nur aus Nothwendigkeit, und weil keine andere kräftige Partei sich gebildet, geschlagen, zu sich hinübergezogen und den Guisen das Gleichgewicht gehalten haben. Er hätte dann durch die Vereinigung aller diesen letztern feindlichen Kräfte den Ausbruch eines Kampfes verhindern können, der der katholischen Partei in Frankreich Ge-

legenheit gab, ihre materielle Ueberlegenheit zu fühlen, und der mit einer solchen Schwächung des Protestantismus endigte, daß dessen endlicher Untergang, wie dies hundert Jahre nachher unter Ludwig XIV. geschah, unausbleiblich wurde. Jener günstige Moment aber war für immer verloren.

Die Guisen benutzten die von ihnen eingenommene Stellung sogleich, um, ihrem Plane gemäß, Franz II. zu einer Verfolgung gegen die Anhänger der neuen Lehre zu veranlassen. Sie ließen den jungen König, wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung, an den Cardinal von Tournon, Erzbischof von Lyon und in dieser Eigenschaft Primas von Gallien, ein Schreiben richten, worin er die Verfolgung der Protestanten für eine ihm von seinem Vater hinterlassene Verpflichtung erklärte und dabei des Prälaten thätigen Beistand in Anspruch nahm. Mehre königliche Edikte wurden in den folgenden Monaten von dem Parlament sanktionirt, in denen unter Anderm bestimmt wurde, daß die Häuser, die den Protestanten zu ihren religiösen Zusammenkünften dienten, niedergerissen werden sollten, ohne daß die Baustellen jemals wieder benutzt werden dürften, und daß Alle, die denselben beigewohnt, ohne Unterschied mit dem Tode zu bestrafen seien. Der Papst Paul IV., der um diese Zeit in Rom mit Tode abging und sich durch seinen Glaubenseifer und die Beschützung der Inquisition ausgezeichnet, hatte Pius IV. zu seinem Nachfolger, der von demselben Fanatismus beseelt war, und Philipp II., der im August desselben Jahres die Niederlande für immer verließ, wohnte im Oktober dem ersten großen Auto-da-fe unter seiner Regierung bei, auf dem in Valladolid vierzig Protestanten verbrannt wurden. Im December wurde in Paris der protestantische Parlamentsrath Anne Dubourg seiner Religion wegen erdrosselt und sein Leichnam verbrannt. In fast allen Theilen des Königreiches verschlangen die Scheiterhaufen die, welche weder fliehen konnten, noch ihren Glauben verläugnen wollten. Eine Regierung, die, sich auf das Beispiel Roms und Spaniens stützend, mit einer so entschiedenen Verfolgung der neuen Lehre begann, mußte den ohnedies wilden und an blutige Ereignisse aller Art, an Meuchelmord unter den Einzelnen und qualvolle Hinrichtungen von Seiten der Justiz gewöhnten Pöbel von Paris und anderer großen Städte mit immer steigender Wuth erfüllen. Zugleich wurden die Anklagen auf heimliche und unnatürliche Gräuel, von den Protestanten angeblich bei ihren nächtlichen Versammlungen verübt, von den Mönchen und Priestern immer sorgfältiger verbreitet und vom Volke immer begieriger geglaubt. Da es dem natürlichen Gefühle,

wenn es nicht durchaus verkehrt und verfinstert ist, schwer fällt, Andere wegen abweichender Meinungen über abstrakte, mit der Wirklichkeit in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehende und dem Verstande unzugängliche Lehren zu verfolgen, so hat man von jeher ihre Bekenner der Verletzung der als allgemein verbindlich und nothwendig anerkannten Vorschriften der Moral angeklagt, wohl fühlend, daß diese wie das Wichtigere, so auch das Heiligere sind.

Die Masse der französischen Protestanten wäre, von den Mächtigsten unter ihren Gegnern und dem niedern Volke zugleich gedrängt, von ihren Glaubensgenossen in andern Ländern verlassen, schon damals verloren gewesen, wenn nicht um diese Zeit sich in dem französischen Adel, und zwar auch in einem großen Theile des dem alten Glauben treu gebliebenen, ein Geist des Widerstandes und der Unzufriedenheit, gegen die Guisen und ihren Einfluß gerichtet, geregt hätte. Die Mehrzahl der Abkömmlinge des alten Herrenstandes war durch seine Verschwendung, durch die langen und verheerenden Kriege des funfzehnten Jahrhunderts, durch die Theilung der Lehne, durch den Verlust eines großen Theiles seiner Rechte in seinen äußern Glücksumständen sehr herabgekommen. Die Meisten darunter waren nicht mehr im Stande, von dem Ertrage ihrer Besitzungen zu leben, sondern dienten dem Könige und den Großen, an ihren Höfen, im Heere und in den Schlössern und festen Plätzen. Die besonders begünstigten Mitglieder dieser Klasse hatten unter den beiden vorigen Regierungen, wie einst im Anfange des Feudalsystems, nur unter andern Umständen und Bedingungen, Schenkungen an Land und Gütern, die der Krone nach dem Aussterben vieler Familien anheimgefallen, oder durch die sehr zahlreichen Confiscationen, besonders seit der Zeit der religiösen Verfolgungen, von ihr in Besitz genommen waren, empfangen. Die Guisen, die, wie immer Parteihäupter, vor allen Dingen ihre eigenen Anhänger zu belohnen hatten, die bei ihrer kühnen und herausfordernden Weise Alles, was sich nicht zu ihnen schlug, als Feind behandelten, und bei ihren überall angeknüpften Verbindungen und weitaussehenden Entwürfen viel Geld für sich selbst brauchten, ließen den jungen König alle von seinem Vater ertheilte Gnaden und Austheilungen von Land und Einkünften widerrufen und zurücknehmen und, hiermit noch nicht zufrieden, jede Bezahlung der unter der vorigen Regierung von der Krone gemachten Schulden verweigern. Wie immer bei Regierungswechseln in jener Zeit, waren auch diesmal aus allen Theilen des Landes viele Edle an den Hof gekommen, um sich dem neuen Könige zu empfehlen, seine Gunst zu gewinnen, früher versprochene Be-

lohnungen zu empfangen, oder für im Dienste der Krone aufgewandte Summen oder erlittene Einbuße Entschädigung zu suchen. Da diese, mit jener Erklärung nicht zufrieden, ihr Mißvergnügen bezeigten und die Zahl der Fordernden sich noch zu vermehren drohte, so ließ der Cardinal von Lothringen, der unter der neuen Regierung mit der Verwaltung der Finanzen beauftragt worden, befehlen, daß Jeder, der an den Hof mit einem Gesuch um Ertheilung von Aemtern und Gütern oder um Auszahlung schuldiger Gelder gekommen, denselben innerhalb vierundzwanzig Stunden, und dies bei Strafe des Stranges, zu verlassen habe. Diese tyrannische Drohung, jener Zeit nicht so fremd, als es scheinen mag, wo der Mächtigere und Höhere, ohne Rücksicht auf den Rang und die Würde seines Gegners, sich zu jeder Gewaltthätigkeit gegen denselben für berechtigt hielt, erregte, da sie gegen den Adel, aus dem fast einzig jene Klasse von Bittstellern bestand, gerichtet war, eine allgemeine Unzufriedenheit, und veranlaßte einen großen Theil desselben, den Protestanten sonst fremd, mit ihnen nicht als einer religiösen Sekte, sondern einer politischen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen. Der alte, schon der ersten Generation der Guisen unter Franz I. gemachte Vorwurf, daß sie als Fremde und Eindringlinge, und ohne im Lande gewurzelt zu sein, sich des Vertrauens der Könige bemächtigt, ward jetzt mit noch größerer Stärke erneuert. Die drei ersten Generationen der Guisen besaßen mehr die Eigenschaften, welche Bewunderung und Furcht, als die, welche Anhänglichkeit und Liebe einflößen. Sie betrugen sich, besonders die dritte Generation unter Heinrich III., mehr als unabhängige Fürsten, denn als Diener eines unumschränkten Königs, und wenn sie in jener letzten Zeit, um das Volk zu beherrschen, ihm zuweilen schmeichelten, so flößten sie demselben dennoch fast ebenso viel Schrecken als Begeisterung ein. Der stolze und entschiedene Sinn dieses Geschlechts war, obgleich List und Verstellung als Mittel brauchend, im Ganzen mehr zu Trotz und Gewalt geneigt. Hätten die Guisen etwas von dem nachgiebigen und biegsamen Geiste, der berechnenden Heuchelei der Katharina von Medicis besessen, so würde es ihnen bei der unter Heinrich III. stattfindenden Anarchie vielleicht gelungen sein, sich an die Stelle der kapetingischen Dynastie zu setzen. Sie hatten bei ihren Planen zu viel auf ihre Kraft und ihr Glück, und deren Einwirkung auf die Masse des Volkes, und zu wenig auf die Gunst der Großen und des Adels gerechnet, in deren Hände gleichwohl in jenen Bürgerkriegen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts, bei

dem vorübergehenden Sinken der souverainen Gewalt, die Nation gefallen war.

Die mit der Regierung und besonders den Guisen, ihrem Organ, Unzufriedenen, großentheils den höhern Klassen angehörig, verbanden sich demnach mit den Protestanten, denen man jetzt den Namen „Hugenotten," der französischen Verstümmelung des deutschen Wortes „Eidgenossen" zu geben anfing, ein Name, der die Kalvinisten in Frankreich bis zur Revolution bezeichnet hat. Ehe noch die Grundsätze der Reformation nach der Schweiz kamen, war diese Benennung in Genf von der Partei derer angenommen worden, die sich mit den Schweizern, den Eidgenossen, verbunden hatten. Nachdem Genf die Metropole des französischen Protestantismus geworden und von da aus Prediger und Missionarien in allen Theilen Frankreichs die Grundsätze Kalvin's verbreiteten, ward jener Name, der ursprünglich eine politische Partei bezeichnete, auf eine religiöse Sekte übertragen. — Die Unzufriedenen, zu welcher Religion sie auch gehören mochten, behaupteten, die Unumschränktheit der königlichen Gewalt an und für sich anerkennend, daß dieselbe in ihrer Ausübung unter einem Fürsten, der zwar dem Gesetze nach volljährig sei, bei seiner Jugend und Unerfahrenheit aber sich durchaus unter fremdem Einflusse befinde, von den Prinzen von Geblüt und den Reichsständen geleitet werden müsse. Der Vorschlag, die Reichsstände zu versammeln, ward von den lothringischen Prinzen, als eine die königliche Machtvollkommenheit bedrohende und beschränkende Maßregel, mit großem Nachdruck zurückgewiesen. Katharina von Medicis, obgleich damals von den Guisen noch im Dunkel gehalten, versuchte jedoch schon ihre später so berühmt gewordene Kunst, es, so lange die Angelegenheiten noch keine entscheidende Wendung genommen, mit beiden streitenden Parteien zu halten, und wußte, während sie gegen ihren Schwiegersohn Philipp II., sich über die sich aufthuende religiöse und politische Opposition beklagte, dieselbe durch Aeußerungen ihrer Theilnahme und Winke auf einen möglichen Beistand zu täuschen. Diese Partei der Unzufriedenen setzte alle ihre Hoffnungen auf eine Zusammenkunft der Reichsstände, und drang, eines Führers oder wenigstens eines großen Namens bedürfend, bei der Unfähigkeit und Unentschlossenheit des Königs von Navarra, in seinen Bruder, den Prinzen von Condé, sich an ihre Spitze zu stellen. Dieser konnte seiner Partei allerdings nicht das Gewicht des königlichen Titels, wie sein älterer Bruder, und eines bedeutenden unabhängigen Besitzes zubringen. Auch hatte seine Theilnahme, da er ein jüngerer Sohn seines Hauses war, so-

bald der älteste ruhig blieb, noch mehr den Charakter einer persönlichen Auflehnung und Rebellion gegen die königliche Autorität, während der erste Prinz von Geblüt und nächste Thronerbe, im Falle des Aussterbens der ältern Linie, für den natürlichen Beschützer der Krone, sobald dieselbe auf einem zu jungen oder zu schwachen Haupte saß, gelten konnte. Auf der andern Seite war Condé bei seiner Armuth, denn er hatte nur einen geringen Theil von dem Erbe seiner Familie überkommen und war bei der Austheilung der Statthalterschaften und großen Aemter übergangen worden, geneigt, sich aus diesem Dunkel hervorzuarbeiten, und nahm, kühn und ehrbegierig, wie er war, das Anerbieten der Unzufriedenen an, sobald sie durch eine entschlossene That der Welt ihre Absichten offen erklären und ihm, der durch seine Geburt dem Throne so nahe stand, die Pein und Gefahr eines ersten Bruches mit der königlichen Macht ersparen wollten.

Wie gewöhnlich in anarchischen Zuständen, wenn eine Partei, die den Druck, der auf ihr lastet, nicht ertragen will, gleichwohl aber zu offnem Kriege sich zu schwach fühlt, oder wenigstens mit dessen Eröffnung zögert, Verschwörungen und einzelne Angriffsversuche einer allgemeinen Schilderhebung vorangehen, so wurden solche auch diesmal von der Partei der Unzufriedenen in Frankreich unternommen. Diese wollten sich nämlich Franz' II. und seiner Mutter bemächtigen und sich der Guisen durch Gewalt oder einen von ihnen diktirten Urtheilsspruch entledigen. La Renaudie, ein Edelmann aus Perigord, der alle Eigenschaften, ein Complot zu entwerfen und auszuführen, besaß, hatte sich an die Spitze der Verschwörung gestellt, war mit den Protestanten der französischen Schweiz und den französischen Flüchtlingen, die daselbst sich zahlreich aufhielten, in Verbindung getreten und hatte dem Unternehmen unter dem protestantischen Adel der Provence und der westlichen Provinzen einen bedeutenden Anhang gewonnen. Der Hof hielt sich damals in Blois auf und der Plan war, ihn daselbst zu überfallen. Wenn Verschwörungen ebenso leicht auszuführen als zu entwerfen wären, so würden die meisten streitigen Verhältnisse durch sie entschieden werden, da bei der in zerrissenen und bewegten Zuständen geschwächten Macht der sittlichen Grundsätze überhaupt zu diesem Mittel von den Parteien leicht gegriffen wird. Die Schwierigkeit aber, ein auf geheime und unregelmäßige Weise begonnenes Unternehmen bis zu seinem Ausbruche zu bewahren und ihm dann eine feste Richtung zu geben, macht, daß es gewöhnlich, ehe es noch zur Reife gekommen, entdeckt, oder bei der Ausführung, durch den Mangel an Ueber-

einstimmung und Leitung unter den Betheiligten, vereitelt wird. So auch jetzt. La Renaudie ward von einem seiner Anhänger an die Guisen verrathen und der Herzog dieses Namens führte den jungen König von Blois, wo er leicht hätte überrascht werden können, nach Amboise, das durch ein festes Schloß und eine Besatzung vertheidigt wurde. Diese Verschwörung, deren Dasein auf diese Art entdeckt worden, deren Stärke und Verzweigung aber unbekannt geblieben, setzte den Hof in große Besorgniß und bewog die Königin Mutter die drei Brüder Chatillon zu sich einzuladen und sich mit ihnen zu berathen. Sie standen, obwohl nicht öffentlich, aber wohl der Meinung und Kenntniß ihrer Umgebungen nach, an der Spitze der protestantischen Partei, die Verschwornen hatten es jedoch nicht gewagt, sie zur Theilnahme an dem Complot einzuladen. Der ausgezeichnetste unter ihnen, der Admiral von Coligny, erklärte, daß der Friede im Königreiche nur erhalten werden könne, wenn der Verfolgung gegen die Protestanten Einhalt gethan und ihnen bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils eine vollkommene Gewissensfreiheit zugestanden würde. Der Kanzler Olivier, von Natur gemäßigt, aber schwachen Willens, und der in seinem Gewissen die Anwendung der Todesstrafe gegen die Anhänger der neuen Lehre mißbilligte, unterstützte diesen Rath, und es wurde in diesem Sinne ein Edikt bekannt gemacht (1560), das jene Forderung unter gewissen Einschränkungen zugestand. Das Parlament sanktionirte dasselbe dem Scheine nach, protestirte aber im Geheimen und zwar auf Einladung des Hofes selbst dagegen, indem es dasselbe seinen Grundsätzen nach für irrig, seinen rechtlichen Folgen nach für unkräftig erklärte und dessen Bestimmungen nur so lange, bis die Umstände seine Zurücknahme erlauben würden, anerkannte. Coligny und sein Bruder Dandelot erklärten dem Könige, den die Nachricht von einer vorhandenen Verschwörung in große Besorgniß versetzte, zu wiederholten Malen, daß die religiöse Toleranz das einzige Mittel sei, der Gefahr innerer Unruhen vorzubeugen. Seine Oheime, die Guisen, schlugen ihm dagegen die Einführung der spanischen Inquisition vor, ohne welche, wie sie behaupteten, weder die Kirche noch der Thron bestehen könne. Nach Olivier's Tode erließ sein berühmter Nachfolger, der Kanzler L'Hopital, von der Furcht, die der König vor den Protestanten hegte, dem Verfolgungsgeiste der Guisen, der Intoleranz des Parlaments und dem Fanatismus des Pöbels, besonders des städtischen, gedrängt, ein Edikt, das von Romorantin genannt, in welchem, um die Einführung der Inquisition zu hindern und der Stimmung der Mehrheit des Volkes gegen die Protestanten

ein Opfer zu bringen, die Untersuchungen gegen diese den Bischöfen ausschließend übertragen, die Freiheit des Gewissens anerkannt, d. h. Niemand gezwungen werden sollte, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen und die Gebräuche der Kirche zu befolgen, die öffentlichen Versammlungen der Anhänger der neuen Lehre aber verboten und ihre Geistlichen mit dem Tode bedroht wurden. L'Hopital, unvermögend dem sich immer mehr erhebenden Strome des religiösen Fanatismus zu widerstehen, hatte durch dieses Edikt, das übrigens erst im Anfange der folgenden Regierung zur Ausführung gebracht wurde, unter zwei Uebeln das geringste gewählt. — Unter den Verschwornen hatte sich ebenfalls das Gerücht verbreitet, daß ihr Plan entdeckt sei. Die Führer fühlten aber, daß sie zu weit gegangen waren, um umkehren zu können, und rechneten auf die Hülfe der Prinzen. La Renaudie setzte sich mit einer Anzahl der Entschlossensten in Bewegung. Der Herzog von Guise, der unter solchen Umständen zum Generallieutenant des Königreiches ernannt worden, hatte überall in der Nähe von Amboise und in den umliegenden Orten Reiterei in Versteck gelegt, so daß die Verschwornen, die ohne Verbindung unter einander in einzelnen Schaaren ankamen, an vielen Stellen zugleich angegriffen, niedergemacht oder gefangen wurden. La Renaudie war im Kampfe gefallen. Die Gefangenen wurden sogleich ohne weitere Untersuchung an den Zinnen des Schlosses aufgehängt oder im Innern enthauptet. Einige von ihnen wurden aufgespart, um ihnen durch die Folter die nöthigen Geständnisse auszupressen. Diese klagten, woran der Hof ohnedies nicht zweifelte, den Prinzen von Condé als das geheime Haupt des Complots an, der, sobald es gelungen, hervorgetreten wäre und sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt hätte. Condé hatte, sobald er von der Entdeckung der Verschwörung Nachricht bekommen, sich nicht allein nach Amboise zum Könige begeben, sondern sogar an der Vertheidigung des Schlosses Theil genommen und den Hinrichtungen beigewohnt, konnte gleichwohl aber den Verdacht, in das Unternehmen verwickelt gewesen zu sein, was durch die Aussagen der Gefangenen und die Beschlagnahme ihrer Papiere bestätigt wurde, nicht von sich abwälzen. Der Cardinal von Lothringen rieth, den Prinzen anzuklagen, und da hinlängliche Beweise seiner Schuld vorhanden waren, ihn verurtheilen und hinrichten zu lassen. Der Herzog von Guise hielt aber seinen Tod für gefährlich, sobald sein Bruder, der König von Navarra, der abwesend war, nicht mit in das Verderben hineingezogen werden könne. Man beschloß demnach eine Gelegenheit zur Habhaftwerdung beider Prinzen zu erwarten,

und entließ Condé, der sich ungehindert auf seine Besitzungen zurückzog. Dieser Vorfall wird in der französischen Geschichte das Complot von Amboise genannt, und wir besinnen uns, einen Kupferstich nach einem Bilde jener Zeit gesehen zu haben, wo die gefangenen Verschwornen, die alle Edelleute waren, in ihren Küraſſen, Stiefeln und Sporen, in langen Reihen an den Gittern der Fenster, wie Vögel in Netzen aufgehängt, einen besonders unheimlichen und ungewöhnlichen Eindruck gewähren, der durch den Kontrast ihres Standes und ihrer Kleidung mit ihrer Todesart noch vermehrt wird. Diese Abbildung erinnerte uns lebhaft an eine der hervortretendsten Eigenthümlichkeiten der Bürgerkriege, wo die Großen und Edeln mehr als die Kleinen und Niedrigen ausgesetzt sind, weshalb aus ihnen gewöhnlich eine größere Nivellirung der Klassen und Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, obgleich keineswegs immer im Interesse der Freiheit hervorgeht. — Die Mißvergnügten, obwohl durch die Fehlschlagung ihres Versuches erschreckt, ließen jedoch, da die Ursachen ihrer Unzufriedenheit zu tief lagen, um von ihnen so leicht vergessen werden zu können, in Verfolgung ihrer, den Guisen feindlichen Plane nicht nach, und erneuerten ihre Forderung der Zusammenberufung der Reichsstände, als des einzigen Mittels, weitern Unruhen und Bewegungen vorzubeugen. Die Guisen selbst bemerkten, wie schnell die Menge ihrer Gegner zunahm und wie allgemein die Meinung von der Unrechtmäßigkeit ihrer Gewalt wurde. Sie überzeugten sich, daß es ihnen unmöglich sein würde, auf die Länge der Erfüllung dieses sich immer lauter geltend machenden Wunsches, von dessen Gewährung Alle Abhülfe der immer mehr um sich greifenden Verwirrung hofften oder zu hoffen vorgaben, widerstehen zu können. Sie sannen deshalb auf Mittel, diese Reichsstände zu Werkzeugen für ihre Plane zu machen, und dachten darauf, in ihnen eine Mehrheit eifriger Katholiken und Feinde der Prinzen von Geblüt zu bilden, welche ihrem Streben nach Vernichtung ihrer Gegner und Erhebung ihres eigenen Ansehens die Sanktion der höchsten nationalen Autorität selbst aufdrücken könne. Zu dem Ende beschlossen sie, als vorbereitende Maßregel und um die öffentliche Stimmung zu erforschen, eine Zusammenberufung der Notabeln, in der Art, wie sie schon öfters in der französischen Geschichte, nachdem die Könige die Reichsstände zu scheuen oder für überflüssig zu halten angefangen, stattgefunden hatte. Aus den widerstreitenden Meinungen, die sich in dieser Versammlung, die im August in Fontainebleau gehalten wurde, kund thaten, aus den wechselseitigen Beschuldigungen und Angriffen ging als einziger Ausweg die Zu-

sammenberufung der Abgeordneten der Nation hervor, der auch die Guisen und ihr Anhang sich nicht mehr entgegenzusetzen vermochten. Ihre Versammlung wurde auf den December (1560) in Orleans festgesetzt und die königlichen Beamten mit der Abhaltung der Wahlen der drei Stände in ihren Jurisdiktionen beauftragt.

Die Guisen, einmal zu dieser Maßregel, der sie so lange entgegengestrebt, gezwungen, setzten alle Mittel der Ueberredung und Macht in Bewegung, um in dem Reichstage eine ihnen geneigte Maschine zu gewinnen. Ihr Plan war, sobald sie der Mehrheit gewiß geworden, den Mitgliedern ein Bekenntniß des Katholicismus zur Annahme vorzulegen, das jeder Abgeordnete zu unterschreiben gezwungen sein sollte. Franz II. sollte diesen Akt beginnen und Jeden, der sich ihm zu folgen weigere, sogleich seiner Aemter und Würden entsetzen, ausstoßen und dem Parlament zur Bestrafung übergeben. Aber ehe diese Maßregel in Anwendung gebracht werden konnte, war es nothwendig, sich der beiden ersten Prinzen von Geblüt, des Königs von Navarra und seines Bruders Condé, zu bemächtigen. Man hatte entschieden, sie nicht zur Versammlung zuzulassen, denn ihre Opposition hätte wahrscheinlich die vieler Andern nach sich gezogen und ihre Vereinigung mit den Coligny und Montmorency das Gelingen dieses Plans vielleicht unmöglich gemacht. Gegen den König von Navarra gab es keine Beweise, die selbst das den Guisen fügsamste Tribunal zu einer Verurtheilung desselben hätten autorisiren können. Seine Verhaftung erschien indessen unumgänglich nothwendig; über deren Ausgang konnte man sich nach den Umständen entscheiden. Der Untergang des Prinzen Condé war aber, sobald eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet werden konnte, gewiß. Nach der Entdeckung und Bestrafung des Complots von Amboise hatte er sich in neue, gegen die Regierung des Königs gerichtete Plane eingelassen, an denen die Montmorency Theil genommen hatten. In mehren Südprovinzen, in Lyonnais, der Dauphiné und Provence war es zwischen Katholiken und Protestanten bereits zu Kämpfen gekommen, in denen letztere unterlegen waren.

Sobald die Verhaftung des Königs von Navarra und seines Bruders beschlossen worden, ließ der König beiden den Befehl zukommen, auf dem bevorstehenden Reichstage zu erscheinen. Sie wurden durch diese Einladung in eine große Verlegenheit gesetzt. Einmal kannten sie die Entwürfe ihrer Feinde gegen sie und wurden von allen Seiten gewarnt, dann aber waren sie es vorzüglich gewesen, welche die Berufung der Reichsstände betrieben hatten, von

denen entfernt zu bleiben, jetzt ihre persönliche Sicherheit zu verlangen schien. Der König von Navarra, obgleich in seinem Herzen ein ebenso großer Feind der Guisen als sein Bruder, war jedoch, da er sich keiner bestimmten Schuld bewußt war, von keinem so großen Mißtrauen gegen sie erfüllt. Er fürchtete außerdem, daß sein Ausbleiben von dem Reichstage den Hof gegen ihn noch feindlicher als bisher stimmen könne. Er beschloß demnach zu gehorchen. Der Prinz von Condé ahnte, welcher Gefahr er sich aussetzte. Aber es schien ihm schimpflich, dem Beispiele seines ältern Bruders nicht zu folgen und sich von einem Gefühle der Sorge für seine Person beherrschen zu lassen. Auch glaubte er wahrscheinlich, daß seine Gegner es nicht wagen würden, gegen einen dem Throne so nahe gestellten Prinzen, und der eine bedeutende Partei für sich hatte, etwas Aeußerstes zu unternehmen. Kaum aber waren die beiden Brüder in Orleans, wo und in der Nähe die Guisen viele Soldaten versammelt hatten, angekommen, als sie gefangen genommen, der König von Navarra in weitere, der Prinz Condé aber in engere Haft gesetzt wurden. Eine Commission, den Prozeß des letztern zu instruiren, wurde sogleich versammelt und der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein, denn einmal waren hinlängliche Beweise seiner Schuld vorhanden, dann aber konnten die Guisen einen Angriff auf einen Prinzen von solchem Range nicht anders als durch seinen Untergang endigen. Schon war der Tag seiner Verurtheilung, der auch zugleich der seiner Hinrichtung sein sollte (26. November 1560) bestimmt, die Vorbereitungen zur Errichtung des Schaffotes getroffen, die Henker der benachbarten Städte zusammenberufen und alle Anstalten zur Vermeidung eines Aufstandes unter den Einwohnern getroffen. Die Weigerung des Prinzen, der nur von den Pairs und der Versammlung aller Kammern des Parlaments gerichtet werden zu können behauptete, die Commission anzuerkennen, und die Unentschiedenheit über das Schicksal des Königs von Navarra, den zu verurtheilen unmöglich war, der aber ebensowenig seinen Bruder überleben sollte, hatte allein einige Verzögerung herbeigeführt. In diesem Augenblicke wurde Franz II., der nie einer festen Gesundheit genossen, plötzlich und gefährlich krank und die Aerzte erklärten alsbald sein Leben in Gefahr. Die Guisen, zum Aeußersten entschlossen, wollten die beiden Prinzen, während der König noch lebte, aus der Welt schaffen lassen, aber Katharina von Medicis, die ohnedies die zu große, dann von keinem Gegengewicht mehr beschränkte Macht der beiden lothringischen Prinzen fürchtete, weigerte sich zu einer solchen Gewaltthat die Hand zu bieten. Die

Mitglieder des Staatsrathes fürchteten die Verantwortlichkeit eines so großen Frevels und die Unruhen, die er bei dem bevorstehenden Regierungswechsel erregen könne. Dies rettete die beiden Brüder. Die Herzogin von Montpensier, den Prinzen geneigt, bestärkte die Königin Mutter in dem gefaßten und von dem Kanzler L'Hopital gebilligten Entschlusse. Katharina hatte mit dem Könige von Navarra, der zu ihr geführt wurde, eine lange Unterredung, nach welcher das Verfahren gegen Condé, das schon zum Spruche reif war, niedergeschlagen wurde. Franz II. starb den 5. December 1560, im achtzehnten Lebensjahre, nach einer Regierung von achtzehn Monaten, die nur als eine Einleitung zu der seiner beiden Brüder betrachtet werden kann. Dieser junge König, der geistig und körperlich kraftlos, nichts als ein Werkzeug in den Händen der Guisen war, würde in der Geschichte kaum genannt werden, wenn nicht zwei ihm nahe angehende Frauen, seine Mutter, Katharina von Medicis, und seine Witwe, Maria Stuart, durch das, was sie gethan oder gelitten, berühmt, die bleiche Erinnerung an diesen farblosen Schatten etwas belebt hätten.

Neuntes Kapitel.

Der Bruder Franz' II., der nach ihm auf den Thron stieg, Karl, dieses Namens der Neunte, war in diesem Augenblicke erst zehn Jahre alt, und es war von dem verstorbenen noch so jungen Könige, der überhaupt nie Zeichen eines selbstständigen Willens gegeben, nicht nur nichts über die Regierung während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers festgesetzt worden, sondern weder Gesetz noch Sitte entschieden, wem jetzt die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zufallen sollte. Die Regentschaft war zu verschiedenen Zeiten bald von der Mutter des minderjährigen Souverains, bald von einem der Prinzen von Geblüt geführt worden, und die Beispiele der Vergangenheit konnten in dieser Beziehung jeden Anspruch zugleich rechtfertigen und zurückweisen. Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, die während des Lebens ihres Gemahls fast

unbemerkt geblieben, unter der Regierung ihres ältesten Sohnes ebenfalls wenig hervorgetreten und den vorherrschenden Einfluß den Guisen hatte überlassen müssen, hielt jetzt den Augenblick für geeignet, sich an die Spitze der Regierung zu stellen, auf die sie eine lange Reihe von Jahren hindurch einen entscheidenden Einfluß auszuüben bestimmt war. Sie besaß hierzu, wie gesagt, kein von der Verfassung des Landes entlehntes Recht, sondern bemächtigte sich derselben, indem gerade keine der beiden großen Parteien, die ihr dieselbe hätten streitig machen können, sie für sich in Anspruch zu nehmen im Stande war. Von den beiden ersten Prinzen von Geblüt war der König von Navarra eben erst des Gefängnisses entlassen worden, und der Prinz von Condé befand sich noch in demselben, und die Guisen, einem großen Theile des einheimischen Adels ohnedies verhaßt, hatten den verstorbenen König durch ihre Nichte, Maria Stuart, zu fesseln gewußt, konnten aber unter der neuen Herrschaft kein ähnliches Mittel des Einflusses in Ausübung bringen. Noch hatten sie nicht die entschiedene Gunst der Mehrheit des Volkes, wie nach dem Ausbruche der Religionskriege, für sich gewonnen. Katharina, von diesen Nebenbuhlern an der Theilnahme der öffentlichen Gewalt durch die obwaltenden Umstände befreit und auf den Kanzler L'Hopital sich stützend, ließ sich von dem jungen Könige in einer Versammlung des Staatsrathes die Führung der Regentschaft, ohne den Titel derselben anzunehmen, zuerkennen und wußte sich, als später der Kampf der Parteien ausbrach und dieselben sie ihr streitig machen wollten, durch den Einfluß, den sie auf ihren Sohn ausübte, durch ihre Kunst, ihre Gegner auseinander zu halten, sie ihre Kräfte in gegenseitigen Kämpfen verschwenden zu lassen, in deren Besitze zu behaupten. In einem Lande, in welchem die Nation, den allgemeinen Verfassungsformen nach, zu einer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheit berufen war, hätte während der Minorennität des Fürsten die Entscheidung dieser streitigen Ansprüche, wie überhaupt die Kontrole über die Regierung, den Abgeordneten des Volkes gebührt, aber die Meinung über die Befugnisse der Reichsstände, die Zeit und Form ihrer Berufung und Zusammensetzung war so schwankend und unentschieden, daß ein kräftiger König dieselben entweder ganz übergehen oder in ihrem Wirkungskreise vollkommen hemmen konnte, unter einem schwachen oder minderjährigen Fürsten dieselben aber nur ein Werkzeug für die Partei wurden, welche die einflußreichsten Mitglieder derselben zu gewinnen oder zu sich hinüberzuziehen verstand. Die Unvollkommenheit und mangelhafte Ausbildung, in der in Frankreich dieses

große nationale Institut geblieben, hatte es dem Königthume möglich gemacht, seinen Willen nicht nur zum vorherrschenden, sondern allmälig zum allein geltenden zu erheben und das Schicksal des Landes von der zufälligen Gesinnung und Individualität seiner Fürsten abhängig zu machen. In diesem ungewissen aus dem Feudalwesen zur absoluten Monarchie übergehenden Zustande war die königliche Autorität, während die Stände des Mittelalters theils in sich verfielen, theils von ihr zerstört wurden, aus allen innern und äußern Kämpfen, wie dies besonders die Beispiele Karl's VII. und Ludwig's XI. beweisen, mit immer sich mehrender Gewalt hervorgegangen. In der Meinung und in gewissen Formen hatte sich zwar die Idee einer Nation im politischen Sinne des Wortes, von Rechten, die sie in ihren Repräsentanten auszuüben befugt war, und damit die einer beschränkten Monarchie erhalten, in der Wirklichkeit aber hatte sich das französische Königthum über jede Kontrole und Beschränkung so sehr erhoben, daß der Wille eines zehnjährigen Knaben, wie Karl IX. bei seinem Regierungsantritte war, einer Partei den Vorwand, aus demselben ihr Recht herzuleiten, verleihen konnte. Die Organisation der öffentlichen Macht war, um den Reichsständen keinen Einfluß auf dieselbe zu gestatten, vor dem Zusammentreten derselben entschieden worden. Die Königin Mutter war an die Spitze der Regierung getreten, der Kanzler L'Hopital dem Staatsrathe vorgesetzt und dem Könige von Navarra eine scheinbar bedeutende Stellung verliehen worden, indem alle Statthalter und Befehlshaber von ihm ihre Instruktionen empfangen sollten, er selbst aber hierüber an die Königin berichten mußte. Die übrigen höhern Beamten wurden sämmtlich in ihren Aemtern und Würden bestätigt. Die Reichsstände von 1560 bewiesen, wie fast alle frühern, daß sie durch die Ungleichartigkeit ihrer Zusammensetzung, den Mangel an Kenntniß und Gefühl ihrer Kraft, die Ungewißheit über die Grenzen ihrer Befugnisse verhindert wurden, ihre Bestimmung als eine wahrhaft nationale Repräsentation zu erfüllen. Sie waren ausreichend, um hier und da einzelne Mängel der Verfassung zu entdecken und vorzulegen, Vorstellungen zu deren Abstellung zu machen, es lag aber außer ihrer Macht und selbst außer ihrem Willen, die Regierung zu deren Abstellung zu zwingen, geschweige ihr denn ein bestimmtes System aufzulegen, da sie selbst in ihrem eigenen Verfahren, ein solches zu entwickeln und zu befolgen, außer Stande waren. Zu den beiden ersten Ständen, der Geistlichkeit und dem Adel, der alten Feudalaristokratie, waren die Abgeordneten der Städte und allmälig die

der freien Landeigenthümer hinzugetreten. Dieser dritte Stand hatte seine Grundsätze und Sitten im Laufe mehrer Jahrhunderte wenig gewechselt, er war, ungeachtet der großen Veränderungen im Leben des Staates, den beiden ersten Ständen nicht näher getreten. Es fand zwischen den Traditionen dieser Klassen, ihren Interessen und den sie beseelenden Gesinnungen im sechszehnten Jahrhundert im Ganzen derselbe Unterschied wie im dreizehnten statt. Der Klerus repräsentirte, außer dem äußern Besitze, in dem er sich befand und der ihn zu einem politischen Körper machte, noch die besondern Ansprüche seiner geistlichen Stellung und stützte seine weltlichen Rechte auf den übersinnlichen Ursprung seiner religiösen Macht. Zwar sollte, dem Princip nach, die französische Geistlichkeit in den Reichsständen nur als eine politische Körperschaft, mit den nationalen Interessen ihres Landes beschäftigt, auftreten, und sie hatte mehrmals unter sie bedrohenden Umständen die Erhaltung ihrer weltlichen Rechte der Ausübung ihrer geistlichen Pflichten vorgezogen, indessen konnte sie nie den Charakter einer Theokratie, was sie ihrem Ursprunge und ihrer Natur nach war, verläugnen. Die Stellung dieses Standes im alten Frankreich hatte in die politische Verfassung ein dem endlichen Staate und seiner Organisation vollkommen fremdes Element eingeführt und viel dazu beigetragen, in der Nation des sechszehnten Jahrhunderts die Trennungen des frühen Mittelalters, den Streit der geistlichen und weltlichen Interessen und zugleich deren beständige Vermischung zu erhalten, so daß weder die Kirche, als eine ideale und übersinnliche Macht, von den Verirrungen und Irrthümern der weltlichen Zustände sich unabhängig bewahren, noch letztere auf eine ihrer Natur und Bestimmung angemessene Weise, und von ihnen fremden Einflüssen frei, sich ausbilden konnten. — In dem Adel fand ebenfalls eine tiefe Trennung zwischen der Stellung, in die er durch den Verfall des Feudallebens, aus dem er hervorgegangen und für das er bestimmt war, gekommen und zwischen den Erinnerungen seines Ursprunges, den Rechten, die er, obwohl vergeblich, in Anspruch nahm, statt. Indem er dem Königthume gegenüber seine frühere Unabhängigkeit verloren, war ihm, im Verhältniß zum Volke, sein alter Hang zu Uebermuth und Willkür eigen geblieben. Der französische Adel des sechszehnten Jahrhunderts lastete, seitdem er in den Dienst der Krone getreten, mit diesem vergrößerten Gewicht auf der Masse der Nation und setzte ihrer Entwickelung jedes von ihm abhängige Hinderniß entgegen. Es hatten sich in ihm die wesentlichen Mängel der Feudalaristokratie ohne deren charakteristische Größe erhalten. Der

dritte Stand war in sich noch tiefer als die Geistlichkeit und der Adel gespalten, litt in seiner Organisation an noch größern Widersprüchen, war besonders in seinen einzelnen Theilen viel disharmonischer geordnet. Nicht nur die eigentliche Magistratur, sondern fast alle Beamten des Königs, obgleich den Gesetzen nach meist zu dem Tiers-etat gehörend, hatten sich schon in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu einem zwar noch nicht durchaus erblichen, aber von der Masse der Nation dennoch gesonderten Stande ausgeschieden. Diese Klasse war dem Feudaladel abgeneigt und wurde von ihm gehaßt, sah aber fast von derselben Höhe wie dieser auf das Volk herab, das in den Städten ausschließend von ihr geleitet, gerichtet und regiert wurde. In der Mitte dieses Volkes selbst hatten die verschiedenen und oft entgegengesetzten Interessen der Gemeinden, Korporationen, Innungen u. s. w. Spaltungen und Unterschiede aller Art hervorgebracht, die nicht, wie einst zur Zeit der freien Gemeinden des Mittelalters, von der Liebe zu dem gemeinsamen städtischen Herde und der Sorge für seine Unabhängigkeit und Vertheidigung aufgewogen wurden, sondern die, von keinem allgemeinen Geist getragen, sich ausschließend um äußern Vortheil und Besitz bewegten, den Charakter jeder höhern Idee zu entfremden und ihn herabzuziehen drohten. Zu diesen Trennungen der Stände in sich und gegen einander, diesen innern und äußern Widersprüchen in Bezug auf den Ursprung und die gegenwärtige Stellung, die Form und das Wesen dieser Klassen war jetzt der Kampf zweier einander entgegengesetzten religiösen Principe hinzugetreten und drang noch tiefer als alle andern Unterschiede in das Herz der Nation selbst ein.

Der Reichstag, acht Tage nach dem Tode Franz' II. zusammengetreten, litt an allen den Mängeln, die in dem Zustande des Volkes, das er repräsentirte, vorhanden waren. Die Reichsstände, aus der Feudalwelt hervorgegangen, wo der besondere Wille, die individuelle Gesinnung des Einzelnen sich rücksichtslos geltend zu machen und die Herrschaft allgemeiner Begriffe nur mit Widerstreben anzuerkennen geneigt war, hielten sich nicht sowohl für eine unabhängige Autorität, eine gesetzgebende Versammlung, als für die Mandatarien ihrer Kommittenten, und nicht sowohl für die Organe der Nation, oder auch nur der Stände, aus denen sie hervorgegangen, sondern für die Repräsentanten der einzelnen Provinzen, Landschaften, Korporationen, die ihre Abgeordneten meist mit ganz speciellen, sich nur auf sie beziehenden Aufträgen versehen hatten, deren Erledigung diese für ihre vornehmste Pflicht hielten. Die

Mitglieder des Reichstages waren im Grunde nur die Bevollmächtigten ihrer Wähler und die Berichterstatter der Wünsche, Forderungen und Klagen derer, die sie deleguirt hatten. Aus diesem Mangel an Unabhängigkeit und selbstständiger Stellung ging für die Regierung die Leichtigkeit hervor, die Arbeiten des Reichstages nach ihrer Absicht zu leiten und sich in allen streitigen Fällen die oberste Entscheidung vorzubehalten. Dann aber wurde durch dieses Zerfallen der Stände, die in ihrer Trennung eher verschiedene Nationalitäten als verschiedene Klassen ein und desselben Volkes repräsentirten, in eine Menge lokaler Fraktionen ein fester Gang der Berathung ebenso wie die Sichtung des so getheilten, isolirten, sich widerstrebenden und darum unermeßlichen Materials der von ihnen behandelten Gegenstände unmöglich gemacht. Die Reichsstände von 1560, die übrigens allen frühern und spätern in vielen wesentlichen Zügen glichen, wandten eine große Zeit dazu an, die Klagen und Forderungen ihrer Kommittenten zu ordnen und ihnen eine gemeinsame Fassung, „cahier" genannt, zu geben, um sie der Regierung vorlegen zu können. Der Geistlichkeit und dem Tiers-etat gelang dies, die Abgeordneten des Adels waren aber mit so verschiedenen Aufträgen abgesandt worden, daß sie, unvermögend diese unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, vier Cahiers zu gleicher Zeit vorlegten. Die Beschwerden und Wünsche der einzelnen Stände waren, wie dies aus der Natur ihrer Stellung hervorging, einander oft entgegengesetzt. Nur in einzelnen Punkten, wo ihre sonst getrennten Interessen sich nicht abstießen, verfolgten sie dasselbe Ziel. Alle verlangten Vereinfachung der gerichtlichen Proceduren, Herabsetzung der Sporteln, Verbesserungen in der Verwaltung, Sparsamkeit in der Führung des Staatshaushaltes u. s. w. Sonst aber bestand die Geistlichkeit auf der Verfolgung der Protestanten, der Tiers-etat sprach sich für religiöse Duldung aus, der Adel wollte die Grenzlinie zwischen ihm und dem dritten Stande noch bestimmter ausgesprochen wissen, während letzterer sich über die Willkür und Anmaßung des erstern beschwerte u. s. w. Den einzigen Widerstand, den die Regierung gewöhnlich bei diesen Versammlungen fand, den sie aber dennoch meist überwand, war gegen die Erhöhung der vorhandenen oder die Erfindung neuer Steuern gerichtet. Dies war auch diesmal der Fall. Die Stände, ihrem Charakter, bloßer Mandatarien ihrer Kommittenten, treu, erklärten dem Kanzler, daß sie mit keiner Vollmacht zur Annahme neuer Finanzvorschläge versehen seien, und verlangten in ihre Provinzen zurückgesandt zu werden, um die Forderungen der Regierung den Wählern vorlegen zu kön-

nen. Nachdem der Reichstag ungefähr einen Monat versammelt gewesen und nichts erledigt oder beschlossen, angenommen oder verworfen hatte, wurden seine Sitzungen aufgehoben. Der Kanzler schlug den Ständen vor, sich für den nächsten Mai (1561), aber nicht vollzählig wieder zu versammeln, sondern aus jeder Provinz oder Statthalterschaft, deren es damals dreizehn gab, Einen Abgeordneten für jeden Stand zu wählen, um die abgebrochenen Berathungen fortzusetzen. Diese Maßregel wurde in einem Lande, welches schon zwanzig Millionen Einwohner zählte und für die Zeit sehr reich war, aus Sparsamkeit angenommen, denn die Abgeordneten wurden für ihre Mühewaltung von ihren Wählern entschädigt. Der letzte Reichstag hatte aus dreihundertachtunddreißig Mitgliedern bestanden, der nächste sollte deren nur neununddreißig zählen. Bald nachher ward der junge König von Orleans nach Fontainebleau geführt und hier der Prinz von Condé, der bis dahin noch immer in einem ehrenvollen Gefängnisse gehalten, aller Schuld frei gesprochen und in seine frühern Rechte eingesetzt.

Während des Reichstages hatte ein großer Theil des Adels sich dem Könige von Navarra, als erstem Prinzen von Geblüt, aus Eifersucht auf die Guisen günstig gezeigt und dessen größere Theilnahme an der Regierung als einen Gegenstand seiner Wünsche bezeichnet. Die Provinzialstände von Ile de France oder der Provinz Paris waren kurze Zeit nach Auflösung des Reichstages sogar so weit gegangen, die Steuern, die von diesem bewilligt, unter dem Vorwande zu verweigern, daß jener Prinz nicht mit der Regentschaft, die ihm seinem Range und der Verfassung nach gebühre, bekleidet sei. Die Königin Mutter sah sich demnach genöthigt, Anton von Bourbon zum Generallieutenant des Königreiches zu ernennen und ihre Gewalt scheinbar mit ihm zu theilen, wohl wissend, daß er bei der Schwäche und Unsicherheit seines Charakters und dem Widerstande, den die lothringischen Prinzen gegen ihn erheben würden, zu keinem freien Gebrauche der ihm übertragenen Macht kommen würde. Das Beispiel der Stände von Ile de France für die übrigen Provinzen fürchtend, verwies sie ihnen ihre Einmischung in die allgemeinen Anordnungen der Regierung und erklärte ihnen, daß sie sich nur mit der Erhebung und Vertheilung der Abgaben und den Wahlen für die neu zusammenzutretenden Reichsstände zu beschäftigen hätten.

Unter den letzten Regierungen, besonders unter der Heinrich's II., waren die Günstlinge der Könige auf Kosten des Landes dermaßen mit Gehalten, Pensionen und Schenkungen aller Art überhäuft,

es waren bei diesen Verleihungen so große Ungerechtigkeiten begangen worden, daß, wie gewöhnlich beim Anfange einer neuen Regierung, sich Klagen hierüber erhoben und Mittel in Vorschlag gebracht wurden, jene unrechtmäßigen Erwerbungen ihren Besitzern zu entreißen. Die Provinzialstände von Ile de France hatten dies in ihrer Versammlung ausdrücklich erklärt und den König von Navarra zur Vollziehung dieses Akts der Gerechtigkeit aufgefordert. Zwei unter den Großen, der Connetable von Montmorency und der Marschall St. André, waren es vorzüglich, die schon unter Franz I., mehr aber noch unter seinem Sohne, zum Theil aus dem Staatsschatze und den Domainen selbst, noch öfters aber durch Konfiskationen von Verurtheilten, deren Besitzungen ihren Erben hätten zufallen sollen, bereichert, die Partei fürchteten, welche diese Ungerechtigkeiten zur Sprache brachte, und sich deren Aufhebung zur Aufgabe machten. Während der Regierung Franz' II. hatte der ausschließende Einfluß der Guisen den Connetable und die meisten übrigen Großen mit den unzufriedenen Prinzen verbunden. Jetzt aber, wo der König von Navarra eine überwiegende Bedeutung für sich in Anspruch zu nehmen schien und die Guisen nicht zu fürchten waren, trat die zwischen den Prinzen von Geblüt und einem Theile der Großen immer stattgefundene Spaltung sogleich wieder hervor. Montmorency und St. André schlossen sich den lothringischen Prinzen an und dieser Bund wurde „das Triumvirat" genannt. Diese Aussöhnung wurde von der Herzogin von Valentinois, der Geliebten Heinrich's II., die einst die vertraute Freundin des Connetable gewesen, und deren Schwiegersohne, dem Herzoge von Aumale, einem der Guisen, der zwischen beiden Parteien in der Mitte stand, bewirkt. Der König von Navarra war, obgleich er nicht völlig, wie sein Bruder Condé, mit dem Katholicismus gebrochen, doch dafür bekannt, im Herzen den protestantischen Grundsätzen zugethan zu sein. Die Chatillon, die an Geburt, Reichthum und Ruf zu den Ersten des Landes gehörten, galten für eifrige Anhänger der neuen Lehre. Der letzte Reichstag hatte, ungeachtet die Guisen die Wahlen ausschließend im katholischen Interesse zu leiten gesucht, sich den Hugenotten und der Partei, die sie repräsentirten, nicht abgeneigt gezeigt. Katharina von Medicis, ohne besondere Vorliebe für irgend eine Partei, war geneigt, es mit der stärksten und glücklichsten zu halten. Montmorency und St. André fürchteten demnach, wenn sie die Prinzen und ihren Anhang im Kampfe gegen die Guisen zu unterstützen fortführen, daß diese unterliegen und der König von Navarra und die Protestanten an die Leitung der öffentlichen An-

gelegenheiten kommen könnten. Eine Beleuchtung der Vergangenheit und eine Untersuchung über die Quelle eines großen Theiles ihrer Güter und Reichthümer schien ihnen in diesem Falle unausbleiblich zu sein. Außerdem war Montmorency, obgleich seine politische Stellung seiner religiösen Ueberzeugung vorziehend, der neuen Lehre und ihren Anhängern, ihrer Sittenstrenge wegen und weil er sie als eine Auflehnung gegen die königliche Gewalt betrachtete, abgeneigt. Seine zweite Gemahlin bestärkte ihn in diesen Gesinnungen und die Herzogin von Valentinois, mit der er immer verbunden geblieben, hatte die Hugenotten von jeher angefeindet. Er brach also, für seine Reichthümer fürchtend, die ihm immer besonders am Herzen gelegen und in der Partei der Prinzen in zweiter Linie, hinter Navarra und Condé und selbst hinter seinen Neffen, den Chatillon, gelassen, mit seinen frühern Freunden und schloß sich den Guisen an.

Die Reichsstände, d. h. diesmal drei Mitglieder aus den drei Ständen in jeder der dreizehn Provinzen, traten im August (1561) wirklich zusammen. Aber der Kanzler, im Voraus unterrichtet, von wie feindlichem Geiste der Adel und der dritte Stand gegen die Geistlichkeit beseelt waren, theilte diesmal den Reichstag und wies dem geistlichen Stande Poissy, den beiden andern Pontoise zum Versammlungsorte an. Der König, die Königin Mutter und der Hof befanden sich in St. Germain, das von beiden Orten ungefähr gleich weit entfernt liegt. Der Adel und der Tiers-etat stimmten diesmal, ein seltener Fall, in ihren Forderungen und Vorschlägen vollkommen überein. Ihre Verhandlungen betrafen die drei wesentlichsten Fragen, die damals das Land theilten und zerrütteten: die Zusammensetzung der Regierung, die Schlichtung der religiösen Streitigkeiten, die Tilgung der im Verhältnisse zu den Hülfsquellen jener Zeit bedeutenden Staatsschulden. In Bezug auf den ersten Gegenstand erklärten sie sich über das zwischen der Königin Mutter und dem Könige von Navarra bestehende friedliche Vernehmen und ihre gemeinsame Theilnahme an der Regierung zufrieden, hielten aber dennoch die Zuziehung der übrigen Prinzen von Geblüt und der Reichsstände für nothwendig. Sie verlangten aber die Entfernung der Cardinäle und der Prinzen fremden Stammes aus dem Staatsrathe, indem erstere durch ihren Eid zu dem Papst in einem besondern Verhältnisse ständen und den Interessen des Landes deshalb zuweilen gefährlich werden könnten, letztere aber, nicht zur Nation gehörend, nicht über ihre Angelegenheiten entscheiden könnten. Sie wollten außerdem, daß bei jedem Regierungswechsel, wenn der

neue König noch minderjährig wäre, die Reichsstände in Paris versammelt würden, oder, in Ermangelung einer Zusammenberufung, sich im vierten Monate nach dem Tode des letzten Souverains aus eigener Macht versammeln könnten und daß sie überhaupt fortan alle zwei Jahre zusammentreten sollten. Dies sollte ein beständiges und unwiderrufliches Gesetz sein. In Bezug auf die Religionshändel schlugen sie die Abschaffung aller der Gewissensfreiheit feindlichen Gesetze vor, gestanden den Hugenotten in jeder Stadt eine leer stehende Kirche oder einen Platz zum Bau einer solchen zu und wünschten die Zusammenberufung eines Nationalconcils, um die streitigen Punkte der beiden Parteien zu entscheiden. Der dritte und wichtigste Vorschlag der Reichsstände war aber die Einziehung sämmtlicher Güter des Klerus, die Bezahlung der Staatsschulden aus diesem Fond und die Erleichterung des dritten Standes aus dem Erlöse dieser Confiscationen. Die Magistratur ward im Ganzen nicht weniger als die Geistlichkeit bedroht. Die beiden Stände schlugen die Abschaffung aller Gerichts- und Finanzstellen und deren Wiederbesetzung durch amovible, alle drei Jahre neu zu ersetzende Beamte vor.

Diese Wünsche und Forderungen des Adels und des Tiers-etat müssen in Erstaunen setzen und scheinen mit dem übrigen damals in Frankreich geltenden Zustande schwer in Uebereinstimmung gebracht werden zu können. Es sind keine Nachrichten darüber vorhanden, inwieweit die sechsundzwanzig Abgeordneten dieser beiden Stände in Pontoise sich dabei wirklich an die Mandate ihrer Committenten gehalten haben und auf welche Art und durch welchen Einfluß die Wahlen zu Stande gekommen waren. Die Cahiers dieser Versammlung befinden sich nicht in der allgemeinen Collection der Verhandlungen der französischen Zustände. Jedoch ist ihre Wahrheit keinem Zweifel unterworfen, denn der Vortrag des Redners oder Präsidenten des dritten Standes ist vollständig aufbehalten worden, und diese Verhandlungen müssen, so spurlos sie auch verschwunden sind, dennoch als eine beachtenswerthe Erscheinung jener Zeit angesehen werden. Anomalien solcher Art lassen sich nur aus den allgemeinen Bedingungen alles Bestehenden erklären. Dieses trägt, so ausschließend auch ein gewisses Princip in ihm walten mag, dennoch in seiner Tiefe demselben fremde Elemente, in denen die Erinnerungen der Vergangenheit und die Ahnungen der Zukunft zugleich sich regen. In den Demokratien kündigen sich lange, ehe die Monarchie ihnen zum Bedürfniß wird, Bestrebungen und Gesinnungen an, an welche diese einst ihre Entstehung anknüpfen wird.

Unter der Herrschaft des unumschränkten Königthums erhalten sich Keime einer ihm fremden Richtung, durch deren Wachsthum es einst begrenzt oder gestürzt werden wird. Der Grund dieses Widerspruches liegt in der Unvollkommenheit aller einzelnen Erscheinungen, dem Mangelhaften aller besondern Formen des endlichen Daseins überhaupt, von deren Totalität erst die Geschichte und das Leben der Menschheit gebildet wird. Das wechselnde Spiel dieses sich immer erzeugenden und immer wieder vernichtenden Ringens der menschlichen Intelligenz nach einer vollkommenen äußern Darstellung ihres innern Wesens, in seiner tiefsten Grundlage, seiner Entstehung und seinem Ziele zu begreifen, liegt außerhalb der Grenzen unseres Fassungsvermögens und muß als ein Geheimniß der Gottheit, von der es geleitet wird, angesehen werden. So viel aber lehrt die Geschichte, daß eine Meinung, so wahr sie an und für sich sein, mit so großem Nachdruck sie auftreten mag, dennoch erfolglos bleibt, sobald sie von der besondern Lage und dem Geiste der Gegenwart abstrahirt. Es ist unmöglich einen Schatten zu beleben und für einen solchen ist Alles zu halten, was im Leben der Völker nicht mit ihren reellen und präsenten Interessen zusammenhängt und was einer Zeit angehört, die schon abgeblüht ist, oder einer solchen, deren Keime noch nicht sichtbar sind. — Die Reichsstände in Pontoise äußerten Ueberzeugungen und machten Forderungen, die erst zweihundert Jahre später zur Reife kommen sollten. Deshalb aber sind sie ein auffallendes und sonderbares Meteor geblieben, das spurlos verschwand. Bei der Neigung aller damals deliberirenden Körperschaften, ihre Berathschlagungen möglichst geheim zu halten, bei der geringen Anzahl der von den beiden Ständen zu den Conferenzen mit der Regierung abgeordneten Commissarien, sind ihre Verhandlungen auf das damalige Publikum ohne Einfluß geblieben. So viel geht indessen aus ihnen immer klar hervor, daß es schon in der damaligen politischen Welt in Frankreich eine Partei gab, in der eine, wenn auch nur momentane Zuneigung zu einem der Toleranz und Freiheit neuerer Zeiten ähnlichen System sichtbar wurde. Aus dem Einflusse solcher Gesinnungen allein läßt sich die öffentliche Disputation der Theologen beider Confessionen, das Colloquium von Poissy genannt, wo an der Spitze der einen Partei der Cardinal von Lothringen, an der der andern Theodor de Bèze stand, erklären. Die katholischen Prälaten hätten ohne die Nothwendigkeit, den Hof, der zu schwanken schien, auf ihrer Seite zu erhalten und einen öffentlichen Beweis von der Unvereinbarkeit der alten und neuen Grundsätze zu geben, sich schwerlich einer solchen Gefahr blos-

gestellt, denn auch angenommen, daß sie selbst von der Wahrheit ihrer Sache überzeugt waren, was bei mehren von ihnen zweifelhaft ist, so wußten sie sehr wohl, daß der Bruch mit ihren Gegnern zu tief geworden, um durch solche Schulgefechte entschieden werden zu können. Auch die Hugenotten hatten von dieser Disputation keine Wirkung auf ihre Gegner gehofft und waren nur auf sie eingegangen, um ihren Grundsätzen die möglichste Oeffentlichkeit zu verschaffen und den Wünschen des Hofes entgegenzukommen. Bei dieser theologischen Disputation, die nur durch die Verhältnisse des Augenblickes eine Wichtigkeit erhielt, aber wie alle ähnlichen Wortstreite kein Resultat hervorbrachte, denn das Wort, von unberechenbarer Wirkung auf eine freie und unparteiische Stimmung des Geistes, bleibt auf die ihm feindlichen Interessen ohne Einfluß, die nur durch sinnliche Gewalt bezwungen werden können, war der dunkelste Punkt der christlichen Glaubenslehre, die Lehre von der realen Gegenwart Christi im Abendmahle, von den Katholiken zum Angelpunkte des Streites gemacht worden. Sie wußten, daß die beiden großen Fraktionen des Protestantismus über diese Idee von einander abwichen und hofften, die Hugenotten, indem sie dieselben zu einer entscheidenden Verneinung der lutherischen Ansicht zwangen, mit ihren Glaubensgenossen in Deutschland in offnen Widerspruch zu setzen. Der Cardinal von Lothringen hatte sogar, um die deutschen Protestanten zu gewinnen, mehrmals laut seine Zustimmung zu den von ihnen über dieses Dogma aufgestellten Grundsätzen zu erkennen gegeben und die Anwesenheit mehrer ihrer Theologen in Poissy gewünscht, eine Einladung, der jedoch von diesen, ihren Zweck durchschauend, nicht Folge geleistet wurde. Es kann auf den ersten Blick befremden, daß gerade der Theil des christlichen Dogmas, der am wenigsten eine äußere, bestimmte, den Verstand vollkommen befriedigende und zugleich mit dem Wortsinn in unzweifelhafter Uebereinstimmung stehende Erklärung erlaubt, der Gegenstand der tiefsten Trennung der einzelnen christlichen Confessionen geworden ist. Es liegt aber in der Natur einer auf Mysterien und übersinnlichen Fakten beruhenden Religion, wie das Christenthum, daß gerade das geheimste, einer positiven und reellen Wahrnehmung unzugänglichste Element derselben für das wesentlichste gehalten und ihm um so eher eine große Bedeutung gegeben wird, je mehr seine Unergründlichkeit eine vollkommene Auflösung des Räthsels unmöglich macht, demnach aber auch auf der andern Seite keine Weise, dasselbe zu begreifen, durchaus ausschließt. Als aber das Christenhum in den letzten Zeiten der alten Welt, aus einer in wenigen großen Fundamentalbegriffen

enthaltenen Glaubens- und Sittenlehre, ein durch das Hinzutreten sehr verschiedener Bestandtheile, des mysteriösen Geistes des Orients, der philosophischen Anschauungen Griechenlands und des politischen Verstandes Roms zusammengesetztes und zwar herrschendes System geworden, wurde das darin Unbegreifliche, einzig für den Glauben Annehmbare, auch dem Verstande und der Betrachtung näher gebracht, wo die eine Methode, ein übersinnliches Faktum zu begreifen, nothwendiger Weise auch viele andere hervorrufen mußte, die sich alle für gleich wahr und gleich berechtigt ausgaben. In dieser Fülle von Gegensätzen und Widersprüchen, welche in den sogenannten Häresien der ersten Jahrhunderte auftraten, wäre das Wesen des Christenthums vielleicht selbst verschwunden, wenn die Vorstellung von einer religiös-kirchlichen Einheit, von einigen großen Geistern ausgegangen und bei ihrer wahrhaften Nothwendigkeit von der Mehrheit der Gläubigen unterstützt, nicht dieser zersetzenden und vernichtenden Arbeit des grübelnden Verstandes entgegengetreten wäre, zuletzt aber allmälig, als das Papstthum sich der Kirche bemächtigt, alle geistige und moralische Freiheit zu vernichten gedroht hätte. Diese zu retten, erschien der Protestantismus, obgleich er dieser Bestimmung allerdings nicht vollkommen entsprach, sie, wenigstens in seinem Entstehen, vielleicht nicht einmal völlig begriff, sondern sich ebenfalls als ein herrschendes System ankündigte. Dieser Anspruch war aus dem Katholicismus auf ihn übergegangen und war ihm, besonders im Anfange, als ein Mittel der Vertheidigung nothwendig. Die Lehre vom Abendmahl, als dem Kern des dogmatischen Christenthums, mußte auch in ihm der Eckstein des neuen Gebäudes, zugleich aber Ursache des tiefen Risses werden, der sich gleich in dessen Errichtung einschlich. Der Lutheranismus hat an der katholischen Ansicht von der immerwährenden sinnlichen Erneuerung der geistigen Persönlichkeit Christi oder der Transsubstantiation im Grunde nur das geändert, was mit der theokratischen Idee des Priesterthums und Opfers zusammenhing, der Kalvinismus dagegen jene Geheimlehre für das verständige Bewußtsein allerdings am Befriedigendsten gelöst, durch seine direkte Abweisung derselben aber eines der mysteriösen Bande zerrissen, welche, der Natur und Absicht des Christenthums gemäß, die sinnliche mit der übersinnlichen Welt verbinden.

Obgleich die Vorschläge der Reichsstände in Pontoise allerdings kein Ausdruck der Gesinnungen der Mehrheit der Nation, sondern nur eines Theiles der höhern Klassen derselben sein konnten, so hatte die Kühnheit der vorgeschlagenen Maßregeln und die dabei

stattgefundene Uebereinstimmung des Adels und des Tiers-etat die Geistlichkeit in große Besorgnisse versetzt und sie von der Nothwendigkeit, den Sturm durch ein bedeutendes Opfer zu beschwören, überzeugt. Sie machte sich demnach zur Auslösung der verpfändeten königlichen Domainen, indem sie neun Jahre lang jährlich eine Summe von einer Million sechshunderttausend Franken, ein Beweis ihres Reichthums zu dieser Zeit, zu zahlen versprach, anheischig. Der Herzog von Guise und der Connetable von Montmorency, die mit dem Klerus über diese Angelegenheit unterhandelt hatten, versprachen ihm dagegen, daß die alte Religion im Königreiche aufrecht erhalten werden sollte. Durch ein Opfer derselben Art hatte der französische Klerus unter der Regierung Franz' I., in einem Augenblicke, wo dieser König das Beispiel Heinrich's VIII., mit dem er gerade in engem Bunde stand, nachzuahmen nicht abgeneigt schien, eine ähnliche Gefahr abzuwenden gewußt. An die beiden weltlichen Stände zu Pontoise wurde Dandelot, Coligny's Bruder, dessen Kalvinismus kein Geheimniß mehr war, abgesandt, der ihnen die Duldung des neuen Glaubens versprach, wogegen sie sich zu den ihnen gemachten Steuerforderungen bereitwillig finden ließen.

Ungeachtet es, wie die Verhandlungen der Stände von Pontoise beweisen, im Königreiche eine Partei der Aufklärung und Duldung gab, so trat die Unzufriedenheit der Katholiken mit der Schonung und Begünstigung, die der Hof den Bekennern der neuen Lehre zugewandt, so lebhaft hervor, daß Katharina von Medicis große Mühe fand, eine den letzten Reichstagsbeschlüssen gemäße Verordnung über das Verhältniß der beiden Religionen anerkannt zu sehen. Es war von dem Kanzler L'Hopital zu dem Ende eine Deputation der acht Parlamente des Königreiches nach St. Germain berufen worden, und er hatte, die Mitglieder derselben selbst bezeichnend, nur solche gewählt, die ihm durch ihre Mäßigung bekannt waren. Das königliche Edikt, das endlich im Jahre 1562 aus diesen Berathungen hervorging, erregte, obgleich weit entfernt eine Gleichstellung oder nur allgemeine Duldung den Protestanten zuzugestehen, bei dem Parlament von Paris, als es ihm zur Einregistrirung vorgelegt wurde, den lebhaftesten Widerstand. Die Protestanten wurden darin verpflichtet, alle den Katholiken entrissenen Kirchen zurückzugeben und den herrschenden Klerus in dem Genusse seiner Rechte und Einkünfte auf keine Art zu stören. Für den Fall der Uebertretung ward die Todesstrafe ausgesprochen. Der protestantische Gottesdienst ward aus fast allen Städten verwiesen und sollte fortan nur auf dem Lande abgehalten werden dürfen,

ward hier aber unter den Schutz der Gesetze gestellt. Das pariser Parlament, mit dieser Concession unzufrieden, weigerte sich zu wiederholten Malen diese Verordnung anzuerkennen und trug sie erst nach vier Kabinetsbefehlen, „lettres de jussions“ im alten Frankreich genannt, unter dem Vorbehalte, daß dies blos aus dringender Nothwendigkeit, ohne Billigung der neuen Lehre, provisorisch und bis anderweitig beschlossen sein würde, geschehen, in das Register seiner Verhandlungen ein.

Das große Axiom, auf das sich damals und noch lange nachher der Widerstand des Parlaments gegen die Anerkennung der Rechte der Protestanten stützte, war, daß es unmöglich sei, in einem Staate zwei gleich berechtigte Religionen anzuerkennen, und daß die bloße Duldung der einen diese nothwendig zu einer Ausdehnung ihrer Befugnisse auffordern, eine stete Spannung mit dem herrschenden Glauben unterhalten und endlich zu einem innern Kriege führen müsse. Die Falschheit dieses Raisonnements geht aus der Geschichte jener Zeit von selbst hervor, wo die Verweigerung jener Duldung fünf Religionskriege erregte und das Land in das äußerste Verderben zu stürzen drohte, von dem nur zufällige Umstände, wie das Aussterben der Valois und die Erscheinung eines so großen Fürsten, wie Heinrich IV. war, es retten konnten. Die Kirche konnte, bei ihrem Anspruche auf Unfehlbarkeit, keine andern religiösen Ueberzeugungen und Formen als die ihrigen anerkennen. Sie strebte, wie der altrömische Staat, auf dessen Trümmern sie sich festgesetzt, der Welt dieselbe religiöse, wie jener dieselbe politische Organisation aufzulegen. Die Ausschließung und Vernichtung aller Unterschiede dieser Art, die Aufhebung der geistigen Freiheit überhaupt, welche letztere in der Duldung solcher Differenzen besteht, lag in ihrem Wesen. Die Intoleranz des Parlaments dagegen war rein politischer Natur und ging aus einer irrigen Ansicht über das Verhältniß des Staates zur Religion überhaupt, über die Grenzen dogmatischer und moralischer Principien hervor, die in jener Zeit allgemein war, noch lange bestanden hat und selbst heute nicht verschwunden ist. Denn fast überall ist die religiöse Duldung mehr aus dem Unvermögen, sie zu verweigern, oder aus äußern Fakten, als aus einer wahrhaften Erkenntniß der Rechte der Kirche und des Staates, deren verschiedenen Ursprunges, deren getrennte Natur und die Unmöglichkeit, beide zu identificiren, ohne die moralische Freiheit des Menschen zu vernichten, hervorgegangen. Der damals vom Parlament behauptete Grundsatz, daß es unmöglich sei, in demselben Lande verschiedene religiöse Systeme anzuerkennen, und die noch

heute herrschende Idee von der Nothwendigkeit einer religiösen Einheit als Grundlage der politischen ist insoweit wahr, daß in allen großen, sich aus sich selbst entwickelnden Nationen, und die nicht, wie z. B. Kolonien, durch zufällige Veranlassung und unter der Herrschaft verschiedenartiger Einflüsse sich gebildet haben, Eine Form des religiösen Bewußtseins die überwiegende und von der Mehrheit eines Volkes befolgte wird. Diese relative Ueberlegenheit eines Kultus über andere, als Ergebniß des nationalen Charakters, des innern und äußern Geschickes eines Volkes, ist aber sehr verschieden von der Ausschließung anderer oder deren geringerer politischen Berechtigung, die im Gegentheil immer aus einem Mangel an Sicherheit und Kraft in der Religion der Majorität hervorgeht und, statt ein Beweis für die politische Einheit des Staates zu sein, die geringe Entwickelung desselben beweist. Eine feste, in sich selbst übereinstimmende politische Organisation kann die religiösen Differenzen ihrer Angehörigen ohne Gefahr für sich ertragen, und sie müssen ihrer gesammten Ausbildung durch den geistigen Kampf und die moralischen Widersprüche, deren Schlichtung und Lösung sie nothwendig machen, sogar vortheilhaft werden. Je mehr ein Staat nach rationellen und allgemein anwendbaren Principien eingerichtet ist, je mehr alle Individuen im Verhältniß zu ihm sich auf einer einmal bestimmten Bahn fortbewegen, um so mehr muß er das Innere derselben frei walten lassen und sich enthalten, diesem eine ebenso einmüthige Richtung, wie dem politischen Leben aufzulegen. Denn aus einer solchen totalen Uebereinstimmung würde ein Sieg der Form über den Geist, der äußern Interessen über die innern und über kurz oder lang ein Stillstand und Verfall des nationalen Lebens selbst hervorgehen. Es wird, wenigstens in einem großen Theile Europas, ohne Zweifel die Zeit kommen, wo die politische Organisation der Staaten überall auf aus der sittlichen Natur und Bestimmung der Menschheit entlehnte allgemeine Grundsätze, und nicht auf besondere, äußerlich bedingte Principien, die denselben zu gewissen Zeiten auferlegt wurden und sich in ihnen innerlich schon entfernte Zustände noch lange hinübertragen, gebaut sein wird. Bei einem dann so befriedigten und einigen äußern Dasein werden die Staaten der geistigen und besonders der religiösen Freiheit im höchsten Maße bedürftig sein, um in einem so harmonischen Dasein, durch Mangel an Kampf und Widerspruch, nicht zu erschlaffen. Dann wird die aus dem Mittelalter herübergekommene Vorstellung von der Nothwendigkeit der Herrschaft einer Glaubensform über die andere, von der Untheilbarkeit des religiösen

und politischen Princips im Staate den Meinungen an Werth gleichgestellt werden, die jetzt noch z. B. die Nützlichkeit der Inquisition, die Vernunftmäßigkeit der Leibeigenschaft u. s. w. vertheidigen. Das allgemeine religiöse Bewußtsein wird dann die besondern Kultusformen, die es so lange, sich frei zu entwickeln und die sittliche Natur des Menschen zu durchdringen, verhindert, ebenso ohne Gefahr für sich anerkennen, wie eine vollendete politische Organisation es mit den einzelnen divergirenden Richtungen und Meinungen thut. Dann wird die Zeit kommen, die bis jetzt noch nicht erschienen ist, von der es heißt, daß es nur Einen Hirten und Eine Heerde, d. h. eine auf Sittlichkeit gegründete freie Wahl des Innern geben wird.

Die Hugenotten, die, wie jede werdende, besonders religiöse Partei, voller Hoffnung waren, daß ihre Grundsätze allmälig von der Mehrheit der Nation angenommen werden würden, verließen sich besonders darauf, daß ein bedeutender Theil des höhern und niedern Adels sich auf ihre Seite geschlagen hatte. Sie übersahen jedoch, daß zwei so zahlreiche und mächtige Körperschaften, wie der Klerus und die Magistratur, die sonst immer getrennt gewesen, sich jetzt gegen sie vereinigt hatten, daß ein Theil der Großen, die Guisen an der Spitze, ihnen ebenfalls feindlich war, und daß der städtische Pöbel und das Landvolk, von der Geistlichkeit geleitet, und bei der Meinungsverschiedenheit, die unter der Aristokratie herrschte, deren Einflusse weniger als sonst ausgesetzt, auf ein zu gebendes Zeichen und unter gewissen Umständen zu einem Angriff auf sie bereit waren. Ihre Stärke bestand vornehmlich, außer einigen Prinzen und Großen, in einem zahlreichen, besonders im Süden und Westen ansässigen kriegerischen Landadel, der mit seinen Vasallen auf ihre Seite getreten war, in einem Theile der mittlern begüterten Klassen und in dem Landvolke einiger Gebirgsgegenden, am Fuße der Pyrenäen und Alpen. Es war aber dennoch nichtsdestoweniger wahr, daß sie die Mehrheit der städtischen Bevölkerung, besonders in den größern Orten, und drei Viertheile des Bauernstandes in den Ebenen des Nordens und Ostens gegen sich hatten. Der Einfluß der Prinzen, der Chatillon, des Kanzlers L'Hopital, der zwischen den beiden Parteien in der Mitte stand, und einiger andern bedeutenden Personen in der Umgebung der Königin Mutter, hatte dieser ohne Zweifel eine übertriebene Meinung von der Stärke der Hugenotten gegeben und dieselbe ihnen in der letzten Zeit günstig gestimmt. Man hat oft behauptet, daß Katharina von Medicis gegen jede religiöse Ueberzeugung vollkommen gleichgültig gewesen und vielleicht selbst

den Untergang des Katholicismus in Frankreich nicht ungern gesehen haben würde. Dies muß jedoch, wenn man ihr Verhalten während ihrer ganzen Regierung verfolgt, als eine sehr gewagte Meinung angesehen werden. Allerdings lag ihr mehr die Erhaltung ihrer Macht als der Triumph ihrer Religion am Herzen, gleichwohl erklärte sie sich, sobald sie begriffen, daß sie sich in Bezug auf die politische Stärke der französischen Protestanten geirrt, so entschieden gegen sie, verfolgte dieselben mit solcher Leidenschaft, erzog ihre Söhne in solcher Abneigung gegen die neuen Grundsätze, daß ihre religiöse Ueberzeugung, obwohl ohne Einfluß auf ihr einzelnes Thun, im Ganzen nicht als zweifelhaft angesehen werden kann. Der Protestantismus, der im Anfange in Frankreich, vielleicht mehr als irgendwo anders, eine sittliche Reform des Lebens vor Augen hatte und diesen ursprünglichen Zweck erst später, als er von den Katholiken angegriffen wurde, über den Nothwendigkeiten und Drangsalen des Krieges oft aus den Augen verlieren mußte, konnte einer Frau, wie Katharina von Medicis war, nicht anders als beschwerlich und anklagend erscheinen. Außerdem war sie als Fürstin, wie die meisten damaligen katholischen Souveraine, von Hause aus, ohne weitere Prüfung und Untersuchung gegen ihn eingenommen, da sie in ihm vor Allem einen Hauch der Freiheit, eine Auflehnung gegen die hergebrachte Ordnung der Gesellschaft erkannte und von seinem Einfluß eine Beschränkung der gewohnten Macht derer, die sie besaßen, fürchtete. So lange sie die Hugenotten zum Widerstande gerüstet sah, gab sie ihnen besonders dann nach, wenn sie ihre Besiegung mit zu großen Gefahren und Opfern, einer zu großen Erschütterung des öffentlichen Wesens verbunden sah, oder wenn sie mit ihrer Hülfe den Häuptern der katholischen Partei das Gleichgewicht halten zu können hoffte. Die Unsicherheit ihrer eigenen Lage, die Ansprüche der Guisen, der Einfluß Philipp's II. auf die ganze katholische Welt und somit auch auf Frankreich machten es ihr lange wünschenswerth, den Protestantismus als eine politische Opposition, auf die sie sich zuweilen stützen konnte, nicht ganz sinken zu lassen, als er ihr aber hierzu überflüssig oder untauglich erschien, trug sie keinen Augenblick Bedenken, alles Mögliche zu seinem Untergange beizutragen.

Wie drohend das Feuer des religiösen Fanatismus in den Bekennern des alten Glaubens sich regte, wie es durch spanischen und italienischen Einfluß von Außen, durch den Klerus und die Parlamente im Innern des Landes angefacht wurde, geht aus den Unruhen hervor, welche die Befolgung des letzten Toleranzedikts in

mehren Provinzen erregte. Katharina wollte, aus Rücksicht auf die Erhaltung des öffentlichen Friedens und einen offenen Kampf mit den Protestanten scheuend, dasselbe befolgt wissen, fand dabei aber einen Widerstand, auf den sie nicht vorbereitet war. Selbst manche ihrer ersten Diener, wie der Marschall St. André, Statthalter von Lyon, verweigerten geradezu den Gehorsam. Der Herzog von Aumale, in derselben Eigenschaft über Burgund gesetzt, antwortete den Wünschen der Königin mit einer blutigen Verfolgung der Hugenotten in Dijon. In der Provence verweigerte das Parlament, das Beispiel seines Seniors in Paris nachahmend, die Sanktion der den religiösen Frieden betreffenden Verordnung und gab nur mit Widerstreben nach. Eine Menge Protestanten wurden in verschiedenen Provinzen des Königreiches ermordet. Zu gleicher Zeit war der König von Navarra, der ungeachtet seines hohen Ranges, bei seinem Leichtsinne und seiner Schwäche, auf seine Partei keinen großen Einfluß ausübte, von seinen bisherigen Gegnern, den Guisen, und was mit diesen im In- und Auslande in Verbindung stand, gewonnen worden. Philipp II., der sein Land ihm vorenthielt und ihn nicht als König anerkannte, ließ ihm jedoch die Verleihung von Sardinien und die Guisen die Hand ihrer Nichte, der Königin von Schottland, der Witwe Franz' II., hoffen, wenn er zu ihnen übergehen wolle. Er gedachte sich in diesem Falle von seiner Gemahlin Johanna d'Albret, die der neuen Lehre eifrig anhing, zu trennen. Wie oft Fürsten von beschränkter Einsicht und lebendigem Ehrgeiz, die, aus Mangel an Kenntniß und Berechnung der Personen und Umstände, die Hindernisse übersehen, die sich der Ausführung ihrer Wünsche entgegenstellen, baute Anton von Bourbon große Plane auf diese Versprechungen, die seine neuen Freunde höchst wahrscheinlich nie zu erfüllen entschieden waren. Er träumte von Sardinien aus die Eroberung von Tunis und Nordafrika und hoffte, auf die Rechte seiner künftigen Frau, Maria Stuart, sich stützend, den Thron von England zu besteigen. Der Abfall des Königs von Navarra verstärkte nicht sowohl unmittelbar die Partei der Guisen, als er die der Protestanten, denen sein Name, als nächster Thronerbe, nach dem Aussterben der ältern Linie wichtig war, schwächte.

Beide Parteien waren mit dem Stande der vorhandenen Verhältnisse unzufrieden. Die Katholiken betrachteten mit Widerwillen die den Hugenotten gemachten Zugeständnisse und fürchteten von ihnen die Ausbreitung der neuen Lehre und eine immer wachsende Gefahr für ihren Glauben, und die Hugenotten hielten dieselben für

unzulänglich, mißtrauten der Vollziehung der gemachten Versprechungen und glaubten sich nur auf ihre Zahl und Kraft verlassen zu können. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther bedurfte es nur einer Veranlassung, um den lang genährten Funken des Hasses zu einem flammenden Ausbruche kommen zu lassen. Die Guisen hatten sich, seitdem die Königin sich den Protestanten genähert, vom Hofe entfernt gehalten. Sie erhielten jetzt, kurze Zeit nach der Publikation des Toleranzedikts von dem Könige von Navarra eine Botschaft, die sie nach Paris zur Verfolgung ihrer gemeinsamen Plane zurückrief. Der Herzog Guise näherte sich auf seinem Wege der kleinen Stadt Vassy in der Champagne an einem Sonntage, in dem Augenblicke, als die dortigen Protestanten, von ihren neuen Rechten Gebrauch machend, sich in einer Scheune zur Abhaltung ihres Gottesdienstes versammelt hatten. Ein Theil seines zahlreichen und bewaffneten Gefolges drang in das Innere des Gebäudes. Ein Streit entstand zwischen demselben und der Versammlung. Sechszig Hugenotten wurden ermordet und über zweihundert verwundet. Diese Gewaltthat in der französischen Geschichte: „le massacre de Vassy“ genannt, von den Katholiken als zufällig ausgebrochen, von den Protestanten als absichtlich angestiftet betrachtet, war das Signal zum Anfange des Kampfes zwischen den beiden Parteien.

Zehntes Kapitel.

Die Kunde von diesem blutigen Ereignisse verbreitete sich mit reißender Schnelle und überzeugte die Protestanten, daß die Garantien des zu ihrem Vortheile erlassenen Toleranzedikts von ihren Gegnern bei jeder Gelegenheit verletzt werden würden, daß diese zu mächtig und die Regierung zu schwach geworden, um die versprochenen Bedingungen zu halten, und daß es für sie am Ende weniger gefährlich sei, sich den Zufällen eines offenen Krieges als unvorhergesehenen und immer möglichen Gefahren auszusetzen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, von der Königin Mutter eine Untersuchung und Bestrafung der Gräuel von Vassy zu erwirken, rüstete sich der

Prinz von Condé, der, nach dem Abfalle seines Bruders, von den französischen Protestanten als ihr Haupt angesehen wurde, zum Kampfe. Katharina von Medicis hätte den Frieden gern noch bewahrt, war aber nicht mächtig genug, um die Parteien in ihren Grenzen zu halten. Paris war, was es noch lange nachher geblieben, die am meisten katholische Stadt des Königreiches und schon damals den Guisen ergeben. Die Königin hatte, um frei handeln zu können, sich mit ihrem Sohne nach Fontainebleau begeben, ward aber hier von beiden Parteien bedroht. Condé hatte die Absicht, sich daselbst ihrer und des jungen Königs zu bemächtigen, aber Navarra kam ihm zuvor und führte Beide nach der Hauptstadt zurück. Der katholischen Bürgerschaft von Paris, die nach Erlassung des letzten Edikts entwaffnet war, wurden ihre Waffen zurückgegeben, und das Parlament befahl dem protestantischen Kriegsvolke, das Condé daselbst gehalten, die Stadt bei Todesstrafe zu verlassen. Der Connetable von Montmorency, der dem Herzoge von Guise entgegengegangen war, setzte sich nach seiner Rückkehr an die Spitze eines bewaffneten Haufens und verbrannte die beiden Gotteshäuser vor der Stadt, in denen sich die Protestanten in der letzten Zeit versammelt hatten. Der Hof und die Hauptstadt waren jetzt demnach in den Händen der katholischen Partei.

Der Prinz von Condé, kein großer Feldherr, aber ein Mann von unternehmender und muthiger Gesinnung, glaubte sich durch seinen hohen Rang zu einem entschiedenen Auftreten verpflichtet. Wie alle entschlossenen Charaktere, zog er eine mögliche Rettung durch Uebernahme von Gefahren einem gewissen Untergange bei längerer Ruhe vor. Auch mochte er sich, wie alle Häupter seiner Partei, über die wahre Stärke derselben täuschen und nicht begreifen, wie tief der Katholicismus und die mit ihm verwandten Interessen in der Masse des französischen Volkes Wurzel geschlagen hatten, was übrigens erst im Verlaufe und im Grunde erst am Ende dieser Kämpfe sichtbar wurde. Die, welche durch Gesinnung und Stellung sich zum Handeln berufen fühlen, sind, so fähig sie sonst sein mögen, zu allen Zeiten solchen Täuschungen unterworfen gewesen, denn die Bedürfnisse und Leidenschaften des Augenblickes gestatten keine umfassende Betrachtung der Gegenwart und keine allseitige Erwägung der vorhandenen Umstände. Könnte das endliche Resultat aller großen Plane und Bewegungen vorausgesehen werden, so würde allerdings fast gar kein Kampf stattfinden, sondern das Leben der Menschheit wie eine Maschine in ungestörter Folge sich nach einem gewissen Ziele fortbewegen. Die Kraft des Menschen

wird aber, außer durch die Einflüsse und Interessen der Gegenwart, vorzüglich durch das Dunkel, das über der Zukunft ruht, in Bewegung gesetzt; und je dichter dies in einer kämpfenden Zeit ist, umsomehr wird in ihm der Drang nach Entscheidung und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg belebt. Die Nachwelt hat, mit der Kenntniß des Ausganges der in ihrem Entstehen zweifelhaften Begebenheiten versehen, bei Beurtheilung der ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche dieselben in Bewegung gesetzt, in der That ein leichtes Spiel. Eine sogenannte philosophische oder absolute Beurtheilung ihres Verdienstes oder Unwerthes, nach dem Resultat, das aus ihrem Beginnen entstanden, gebildet, geht meist aus einer unvollkommenen Kenntniß der Vergangenheit oder überhaupt aus einem gänzlichen Irrthume über die Natur des geschichtlichen Lebens hervor, in welchem die hervorragenden Gestalten einerseits von einer allgemeinen, in ihrem Verfolge und Ausgange ihnen verborgenen Bewegung fortgerissen werden, andererseits aber sich nur ihrer individuellen Kraft und der sie bestimmenden Verhältnisse bewußt sind. Der Protestantismus konnte in Frankreich ungeachtet der mächtigen Lebenszeichen, die er von sich gab, und der großen Erscheinungen, die er hervorbrachte, nicht siegen, weil ihm die in der Mehrheit der Nation, im entscheidenden Augenblicke, herrschende Stimmung entgegen war. Vergeblich ist jedoch sein Kampf nicht gewesen, denn außer der besondern Bedeutung, die er in seiner Zeit gehabt, hat er die Erinnerung und den Gedanken der religiösen Freiheit in dieser Nation nie so vollkommen wie in den erstarrten Völkern Italiens und Spaniens erlöschen lassen und wesentlich zu dem großen Princip der religiösen Gleichheit im Staate geführt, das aus der Revolution hervorgegangen und bis jetzt für ihre kostbarste Errungenschaft angesehen werden kann. Hätte der französische Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert nicht zu den Waffen gegriffen, so wäre er, wie in Spanien und Italien, in seinem Entstehen erstickt worden und die französische Nation würde, dieses Elements der innern Freiheit, das über ein Jahrhundert lang in ihren Adern sich bewegt hat, beraubt, in ihrer Entwickelung auf derselben Stufe, wie jene beiden Völker, stehen geblieben sein. Als Ludwig XIV. die Reformation in seinem Reiche zu vernichten trachtete, hatte sie schon einen großen Theil der ihr gewordenen Aufgabe gelöst. Es hatte sich eine Literatur gebildet, in welcher das Princip der Prüfung und Untersuchung so mächtig hervortrat, daß die frei gebliebene Seele der Nation sich in ihr wie in einem Spiegel erkannte, und daß diese Schriftwelt, bis auf einen gewissen

Grad, die Abwesenheit der religiösen Unabhängigkeit ersetzen konnte. Diese Erscheinung aber wäre ohne den Kampf und Widerstand des Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert nicht hervorgetreten, und dies ist die große und innere Bedeutung jener Bewegung gewesen. Die politische Freiheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts selbst wäre ohne die im Geiste des französischen Volkes lebende Unabhängigkeit der Intelligenz, die der Protestantismus allein so lange genährt hatte, bis sie sich ohne seine Hülfe erhalten konnte, nie entstanden.

Die Mittel, über die Condé im Augenblicke seiner Schilderhebung in der Nähe von Paris gebieten konnte, standen mit der Macht seiner Gegner allerdings in keinem Verhältnisse, aber er hoffte auf den Beistand der in ganz Frankreich zerstreuten Hugenotten, die, nach einer wahrscheinlichen Berechnung, zweitausendeinhundertfunfzig Kirchen zählten und funfzigtausend Mann bewaffnen konnten. Er rechnete außerdem auf den Anhang, den Einfluß und das persönliche Verdienst der protestantischen Großen, unter denen Coligny sich durch den Ruf glänzender Kriegserfahrung und einer, besonders in jener Zeit, unter seines Gleichen seltenen sittlichen Würde auszeichnete. Coligny erschrak jedoch anfangs vor dem Gedanken, sein Vaterland den Gräueln eines Bürgerkrieges auszusetzen. Auch hielt er die Macht seiner Glaubensgenossen für zu gering, um nicht durch einen offnen Kampf mit ihren Feinden den eigenen Untergang zu beschleunigen. Er widerstand einige Tage lang den dringenden Bitten seiner Anhänger und gab endlich nur dem Rathe oder Ausspruche seiner Frau nach. Diese, aus dem Hause Laval, hatte, wie viele ihres Geschlechts unter dem großen französischen Adel, die Grundsätze der Reformation mit Begeisterung angenommen. Vergebens stellte ihr Gemahl ihr die Drangsale und Gefahren eines Religions- und Bürgerkrieges vor. Er schilderte ihr in ergreifenden Ausdrücken die Wahrscheinlichkeit eines unglücklichen Ausganges und dessen Folgen, Armuth und Verbannung, vielleicht gar einen gewaltsamen und schimpflichen Tod. Ihre Antwort war, daß er die Anwendung seiner militairischen Talente dem Dienste seiner Glaubensgenossen schuldig sei. Die Meinung schien unter den Protestanten allgemein verbreitet zu sein und die Zukunft hat sie bestätigt, daß ihre Feinde auf ihren Untergang ausgingen. Der Katholicismus, von der Inquisition repräsentirt und dem spanischen Despotismus getragen, war damals nicht viel mehr als ein System der Tyrannei und Verfolgung, mit dem verglichen der Islam für eine Religion der Liebe gelten konnte. Condé, der, nachdem der

Hof und Paris in die Hände seiner Gegner gefallen, in dessen Nähe sich nicht behaupten konnte, wandte sich nach Orleans und beschloß diese Stadt, wo die Reformation sich schon frühe Anhänger gewonnen und die den westlichen Provinzen, wo die Hugenotten besonders zahlreich waren, nahe lag, zum Hauptquartier und Waffenplatz seiner Partei zu machen. Seine Hoffnung auf den Eifer und die Begeisterung seiner Glaubensgenossen schien in Erfüllung zu gehen. In allen Theilen Frankreichs, besonders aber im Westen und Süden, erhob sich der protestantische Adel, traf Verabredungen unter einander, kaufte Pferde und Waffen, musterte seine Vasallen und setzte sich dann in größern und kleinern Scharen nach der Loire hin in Bewegung. Die Häupter der Hugenotten schlossen in Orleans eine Konföderation unter einander ab, an deren Spitze der Prinz von Condé gestellt wurde und die viele der ersten Namen des französischen Adels: die Chatillon, Croy, Rochefoucault, Rohan, Grammont, Vaudray, Genlis u. s. w. enthielt. Jeder dieser großen Herren war von einem Theile des kleinern Adels, der in seiner Nähe wohnte, und den muthigsten unter seinen Pächtern und Dienern begleitet. Wie immer, wenn das monarchische Princip, an und für sich allgemein anerkannt, in seiner Ausübung für den Augenblick aber gelähmt ist, so gab auch jetzt die Partei, die sich in offenbarem Widerspruche mit dem Könige oder denen, die ihn vertraten, befand, vor, in seinem Interesse zu handeln, und erklärte die Befreiung Karl's IX. und seiner Mutter aus der Gewalt der Guisen und die Aufrechthaltung der von dem Könige erlassenen Edikte als den einzigen Zweck des Krieges, den sie begann. Dieses Vorgeben wurde jedoch sehr bald bei den Unterhandlungen, die zwischen den Häuptern beider Parteien begannen und denen Katharina von Medicis beiwohnte, von selbst widerlegt. Denn diese folgte dem Prinzen von Condé nicht nur nicht, als es ihr frei stand, sondern schloß sich seinen Feinden nur um so fester an. Die protestantischen Gemeinden des Königreiches wurden bei der eben erwähnten in Orleans abgeschlossenen Konföderation von ihren Geistlichen, die in einem Religionskriege natürlich eines großen Einflusses genossen, repräsentirt. Diese waren nicht nur von einem Fanatismus beseelt, der in nichts dem ihrer Gegner nachstand, sondern unter ihnen selbst thaten sich Spaltungen über mehre streitige Glaubenssätze auf. In einem so kritischen Augenblicke, wo Einigkeit, besonders für eine an Zahl und Stellung schwächere Partei das erste Bedürfniß war, verdammte die Synode zu Orleans mehre wirkliche oder vorgebliche Irrthümer, die von einigen ihrer Mitglieder gepredigt worden waren.

Umsonst hatten der Prinz Condé und die übrigen Häupter der Konföderation, die, obwohl den Grundsätzen des Protestantismus zugethan, mit ihrer religiösen Opposition zugleich einen politischen Zweck verbanden, nämlich die Beschränkung der königlichen Gewalt und die Demüthigung der Guisen, den kirchlichen Eifer ihrer Anhänger und besonders der Geistlichen, von Uebertreibungen abzuhalten gesucht. Ihre Rathschläge wurden verworfen und ihre Klugheit für Lauigkeit gehalten. Der katholische Gottesdienst ward in Orleans unterdrückt, die Altäre und Bilder zerbrochen und die Reliquien in der Luft zerstreut. Condé nahm die geistlichen Güter in Beschlag, um deren Erlös zu den Kosten des Krieges anzuwenden.

Die Häupter beider Parteien in Orleans und Paris fuhren noch eine Zeit lang in der Absicht, die Schuld des zu beginnenden Kampfes von sich ab auf den Gegner zu wälzen, zu unterhandeln fort, und forderten sich gegenseitig zur Niederlegung der Waffen auf, während sie zugleich mit großem Eifer ihre Streitkräfte zu vermehren suchten. Aber in den Provinzen, wo Katholiken und Protestanten, ohne in getrennten Lagern versammelt zu sein, und der Leitung mächtiger Führer entbehrend, unter einander vermischt lebten, brach der lang verhaltene Haß viel früher und gewaltsamer aus und die Protestanten schienen im Anfange die Stärkern zu sein. Die Städte in der Normandie und an der Loire ergriffen meist freiwillig ihre Partei. Poitiers, damals die größte Stadt im westlichen Frankreich, schloß sich ihnen an. In der Champagne nahm der Bischof von Laon, einer der geistlichen Pairs des Königreiches, ihre Lehre an. Im Süden regten sie sich ebenfalls mit großer Lebendigkeit und schienen ihren Gegnern gewachsen zu sein. Das Dasein einer Menge bedeutender Handelsstädte in diesen Gegenden des Landes, ihre municipalen Verfassungen und demokratischen Sitten verschafften den freisinnigen Grundsätzen der neuen Lehre einen bedeutenden Anhang. In Guienne, Languedoc, in der Dauphiné und Provence kam es zwischen den Parteien zu blutigen, obgleich unentschiedenen Kämpfen, die, dem leidenschaftlichen Charakter der Einwohner gemäß, von beiden Seiten mit großer Grausamkeit geführt wurden. Ueberall schien, Paris und seine Umgebungen ausgenommen, der Streit eine für die Hugenotten günstige Wendung zu nehmen und sie zu den kühnsten Hoffnungen zu berechtigen. Das Beispiel Deutschlands und der Schweiz, wo die Reformation sich eine unabhängige Stellung erzwungen, noch mehr das Englands, wo sie zur Herrschaft gekommen, mußte auf die französischen Protestanten von großem Einfluß sein. Die Verbindung zwischen England und Frankreich

war bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein viel lebendiger als später, nachdem sich eine vollkommene religiöse und politische Trennung zwischen ihnen gebildet hatte. Ueberhaupt brachte die Bekämpfung oder Vertheidigung der neuen Lehre nicht nur den Mittelpunkt Europas, sondern auch die entferntesten Völker desselben, Spanier und Schweden, Irländer und Neapolitaner, in eine Berührung, die sich nie mehr vermindert hat. In drei von einander sehr entfernten Epochen hat eine so große freundliche oder feindliche Verbindung zwischen den verschiedenen Nationen des modernen Europa stattgefunden: zur Zeit der Kreuzzüge, der Religionskriege und der Kämpfe, welche die französische Revolution verursachte. Die großen religiösen und nationalen Bewegungen erschüttern und verwüsten für den Augenblick, wie vulkanische Eruptionen, den Boden der Menschheit, lassen aber einen fruchtbaren Schlamm, wie der Nil zurück, aus dem eine reiche Ernte aufgeht.

Diese beim Anfange des Kampfes günstige Lage der Hugenotten sollte jedoch im Verlaufe desselben sehr bald wesentlich verändert werden. So viele Umstände sich auch zu ihren Gunsten vereinigen mochten, ihre Stellung litt an einem Mangel, der durch keinen Vortheil aufgewogen werden konnte, sie hatten nämlich in einem durchaus monarchischen Lande, wie Frankreich, die Regierung, alle die, welche im Namen des Königs handelten, seine Gerichte, seine Verwaltung, seine bewaffnete Macht, zum Theil aus Fremden bestehend, gegen sich. Die ganze politische Maschine, wenn auch lange noch nicht so allumfassend wie in spätern Zeiten, doch schon längst der bedeutendste aller Hebel, die das öffentliche Leben in Bewegung setzten, war gegen sie gerichtet. Diese Maschine konnte eine Zeit lang in ihrer Arbeit durch unvorhergesehene Angriffe gestört und verhindert werden, war aber schon zu stark und eingeübt, um aus dem gewohnten Gleise verdrängt werden zu können. Ueberall, wo der Protestantismus nicht bewaffnet auftrat, leiteten die Tribunale die gegen ihn angeordneten Verfolgungen ein und nahmen die Güter seiner Anhänger in Beschlag, hoben die königlichen Beamten Kriegsvolk gegen ihn aus und sammelten die Steuern ein, mit denen dieses bezahlt werden sollte. Die katholische Partei besaß in dem Hofe, dem stehenden Heere, dem Klerus, den Parlamenten, dem größten Theile des Landvolkes, ein solches Uebergewicht an Zahl und Mitteln, daß bei einem fortgesetzten Kampfe die Hülfsquellen der Protestanten sich fast ebenso sehr verringern, als die ihrer Gegner zunehmen mußten. Die religiöse Bewegung im sechszehnten Jahrhundert in Frankreich unterschied sich, in ihrem äußern Ver-

laufe, darum so gänzlich von dem politischen Kampfe im achtzehnten Jahrhundert, weil in ersterer die Masse des Volkes gegen das neue Princip, in letzterm sich für dasselbe aussprach.

Wäre die Regierung statt in den Händen einer arglistigen und verschlagenen Frau, die für ihre Gewalt fürchtete und als Fremde ohne Wurzel in dem Lande war, in den Händen eines entschiedenen und kräftigen Fürsten, wie z. B. Franz I. gewesen, so wäre der Protestantismus in Frankreich, der sich vorzüglich auf den Adel stützte, durch den Bund des Königthums mit der Mehrheit des Volkes, viel früher besiegt worden. Katharina von Medicis aber genoß in ihrer eigenen Partei keines unbestrittenen Ansehns. Sie fühlte, daß sie von derselben nur als ein Werkzeug gebraucht wurde, und suchte deshalb lange die Vernichtung ihrer Gegner aufzuhalten, um nicht vollkommen in die Gewalt ihrer eigenen Anhänger zu fallen. Aber Rom, Spanien und die Guisen trieben sie, sobald sie in dem Streite gegen die Hugenotten einhalten wollte, vorwärts. Ohne die innere Uneinigkeit, die getheilten Interessen der aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten katholischen Partei wäre dem französischen Protestantismus ein so langer Widerstand unmöglich gewesen. Die Geschichte dieses zehnjährigen Kampfes, von der ersten Schilderhebung Condé's (1562) bis zur Bartholomäusnacht (1572), ist, so wechselnd und belebt die einzelnen Scenen auch erscheinen, so bedeutende Charaktere in ihnen auftreten mögen, im Ganzen in allen ihren Phasen dieselbe. Die katholische Partei, von Rom, Spanien und den lothringischen Prinzen geleitet, ist meist im Vortheil, findet aber einen so nachdrücklichen kriegerischen und religiösen Widerstand, hat es mit so entschlossenen Gegnern zu thun, wird durch ihre innern Spaltungen in der Verfolgung ihres Zieles so oft aufgehalten, daß sie mehrmals, selbst nach dem Siege und im Begriff, die Hugenotten gänzlich zu erdrücken, sich mit ihnen für einen Augenblick lang vergleichen, ihnen eine längere oder kürzere Ruhe gewähren muß, dieselben aber, sobald die Gelegenheit sich bietet, sogleich wieder angreift. Der Protestantismus hätte in Frankreich ein günstigeres Schicksal verdient, denn in keinem andern Lande, wo er sich geltend gemacht, sind seine Führer von einer größern Standhaftigkeit und die ihm getreue Minderheit der Nation von einer aufopferndern Begeisterung für ihn beseelt gewesen. Von der Regierung eines mächtigen Staates, der Geistlichkeit einer herrschenden Kirche, einer überall verzweigten Magistratur und der Masse der ländlichen Bevölkerung angegriffen, hätte er sich nur durch fremde Hülfe unabhängig machen können, und mußte, da ihm diese

fehlte, besiegt werden. Daß er sich jedoch gegen eine solche Uebermacht so lange zu wehren vermocht und überhaupt, selbst unter den drangvollsten Umständen, nie ganz in diesem Lande verschwunden ist, beweist, wie kräftig sein Princip war und wie tief er sich derer, die ihn erkannt, bemächtigt hatte. Wahrscheinlich steht ihm bei einer religiösen Regeneration Frankreichs, ohne welche die bisherige politische unvollständig und in mehr als einer Beziehung eher als ein Unglück, denn als Glück zu betrachten wäre, eine große Rolle zu spielen bevor.

Die Hugenotten, von der Uebermacht ihrer Gegner auf das Aeußerste gedrängt, wandten sich endlich an die Königin Elisabeth von England um Unterstützung und erhielten diese, obgleich in sehr beschränktem Maße, gegen das Versprechen der Rückgabe von Calais, das sich aber nicht in ihren Händen befand, und der einstweiligen Ueberlieferung von Le Havre. Mit Hülfe englischer Subsidien gelang es ihnen, sich etwas zu verstärken und in Deutschland Miethssoldaten zu werben. Dessenungeachtet ward eine ihrer festen Städte nach der andern von ihren Feinden eingenommen, wurden in einer Landschaft nach der andern ihre Anhänger verfolgt, entwaffnet und zum Theil niedergemacht. Einer der Stützpunkte ihrer Partei, Rouen, ward von dem Herzoge von Guise mit Sturm genommen und geplündert. Bei dieser Belagerung ward der König von Navarra tödtlich verwundet. Die ganze Normandie ging für sie verloren. Ein noch härterer Schlag war der Verlust der Schlacht von Dreux, wo beide Theile mit äußerster Erbitterung fochten, die Hugenotten aber endlich unterlagen. Condé war in dieser Schlacht in die Hände der Katholiken, Montmorency in die der Protestanten gefallen, ein sonderbarer Wechselfall, denn beide standen an der Spitze ihrer Heere. Der Marschall St. André, einer der sogenannten Triumvirn oder der drei Häupter der katholischen Partei und der sich kurz vorher bei der Eroberung von Poitou durch Grausamkeit gegen die Anhänger der neuen Lehre in jenen Gegenden hervorgethan, blieb auf dem Wahlplatz. Guise, der die Seele und der Arm des französischen Katholicismus war, zog jetzt gegen Orleans, den Waffenplatz und das Bollwerk der Hugenotten, wo sich zugleich deren geistliche Synode befand, die von da aus ihre zerstreuten Anhänger begeisterte und ihrer Partei das Ansehn und die Bedeutung einer kirchlichen Organisation zu erhalten suchte. Guise war durch den Tod St. André's und die Gefangenschaft Montmorency's, seiner beiden Gefährten in dem sogenannten Triumvirat, noch mächtiger als bisher geworden und außer Coligny Niemand im Stande, sich

mit ihm zu messen. Dandelot, der Bruder dieses letztern, der mit dem größten kriegerischen Muthe einen ebenso großen Glaubenseifer verband, hatte sich in die bedrohte Stadt geworfen. Guise zog mitten im strengsten Winter gegen Orleans und nahm ein Außenwerk nach dem andern ein. Dandelot erkrankte plötzlich, von Arbeiten und Sorgen erschöpft, viele der Anführer fielen in den täglichen Gefechten und aus der Ferne kam eine unglückliche Botschaft nach der andern über den Verfall der protestantischen Sache an. Der lothringische Prinz hatte Alles zum Sturme vorbereitet und der Königin Mutter geschrieben, daß sie es ihm nicht übel auslegen möge, wenn er in Orleans Alles, was athme, ausrotten lasse. Das Schicksal der unglücklichen Stadt schien demnach entschieden, als sie durch eine jener außerordentlichen Katastrophen gerettet wurde, die, von dunkler und verborgener Hand vollzogen, mehr wie einmal in der Geschichte den Lauf der Begebenheiten für den Augenblick geändert, obgleich ihnen nie auf die Dauer eine verschiedene Richtung angewiesen haben. Der Herzog von Guise ward (18. Februar 1563) von Poltrot de Merey, einem protestantischen Kundschafter im katholischen Heere, zur Abendzeit und in der Nähe eines Gehölzes, meuchlings verwundet und starb einige Tage nachher. Er hatte diesen Krieg durch das Gemetzel von Vassy entzündet und bezahlte diese Schuld mit dem Leben. Er nahm den Ruf eines großen Kriegers und, so weit dies mit dem religiösen Fanatismus vereinbar ist, hochherzigen Mannes in das Grab. Sein Sohn sollte ihn noch übertreffen und auf eine ähnliche gewaltsame Weise, und unter noch folgenreichern Umständen endigen. Es ist auffallend, daß dieser Zweig des lothringischen Hauses sich in fremdem Lande so großen Einfluß und Ruf erwarb, während die ältere souveraine Linie, von der das jetzige österreichische Kaiserhaus stammt, bis zu ihrer Erhebung auf diesen Thron, mit sehr seltenen Ausnahmen, eine der thatenlosesten und dunkelsten Dynastien geblieben war. Es war, als wäre den lothringischen Prinzen mit einem größern Felde der Wirksamkeit auch eine größere Kraft, als ihnen in dem kleinen zwischen Frankreich und Deutschland schwebenden Herzogthum zu entwickeln möglich gewesen, verliehen worden. — Katharina von Medicis, die gern auf Kosten beider Parteien ihre Macht vergrößert hätte und der Entscheidung durch offnen Kampf, in welchen sie selbst nicht thätig eingreifen konnte, abgeneigt war, hoffte jetzt, von dem Einflusse des Herzogs von Guise befreit, dem kurzen, aber verheerenden Kriege ein Ziel setzen zu können. Die beiden Gefangenen, der Prinz von Condé und der Connetable von Montmorency, wur-

den zu ihr berufen und endlich nach langen Unterhandlungen ein Vertrag zu Stande gebracht, in der französischen Geschichte der von Amboise genannt (1563), in welchem den protestantischen Lehnsmännern die Ausübung ihres Gottesdienstes im gesammten Umfange ihrer Besitzungen, dem kleinern Adel aber diese Freiheit nur in seinen Schlössern, und zwar blos für sich und seine Hausgenossen zugestanden wurde. Dem Volke ward in jedem Amtsbezirk (Baillage) eine Stadt zur Feier seines Kultus angewiesen. Außerdem sollte die protestantische Religion überall, wo sie im Augenblicke dieses Friedens ausgeübt wurde, auch fortan dieses Recht behalten. Eine allgemeine Amnestie sollte diesem Vertrage das Siegel einer wenigstens äußern und scheinbaren Versöhnung aufdrücken. Die Annahme dieses der protestantischen Sache so nachtheiligen, sie so beengenden Vertrages beweist, wie sehr sie in diesem ersten Feldzuge gelitten hatte und wie verderblich für sie eine Fortsetzung des Kampfes werden mußte.

Der Friede von Amboise, weit entfernt die Hoffnungen und Ansprüche der beiden Parteien zu befriedigen, ward von ihnen nur für einen Waffenstillstand, für eine Gelegenheit neue Kräfte zu sammeln, angesehen. Katharina von Medicis, die nur vom Frieden die Erhaltung ihres Ansehens hoffte, das von den Wechselfällen des Krieges beständig bedroht wurde, und die damals weder den Katholiken, noch den Protestanten einen vollständigen Sieg wünschte, denn in jedem dieser Fälle wäre sie unter die Leitung des Siegers gekommen, war aufrichtig zur Beobachtung des letzten Vertrages geneigt, und ebenso in der Gegenpartei der Prinz von Condé, der mit keiner großen Kenntniß der Menschen und Verhältnisse begabt, die irrige Hoffnung hegte, daß ein für die Sicherheit der Hugenotten so schwankender, für die Forderungen der Katholiken so unbefriedigender Vergleich beide Parteien durch das Bedürfniß der Ruhe allmälig an eine gegenseitige Duldung, wie sie unter Ferdinand I. in Deutschland angefangen, gewöhnen würde. Coligny und viele andere der protestantischen Häupter theilten diese Ansicht nicht und behaupteten, daß die Städte ihres Glaubens dem Adel aufgeopfert seien, daß die Beschränkung ihres Gottesdienstes auf Einen Ort in jedem Amtsbezirk den Meisten der Gläubigen, die etwas entfernt wohnten, dessen Besuch unmöglich mache, und daß die Kapellen des Adels, da er Niemand als seine Familie zulassen dürfe, für die Erhaltung der Religion ohne Bedeutung seien. Die Mehrheit der Katholiken aber fand die eingegangenen Bedingungen für ihre Gegner zu günstig und vom Parlament von Paris ward die

Einregistrirung dieses Friedens, der, wie gewöhnlich, in der Form eines königlichen Edikts abgefaßt war, verweigert. Es kostete dem Hofe große Mühe, diesen Widerstand zu brechen. Als endlich jenes souveraine Tribunal sich nicht länger zu weigern vermochte, ließ es die Eintragung des Dokuments in das Register seiner Verhandlungen zu, verbot aber, gegen die übliche Sitte, seine nochmalige Verlesung, um nicht das Ansehn zu haben, als genehmige es dessen Inhalt, und erklärte, die ihm untergeordneten Gerichtsstellen nicht zu seiner Befolgung anweisen zu können. Von den Parlamenten von Burgund, Provence und Languedoc ward eine ähnliche Opposition zu erkennen gegeben. — In demselben Jahre (1563) ward das Concil von Trident, das Pius IV., nach langer Unterbrechung, zum zweiten Male in dieser Stadt versammelt hatte, geschlossen und seine Dekrete konnten nicht ohne namhaften Einfluß auf die Lage der Protestanten in einem Lande sein, wo sie sich in einer solchen Minorität wie in Frankreich befanden. Durch die Beschlüsse dieser Versammlung, die für das letzte Wort des Katholicismus galt, ward einmal der Bruch zwischen den beiden großen christlichen Parteien unheilbar gemacht, und dann ward alle Gewalt der Kirche, um der Gefahr willen, die ihr von der neuen Lehre drohte, dergestalt in dem Papstthum concentrirt, daß der Protestantismus, ohne bestimmten Verband unter einander, in den einzelnen Ländern, die sich zu ihm bekannt, isolirt waltend, es überall mit der gesammten Macht seines Gegners aufzunehmen hatte. In der That hat diese Concentration aller Kirchenautorität in der Person der Päpste, die früher nie so widerspruchslos anerkannt worden, einer weitern innern Entwickelung des Katholicismus unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt und ihn, zum Vortheile einer starren Ordnung, alles fortschreitenden Lebens beraubt; auf der andern Seite aber kann nicht geläugnet werden, daß durch die von dem Concil von Trident sanktionirte Vollendung der theokratischen Monarchie die alte Religion erhalten worden, denn der Protestantismus hat von jener Zeit an keine erheblichen äußern Eroberungen mehr gemacht.

Die Bedeutung eines solchen Ereignisses, wie der Schluß dieses langen und letzten Concils der katholischen Kirche, ward jedoch in Frankreich, das jetzt, seitdem es in seinem Innern, wenn auch keineswegs vollkommen beruhigt, doch auch nicht von offenbarem Kriege zerrissen wurde, seine Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse zu seinen Nachbarn zu richten hatte, nicht sogleich gefühlt. Eines der wichtigsten war, ein Jahr vorher, noch während des Bürgerkrieges, geregelt worden. Die piemontesischen Staaten des Herzogs von Sa-

voyen sollten, dem Frieden von Cateau-Cambresis gemäß, drei Jahre nach dessen Abschluß, geräumt werden. Dieser Termin war jetzt gekommen und die französische Regierung, nachdem sie alle Ausflüchte einer endlichen Rückgabe jener eroberten Lande, und ihre Feldherren, nachdem sie alle Gründe eines längern Aufenthaltes ihrer Truppen in denselben erschöpft hatten, wurden genöthigt, jene Bedingungen zu erfüllen. Frankreich, das seit siebenzig Jahren, unter Karl VIII., einen Theil Italiens erobert, verloren, aber um dessen Besitz beständig gekriegt hatte, war endlich genöthigt, dasselbe aufzugeben und dem herrschenden Einflusse des Hauses Oesterreich zu überlassen. Nur einige kleine Grenzplätze blieben ihm, um den Eintritt in dieses von ihm immer ersehnte Land offen zu behalten, aber es sollte eine lange Zeit vergehen, bevor es diese Straße von Neuem betreten sollte. Ferdinand I. verlangte jetzt ebenfalls die Rückgabe der von Heinrich II. durch einen glücklichen Ueberfall in Besitz genommenen welschen Bisthümer mit ihren Reichsstädten, und auf die das Reich nie Verzicht geleistet hatte, ließ sich aber, ohnedies kein Fürst von Geist und Kraft, durch die Aussicht auf eine Verbindung des jungen Königs mit einer seiner Töchter und einen engen Bund mit Frankreich, wenn auch nicht zur förmlichen Abtretung jener Territorien, die nicht von ihm allein abgehangen hätte, aber doch zum Aufgeben seiner Forderung auf deren Wiedererstattung bewegen. Die Verhältnisse zu England schlichteten sich nicht auf so ganz friedliche Art. Elisabeth verlangte die Zurückgabe von Calais, eine politische Unmöglichkeit, die jedoch von Heinrich II. in dem Frieden von Cateau-Cambresis dem Schein nach zugestanden worden war. Le Havre war ihr von den Hugenotten während des Bürgerkrieges, als Sicherheit der Zurückgabe von Calais und der ihnen vorgestreckten Subsidien, überliefert worden. Gleich nach dem Frieden von Amboise hatte Katharina die Räumung dieses Platzes, dessen sich die Engländer mitten im Frieden und gegen die bestehenden Traktate bemächtigt hatten, verlangt. Da Elisabeth diese Forderung nur gegen die Uebergabe von Calais zu bewilligen geneigt war, so kam es zu einem kurzen Kriege, der mit der Wiedereroberung von Le Havre endigte.

Der Prinz von Condé hatte vorzüglich in der Hoffnung, seinem verstorbenen Bruder, dem Könige von Navarra, in seiner Stellung an der Spitze des Staatsrathes und in seiner Würde als Generallieutenant des Königreiches zu folgen, den Vertrag von Amboise gegen den Willen eines großen Theiles seiner Partei angenommen. Katharina von Medicis hatte ihm anfangs mit dieser Hoffnung ge-

schmeichelt, deren Erfüllung aber, ohne sie zu versagen, für den Augenblick, als bei der Stimmung der katholischen Partei, den innern Frieden bedrohend, aufgeschoben. Nach der Einnahme von Le Havre, bei der Condé, wie viele protestantische Große, um die Uebergabe dieser Stadt an die Engländer vergessen zu machen, thätig gewesen, erneuerte er seine Forderung. Katharina, die ihre Gewalt mit dem Prinzen, der viel fähiger und unternehmender als sein Bruder war, nicht theilen wollte, und wahrscheinlich auch die Unmöglichkeit begriff, einen Hugenotten an die Spitze der Regierung zu stellen, folgte dem Rathe des Kanzlers L'Hopital, der ihr durch eine Majorennitätserklärung des jungen Königs sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen vorschlug. Karl V. oder der Weise hatte, wie bekannt, die Volljährigkeit der Könige auf den Antritt des vierzehnten Lebensjahres festgesetzt. Diese Verordnung konnte durch eine andere Karl's VI. als abgeschafft betrachtet werden. Indessen waren hierüber, wie fast über alle allgemeinen Bestimmungen des französischen Staatsrechtes mancherlei Meinungen möglich, die von der Partei, die sich im Besitze der Gewalt befand, zu ihrem Vortheile gedeutet werden konnten. L'Hopital, der von dem Parlamente von Paris bei jeder Gelegenheit Widerstand erfahren, glaubte auch bei dieser Gelegenheit seiner Zustimmung nicht sicher sein zu können, und der junge König ward nach Rouen geführt, wo der Akt der Majorennitätserklärung vor dem Parlament der Normandie vollzogen wurde. Es wurde hierbei im Namen Karl's IX. ein Edikt erlassen, in welchem der Friede von Amboise bestätigt, zugleich aber den Parteien alle Bündnisse mit fremden Mächten, die Beisteuern zu ihren besondern Zwecken und die Angriffe auf einander untersagt wurden. Vermöge der bestehenden Einrichtungen mußte diese Verordnung von dem Parlament von Paris, obgleich im Ressort eines andern erlassen, sanktionirt werden. Es verweigerte deren Einregistrirung unter Wiederholung seines alten Axioms, daß diese Verordnung in dem Königreiche zwei Religionen anerkenne, was mit der Erhaltung des bestehenden rechtlichen Zustandes und des öffentlichen Friedens unvereinbar sei. Erst nach langem Hin- und Herstreiten und nachdem der Staatsrath mit den strengsten Maßregeln gedroht, unterwarf sich diese in der Behauptung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Rechte so hartnäckige Körperschaft. Das Parlament von Paris hatte es nicht gewagt, sein Mißfallen darüber zu erkennen zu geben, daß der König seine Großjährigkeit vor dem Parlamente der Normandie erklärt hatte, denn alle Parlamente galten, dem Recht nach, für „cours souveraines", das der Hauptstadt

genoß aber eines Primats der Ehre und des Ranges, weil in ihm die geistlichen und weltlichen Pairs saßen, und weil es durch die Eintragung der königlichen Verordnungen in die Register seiner Verhandlungen denselben Gesetzeskraft ertheilte. Man hatte dem jungen Könige, bei Gelegenheit der Einsprüche des souverainen Tribunals gegen das den Frieden von Amboise bestätigende Edikt, eine strenge Antwort in den Mund gelegt, worin er diese Körperschaft erinnerte, daß sie nur zur Verwaltung der Justiz bestimmt sei und nichts mit den politischen Angelegenheiten des Königreiches zu thun habe, welche einzig dem Staatsrathe zuständen. Eine ähnliche Zurechtweisung zog sich das Parlament jedesmal zu, wenn es in seiner Opposition zu weit gegangen war, gleichwohl wurde das von ihm in Anspruch genommene Recht der Einregistrirung der königlichen Verordnungen ihm nie bestritten. Selbst als alle Formen und Ueberlieferungen der mittelalterthümlichen Freiheit unter Ludwig XIV. erloschen waren, wurden die Edikte dem pariser Parlament jedesmal vorgelegt, diesem aber erst nach deren Einregistrirung die Vorstellungen über ihre Mängel und Mißbräuche vor den Thron zu bringen vergönnt, wodurch sich die Krone von dieser ohnedies oft ohnmächtigen Beschränkung ihres Willens vollkommen befreite.

Der Schluß des Concils von Trident und die von ihm und dem Papste anbefohlne Verbindlichkeit aller katholischen Regenten, dessen Bestimmungen in ihren Staaten bekannt machen und befolgen zu lassen, versetzte die Königin Mutter in die Nothwendigkeit, hierüber eine bestimmte Entscheidung zu fassen. Die Dekrete dieser Versammlung waren der Triumph des Papstthums, das sich für die Verluste, welche die Reformation der Ausdehnung seiner Macht zugefügt, durch eine vollkommene Unumschränktheit in der ihm gebliebenen Sphäre und einen unmittelbarern Einfluß als früher auf alle nationalen Kirchen zu entschädigen suchte. Die Art, wie die Beschlüsse dieses Concils alle bisher streitigen Fragen einzig im Interesse des Papstthums entschieden und den Klerus über die weltliche Macht gestellt, hatten selbst die der alten Religion ergebensten Fürsten, wie Philipp II., verletzt. Noch mehr mußte dies in Frankreich der Fall sein, wo die Regierung soeben an einer Aussöhnung mit den Protestanten gearbeitet hatte. Waren doch selbst von dem Cardinal von Lothringen, den die Hugenotten für ihren gefährlichsten Feind hielten, auf dem Concilium vergeblich Mittel zur Aussöhnung vorgeschlagen worden. Die Königin Mutter, die nach der Majoritätserklärung ihres Sohnes, ebenso wie früher, an der Spitze der Regierung blieb und deren Autorität, da sie dieselbe im Namen

eines großjährigen Königs ausübte, ganz unbestritten geworden, hatte, von der Unmöglichkeit überzeugt, die neue Lehre, wenigstens für jetzt schon, gänzlich im Königreiche zu unterdrücken, ihre Unzufriedenheit über das rücksichtslose Verhalten des päpstlichen Hofes nicht verbergen können. Dieser hatte nicht nur alle Reformen verweigert, sondern durch die Form noch mehr wie durch den Inhalt seiner Erklärungen den Bruch mit den Protestanten erweitert und dessen Heilung unmöglich gemacht. Sie wußte, daß Maximilian, der Sohn und designirte Nachfolger Ferdinand's I., für die Reformirten im Geheimen günstig gestimmt war, und suchte in Verbindung mit ihm eine Zusammenkunft der größern europäischen Souveraine, um über die kirchlichen und politischen Verhältnisse Europas, Modifikationen der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums und Herstellung des allgemeinen Friedens zu berathschlagen, zu veranstalten. Die Häupter der katholischen Partei bemächtigten sich aber dieses Gedankens in ihrem Interesse, und schrieben, der Papst, Ferdinand I., Philipp II., die Herzöge von Savoyen und Lothringen, an die Königin Mutter, worin sie ihr Nancy zur Abhaltung eines solchen Congresses vorschlugen, als dessen Resultat aber im voraus die Ausrottung des Protestantismus und die ungetheilte und unbeschränkte Aufrechthaltung des alten Glaubens ankündigten. Bei der Art, wie damals so oft die Religion zum Deckmantel der Politik genommen wurde, bei der Treulosigkeit, die in dieser, besonders seit Ludwig XI. herrschend geworden, glaubt man, daß die übrigen Mächte, mit Ausnahme des Papstes, diese Erklärung nur deshalb an die Königin Mutter erließen und ihr nur deshalb eine so große Oeffentlichkeit gaben, damit die französische Regierung und ihre protestantischen Unterthanen verhindert würden, sich einander zu nähern und einiges Zutrauen zu einander zu fassen. Denn die meisten übrigen Staaten sahen die innern Unruhen in Frankreich, die dasselbe abhielten sich thätig in die Angelegenheiten seiner Nachbarn zu mischen, als eine Bedingung ihrer eigenen Sicherheit an. Katharina gerieth durch diesen Schritt, zu dem sie selbst die erste Veranlassung gegeben, in der That in Verlegenheit und glaubte sich zu einer raschen Beilegung ihrer immer noch stattfindenden Streitigkeiten mit England veranlaßt. Ein definitiver Friede kam zwischen den beiden Reichen zu Stande. Der streitige Punkt, den Besitz von Calais betreffend, wurde von beiden Seiten mit Stillschweigen übergangen, im Uebrigen aber wurden die frühern Traktate erneuert.

Katharina von Medicis hatte unterdessen den Plan gefaßt, mit dem Könige eine Reise durch alle Theile des Reiches zu unter-

nehmen. Ihre Absicht war, sich persönlich von dem Zustande der Parteien, besonders aber der Stärke oder Schwäche der Hugenotten zu überzeugen und dadurch zur Kenntniß der Mittel, sie zu schwächen, zu desorganisiren und allmälig zu erdrücken, zu gelangen. Für den Augenblick, indem sie von ihrer Lage und ihren Hülfsquellen nicht genau unterrichtet war, eine neue Schilderhebung von ihrer Seite besorgend, empfahl sie den Statthaltern und Beamten des Königs die Befolgung der letzten zu Gunsten der neuen Religion erlassenen Edikte. Sie fand aber bald Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie wenig der Friede von Amboise die Gesinnungen der beiden Parteien verändert hatte, wie wenig die ihm zufolge erlassenen Verordnungen beobachtet worden. Die Katholiken, denen der letzte Krieg die Ueberzeugung von ihrer größern Macht und Zahl gegeben, glaubten sich nicht, wie die Regierung, aus Politik verbunden, ihrer Gegner zu schonen, und diese waren, ihrer Minderzahl ungeachtet, immer stark genug gewesen, um jenen mannigfaches Ungemach zuzufügen, so daß religiöser Haß und persönliches Rachegefühl sich vereinigten, um die Verfolgungen zu erneuern. Bald waren es die königlichen Statthalter, welche die Hugenotten ungestraft beleidigen ließen, bei entstehenden Streitigkeiten sie bestraften und ihre Gegner frei ließen, und die der neuen Lehre angewiesenen Kirchen schlossen oder deren Eröffnung hinderten, bald die Parlamente, welche die Klagen der Protestanten nicht annahmen und ihre Geistlichen, wenn diese ihr Amt außerhalb ihrer Bezirke ausüben oder sich zu Synoden versammeln wollten, verfolgten, oder es waren städtische Behörden, welche den Pöbel den neuen Gottesdienst zu stören und seine Bekenner zu mißhandeln veranlaßten. Eine Menge von Mordthaten und Gewaltthätigkeiten waren auf allen Punkten des Landes gegen die Protestanten begangen und von den Gerichten fast nie geahndet worden. Katharina billigte, dem Anschein nach, diese Ungerechtigkeiten nicht, traf aber wirksame Mittel, den Protestantismus, ohne sich offen gegen ihn zu erklären, durch mehre das Edikt von Amboise näher erklärende und beschränkende Verordnungen zu schwächen. Sie verbot den reformirten Geistlichen irgendwo anders als da, wo ihr Gottesdienst erlaubt war, sich aufzuhalten, so daß es diesen unmöglich wurde, mit ihren Glaubensgenossen in einem lebendigen Verkehr zu bleiben und die Erziehung ihrer Jugend zu leiten. Denn die Ausdehnung der Amtsbezirke, in deren jedem den Hugenotten nur eine Kirche erlaubt worden, machte, daß die einzelnen Gläubigen oft funfzehn bis zwanzig Stunden von ihnen entfernt wohnten, so daß das Verbot der

Prediger, sich von einem Ort nach dem andern zu begeben, ihre Wirksamkeit auf eine einzige Lokalität beschränkte. Den protestantischen Adeligen wurde bei Strafe der Rebellion untersagt zu ihrem Gottesdienste Andere als ihre Vasallen zuzulassen, den Geistlichen wurde unter Androhung des Todes jede Versammlung, um über die Angelegenheiten ihrer Religion zu berathen, jede Sammlung von Steuern oder Beiträgen zu gemeinsamen Zwecken verboten. Die gegen die Hugenotten genommenen Maßregeln waren theils darauf berechnet, sie als religiöse Partei allmälig zur Auflösung zu bringen, theils sie als politische und militairische Macht zu schwächen. Ueberall wurden, während der Reise des jungen Königs, die Befehlshaber der Städte und festen Plätze, sobald sie im Verdacht standen, die neue Lehre zu begünstigen oder auch nur mit Schonung zu betrachten, entlassen und durch eifriger Gesinnte ersetzt. In den Städten, in welchen die Protestanten zahlreich waren, wurde der Bau von Citadellen, mit königlichen Besatzungen versehen, um die Bevölkerung in Furcht zu halten, angeordnet, während man die Mauern der Stadt, damit sie nicht von den Bürgern vertheidigt werden könnten, verfallen ließ oder sie auch gewaltsam zerstörte. Der Prinz von Condé, an den sich die Hugenotten in solchen Bedrängnissen wandten und der ohnedies damit unzufrieden war, sich von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen zu sehen, beschwerte sich bei der Königin Mutter über diese die Sicherheit seiner Glaubensgenossen bedrohenden Maßregeln, erhielt aber zur Antwort, daß es die Absicht der Regierung sei, die letzten Edikte gewissenhaft zu beobachten und beide Religionen in ihren Gerechtsamen zu schützen.

Um diese Zeit schien die Lage der Hugenotten durch die Stellung ihrer Glaubensgenossen im Auslande und die Rücksicht, welche die französische Regierung hierauf zu nehmen veranlaßt werden konnte, sich verbessern und sie mit Hoffnung auf eine größere Sicherheit erfüllen zu wollen. Maximilian II. war (1564) seinem Vater Ferdinand I. auf dem deutschen Throne gefolgt und flößte durch die Gunst, die er den protestantischen Reichsständen erwies, Spanien und besonders dem Papste, das lebhafteste Mißtrauen ein. Durch seine vermittelnde Milde und Klugheit begann in den Sitten und Vorstellungen eines großen Theiles Deutschlands eine glückliche Veränderung sichtbar zu werden, und die früher so erbitterten Gegner schienen, wenigstens für eine Zeit lang, sich an Duldung und Achtung ihrer Rechte zu gewöhnen. In Schottland heirathete Maria Stuart gegen den Wunsch der Guisen, ihrer Verwandten, einen Protestanten, Heinrich Darnley, und die Stellung Elisabeth's

zu Frankreich konnte ebenfalls einige Berücksichtigung der Hugenotten von Seite der französischen Regierung erwarten lassen. Ungeachtet dieser der neuen Lehre günstigen Verhältnisse ist es gewiß, daß Katharina gerade damals mit dem Cardinal von Lothringen, dem Cardinal von Medicis und andern italienischen Rathgebern über dem Plane brütete, den Protestantismus in Frankreich langsam, aber sicher, ohne auffallende Gewaltthätigkeit, durch eine immer engere Beschränkung seines Kultus, seiner Rechte auszurotten. Sie wollte das Volk durch die Schwierigkeit, sich um seine Prediger zu versammeln, seinen Glauben auszuüben, sich Bücher, die denselben erklärten, zu verschaffen, von ihm entwöhnen, die Großen, die mit ihren Angehörigen ihren Gottesdienst innerhalb ihrer Gebiete halten durften, durch dieses Vorrecht von der Menge isoliren und, wenn endlich der rechte Augenblick gekommen, sie entweder durch Hoffnungen und Schmeicheleien zum Katholicismus zurückführen, oder die, welche standhaft blieben, vernichten. Fast alle katholischen Mächte, der Papst, Spanien, Savoyen u. s. w. waren im Geheimnisse dieser Entwürfe, nur schien ihnen Katharina, aus Mißtrauen oder Unkenntniß der vorhandenen Schwierigkeiten, in der Ausführung des Planes zu langsam vorzuschreiten. Katharina hatte, während ihrer Reise im Süden des Königreiches, eine Zusammenkunft mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne Philipp II. an der spanischen Grenze vorbereitet. Letzterer, der in Katharina's Aufrichtigkeit Zweifel setzte und ihren persönlichen Einfluß scheute, erschien nicht selbst, sondern sandte ihr die Königin Isabella oder Elisabeth, ihre Tochter, von dem Herzoge von Alba, seinem vertrauten Rathgeber, begleitet. Katharina bewies diesem, der auf eine schleunige und offne Verfolgung der Hugenotten drang und dazu die Einführung der Inquisition in Frankreich empfahl, die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit eines solchen Verfahrens und entwickelte ihm den oben angegebenen Plan, die neue Lehre allmälig zu vertilgen. Sie versicherte den Abgesandten Philipp's II., daß sie unausgesetzt auf dem bisher betretenen Wege fortfahren werde, und ließ aus dem, was ihr schon gelungen, auf das schließen, was sie in der nächsten Zukunft vollbringen werde. Man hat behauptet, daß bei dieser Gelegenheit der Entwurf einer allgemeinen Vertilgung der französischen Protestanten und besonders ihrer Häupter, wie er sieben Jahre nachher in der Bartholomäusnacht zur Ausführung kam, beschlossen worden sei. Es ist nicht unmöglich, daß eine solche Idee, die den Sitten der Zeit und dem Charakter der Häupter der katholischen Partei nicht fern lag, bei dieser Zusammenkunft zur Sprache gekommen, daß

aber schon jetzt ein fester Entschluß gefaßt worden, muß für höchst unwahrscheinlich gelten, zumal da eine bestimmte Prämeditation jener Gräuelthat, nach den gleichzeitigen Quellen und ihren Widersprüchen zu urtheilen, selbst keineswegs gewiß ist. Der Plan, den Katharina zur Unterdrückung der Hugenotten gefaßt, mußte, wenn auch langsamer, doch zu demselben Ziele führen, und sie besaß ohne Zweifel mehr Feinheit und Voraussicht als Philipp, der durch seine offne und gewaltsame Tyrannei eine der schönsten Provinzen seines Reiches verlor und, anstatt den Protestantismus in den Niederlanden zu vernichten, zur Bildung eines neuen protestantischen Staates Veranlassung gab. Die Eifrigsten unter den französischen Katholiken, welche nichts von der List und Geduld der Königin Mutter besaßen, ihren Planen nicht vertrauten oder dieselben wahrscheinlich gar nicht kannten, hatten angefangen, sich unter einander auf eigene Hand, ohne Zuthun der Regierung, zur Bekämpfung der Hugenotten zu verbinden. Eine Vereinigung der Art, in Burgund entstanden, und die Brüderschaft des heiligen Geistes genannt, in der Bürger, Ritter und Geistliche sich verbindend, mit ihren Personen und Gütern der katholischen Religion zu dienen versprachen, griff am meisten um sich. In dem Geiste und der Form dieser Verbindung ist der erste Anfang der sogenannten „Ligue" zu suchen, die unter der Regierung Heinrich's III. zum Ausbruche kam.

Elftes Kapitel.

Bald nach seiner Rückkehr von dieser zweijährigen Reise im Innern des Königreiches (1566) begab sich Karl IX. nach Moulins, wohin eine Versammlung der Notabeln berufen war, auf der, unter Mitwirkung des Kanzlers und einer Anzahl Parlamentsglieder, eine Reform der gesammten Magistratur und der gerichtlichen Procedur beschlossen wurde, als deren Resultat die Ordonnanz von Moulins hervorging, die, aller einzelnen spätern Veränderungen ungeachtet, bis zur Revolution die Grundlage der gesammten französischen Gesetzgebung geblieben ist. Bei dieser Gelegenheit fand zugleich eine,

wenn auch unvollständige Aussöhnung zwischen Coligny, den die katholische Partei, und vielleicht nicht mit Unrecht, als den Mitwisser und Anstifter der Ermordung des Herzogs von Guise anklagte, und einem Theile der lothringischen Prinzen statt. Die Witwe des Herzogs und der Cardinal von Lothringen versöhnten sich, wenigstens der Form nach, mit dem Haupte des Hauses Chatillon, aber der Sohn des Ermordeten, später unter dem Namen „le balafré" berühmt, der damals erst sechszehn Jahre alt war, und sein Oheim, der Herzog von Aumale, wußten sich dieser Zusammenkunft zu entziehen und sowohl ihren Verdacht als ihre Hoffnung auf Rache zu bewahren. Das Mißverhältniß der Großen der beiden Parteien am Hofe war so fühlbar, daß Katharina von Medicis die Chatillon und den Herzog von Aumale von demselben entfernen zu müssen glaubte. In den Provinzen war der Haß zwischen den Katholiken und Protestanten, deren Aussöhnung und friedliches Zusammenleben der angebliche Zweck der Reise des Königs gewesen, während sie in Wahrheit nur, um die schwachen Seiten der letztern kennen zu lernen, unternommen worden, sehr bald in seiner ganzen Stärke erwacht. Die Katholiken traten fast überall als die Angreifer auf. Ueberall, wo diese die zahlreichern waren, wurden ihre Gegner in ihrem Gottesdienst, ihren Besitzungen und ihren Personen bedroht und verletzt, und die Hugenotten, durch diese Feindseligkeiten und den Eifer ihrer Geistlichen entflammt, nahmen, sobald sich eine Gelegenheit darbot, eine blutige Rache. Katharina, obgleich im Stillen und wo sie freie Hand hatte, die Protestanten beschränkend, wagte aus Besorgniß, ihre eigene Autorität aufs Spiel zu setzen, damals noch nicht, die ihnen gemachten Zugeständnisse offen zurückzunehmen, und ihre scheinbare oder von den Umständen erzwungene Toleranz erregte nicht nur die Unzufriedenheit der Katholiken in ihrem eigenen Lande, sondern vor Allem die fanatische Ungeduld Papst Pius' V. und Philipp's II., die entweder wirklich glaubten oder zu glauben vorgaben, daß Katharina, den ihnen gemachten Versprechungen untreu, die friedliche Ausübung ihrer Macht dem Interesse ihres Glaubens vorziehe. Die Königin Mutter hatte große Mühe, ihr Verhalten in den Augen ihrer geheimen Verbündeten von dem Verdachte der Doppelzüngigkeit zu retten und dasselbe aus dem Drange der Nothwendigkeit und der Hoffnung, um so sicherer an das gemeinsam beschlossene Ziel zu gelangen, zu erklären.

Da damals alle politischen Verhältnisse sich mit den religiösen Ideen auf das Engste verflochten, so war die Thronentsetzung der

Königin Maria Stuart und ihre Gefangenschaft, und der Ausbruch der Feindseligkeit in den Niederlanden, wohin Philipp unter Alba ein Heer gesandt (1567) auf die Entschließungen der Häupter der protestantischen Partei in Frankreich nicht ohne Einfluß geblieben. Sie waren allmälig zur Kenntniß des gegen sie vorhandenen Planes, die ihnen gemachten Concessionen zu beschränken, sie zu trennen, zu entmuthigen und dann gegen sie einen entscheidenden Schlag zu führen, gekommen. Sie fühlten, daß für sie, früher oder später, ein Kampf unvermeidlich sein würde, und daß es für sie von äußerster Wichtigkeit sei, denselben nicht unter zu ungünstigen Umständen zu beginnen. Sie glaubten die Reife der gegen sie entworfenen Plane nicht abwarten zu dürfen. Obgleich der erste Krieg, der durch die Schlacht von Dreux beendigt worden, ihnen einen Beweis von der Macht ihrer Gegner und wie sehr die Mehrheit des französischen Volkes der neuen Lehre feindlich gesinnt war, geliefert hatte, so glaubten sie dennoch mit Hülfe der vielen Großen ihrer Partei, dem Muthe des kriegerischen Adels, den vielen festen Städten und Schlössern, die sich in ihren Händen befanden, keinen zu ungleichen Kampf zu wagen. Auch kannten sie die Behutsamkeit der Königin Mutter, das Mißtrauen, das sie gegen die Guisen und ihren Anhang hegte, und wie sehr sie jede Entscheidung, deren glücklichen Ausganges sie nicht ganz gewiß war, fürchtete. Unter den auswärtigen Feinden der Hugenotten waren es der Papst und der König von Spanien, die ihnen am meisten Besorgnisse einflößten, indessen schien deren Einfluß in jenem Augenblicke durch mehre dem Protestantismus günstige Verhältnisse das Gleichgewicht gehalten zu werden. Maximilian II. war der Reformation im Geheimen geneigt und hatte ihre Anhänger in Deutschland überall, wo er es vermochte, begünstigt. Die meisten der protestantischen Reichsstände hatten eben eine Gesandtschaft an Karl IX. gesandt, die ihm die Duldung der Hugenotten empfahl, und der Pfalzgraf Friedrich III., der den Kalvinismus angenommen und für denselben großen Eifer bezeigte, hatte den französischen Protestanten seine Unterstützung ausdrücklich zugesagt. Elisabeth, durch die Gefangenschaft der Königin von Schottland und den vollständigen Sieg der Reformation in diesem Lande, vor den Unternehmungen der katholischen Mächte von dieser Seite her sicher, war zugleich zur Kenntniß der Plane, welche letztere gegen sie entworfen, gelangt und konnte gegen das Schicksal ihrer französischen Glaubensgenossen nicht gleichgültig bleiben. Unter solchen Umständen erfuhren die Häupter der Hugenotten, daß die Königin Mutter sechstausend

Schweizer unter dem Vorwande, die bei dem Ausbruche der niederländischen Unruhen bedrohte Nordgrenze zu schützen, geworben, daß diese aber in Wahrheit im Innern Frankreichs angewandt werden sollten. Zugleich ward ihnen bekannt, daß der Hof den Tod Coligny's und die Verhaftung Condé's beschlossen hatte. Sie glaubten deshalb die weitern Folgen dieser feindseligen Maßregeln nicht abwarten zu dürfen und beschlossen, sich des jungen Königs und seiner Mutter, die sich gerade in einem Lustschlosse bei Meaux befanden, zu bemächtigen. Dies war schon bei der ersten Schilderhebung, fünf Jahre vorher, ihr Plan gewesen. Ein großer Theil des protestantischen Adels, in seinen Schlössern unaufhörlich Gefahren und Angriffen ausgesetzt, hatte die Gewohnheit angenommen, sich beständig in den Waffen zu halten, um bei jeder Gelegenheit bereit zu sein. Eine Anzahl derselben war schnell versammelt und bereit den Kampf zu beginnen. Die Königin Mutter, die für den Augenblick keine bewaffnete Macht zur Hand hatte, schickte den Marschall von Montmorency, den ältesten Sohn des Connetable, der den Hugenotten im Geheimen zugethan war, mit ihnen zu unterhandeln ab. Während dessen wurden die angeworbenen Schweizer in Eilmärschen nach Meaux zu kommen beordert. Die Chatillon, hiervon nicht unterrichtet und einem Unterhändler, der ihr naher Verwandter war und sich ihnen immer freundlich erwiesen, vertrauend, gingen auf die Vorschläge desselben ein. Das unterdessen angekommene Miethsvolk führte den König und seine Mutter, die sich in einer offnen Stadt wie Meaux nicht sicher glaubten, nach Paris in die Mitte der am meisten katholischen Stadt des Königreiches zurück. Auf diese Art verloren die Hugenotten die Gelegenheit, sich durch einen kühnen Streich in den Besitz der Person Karl's IX. und seiner Mutter zu setzen und sich in den Augen der Nation mit dem Gewichte und Scheine der königlichen Macht zu verstärken. Sie waren diesmal besser als ihre Gegner, die einen so raschen Angriff nicht erwartet hatten, gerüstet. Sie rückten hierauf, war es ihr Plan, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, die schon einen bedeutenden Einfluß auf das Königreich ausübte, oder wollten sie deren fanatische Bevölkerung nur schrecken, in die Nähe von Paris vor. Es kam in der Ebene zwischen dem Mont-Martre und St. Denis zu einer Schlacht, in welcher der achtzigjährige Connetable Montmorency getödtet, die Hugenotten aber nach der tapfersten Gegenwehr zum Rückzuge gezwungen wurden. Jedoch war der Verlust ihrer Feinde größer als der ihrige gewesen. Auch im Süden war der Bürgerkrieg, obgleich es hier zu keiner entscheidenden Schlacht

gekommen, ausgebrochen und die Katholiken hatten in demselben im Ganzen viel gelitten. Während dieser Zeit war der Prinz Johann Casimir, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich's III., mit einem Heere in Frankreich eingedrungen, um seinen Glaubensgenossen zu Hülfe zu kommen. In Lothringen vereinigten sich die deutschen und französischen Protestanten und zogen darauf gemeinschaftlich, nach der Loire hin. Sie wollten Chartres überraschen und dasselbe, wie im ersten Kriege Orleans, zu ihrem Waffenplatze und dem Mittelpunkte ihrer Partei machen. Die rasche Thätigkeit, welche die Hugenotten entwickelten, das Eindringen fremden Kriegsvolkes zu ihrer Unterstützung bewogen die Königin Mutter an eine Beendigung des Kampfes zu denken. Die Hugenotten, die nicht mehr wie beim Ausbruch des ersten Krieges auf Gleichstellung, sondern nur auf Sicherheit und Duldung Anspruch machten, die auf ihre eigene Kosten dienten und deren Hülfsquellen deshalb bald zu versiegen drohten, nahmen die Vorschläge Katharina's, das Edikt von Amboise zu erneuern, bereitwillig an. Ein Vertrag ward von ihnen zu Lonjumeau geschlossen (1568), durch welchen den Hugenotten die Freiheit des Gewissens wie früher bewilligt, die von ihnen eingenommenen festen Plätze dem Könige zurückgegeben, von diesem aber alle deutschen Hülfstruppen bezahlt wurden. Viele unter den hugenottischen Großen, besonders die Chatillon, sahen sehr wohl voraus, daß dieser Friede nicht besser als der erste beobachtet werden würde und daß der Mangel an Garantien sie den Angriffen ihrer Feinde wie bisher aussetzen müsse. Aber die Hülfsquellen der französischen Protestanten waren selbst durch diesen kurzen Kampf erschöpft worden und die Führer derselben würden wahrscheinlich, bei längerer Weigerung, sich zu vergleichen, von ihren Anhängern verlassen worden sein. Dieser Vertrag von Lonjumeau wurde von den protestantischen Hofleuten, die den Prinzen von Condé umgaben, nach der Sitte und dem Geiste ihres Volkes, dem Alles leicht zu einem Gegenstande spielenden Spottes und Muthwillens wird, „la paix boiteuse“ oder „la paix mal assise“ — der hinkende oder der übel gestellte Frieden — genannt, nach den beiden Unterhändlern, welche die Königin Mutter dabei angewandt hatte, von denen der eine, Gontaut de Biron, hinkend war, der andere aber den Namen Malassise führte. Dieser Hang der Franzosen, das Heiligste wie das Gemeinste, das Erfreulichste wie das Unglücklichste, durch eine ironische Betrachtung auf denselben Fuß zu behandeln und mit einander zu verschmelzen, einer der wenigst glücklichen Züge in ihrem Wesen, war damals nur den Großen unter ihnen eigen, ist aber in

Nachahmung ihrer, bei dem oberflächlichen und leichtsinnigen Charakter dieses Volkes, der mehr die äußere Aehnlichkeit als die innern Unterschiede der Dinge aufzufassen versteht, allmälig ein Gemeingut der Masse geworden, das sie von allen andern Nationen Europas unterscheidet.

Dieser Friede, auf den der Schein des Lächerlichen selbst von denen geworfen wurde, die am meisten an seine Erhaltung hätten denken sollen, ward nach einigen Monaten wieder gebrochen und selbst während dieser Zeit von Niemanden genau beobachtet. Die Häupter der beiden kämpfenden Parteien hatten zu einer augenblicklichen Waffenruhe, wie zu einem neuen Friedensexperimente, sich vereinigt, aber nicht die Masse, die in einem beständigen Zustande der Gährung blieb, die bei jeder Veranlassung zum Ausbruch kam. Die Königin Mutter, die bisher eine zögernde und schonende Politik befolgt, schien von jetzt an, ob aus Ueberzeugung oder Nothwendigkeit, fremder Eingebung oder eigener Bewegung, der neuen Lehre immer feindlicher zu werden, immer mehr auf ihren Untergang bedacht zu sein. Ihre veränderte persönliche Stellung erklärt vielleicht diesen Wechsel ihrer Politik. So lange Guise, Montmorency und viele andere bedeutende Männer lebten, war ihr Einfluß oft beschränkt, ihre Stellung selbst zuweilen gefährdet gewesen. Durch deren Tod und die sich kundgebende Unfähigkeit ihres Sohnes, des jungen Königs, war sie freier, zuversichtlicher, unabhängiger geworden. Sie hatte früher den katholischen Großen durch die Opposition der Hugenotten das Gleichgewicht zu halten gesucht und darum letztere nicht ganz sinken lassen, um beide beherrschen zu können. Jetzt schien ihr diese künstliche und behutsame Politik weniger nothwendig geworden zu sein. Sie ließ die königlichen Statthalter in den Provinzen im Geheimen benachrichtigen, daß der Friede von Lonjumeau nur eine momentane Unterbrechung des Kampfes gewesen, daß der König ihn aufheben werde, sobald er könne, und daß seine Diener bei Verletzung der den Hugenotten gethanen Zusagen keinen Tadel vom Hofe zu befürchten haben würden. Sie entfernte den Kanzler L'Hopital, der immer zur Mäßigung und zur Beobachtung der eingegangenen Verpflichtungen gestimmt hatte. Sie suchte in Rom die Erlaubniß zum Verkaufe eines Theiles der geistlichen Güter mit der Erklärung nach, daß deren Erlös zur Vertilgung der reformirten Kirche in Frankreich bestimmt sei. Die Klagen der auf allen Punkten des Königreiches verfolgten Hugenotten, ihrer Beraubungen und Niedermetzelungen, der Verjagung ihrer Geistlichen, der Zerstörung ihrer Kirchen fanden kein Gehör. Sie

sann von Neuem darauf, sich der Personen ihrer beiden Häupter — Condé's und Coligny's — zu bemächtigen.

Ein neuer Krieg schien diesen allerdings keinen glücklichern Ausgang als die beiden frühern zu versprechen, aber ihre und ihrer Glaubensgenossen Lage war so unerträglich geworden, daß selbst eine Niederlage dieselbe nicht um Vieles verschlimmern, eine glückliche Anwendung ihrer Hülfsmittel ihnen aber eine Erleichterung ihres Zustandes gewähren konnte. Condé und Coligny, davon unterrichtet, daß der Hof Befehl gegeben, sie zu verhaften, beschlossen ihm zuvorzukommen. Sie verließen im Stillen ihren Aufenthalt und begaben sich in größter Eile nach La Rochelle. Dies war damals eine sehr bedeutende, von einer rein protestantischen Bevölkerung bewohnte Seestadt, bestimmt für die Hugenotten auf eine lange Zeit das zu werden, was Orleans im ersten Kriege einen Augenblick lang gewesen war. Die verwitwete Königin von Navarra traf bald nach ihnen mit einer bedeutenden Anzahl Kriegsvolkes eben daselbst ein. Die großen protestantischen Edeln riefen ihre Anhänger in allen Theilen des Landes zu den Waffen, und so lebhaft war entweder die Begierde, für die erlittenen Unbilden Rache zu nehmen, oder so verbreitet der Hang zu kriegerischen Abenteuern, daß sich sehr bald in den Provinzen südlich von der Loire bedeutende Kriegsscharen, unter der Leitung tapferer und erfahrner Hauptleute, zur Vertheidigung der protestantischen Sache sammelten. Kaum hatte jedoch der Hof die erste Nachricht von dieser Bewegung bekommen, als der König ein Edikt erließ, worin er alle den Hugenotten früher gemachten Concessionen zurücknahm, die Ausübung ihres Kultus bei Todesstrafe verbot und ausdrücklich erklärte, daß alle früher bewilligten Freiheiten ihm nur von der Noth abgetrotzt gewesen, und daß er stets die Absicht gehabt, sie, sobald die Umstände es erlauben würden, zurückzunehmen. Dieses offene Eingeständniß einer vorbedachten Treulosigkeit ging theils aus der Vorstellung von der despotischen Gewalt des Königs, die ihm nicht nur eine unbeschränkte Führung der Regierung, sondern auch eine beliebige Deutung der eingegangenen Verpflichtungen erlaubte, und aus dem noch unsittlichern, von der Hierarchie aufgestellten und ausgeübten Grundsatze hervor, daß Andersgläubigen die gegebene Treue zu brechen erlaubt sei.

Im Süden hatte sich ein protestantisches Heer gebildet und vereinigte sich, obwohl es auf seinem Zuge von der Provence und Dauphiné aus wegen Uneinigkeit der Führer einen bedeutenden Verlust erlitt, mit dem Prinzen von Condé, der sich ohne große

Schwierigkeit in den Besitz einer großen Zahl fester Städte in den westlichen Provinzen setzte. Der Hof hatte keine so rasche Schilderhebung der Protestanten erwartet. An der Spitze der katholischen Macht stand der Herzog von Montpensier, der, da er von den übrigen Befehlshabern entweder nicht genug geliebt oder gefürchtet war, durch den Bruder Karl's IX., den Herzog von Anjou, als König Heinrich III. genannt, ersetzt wurde. Montpensier, aus dem Hause Bourbon, war früher dem Protestantismus nicht abgeneigt gewesen, später aber dessen entschiedenster Gegner geworden. Der Herzog von Anjou ward mit dem Titel eines Generallieutenants des Königreiches bekleidet, dieselbe Würde, die früher der König von Navarra besessen und Condé nach dessen Tode umsonst nachgesucht hatte. Die Macht, die mit diesem Titel verbunden war, hing, wie fast Alles in der Constitution des altfranzösischen Staates, von den Umständen ab und kam zuweilen der des Regenten während der Minderjährigkeit oder Gefangenschaft des Souverains gleich, zuweilen ward sie nur „ad hoc" für einen bestimmten Zweck verliehen, manchesmal gewährte sie, wie dem Könige von Navarra, kaum einen Schatten von wirklicher Gewalt. Der Marschall Tavannes, dessen Sohn Denkwürdigkeiten über jene ganze Epoche zurückgelassen, die eine der vornehmsten Quellen für ihre nähere Kenntniß sind, galt nach dem Tode des Herzogs von Guise für den ersten Feldherrn in den katholischen Reihen und ward dem siebenzehnjährigen Prinzen als Rathgeber zugegeben. Die beiden Heere, einander an Zahl gleich und eine Entscheidung scheuend, manövrirten in dem Lande zwischen der Charente und der Loire und bewiesen, sobald einzelne Abtheilungen aufeinander stießen, eine in diesem Grade früher nicht stattgefundene Erbitterung. Die Hugenotten hatten, von den erlittenen Ungerechtigkeiten gereizt, von Rache und Verzweiflung getrieben, besonders bei Einnahme einiger festen Plätze sich gegen Gefangene und Besiegte unerbittlich gezeigt und wurden von ihren Gegnern nur zu sehr nachgeahmt. Die Katholiken erhielten während dieser Zeit bedeutende Verstärkung, besonders aber an Geschütz, woran es den Protestanten während des ganzen Verlaufes dieses Krieges immer mangelte. Die große Kälte, man stand mitten im Winter, der sehr heftig war, hinderte ein entscheidendes Unternehmen, obgleich viele kleine Gefechte und Belagerungen vorfielen. Dieser dritte Bürger- und Religionskrieg hatte für die Hugenotten unter glücklichern Umständen als die frühern begonnen. Sie hatten vorher noch nie weder ein so starkes Heer zusammenbringen können, noch so viele Städte und Landschaften ihre Gewalt anerkennen sehen. Indessen

begann auch diesmal wieder die in den Ursprung und die Stellung des französischen Protestantismus verwebte Schwäche, daß er weder im Besitze der Regierung sich befand, noch die Zustimmung der Masse des Volkes besaß, sich fühlbar zu machen. Dem Prinzen von Condé fehlte es sehr bald an Geld und in Folge dessen ward in einem aus lauter Freiwilligen zusammengesetzten Heere ein Mangel an Uebereinstimmung unter den Führern und Disciplin unter dem Kriegsvolke sichtbar. Mehre von ihm unternommene wichtige Plane, wie die Ueberraschung von Dieppe und Le Havre, mißglückten. Ueberall wo die Hugenotten nicht mit den Waffen in der Hand sich zeigten, gehorchte das Land der Regierung oder kehrte in deren Gehorsam zurück. Die Hugenotten hatten sich fast in allen Theilen des Landes erhoben. Ihre gesammte waffenfähige Jugend war entweder zu dem Heere an der Loire gestoßen oder hatte sich in andern Gegenden zu größern und kleinern Abtheilungen vereinigt und in die festen Städte und Schlösser geworfen. Ihr Eigenthum war während dieser Zeit verwüstet oder verlassen worden. Sie konnten nichts von demselben ziehen und waren, in Ermangelung anderer Hülfsquellen, dennoch auf dessen Ertrag angewiesen. Drei Viertheile des Landes und der Bevölkerung waren dagegen der Regierung treu geblieben, die, nur einen Theil der Mannschaft zum Kriegsdienst heranziehend, den Rest ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgehen ließ. Die Abgaben wurden von den Beamten des Königs überall, wo die Protestanten, die, zu ihrer eigenen Sicherheit sich so enge als möglich zusammendrängend, einen verhältnißmäßig nur geringen Theil des Königreiches besetzt hielten, nicht die Oberhand hatten, regelmäßig für den Dienst der Regierung eingezogen. Außerdem kamen der katholischen Partei die Schätze der Geistlichkeit, die Unterstützungen der fremden katholischen Mächte zu Hülfe, während die Hugenotten auf sich selbst gewiesen waren. Elisabeth von England, ihre mächtigste Freundin, konnte, mit ihrer eigenen Vertheidigung beschäftigt, ihnen nur geringe Unterstützung gewähren. Der Herzog von Zweibrücken hatte ihnen jedoch eine Verstärkung aus Deutschland zuzuführen versprochen, ebenso hofften sie auf die Vereinigung mit ihren Glaubensgenossen der Provinz Quercy, wo die großen protestantischen Herren den Kampf gegen die Katholiken mit Erfolg unternommen hatten. Ihre Streitmacht ward die „armée des Vicomtes“ genannt, von dem Titel, den die meisten der obersten Anführer trugen. Condé suchte deshalb bis zum Eintreffen dieser Verstärkungen den Krieg in die Länge zu ziehen, der Herzog von Anjou aber denselben, aus entgegengesetzten Gründen, zu einer raschen

Entscheidung zu bringen. Der Mangel an Disciplin in dem protestantischen Heere, dessen Anführer und selbst ein Theil der Mannschaft, aus Edelleuten bestehend, die Unabhängigkeit ihres Schloßlebens in das Lager herübergebracht hatten und ebenso leicht ihr Leben jeder Gefahr aussetzten, als schwer an Gehorsam zu gewöhnen waren, machte es dem Herzoge von Anjou möglich, über die Charente zu setzen, was Coligny aus allen Kräften zu verhindern versucht hatte, und die Hugenotten zu einer Schlacht zu zwingen, welche diese, wenn sie sich nicht bei einem Rückzuge im Angesicht des Feindes einer gänzlichen Auflösung ihrer Streitmacht aussetzen wollten, annehmen mußten. Die Befehle Coligny's, der Seele des protestantischen Heeres, wurden selbst im entscheidenden Moment übel vollzogen. Das Fußvolk zog sich auf Cognac zurück, die Reiterei allein kam mit den Katholiken ins Gefecht und ward geschlagen. Die Hugenotten verloren in diesem Kampfe, die Schlacht von Jarnac genannt, zwar nur einige hundert Mann, aber darunter viele der Tapfersten und Edelsten. Der Prinz von Condé, der Beweise des größten persönlichen Muthes gegeben, ward gefangen und von Montesquiou, dem Hauptmann der Garde des Herzogs von Anjou, meuchlings von hinten erschossen. Die Katholiken hatten ebenfalls einige der ersten unter ihnen, obgleich viel weniger an Zahl verloren (13. März 1569). Diese Niederlage wurde mehr um des moralischen Eindruckes willen, den sie hervorbrachte, als wegen des materiellen Verlustes, der Sache der Hugenotten gefährlich. Condé war kein großer Feldherr gewesen, aber die Stellung eines Prinzen von Geblüt an der Spitze der französischen Protestanten hatte diesen, besonders in den Augen ihres Adels und der auswärtigen protestantischen Mächte, einen Schein von Glanz und Würde verliehen, der den Vorwurf der Rebellion gegen die rechtmäßige Autorität des von allen Parteien in Bezug auf weltliche Verhältnisse für unumschränkt geachteten Königs mäßigte. Zwar wurden jetzt von Neuem zwei Prinzen des königlichen Hauses, der König von Navarra, der nachmalige Heinrich IV., und der Sohn Condé's, als die Häupter der Hugenotten anerkannt, aber beide standen noch in den Knabenjahren und Coligny wurde einstimmig mit der Leitung der protestantischen Partei beauftragt. Die Uneinigkeit und Eifersucht ihrer Großen verhinderte die Katholiken von den errungenen Vortheilen einen entschiedenen Gebrauch zu machen. Man glaubt, daß der Cardinal von Lothringen, der in der Regierung noch immer eine große Rolle spielte, obgleich sein Einfluß durch den Tod seines Bruders etwas gesunken war, den Herzog von Aumale, einen an-

dern seiner Brüder, und seinen Neffen, den gegenwärtigen Herzog von Guise, von dem Herzoge von Anjou nicht verdunkeln lassen wollte und die Absendung der dem letztern nöthigen Verstärkungen an Mannschaft und Geld verhinderte. In Folge derselben Uneinigkeit gelang es dem Herzoge von Zweibrücken mit seinem Kriegsvolke vom Elsaß aus ganz Frankreich zu durchziehen und sich in der Gegend von Poitiers mit den Hugenotten zu vereinigen. Coligny befand sich jetzt an der Spitze eines starken Heeres, aber seine Kraft ward von dem Grundübel jeder Partei in Bürgerkriegen, die sich nicht geradezu in den Besitz der Regierung zu setzen sucht, geschwächt. Jede Verstärkung seiner Streitmacht vermehrte seine Verlegenheit, deren materielle Bedürfnisse zu befriedigen. In allen innern Kriegen muß die Partei, welche sich gegen die bestehende Autorität auflehnt, entweder die öffentliche Gewalt an sich reißen, oder, ist sie hierzu nicht stark und kühn genug, sich auf ihren Untergang gefaßt machen. Sylla, Cäsar, Cromwell und Napoleon mußten das Ruder des Staates ergreifen oder untergehen. Es giebt, diese Bahn einmal betreten, keinen andern Ausweg. Im sechszehnten Jahrhundert aber, in einer Religionspartei, die, den Grundsätzen Kalvin's gemäß, aus der Unterwerfung unter die rechtmäßige Macht, wenn sie ihre Gewissensfreiheit achtete, einen Glaubensartikel gemacht, und unter den noch aufrechtstehenden Trümmern des Feudalwesens, in welchem der König nicht nur für das Haupt des Staates, sondern für den Herrn jedes Einzelnen galt und zu ihm in einem unverletzbaren Verhältnisse stehend gedacht wurde, das um so heiliger war, je persönlicher es erschien, hätte selbst dem kühnsten Charakter und umfassendsten Talent eine Usurpation schwer gelingen können. Karl IX. der Krone zu entsetzen, fiel selbst seinen entschiedensten Gegnern nicht ein. Sie hatten die Waffen gegen ihn nur zur Vertheidigung ihres Glaubens ergriffen. Als dies später gegen seinen Bruder Heinrich III. zu Gunsten der Guisen versucht wurde, hatten sich diese an die Spitze der herrschenden Partei gestellt und wurden durch die Meinung ihrer Abstammung von der karolingischen Dynastie, die von den Kapetingern verdrängt worden, unterstützt. Außerdem gehörten die Guisen selbst einem regierenden Hause an, und ihre Usurpation wäre nicht die Consecration eines neuen Princips, wie dies durch Cäsar, Cromwell und Napoleon geschehen, sondern nur die Uebertragung der Krone an ein anderes, den Kapetingern zwar an Macht und Glanz sehr untergeordnetes, aber doch von jeher souveraines Geschlecht gewesen. Dem Adel unter den Hugenotten, kam es nicht in den Sinn, die Dynastie oder

die Form der Regierung ändern zu wollen. Unter ihren Geistlichen und einem Theile ihres Tiers-etat schlug später allerdings die Idee einer republikanischen Organisation Wurzeln, aber auf unvollständige, unausführbare und von dem herrschenden Stande dieser Partei nicht unterstützte Weise. Die Hugenotten, von der Heiligkeit ihrer Sache durchdrungen und auf deren Gerechtigkeit vertrauend, verlangten damals nichts als Duldung, fielen aber eben darum, daß sie nichts weiter für sich in Anspruch nahmen, denn zwischen ihnen und ihren Gegnern bestand, so wie in jener Zeit die Verhältnisse in Frankreich und der katholischen Welt überhaupt waren, ein unversöhnlicher Gegensatz, der nur durch die Anwendung der sinnlichen Gewalt aufgehoben werden konnte. Unter etwas glücklichern Umständen hätte es den französischen Protestanten vielleicht gelingen können, sich nicht in den Besitz von ganz Frankreich, wohl aber in den eines Theiles des Landes zu setzen, wie dies in Deutschland geschehen, wo die beiden Parteien, ohne sich zu versöhnen und zu verschmelzen, in den einzelnen Provinzen ihren Einfluß zu einem ausschließenden oder vorherrschenden zu machen wußten. Es fehlte den Hugenotten hierzu weniger an Macht und Gelegenheit, in der Epoche nämlich, von der es sich hier handelt, wohl aber an der ersten Bedingung alles Gelingens in Bürgerkriegen, an Einheit und Ausdauer. Der Mangel ersterer Eigenschaft war überhaupt im sechszehnten Jahrhundert im ganzen Walten des Protestantismus sichtbar und ging zum Theil aus seiner innersten Natur selbst hervor. Hätte sich die ganze protestantische Welt damals so enge, wie die katholische es gethan, vereinigt, so würde sie, bei ihrer größern moralischen Kraft und freiern Intelligenz, sich vielleicht des Südens und Westens von Europa bemächtigt, gleichwohl aber bei ihrer einseitigen dogmatischen Richtung, bei ihrer Gleichgültigkeit gegen den allgemein weltlichen Zustand, an dem sie nur, so weit ihr Glaube von ihm berührt wurde, Theil nahm, keine Erneuerung des europäischen Lebens hervorgebracht haben. Die Sehnsucht nach einer großen Verbesserung ward damals unter der Form der Religion gefühlt. Das sechszehnte Jahrhundert war eine Zeit des Streites und der Scheidung, in der die religiöse Abstraktion und eine rein innerliche Richtung sich von dem äußern Dasein trennten, ja um dieses fast ganz unbekümmert blieben. Diese Epoche dauerte in ihren wesentlichen Zügen bis zur französischen Revolution, wo ein entgegengesetztes Princip, das die Reform des äußern endlichen Lebens ausschließend zum Zweck hatte, auf ebenso unvollendete und abstrakte Art hervortrat. Der Gesammtzweck der Menschheit wurde in beiden

Epochen nicht begriffen und der Herrschaft einer einseitigen Idee preisgegeben. Das sechszehnte Jahrhundert war zu einer Durchdringung des katholischen und protestantischen Princips, des germanischen und lateinischen Genius, des Rechts und der Moral, der öffentlichen Freiheit und der individuellen Sittlichkeit nicht reif, und gleichwohl ist kein großer allgemeiner Fortschritt ohne eine Vereinigung dieser getrennt erscheinenden und isolirt wirkenden Kräfte möglich. Diese Gegensätze, die sich so lange bekämpft haben, einander näher zu bringen, ihre natürlichen und künstlichen Antipathien zu verringern, ist die Aufgabe der Gegenwart, an deren Lösung sie mit ziemlich ungeschickter und zitternder Hand geht, zu der sie sich aber aus einem dunkeln Instinkt und um den Dank der Zukunft zu gewinnen, unwiderstehlich getrieben fühlt. — — Dann werden die verschiedenen Elemente, aus denen das Leben der europäischen Menschheit besteht, sich zu einer Einheit verschmelzen, die ihnen weder die religiöse Bewegung des sechszehnten, noch die politische des achtzehnten Jahrhunderts, in ihrer isolirten Wirkung, bisher zu verleihen vermocht haben, die aber gleichwohl das Ziel ist, nach welchem sie seit so langer Zeit strebt. Es wird dann, wie einst nach der Auflösung des abendländischen Reiches, eine neue Epoche in der Geschichte beginnen, aber nicht wie damals, mit Zerstörung alles Bestehenden, sondern mit dessen Umbildung in eine religiöse und politische Einheit, die mit dem Princip des Alterthums und dem des Mittelalters nichts gemein haben wird, denn statt daß jene sich aus der Vernichtung oder Unterdrückung aller Gegensätze gebildet, wird diese aus einer Verschmelzung derselben hervorgehen. Dieser ihrer Natur und Tendenz nach von allen frühern so verschiedenen Einheit wird auch ein anderes allgemeines Princip voranleuchten. Die Idee des Friedens und der Freiheit wird in ihr, wenn auch in der Erscheinung verletzt, dem Wesen nach als eine innere Nothwendigkeit, als herrschender Grundsatz anerkannt werden und demnach auch auf die Wirklichkeit eine bisher nicht gekannte Wirkung ausüben. Im Alterthum ward die unendliche Richtung der menschlichen Natur ihrer endlichen Erscheinung aufgeopfert, im Mittelalter geschah im Ganzen das Gegentheil. Eine umfassende Reform der europäischen Gesellschaft wird diese einander ausschließenden Extreme versöhnen und die collective oder generelle Civilisation der Menschheit im antiken Staate mit der individuell-moralischen des Mittelalters verbinden, dadurch ein neues Gesetz des sittlichen Daseins und damit nothwendig ein neues System der bürgerlichen Gesellschaft hervorbringen. Vielleicht wird keiner von unsern Lesern der Meinung

sein, daß ein solcher Zustand schon wirklich bestehe, denn die Erfahrung lehrt zu deutlich, daß kaum seine ersten Grundzüge vorhanden sind. Wer aber die Hoffnung auf ihn und das Gefühl seines nothwendigen Erscheinens für ein Hirngespinnst und eine leere Sehnsucht erklären sollte, verkennt die Grundbedingung alles menschlichen Daseins, den Zweck und das Ziel seiner Erhaltung: einen unendlichen Fortschritt, dessen Möglichkeit die göttliche Substanz in der menschlichen Natur ausmacht, und ohne den sie sich von der Thierwelt nur äußerlich unterscheiden würde. Ein anderer Fortschritt aber als der der Vereinigung der individuellen Sittlichkeit mit der öffentlichen Freiheit, der Moral und der Politik ist für das Bewußtsein unserer Zeit nicht denkbar, denn alle einseitig wirkenden Principien fangen an sich zu überleben und haben geleistet, was sie zu leisten vermochten. — In Frankreich, wo vermöge des aus der lateinischen Welt überkommenen, in den Ursprung und die Tiefe des nationalen Genius gepflanzten Triebes jene Isolirung des Individuums von der Gesellschaft, jene Trennung zwischen beiden von dem nationalen Bewußtsein früh als ein Mangel erkannt und nach dessen Aufhebung getrachtet worden, der große charakteristische Zug im Leben des französischen Volkes, der dasselbe von allen andern unterscheidet und in gewisser Beziehung über alle andern stellt, konnte eine so einseitig wirkende, die bestehende Disharmonie nicht aufhebende Richtung, wie die des Protestantismus im sechszehnten Jahrhundert, zwar große Erschütterungen, aber keine das ganze Dasein umfassende Reform hervorbringen. Die Nation, schon damals die Nothwendigkeit einer radikalen Erneuerung ihres Daseins ahnend, aber unvermögend, dieselbe zu vollbringen, wies eine partielle Verbesserung desselben ab, die ihr den bestehenden Bruch eher zu befestigen als aufzuheben schien. Aus diesem in das Wesen des Protestantismus verwebten Mangel erklärt sich überhaupt der sonst so schwer zu begreifende Umstand, daß ein offenbar überlegeneres und wahreres Princip, wie das, welches ihm zu Grunde lag, ein ihm untergeordneteres und schwächeres nicht vollkommen besiegt und aufgehoben hat. Der Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts ging aber, wie seine äußere Erscheinung aus dem Katholicismus, so sein innerer Geist aus dem Mittelalter hervor, blieb deshalb bei der Trennung zwischen dem idealen und realen Leben stehen und hob fast keinen der Widersprüche desselben auf. Aber selbst dem sechszehnten Jahrhundert, und besonders einem in seinem politischen Bewußtsein und seinem Streben nach Einheit schon so weit vorgeschrittenen Volke, wie das französische war,

konnte eine rein auf das Innere und die Religion gerichtete Reform nicht vollkommen genügen, und es fühlte, daß eine solche, sein reales Dasein fast außer Acht lassend, sein auf dessen Erhebung vorzugsweise gerichtetes Streben nicht wesentlich befriedigen würde. Der französische Genius suchte zwei Jahrhunderte später in einer ausschließend auf weltliche und endliche Principien gebauten politischen Reform das Ziel seiner Bestimmung zu erreichen. Er kehrte, von den innern und religiösen Bedingungen des vom Mittelalter überlieferten Daseins abstrahirend, zum Geist des Alterthums zurück, indem er, sich ausschließend mit der Organisation der Gesellschaft beschäftigend, das Individuum nur in so weit in Anspruch nahm, als es mit dieser in Verbindung steht, die ideale Natur und Bestimmung desselben aber, so weit dies überhaupt in der modernen Welt möglich ist, außer Acht ließ. Aus diesem einzig auf das Allgemeine, den Staat, und was mit ihm verwandt ist, gerichteten Streben ging der verkehrte Geist dieser Epoche, und bei einer scheinbar rein auf die Herrschaft der Idee gerichteten Thätigkeit der Materialismus derselben hervor, denn die individuelle Natur des Menschen ist der Kern der Welt wie des Staates, und die Manifestation des Ewigen überhaupt, als dessen vornehmster Ausdruck die Religion hervortritt. Diese Fundamentalwahrheit ward von der französischen Revolution vollkommen verkannt und dies ist ihr charakteristischer Mangel. Sie glaubte die allgemeine Organisation der Menschheit zu verbessern, indem sie die besondere Natur des Individuums verdarb. Die wahrhafte Erneuerung der europäischen Menschheit wird aber aus einer Vereinigung des idealen und realen Princips, die bisher immer getrennt geblieben, aus einer politischen und religiösen Reform zugleich entstehen, und so unermeßlich auch die Hindernisse sein mögen, die sich dieser Verschmelzung entgegensetzen, so wenig noch für sie geschehen, das Gefühl ihrer Nothwendigkeit wird in dem lebensvollsten Theile Europas immer fühlbarer und die Zukunft wird sie ebenso gewiß realisiren, als die Vergangenheit sie bereits vorbereitet hat.

So wenig nun auch der rein religiöse Charakter der großen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts dem Genius des französischen Volkes, der schon längst mehr nach einer harmonischen Entfaltung als nach einer tiefen Durchdringung des Daseins strebte, zugesagt und ihn befriedigt haben würde, so war dennoch der in dieser ideellen Reform enthaltene Geist der Wahrheit zu mächtig, die Hoffnung, die auf dessen Verwirklichung von seinen Anhängern gebaut wurde, und die Besorgniß, die er seinen Gegnern einflößte,

zu groß, um den einmal begonnenen Kampf nicht noch lange zu unterhalten und in den beiden Parteien neben der größten Spannung und Anstrengung die größte Erbitterung zu unterhalten. Die Hugenotten hatten eine ansehnliche Verstärkung aus Deutschland erhalten. Coligny, der jetzt allein an der Spitze ihrer Streitmacht stand und nicht mehr, wie früher, einen königlichen Prinzen, der weniger militairisches Talent als er besaß, für seinen Obern anerkennen mußte, schien durch seine Erfahrung und Thätigkeit seinen Glaubensgenossen große Vortheile zu versprechen. Die Königin Mutter war sogar genöthigt gewesen aus Mangel an Geld einen Theil ihres Heeres für eine Zeit lang zu beurlauben. Aber der im protestantischen Heere herrschende Geist der individuellen Unabhängigkeit, dessen Stärke in dem Adel, besonders der westlichen und südlichen Provinzen bestand, erlaubte dem Feldherrn nicht nach seinen eigenen Eingebungen zu handeln, und machte ihn nur zu oft von dem Willen dieser ungeduldigen und streitlustigen Menge abhängig. Ein Theil dieses Adels, welcher der Provinz Poitou angehörte, wünschte Poitiers, das vor dem ersten Bürgerkriege den Hugenotten gehört hatte, wiederzugewinnen. Poitiers war damals nach Paris die bedeutendste Stadt Frankreichs und wurde außerdem von einer zahlreichen Besatzung vertheidigt. Der junge Herzog von Guise, der anfing in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und sich, wie dieser, durch seinen brennenden Eifer für den alten Glauben auszuzeichnen, hatte sich in dieselbe geworfen. Coligny hielt dieses Unternehmen für mißlich und der Ausgang rechtfertigte seine Besorgnisse. Nach einer fruchtlosen Belagerung, zu deren Verlusten sich noch eine ansteckende Krankheit im protestantischen Lager gesellte, an der viele Soldaten und fast alle Befehlshaber erkrankten, ward er zum Abzuge genöthigt. Er hatte dabei nicht nur einen Theil seines besten Kriegsvolkes, sondern auch viel Geld und Material verloren. Sein Adel und die deutschen Miethstruppen, der erstere nach einer Entscheidung ungeduldig, die ihm entweder die Rückkehr in seine Schlösser eröffnen oder ihn für immer von diesem mühevollen und ausgangslosen Kampfe befreien sollte, die letztern, an Allem Mangel leidend und auf Sieg und Beute hoffend, lagen ihm unaufhörlich einen entscheidenden Schlag zu führen an. Zu gleicher Zeit ward dieser große Führer der protestantischen Sache vom pariser Parlament zum Tode verurtheilt und von dem Hofe, der ihm den Ueberfall bei Meaux und den Versuch, den König in seine Gewalt zu bekommen, nicht verzieh, ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Es war ihm unter solchen Umständen, wo seine persönliche Sicherheit

in Gefahr stand und er bei längerm Zögern eine Auflösung seines Heeres zu fürchten hatte, unmöglich eine Schlacht zu vermeiden. Diese wurde bei Moncontour (3. October 1569) geliefert, und ward nicht, wie die bei Dreux und St. Denis, durch gegenseitige Vortheile unentschieden gelassen, sondern die Hugenotten wurden in ihr, nach Beweisen der glänzendsten Tapferkeit, gänzlich geschlagen. Coligny selbst erhielt eine Wunde im Gesicht und tödtete den Rheingrafen, der sie ihm beigebracht, dem Herzoge von Anjou wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Ueber zehntausend Leichen lagen auf dem Schlachtfelde, fast ein Viertheil der Streitmacht, die überhaupt gekämpft hatte. Man schlug sich mit solcher Erbitterung, daß selbst die Diener der Befehlshaber, die Packknechte und überhaupt der unbewaffnete Troß sich in den Kampf mischte und großentheils umkam. Die Katholiken waren den Protestanten bedeutend an Zahl und an Geschütz so durchaus überlegen gewesen, daß letztere das Feuer der erstern kaum erwiedern konnten. Es war dies die blutigste und größte Schlacht zwischen den beiden Parteien. Von jetzt an sollte es noch viele Gefechte und Belagerungen, aber keinen so entscheidenden Kampf mehr zwischen ihnen geben. Coligny hatte auch an diesem Tage mit dem Mangel an Zucht und Gehorsam in seinem Heere zu kämpfen gehabt. Seine Dispositionen waren entweder gar nicht oder nicht wie und wo er wollte ausgeführt worden. Denn er galt für den ersten Kriegsmann seiner Zeit und hätte, bei unumschränkter Gewalt über sein Heer, dasselbe wahrscheinlich mit größerm Erfolge befehligt. Die katholische Partei besaß, außer vielen andern Vortheilen im Kriege, noch besonders den, daß, ungeachtet aller Eifersucht zwischen ihren Führern und alles von dem damaligen Zustande der Gesellschaft überhaupt unzertrennbaren Mangels an Disciplin, die Anordnungen der Anführer, die im Namen des Königs und des Staates handelten, besser als die der freiwillig anerkannten Befehlshaber des hugenottischen Heeres befolgt wurden. Diese größere Uebereinstimmung erstreckte sich jedoch nicht über den Krieg hinaus. Am Hofe herrschten um den jungen König und seine Mutter Intriguen und Kabalen aller Art. Denn ohne diese Hindernisse der Entwickelung der katholischen Macht und der Benutzung der erlangten Vortheile hätten weder Coligny's Hingebung an seine Sache, noch sein militairisches Talent die Hugenotten vor einem gänzlichen Untergange retten können. So wurde aber jetzt nach dem Siege bei Moncontour Karl IX. gegen das Glück und den Ruhm seines jüngern Bruders aufgeregt, und Tavannes, der Rathgeber und Vertraute des Herzogs von Anjou,

war den Guisen und ihrer ganzen Partei abgeneigt und arbeitete ihnen, wo er konnte, entgegen. Der junge König hatte sich von seinen Schmeichlern überreden lassen, selbst die Führung seines Heeres übernehmen zu wollen. Die Montmorency wollten allerdings nicht den Sieg Coligny's und der Hugenotten, aber auch nicht deren Untergang, und Katharina von Medicis, ihrem alten Plane treu, ward von den Erfolgen ihrer eigenen Partei beunruhigt. Sie fürchtete selbst ihren Söhnen Gelegenheit zu geben, sich von ihrem Einflusse ganz unabhängig zu machen. — Bald nach dem Siege von Moncontour kamen der König, seine Mutter und der Cardinal von Lothringen vor St.-Jean-d'Angely an, in welches sich die Ueberreste der protestantischen Partei geworfen hatten, und hier lähmte die Eifersucht der verschiedenen Parteien am Hofe, die Ungewißheit, die der Mangel an einem allein handelnden kräftigen Willen in die Operationen des königlichen Heeres brachte, die Belagerung dermaßen, daß es dieselbe, nachdem es bedeutende Verluste erlitten, aufzuheben genöthigt war. Ein Theil von ihm ward sogar verabschiedet. Auf diese Art ward es Coligny möglich, sich nach dem Süden zu wenden und hier, überall die Protestanten unterstützend oder mit sich vereinigend, die nach jener großen Niederlage so traurige Stellung seiner Partei wieder in etwas zu erheben und die Mittel eines längern Widerstandes vorzubereiten. Coligny war, von nicht entscheidenden, aber auch nicht unbedeutenden Erfolgen begleitet, das ganze mittägliche Frankreich durchziehend, bis an die Grenzen von Lyonnais gekommen, als ihm vom Hofe, der von innerm Zwiespalt zerrissen und des langen Krieges für den Augenblick müde war, Vorschläge zu einem Vergleiche gemacht wurden. Er hatte deren schon während seines Zuges in den südlichen Provinzen bekommen, bei den Hoffnungen aber, die er hier gefaßt und seinem Mißtrauen in die Absichten der Regierung, dieselben mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Der junge König, der sich nach einem Leben von Festen und Zerstreuungen sehnte, zu dem, so lange der Krieg währte, keine Aussicht vorhanden war, da derselbe alles Geld verschlang, und seine Mutter, die den meisten Großen ihrer Partei mißtraute und begriff, daß die Hugenotten während des Friedens leichter als durch offene Gewalt unterdrückt werden könnten, gestanden ihnen, dem Anschein nach, vortheilhaftere Bedingungen als bei frühern Gelegenheiten zu. Sie wurden in den Besitz vier fester Plätze, darunter La Rochelle, auf zwei Jahre hinaus gesetzt. Es wurde ihnen eingeräumt, bei ihren Rechtshändeln die ihnen als parteiisch verdächtigen Tribunale zu umgehen und sich an andere zu

wenden, ihren Gottesdienst überall, nur nicht in der Nähe von Paris und des Hofes zu halten und sich um alle Aemter des öffentlichen Dienstes wie die Katholiken zu bewerben. Dieser Friede wurde von dem Orte, wo er wie gewöhnlich in der Form eines königlichen Edikts bekannt gemacht worden, der von St. Germain (8. August 1570) genannt und diesmal vom Parlament ohne Widerspruch einregistrirt. Coligny hatte nach zwei Niederlagen, bei Jarnac und Moncontour, für seine Sache bessere Bedingungen als Condé zwei Jahre vorher in dem Vertrage von Lonjumeau erlangt, ohne Zweifel ein Beweis seiner größern Geschicklichkeit, aber auch der Ränke und Spaltungen, die unter den einflußreichsten Personen des Hofes sich mehr als früher gezeigt hatten. Denn die Partei der Hugenotten war nicht stärker und die ihrer Gegner nicht schwächer geworden, letztere hatte nur von ihren Kräften keinen entschiedenen Gebrauch zu machen verstanden.

Zwölftes Kapitel.

Die Lage der Hugenotten war bisher nach jedem der beiden vorangegangenen Vergleiche, dem von Amboise und Lonjumeau, immer drückender und ungewisser als vorher und während des Kampfes geworden, und dasselbe fand jetzt nach dem Frieden von St. Germain statt. Der Krieg zwang sie sich zusammenzuhalten, vereinigte sie in große Massen, verschaffte ihnen Hülfe aus der Fremde, erhob sie durch die Kraft, die sie entwickelten, in ihren und ihrer Feinde Augen, verlieh ihnen das Ansehen einer organisirten Partei im Staate, machte sie zu einer politischen Macht. Der Friede vertheilte sie dagegen auf viele einzelne Punkte, entwaffnete sie größtentheils und stellte sie nicht nur einer ihnen feindlich gesinnten unendlich zahlreichern Menge, sondern auch einer Regierung, die nur in einem Augenblicke der Noth, wenn es ihr an Mitteln zur Fortsetzung des Kampfes gefehlt, sich mit ihnen verglichen hatte, die Bedingungen des Friedens aber nie zu halten gesonnen war, wehr-

los gegenüber. Die Ueberlegenheit, welche diese Regierung, die sich im Besitze aller Hülfsquellen des Landes befand, über sie im Kriege besaß, mußte während des Friedens natürlich noch weit mehr hervortreten. So lange die Protestanten das Schwert gezogen hielten, waren ihre Gegner nichts als ihre Gleichen, sobald die Ruhe wieder hergestellt war, wurden diese Gegner zugleich ihre Obern, an die sie Steuern zu bezahlen, von denen sie Recht zu nehmen, denen sie in vielen Verhältnissen des Lebens sich zu unterwerfen hatten. Ihre beiden entschiedensten Feinde, der katholische Klerus und die Parlamente, vermochten, so lange der Kampf währte, wenig oder nichts gegen sie, denn das Schwert entschied alle Fragen; sobald aber Friede geworden, fanden sie die Priester in allen Lokalitäten die Gemüther des Volkes gegen sie aufreizend, und die Obrigkeit, sie überall verkürzend, drückend, in allen Verhältnissen des Lebens zu ihrem Untergange verschworen, wieder. Sie besaßen, einmal entwaffnet und zerstreut, keine Mittel, sich Recht zu verschaffen, denn die Leitung der gesammten bürgerlichen Einrichtungen ward von ihren Gegnern geführt. Während des Krieges konnte ihre geringere Zahl durch Kühnheit, Thätigkeit und Glück, wie dies oft geschehen, bedeutende Vortheile davontragen. Während des Friedens kam nur ihre Zahl in Anschlag und sie fanden keine Gelegenheit, diese materielle Schwäche durch Muth und Entschlossenheit auszugleichen. Denn das Schwert verdoppelt, verdreifacht die, welche es, besonders in verzweifelten Lagen, mit Nachdruck zu führen wissen, während unter ruhigen Umständen, in einer unbewaffneten Menge, nur die äußere Zahl, aber nicht die moralische Tüchtigkeit entscheidet. Für die Hugenotten war demnach, trotz ihrer Mühen und Drangsale, die Zeit des Krieges, im Vergleiche zu der des Friedens, eine freiere und glücklichere gewesen. Sie hatten wenigstens die Möglichkeit des Widerstandes, die Hoffnung auf den Sieg für sich gehabt. Während des Friedens aber fühlten sie die ganze Macht ihrer Feinde, ohne ihnen widerstehen zu können, und verloren durch die sich gegen sie auf allen Punkten des Landes unaufhörlich erneuernden Angriffe des katholischen Landvolkes und des städtischen Pöbels, durch die zahllosen Metzeleien, denen sie meist unvorbereitet unterlagen, fast ebenso viele ihrer Anhänger als auf dem Schlachtfelde, während sie, bei dem Hasse der Obrigkeit gegen sie, für ihre Personen und Güter nicht mehr Sicherheit als während des Kampfes selbst genossen. Nachdem sie sich durch eine lange Erfahrung davon überzeugt haben konnten, daß sie unter ihren Landsleuten keine neuen Anhänger mehr für ihre Lehre zu gewinnen im Stande waren, daß ihre Zahl viel-

mehr, bei dem Schrecken der Verfolgung, in mehren Gegenden beständig abnahm, so hätten sie um jeden Preis sich in einem Theile des Landes concentriren, eine oder mehre zu einer Verbindung mit dem protestantischen Auslande wohl gelegene Provinzen zu ihrer Niederlassung wählen und den Rest des Königreiches räumen sollen. Dies allein hätte sie retten können. Zerstreut auf der Oberfläche von ganz Frankreich, ihren Gegnern nirgends gewachsen, mußten sie zu Grunde gehen.

Der Hof und die Guisen, obgleich sonst über viele Interessen getrennter Meinung folgend, in ihrem Hasse gegen den Protestantismus aber übereinstimmend, hatten aus den bisherigen Kämpfen begriffen, daß die Hugenotten, obgleich an Zahl ihren Gegnern so untergeordnet, bei ihrem Eifer, der Theilnahme ihrer auswärtigen Glaubensgenossen und den Fähigkeiten ihrer Anführer, durch offnen Krieg nicht zu vernichten wären und daß man sie durch Zugeständnisse entwaffnen, zertheilen und dann erdrücken müsse. Hierüber waren alle Häupter der katholischen Partei einverstanden, nur darin herrschte zwischen dem Hofe und den Guisen ein Zwiespalt, daß ersterer hierbei langsam und sicher zu gehen geneigt war, letztere aber eine rasche Entscheidung herbeizuführen wünschten. Der Papst und der König von Spanien theilten die Ansicht der lothringischen Prinzen und der König und seine Mutter, obgleich den Hugenotten nicht weniger feind, doch nicht geneigt, die Leitung ihrer Plane fremden Händen anzuvertrauen und neben diesen noch andere Zwecke verfolgend, wurden von ihnen häufig der Unentschlossenheit, zuweilen auch der Doppelzüngigkeit angeklagt. Katharina von Medicis, die Seele dieses Plans einer unter dem Scheine des Friedens beschlossenen Vernichtung der französischen Protestanten, denn Karl IX. hing durchaus von ihrem Rathe ab und kann in dieser ganzen Geschichte für keine selbstständige Persönlichkeit gelten, ließ sich durch jene Beschuldigungen und Zweifel nicht irre machen und fuhr auf der einmal betretenen Bahn, die Masse der Hugenotten auf allen Punkten des Königreiches zu entwaffnen, zu erdrücken, ihre Häupter aber an sich zu locken, sie durch Schmeicheleien und Gunstbezeigungen in Sicherheit zu wiegen, um, wenn der günstige Augenblick gekommen, über sie herzufallen, ununterbrochen fort. Sobald sich der Hof einmal nicht zu dem sittlichen Gedanken einer Duldung der neuen Lehre, oder zu dem muthigen ihrer offenen Bekämpfung erheben konnte, so blieb, um ihren Untergang zu vollbringen, nichts als Verrath und Treulosigkeit übrig, und der Charakter, die Gewohnheiten, die Sinnesart Katharina's von Medicis und ihrer

Vertrauten erwählten in diesem Falle das ihnen Gemäßeste und hatten dabei weder mit den Einwürfen ihres Gewissens, noch dem Widerspruche ihres Gefühles, sondern blos mit der Wegräumung äußerer Hindernisse zu kämpfen. Heuchelei und Grausamkeit waren ihnen zur andern Natur geworden und das Element, in welchem sie sich am Freiesten und Sichersten bewegten.

Katharina begann damit, sich zu den übrigen katholischen Mächten in ein günstiges Verhältniß zu stellen, indem sie ihren Gesandten bei denselben befahl, den Frieden von St. Germain nicht als ein Werk ihrer Wahl darzustellen, sondern als eine unabweisliche Nothwendigkeit, den gänzlichen Ruin des Landes zu verhindern, zu entschuldigen, zugleich aber die Ausführung der früher (1565) bei der Zusammenkunft mit dem Herzoge von Alba, an der spanischen Grenze, beschlossenen Entwürfe, sobald der rechte Moment gekommen sein würde, zu versichern. Zugleich wußte sie unter der Hand, ohne offene Erklärung oder ausdrückliches Versprechen, in dem katholischen Klerus und den Parlamenten, eine ähnliche Hoffnung zu unterhalten. Die Meinung, daß mit den Hugenotten kein Friede zu halten sei, daß die Gelegenheit zu einem allgemeinen Angriffe auf sie, zu einer Vernichtung ihrer Partei nicht ausbleiben werde, verbreitete sich in allen Klassen des Volkes und fand in seiner Mehrheit eine ihm entsprechende Stimmung vor.

Der wichtigste und complicirteste Theil des gefaßten Planes war die Annäherung an die Häupter der Hugenotten und die auswärtigen protestantischen Mächte. In der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten bewiesen Katharina und ihre Vertrauten ebenso viel Kunst als Treulosigkeit, und wenn wie immer mannigfaltige, äußere, von dem Willen der handelnden Personen unabhängige Umstände zu dem Gelingen dieses Entwurfes hinzutreten mußten, so wurde derselbe dennoch mit einer seltenen Feinheit und Beharrlichkeit, die ebenso viel Erstaunen als Abscheu einflößt, verfolgt. Schon seit längerer Zeit war von einer Vermählung Karl's IX. mit einer Tochter Maximilian's II. die Rede gewesen, die jetzt, im Jahre des Friedens von St. Germain, auch wirklich vollzogen wurde. Die größten protestantischen Fürsten Deutschlands, die Souveraine von Brandenburg, Sachsen, Würtemberg, Hessen u. s. w. schickten bei dieser Gelegenheit eine Gesandtschaft an den jungen König, von der, nach den Glückwünschen über das stattgehabte Ereigniß, um Duldung und Milde für die Hugenotten nachgesucht und das Beispiel Deutschlands empfohlen werden sollte, wo die beiden Religionsparteien damals friedlich neben einander wohnten. Karl IX. erklärte sich in

seiner Antwort zur Erfüllung des ihm dargelegten Wunsches bereit und äußerte die Hoffnung auf eine Fortdauer des zwischen seinen Vorfahren und den reformirten Reichsständen seit lange bestandenen guten Vernehmens. Später schlug er ihnen sogar ein Schutz- und Trutzbündniß vor. Die Erhaltung eines freundlichen Verhältnisses zu England erschien dem Hofe ebenfalls so wichtig, daß Karl IX., der auf seinen Bruder, den Herzog von Anjou, der sich in den letzten Bürgerkriegen großen Ruf erworben, eifersüchtig war und dessen Entfernung wünschte, der Königin Elisabeth eine Vermählung mit demselben vorschlug, die zwar nicht zu Stande kam, jedoch eine Annäherung zwischen den beiden Kronen veranlaßte. Die vorzüglichste Absicht bei diesen friedlichen Verhandlungen mit den fremden protestantischen Mächten war, die Häupter der Hugenotten in Sicherheit zu wiegen und sie auf die Erfüllung der ihnen gewordenen Zusagen hoffen zu lassen. Zu demselben Zwecke wurden die Mord- und Gräuelscenen gegen die Protestanten im Innern des Landes an vielen Orten, namentlich in Rouen und Orange begangen, untersucht und bestraft, und ein Denkmal, das in Paris, in der Straße St. Denis, den Anhängern der neuen Lehre zum Schimpf, auf dem niedergerissenen Hause eines ihrer Glaubensgenossen errichtet worden, entfernt. Ein noch wichtigerer Schritt, das Vertrauen der hugenottischen Großen und damit das der ganzen Partei zu gewinnen und ihnen scheinbar ein Pfand der Sicherheit zu geben, bestand in dem Entwurfe, den jungen König von Navarra, den ersten Prinzen von Geblüt und den nominellen Chef der protestantischen Partei, mit Margarethe von Valois, der Schwester Karl's IX., zu vermählen. Die Absicht hierbei war, den jungen Prinzen durch diese Vermählung von seinen Glaubensgenossen abwendig zu machen, zu gleicher Zeit aber die Häupter der Hugenotten an den Hof und in die Hauptstadt zu ziehen und sich ihrer auf diese Art zu bemächtigen.

Die Unterhandlungen zu dieser Verbindung wurden mit großem Eifer betrieben und dieselbe endlich in Paris, wie es schien, mit lebhafter Theilnahme von Seiten des Königs und seiner Mutter vollzogen und sogar bei den kirchlichen Ceremonien auf die Religion des Königs von Navarra eine besondere Rücksicht genommen. Ein ansehnlicher Theil der protestantischen Großen war zu den bei dieser Gelegenheit veranstalteten Festen in der Hauptstadt erschienen, indessen war eine Menge Anderer, und darunter die bedeutendsten, wie Coligny, seine Familie und seine Freunde, dem Leben des Hofes abgeneigt, in La Rochelle, wo die meisten hugenottischen Häupter

als in einer ganz protestantischen Stadt sich niedergelassen hatten, geblieben. Es war schwer, diese, ohne durch zu lebhaftes Dringen Verdacht zu erregen, zu einer Reise an den Hof zu bewegen, und auf der andern Seite eine Ausführung des vorgesetzten Planes unmöglich, sobald die, auf deren Untergang es vorzüglich abgesehen war, entfernt blieben. Ein zufälliger Umstand kam hierbei der Treulosigkeit des Hofes zu Hülfe. Der Aufstand in den Niederlanden gegen die spanische Tyrannei hatte damals eine unglückliche Wendung genommen. Der Prinz von Oranien war gezwungen worden, sich auf seine Besitzungen nach Deutschland zurückzuziehen, sein Bruder, Ludwig von Nassau, hatte sich nach Frankreich geflüchtet. Beide suchten für ihre unterdrückten Landsleute in der Fremde Schutz und Hülfe nach. Karl IX. bewilligte dem Grafen von Nassau mehrmals Gehör, äußerte gegen ihn, daß er, mit dem politischen Systeme seiner Mutter unzufrieden, die Uebermacht Spaniens zu brechen entschlossen sei, gab ihm aber am Ende jedesmal zu verstehen, daß nach dem Verluste so vieler in den Bürgerkriegen umgekommenen Feldherren ihm nur Coligny zur Ausführung eines solchen Unternehmens fähig scheine, und daß er deshalb mit ihm über diesen Plan Rücksprache zu nehmen wünsche. Nassau säumte nicht seinen Freund von diesen Absichten des Königs zu unterrichten und ihm vorzustellen, daß sich ihm eine vielleicht einzige Gelegenheit biete, die Gunst des Königs zu gewinnen, den protestantischen Niederlanden, die unter Alba und der Inquisition zu erliegen drohten, zu Hülfe zu kommen und der neuen Lehre überhaupt einen entscheidenden Dienst zu leisten. Coligny's Schwiegersohn, Teligni, der öfters von La Rochelle nach Paris reiste, war ebenfalls durch die scheinbare Offenheit und vertrauliche Herablassung des Königs gewonnen worden. Auf einen Theil der protestantischen Großen schien die Auszeichnung, mit der die von ihren Glaubensgenossen, die sich an den Hof begaben, daselbst aufgenommen wurden, einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben. Eine Menge von Umständen vereinigten sich, um Coligny, der sich anfangs von dem Könige durchaus entfernt gehalten und in die Absichten der Regierung Mißtrauen gesetzt, nach Paris zu führen. Der Marschall von Cossé war zu einer Zeit nach La Rochelle geschickt worden, wo Theodor de Bèze, nach Kalvin's Tode das geistliche Oberhaupt des französischen Protestantismus, eine Synode hielt. Der Marschall, der dafür galt, den Hugenotten günstig zu sein, forderte Coligny auf, die Klagen seiner Kirche und deren Wünsche dem Könige persönlich vorzulegen und einer guten Aufnahme gewiß zu sein. Die Montmorency,

seine Verwandten und Gegner der Guisen, benachrichtigten ihn von der Gunst, in der sie am Hofe standen, und die zu theilen, nur von ihm abhinge. Obgleich ohne Ehrgeiz, denn er stand durch seine Geburt, seinen Charakter und seinen Ruhm so hoch da, daß ihm für sich selbst nichts zu erreichen und zu wünschen übrig blieb, so trug endlich sein Eifer, seinen Glaubensgenossen nützlich zu sein, über seine Abneigung, sich dem Könige und Hofe zu nähern, den Sieg davon. Karl IX. nahm den Admiral, wie Coligny gewöhnlich genannt wurde, mit solcher Auszeichnung auf, überhäufte ihn dergestalt mit Ehren- und Gunstbezeigungen, daß es diesem, wie allen edeln Naturen in solchem Falle, schwer ward, hierin nichts als ein Werk der List und Verstellung zu sehen, und daß er diese Gunst zum Vortheile seiner Partei benutzen zu können hoffte. Der König nannte den Admiral seinen Vater, behandelte ihn als solchen, und diesem, durch den Geist seiner Zeit, seine Erziehung und Stellung der Monarchie ergeben, ward es unmöglich, dem Zauber der königlichen Huld zu widerstehen. Karl IX. veranstaltete, als sei er von der lebhaftesten Freundschaft für Coligny erfüllt, sogar eine anscheinende Aussöhnung zwischen ihm und den Guisen, die ein neues Mittel der Täuschung wurde. — Die Angelegenheiten der niederländischen Protestanten schienen sich jetzt günstiger als vorher zu gestalten, und ihre Glaubensgenossen in Frankreich sahen mit Recht in dem Widerstande gegen Spanien eine Gewährung ihrer eigenen Sicherheit und in dem Gelingen der dort begonnenen Bewegungen für sich selbst die Hoffnung einer bessern Zukunft. Coligny, der an der Spitze der Hugenotten im Frieden wie im Kriege stand, theilte diese Sympathie im höchsten Maße, und sie war der Köder, durch den ihn der König an sich zog und in sein Verderben lockte. Er hatte, am Hofleben kein Gefallen findend, sich ungeachtet der Gunst, die ihm erwiesen worden, wieder von demselben entfernt, als ihn der König, unter dem Vorwande, über die Angelegenheiten von Flandern zu berathen, zu wiederholten Malen in seine Nähe beschied. Karl IX. schien dem Admiral ein unbegrenztes Vertrauen zu erweisen, warnte ihn vor den Intriguen und Falschheiten seiner Mutter, gegen die er ihm in Bezug auf den Plan gegen die Niederlande das strengste Geheimniß empfahl, und verlangte von ihm eine Denkschrift über die Rechte Frankreichs auf Flandern und über die Führung des Krieges gegen Spanien, für den er alles in Bereitschaft zu setzen vorgab. Durch diese Täuschungen und Vorspiegelungen gewann der junge, sonst so schwache und oberflächliche Fürst, dessen ganze Kraft in einer durch Natur

und Erziehung ausgebildeten Verstellungskunst lag, das sonst so erfahrne, unbeugsame und greise Parteihaupt dergestalt, daß ihm die vier festen Plätze, welche den Protestanten, dem letzten Vertrage gemäß, auf zwei Jahre eingeräumt worden, vor Ablauf dieser Frist zurückgegeben werden sollten, indem Coligny äußerte, daß das Wort des Königs das beste aller Pfänder der Sicherheit sei. Karl IX. hatte bei La Rochelle eine Flotte, unter dem Vorwande, die spanischen Gallionen bei ihrer Rückkehr aus Amerika in der Nähe der Azoren aufzuheben, versammelt und ein Corps Hugenotten, das unter einem der fähigsten protestantischen Anführer, La Noue, in Belgien eingefallen war, mit Geld unterstützt. Die Maßregeln des Hofes, die Hugenotten und ihren großen Führer zu täuschen, waren mit solcher Berechnung und Verschlagenheit genommen, daß, wie die Verhältnisse einmal waren, ein Entrinnen aus diesen Schlingen unmöglich schien. Coligny war es nicht allein, der so umsponnen war. Seine Familie, seine Freunde, die protestantischen Großen überhaupt, standen alle unter dem Einflusse desselben Zaubers. Eine Frau allein, Johanna d'Albret, die verwitwete Königin von Navarra, mit einer männlichen Entschiedenheit des Charakters die Feinheit und den Scharfblick ihres Geschlechts vereinigend, schien weder von den Schmeicheleien des Königs, noch dem vertraulichen Entgegenkommen der Königin Mutter, noch der Ehre, die ihr durch die Verbindung ihres Sohnes mit der Schwester Karl's IX. zu Theil geworden, bestochen zu werden und betrachtete mit mißtrauischem Blicke das sich immer näher zusammenziehende Gewebe der sich ihrem Ziele nahenden Verschwörung. Sie erkrankte plötzlich und starb nach einer Krankheit von vier Tagen, von einem florentinischen, im Dienste der Königin Mutter stehenden Salbenhändler, wie später bekannt geworden, vergiftet. Ihre scharfe Wachsamkeit schien für das Gelingen des beschlossenen Planes zu gefährlich zu sein, um sie nicht vor allen Dingen aus dem Wege zu räumen. Indessen so gut auch das Geheimniß bis jetzt bewahrt worden, es war unmöglich, einzelne dunkle Andeutungen und Gerüchte von dessen Bestehen und Zweck zu verhindern. Von mehren Seiten kamen den jetzt in großer Anzahl in Paris versammelten hugenottischen Großen Zweifel und Besorgnisse über die Absichten des Hofes zu, verfehlten aber, als meist von in dunkler Stellung befindlichen Individuen ausgehend, ihres Zweckes auf die, für welche sie berechnet waren. Die seit so langer Zeit entworfene Tragödie schritt jedoch ihrer Entwickelung entgegen. Die Zahl der ausgezeichneten Protestanten, die sich um die beiden königlichen Prinzen ihres Glaubens, deren Ver-

mählung eben gefeiert worden, versammelt hatten und welche die Hoffnungen und die Sicherheit Coligny's theilten, war mit jedem Tage größer geworden. Man hatte sich in der Erwartung, sie alle auf einmal, wie in einem Netze fangen zu können, nicht getäuscht. Der Hof hatte schon früher den Statthaltern mehrer Provinzen den Befehl gegeben, einen Theil ihrer Truppen in die Nähe von Paris zu schicken, eine Bewegung, die bis zum 20. August ausgeführt sein sollte und es auch wirklich ward. Es war also keine Zeit mehr zu verlieren. Jemehr aber der Moment des Ausbruches herannahte, jemehr war die Meinung sowohl über die Art der Ausführung als über die Zahl der Aufzuopfernden getheilt. Verschiedene Plane waren gefaßt und entworfen worden. Man beschloß endlich mit dem Haupte der hugenottischen Partei, dem Admiral Coligny selbst, zu beginnen. Er sollte zuerst angegriffen und mit seiner Beseitigung, dessen Ansehn und Festigkeit man fürchtete, das Signal eines allgemeinen Gemetzels gegeben werden. Der Kern dieses blutigen Complots, denn so muß man diesen Entwurf bezeichnen, obwohl er den rechtmäßigen Souverain, einen Theil seiner Familie und seiner Großen in seiner Mitte zählte, bildeten, außer Karl IX., seiner Mutter und dem Herzoge von Anjou, nur wenige der nächsten Umgebungen des Hofes, ja es scheint, daß Katharina von Medicis, sowohl die Zeit des Ausbruches als die Wahl der Opfer bei sich allein beschlossen hatte, und ihre Meinung hierüber erst im letzten Augenblicke der Entscheidung kundthat und die übrigen Theilnehmer nach ihrem Willen lenkte. Denn es ist jetzt bekannt, daß, obgleich der Papst und der König von Spanien im Allgemeinen in die Plane des französischen Hofes eingeweiht waren, dieselben den Ausbruch dieser Mordscenen nicht im voraus kannten und von ihnen, obwohl beifällig, überrascht wurden. Man hatte in den geheimen Berathungen der Königin Mutter die Absicht geäußert, alle, welche die königliche Macht auf irgend eine Weise zu beschränken im Stande waren, aus dem Wege zu räumen. Außer den Hugenotten sollten demnach auch die Montmorency, als Verwandte Coligny's, und die Guisen, als heimliche Gegner des königlichen Hauses und Häupter der von demselben sich unabhängig haltenden katholischen Partei fallen. Letztere, mit dem, was man ihnen selbst einen Augenblick lang zugedacht hatte, unbekannt, hatten auf dem Tode der beiden protestantischen Prinzen von Geblüt bestanden. Diese wurden jedoch, ihrer Jugend und der Verwandtschaft mit der königlichen Familie wegen, auf der Liste der Opfer gestrichen. Die Guisen, die zur Ausführung der Verschwörung unentbehrlich waren

und bei der Bevölkerung der Hauptstadt Alles galten, konnten nicht, so gern man auch gewollt, selbst in das Verderben gezogen werden. Man blieb also bei dem Plane der Ermordung aller des Protestantismus Verdächtigen, Großer und Kleiner, stehen. Obgleich in die Gesinnungen der pariser Bevölkerung kein Zweifel zu setzen war, so hielt man dennoch, in Rücksicht auf die bedeutende Zahl streitbarer und bewaffneter Hugenotten, die in der Hauptstadt sich befanden, für nöthig, königliches Kriegsvolk in dieselbe einrücken zu lassen, was jedoch mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, denn hätten die protestantischen Häupter Argwohn fassen und sich zum Kampfe vorbereiten können, so wäre der ganze Plan leicht fehlgeschlagen. Es hing Alles davon ab, sie bis zum letzten Augenblicke in Sicherheit zu wiegen, denn der Erfolg war nur dann gewiß, wenn die Hugenotten in den verschiedenen Theilen der Stadt zerstreut und in ihren Häusern unvorbereitet überfallen werden konnten. So gering auch ihre Zahl im Vergleiche zu der ihrer Feinde war, ihre Verzweiflung hätte den Ausgang eines offnen Kampfes ungewiß machen können. Karl IX. schlug deshalb Coligny, unter dem Scheine für die persönliche Sicherheit des Admirals besorgt zu sein, denn die Guisen waren mit einer zahlreichen Bedeckung in Paris angekommen, vor, ein Regiment der königlichen Leibgarde, das in der Nähe lag, in die Hauptstadt einrücken zu lassen. Der König begleitete diese Eröffnung mit den Versicherungen der zärtlichsten Sorgfalt für Coligny und mit Bemerkungen über den treulosen und gewaltthätigen Sinn der Guisen. Der Admiral, überhaupt einmal von den redlichen Absichten des jungen Fürsten überzeugt, voll Mißtrauens gegen die lothringischen Prinzen und geneigt, jede Veranlassung zu Reibungen zu vermeiden, willigte in diese Vermehrung der Besatzung ohne Widerspruch ein.

Das gesammte Haus der Guisen war, mit Ausnahme des Cardinals von Lothringen, der sich in Rom befand, in der Hauptstadt anwesend, und sie, die nicht wußten, daß man ihren eigenen Untergang in Erwägung gezogen hatte, betrieben den Ausbruch des Complots mit dem Feuer einer persönlichen Rache, denn sie hatten nie aufgehört, dem Admiral die Ermordung des letzten Herzogs von Guise beizumessen, und gaben das Signal dazu. Einer ihrer Klienten, Maurevel, schon durch mehre Unthaten berüchtigt und der Todtschläger des Königs genannt, verwundete (Freitag den 22. August) den Admiral, als er sich vom Louvre nach seiner Wohnung begab, mit zwei Kugeln, die ihn an der rechten Hand und am linken Ellbogen verwundeten. Der Mörder rettete sich und Karl IX. begab

sich sogleich mit seiner Familie und seinem Hofe zu dem Verwundeten und versprach ihm in den ergreifendsten Ausdrücken Rache für den begangenen Frevel. Er verhinderte ihn, unter dem Vorwande, daß er selbst über ihn wachen werde und daß jede Bewegung ihm bei seinem Zustande gefährlich werden könne, sich auf sein nicht entferntes Landgut bringen zu lassen, und ließ sein Haus, angeblich zur Sicherheit, mit einer Abtheilung der Leibgarde umgeben, dieselbe aber unter den Befehl eines Anhängers der Guisen stellen. Einigen der protestantischen Häupter begannen nach diesem Vorfalle die Augen aufzugehen. Sie erklärten, daß derselbe nur das Vorspiel zu einem allgemeinen Angriffe gewesen, und riethen Paris sogleich zu verlassen und sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Mehrzahl schien dagegen von einem blinden Vertrauen besessen zu sein und erwartete, in ihrer Verblendung beharrend, die Entwickelung der begonnenen Katastrophe. Zu diesen gehörten besonders Teligni, der Schwiegersohn Coligny's, und Larochefoucauld, der Vertraute des Prinzen Condé, beide jung und ohne Erfahrung, aber durch ihre Stellung in ihrer Partei von Einfluß auf dieselbe. Beide hatten in der letzten Zeit zur vertrauten Gesellschaft Karl's IX. gehört, und wiesen jeden Verdacht mit Unwillen zurück. Der Sonnabend wurde zu Vorbereitungen von Seite der Verschwornen angewandt und Waffen, unter dem Vorwande eines Tumults, in das Schloß gebracht. Gegen Abend begab sich der Herzog von Guise zu dem Prevot des Marchands, dem municipalen Chef von Paris, und befahl ihm zweitausend auserlesene Bürger zu bewaffnen und auf das erste Zeichen bereit zu halten. Beim Schall der Glocke in einem Thurme des Parlamentspalastes sollten alle Fenster erleuchtet werden und der Angriff beginnen. Um Mitternacht stieg die Königin, von ihren Vertrautesten begleitet, in die Gemächer ihres Sohnes herab und befahl ihm das Signal zu den Metzeleien, das auf drei Uhr bestimmt war, zu beschleunigen, denn sie fürchtete, daß Bedenklichkeiten irgend einer Art, Sorge für seine persönliche Sicherheit oder Abscheu gegen die beschlossene That, in ihm aufsteigen könnten.

Der Anfang des Mordens ward mit Coligny gemacht, der bis zum letzten Augenblicke dem Charakter von ruhiger Würde und Größe treu blieb, der ihn während seines ganzen Lebens bezeichnet hatte. Mit ihm fielen Teligni und mehre Freunde und Diener. Ehe noch der Tag graute, war schon ein großer Theil der durch ihre Tapferkeit und Erfahrung berühmten protestantischen Kriegsleute aus dem Wege geräumt worden, die so viele Gefechte überlebt

hatten und jetzt unter der Hand von Meuchelmördern erlagen. Ein Theil der im Faubourg St. Germain wohnenden Protestanten, durch die Seine vom Louvre, wo das Hauptquartier der Mörder war und wo es damals noch keine Brücken gab, getrennt, fand Zeit, sich zu retten und nach dem Norden zu flüchten, unter ihnen einige berühmte Namen, wie Rohan, Segur und der Schotte Montgommery, der einst, obwohl ohne Absicht, Heinrich II. im Turnier getödtet hatte. Die Hugenotten, einzeln, ohne Vorbereitung, im Innern ihrer Häuser während des Schlafes angegriffen, erlagen meist, ohne einen thätigen Widerstand entgegensetzen zu können. Am Abend befahl der König den bewaffneten Bürgern in ihre Wohnungen zurückzukehren und die Straßen den Soldaten zu überlassen. Am Morgen des zweiten Tages begann das Morden von Neuem und dauerte bis zum Abend des dritten. In diesen beiden letzten Tagen ward, was die Neuheit des Ereignisses und die Wuth der Angreifer im ersten Augenblick verhindert, zugleich viel geplündert. Die Nachrichten jener Zeit weichen über die Anzahl der in diesen drei Tagen gefallenen Opfer bedeutend von einander ab. Der Hof hatte in die Provinzen geheime Befehle gesandt, die Hugenotten, an demselben Tage und auf dieselbe Art, auf allen Punkten des Königreiches anzugreifen. Einige der königlichen Befehlshaber weigerten sich zu gehorchen, was in einer solchen Zeit kein geringer Beweis von Ehrgefühl und Menschlichkeit war. Die Zahl der auf solche Art in Frankreich umgekommenen Protestanten wird von der niedrigsten Angabe auf dreißigtausend, von der höchsten auf hunderttausend Opfer angesetzt. In eine weitere Schilderung der einzelnen Scenen dieser tragischen Katastrophe einzugehen, liegt außerhalb des Zweckes dieser Darstellungen. Einmal können deren Details als sehr bekannt vorausgesetzt werden, und dann ist es weniger die Ausführung dieser Verschwörung, als deren langsamer, geheimer, mit solcher Verschlagenheit und Beharrlichkeit genährter Entwurf, der ein charakteristisches Licht auf jene Zeit wirft, und hierauf ist in dem Vorhergehenden hinlänglich Rücksicht genommen worden.

Diese mit keiner andern zu vergleichende Begebenheit ist allerdings ein tiefer Flecken in der Geschichte des französischen Volkes und hat deshalb manche seiner Historiker darauf geführt, dessen gar zu grelle und blutige Farbe mit dem künstlichen Firniß ihrer Betrachtungen zu überstreichen, deren wahre Natur jedoch immer wieder hindurchscheint. Unter Anderm hat man bemerken wollen, daß die vornehmsten Anstifter dieser Gräuelthat, Katharina von Medicis, die Herzoge von Nevers und Retz, der Kanzler Birago, keine Fran-

zosen, sondern Italiener waren. Dieser Versuch, die Verantwortlichkeit der Bartholomäusnacht, wenigstens zum Theil, Fremden aufzubürden, ist jedoch mehr patriotisch als gerecht und geht mehr aus einem richtigen Gefühle der Bedeutung jener Katastrophe, als aus einer gewissenhaften Prüfung der dabei stattgefundenen Umstände hervor.

Katharina von Medicis war im Alter von dreizehn Jahren an den französischen Hof gekommen, sie war demnach in Frankreich unter dem Einflusse französischer Verhältnisse erzogen und gebildet worden. Der Herzog von Retz, dessen Familienname Gondi war, stammte allerdings aus Florenz ab, war aber selbst schon in Frankreich geboren. Der Herzog von Nevers, aus dem Hause Gonzaga und der Kanzler Birago waren Personen, die, ihrer Individualität nach, ebenso gut ihrem neuen als ihrem alten Vaterlande angehören konnten. Diese drei letztern waren die vertrauten Rathgeber der Königin Mutter und am tiefsten in die Kenntniß des Complots eingeweiht, aber keineswegs dessen vornehmste Hebel und Vollstrecker. Dieses waren vor Allen die Guisen, die durch ihren Fanatismus und fanatisirenden Einfluß den Haß der Katholiken gegen die Hugenotten dermaßen angeschürt hatten, daß ein großer Ausbruch, derselbe mochte auf diese oder jene Art herbeigeführt werden, unvermeidlich geworden war. Diese werden doch aber nicht etwa für Fremde gelten sollen? Sie waren nicht nur im damaligen Frankreich geboren und erzogen worden, sondern Lothringen, ihr Stammsitz, war schon damals ein französisches Land, so gut wie heute, wenn es auch mit dem Königreiche noch nicht äußerlich vereinigt war. Die thätigsten Mörder von hohem Range, wie der Marschall Tavannes, der Graf von Angouleme, ein natürlicher Sohn Heinrich II. u. a. m. waren sämmtlich Franzosen.

Bei den in der Revolution vorgefallenen Gräueln haben die Franzosen ebenfalls viel von fremdem Einflusse, englischem Golde u. s. w., die Schuld des eigenen Volkes etwas zu vermindern, gefabelt und besonders hervorgehoben, daß einige der ersten Fanatiker jener Zeit, wie unter Andern Marat, außerhalb Frankreich geboren waren. Marat gehörte der französischen Schweiz an. Welcher Unterschied besteht aber eigentlich zwischen den Bewohnern beider Länder, die demselben Stamme angehören und dieselbe Sprache reden? Wenn die Franzosen mit Recht den Genfer Rousseau zu den Ihrigen zählen, so können sie auch den Neufchateler Marat nicht abweisen. — Wir wollen jedoch hiermit keineswegs behaupten daß im französischen Naturell etwa ein besonderer Hang zur Grau-

samkeit wie im spanischen vorherrsche. Ausschweifungen dieser Art erscheinen nur selten, in großen Zwischenräumen und auf der Oberfläche der Geschichte dieses Volkes und sind mehr aus der Maßlosigkeit im Charakter des Franzosen, sobald er seine gewohnten Zustände verläßt, aus der geringen Kraft, welche die sittlichen Vorschriften des Lebens über ihn ausüben, sobald er in Bewegung geräth, als aus einer besondern Anlage seines Wesens hervorgegangen. Der dieser Nation eigenthümliche Hang zu Sophismen, Entstellungen und Verdrehungen der Wahrheit, zu dessen Ausbildung ihr Charakter, ihre Erziehung und ihre Sitten so mächtig beitragen, macht sich nicht nur in der Behandlung der Gegenwart, sondern fast ebenso sehr in der Betrachtung der Vergangenheit geltend, und hat eine große Menge von Irrthümern aller Art in Umlauf gesetzt, die bei der allgemeinen Verbreitung ihrer Sprache oft von so gefährlichem Einflusse gewesen sind. — Manche französische Historiker haben, die nationale Verschuldung und Verantwortlichkeit bei dieser Gräuelthat zu vermindern, deren lange Vorbereitung zu läugnen gesucht und ihren Ausbruch als aus einer plötzlichen fanatischen Inspiration, dem Drange der Umstände, der Furcht vor einer großen Bewegung unter den Protestanten entstanden, erklären wollen, Chateaubriand aber in seiner Skizze der französischen Geschichte Karl IX. so viel als möglich in Schutz genommen, das Gehässige dieser Katastrophe einzig auf die Rechnung seiner Mutter geschrieben und ihn, der schon früher mehrmals Beweise seines verderbten und wilden Gemüthes gegeben, als einen ganz unreifen und willenlosen Knaben dargestellt. Aber alle diese erkünstelten Behauptungen, Zweifel und Umgehungen verlieren bei einer nähern Beleuchtung nicht nur alle Wahrheit, sondern selbst alle Wahrscheinlichkeit. Die Thatsachen sprechen in den vorhandenen Quellen zu laut, als daß ihre Stimme eine verschiedenartige Deutung zuließe.

Das Ungeheuere in dieser Begebenheit erschreckte, indessen selbst die, welche dieselbe so lange vorbereitet hatten, und gab ihrer Haltung, nachdem sie einmal vollbracht war, etwas Unschlüssiges und Widersprechendes, was sonderbar mit der frevelhaften Kühnheit kontrastirt, die sie bei deren Vollführung bewiesen hatten. Am Abend des ersten Tages der Ermordungen schrieb Karl IX. an die Statthalter der Provinzen, daß die Unordnungen, die so eben begangen worden und von denen sie bald umständlicher benachrichtigt werden würden, nichts als die Folge eines Streites zwischen den Guisen und Chatillon gewesen und daß die Beobachtung des letzten Toleranzedikts dadurch nicht unterbrochen werden dürfe. Er dachte so-

gar einen Augenblick lang daran, nicht nur die Guisen der Begehung dieser Unthat zu bezüchtigen, sondern, was fast unglaublich erscheint, sie deshalb zur Verantwortung ziehen zu lassen. Als er jedoch gewahr wurde, wie allgemein das Gemetzel, wie gering der Widerstand der Hugenotten gewesen und daß von ihnen kein Angriff und keine Rache zu fürchten seien, so begab er sich in den letzten Tagen des Monats August in eine feierliche Versammlung des Parlaments und erklärte hier, daß Alles, was in jenen Schreckenstagen vorgefallen, auf seinen Befehl unternommen sei. Dieses souveraine Tribunal vergaß nicht nur so sehr alles Gefühl für Recht, sondern auch für Menschlichkeit, daß es eine so große, alle göttlichen und menschlichen Gesetze verletzende Unthat nicht nur entschuldigte, sondern sie sogar pries. Es that noch mehr und gesellte der Schwäche und Feigheit, die es bewiesen, Heuchelei und Grausamkeit zu. Sobald Karl IX. öffentlich die Bartholomäusnacht für sein Werk erklärt hatte, mußte ein Vorwand für dieselbe, eine Erklärung dessen, was in ihr geschehen, gefunden werden, denn Frankreich stand im sechszehnten Jahrhundert nicht, wie die despotischen Staaten des Orients, die demokratischen der alten Welt und die feudalen des frühern Mittelalters isolirt und auf sich selbst gewiesen da, sondern es war für das, was in ihm geschah, seinen Nachbarn in gewisser Weise verantwortlich. Karl IX. hatte im Parlament erklärt, daß Coligny den Plan gefaßt hatte, ihn, seine Mutter, seine beiden Brüder und den König von Navarra, obgleich von derselben Religion wie er, zu ermorden und den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann aber auch diesen aus dem Wege zu räumen und sich des Königreiches zu bemächtigen. Das Parlament, in der Absicht den königlichen Namen von der Schmach, welche die verübten Gräuel auf ihn geworfen, zu reinigen, ergriff begierig diese bis zur Abgeschmacktheit grundlose Anklage, verschaffte sich durch die Aussagen falscher Zeugen und die Tortur die nöthigen äußern Beweise und verurtheilte hierauf, obgleich von der Nichtigkeit dieser ganzen Procedur selbst am besten überzeugt, zwei Hugenotten, die früher zur Magistratur gehörten, als Coligny's Mitschuldige zum Tode. Die Hinrichtung wurde in größter Eile des Abends vollzogen und Karl IX., der an den Qualen Anderer seine Freude fand, beging die Verruchtheit, sich mit Fackeln zum Richtplatze begleiten zu lassen, um den Martern der beiden unschuldig Verurtheilten in der Nähe und mit Genauigkeit zusehen zu können. Ebenso war er gegenwärtig, als Coligny's Leiche, den er wenige Tage zuvor seinen Vater genannt hatte, an den Galgen von Montfaucon gehängt

wurde. — Ungeachtet der Glückwünsche und Lobsprüche, die ihm von Rom und Madrid aus über die begangene That zukamen, hielt er es doch für nothwendig, sie in Deutschland, England und der Schweiz zu entschuldigen, und seine Gesandten hatten überall Befehl, die Fabel jenes von Coligny angezettelten Complots zu verbreiten und die Ermordungen der Bartholomäusnacht als ein Werk der Nothwehr hinzustellen. Diese Erklärungen verminderten allerdings nicht den Abscheu, mit dem ein großer Theil der Katholiken die Nachricht von jenen Gräueln aufgenommen hatte, da aber die protestantischen Mächte, in jenem Augenblicke nicht zum Kampfe gerüstet, nichts unternehmen konnten, so begann der Hof allmälig jenes Ereigniß als einen Triumph seiner Politik anzusehen. Karl IX., über die politischen Folgen seines Verbrechens beruhigt, zwang jetzt die protestantischen Glieder seines Hauses, den König von Navarra und den Prinzen von Condé, und drei Prinzessinnen, unter Drohungen und Verheißungen aller Art, den Katholicismus anzunehmen. Er fand bei dem Prinzen von Condé den meisten Widerstand. Der König von Navarra zeigte sich gleich anfangs nachgiebiger und ließ schon damals ahnen, wie wenig es ihm mit seinem Glauben Ernst und wie sehr er denselben der Erlangung äußerer Vortheile nachzustellen geneigt sei. Bei seiner Jugend und Hülflosigkeit war es kein Wunder, daß er der Gewalt der Umstände nachgab. Er ging aber hierin weiter als nöthig und als sein Vetter Condé that. Er verbot in seinem Fürstenthum Bearn durch ein besonderes Edikt die Ausübung der protestantischen Religion, nahm den Hugenotten ihre Aemter, gab den katholischen Kirchen ihre Güter zurück und entschuldigte beim Papste seine frühern Irrthümer.

Diejenigen unter den Hugenotten, die nicht in den auf allen Punkten des Reiches sich wiederholenden Metzeleien gefallen, flüchteten sich, von Schrecken erstarrt und auf keinen Widerstand vorbereitet, theils in großer Anzahl in das Ausland, theils retteten sie sich, wenn ihnen dieser Ausweg nicht offen stand, in die Städte, wo ihre Glaubensgenossen besonders zahlreich waren, oder in das Innere des Landes, in Wälder und Gebirge. Ihre Lage ward durch die Kunde von den Schlägen, welche die protestantischen Niederlande um diese Zeit getroffen, noch hoffnungsloser gemacht. Der Prinz von Oranien und einer der tapfersten und erfahrensten unter den protestantischen Anführern, La Noue, hatten in Hoffnung auf die feindseligen Absichten, die Karl IX. in der letzten Zeit vor der Bartholomäusnacht gegen Spanien vorgegeben, den Krieg in den flandrischen Provinzen begonnen, waren aber hier, beim Ausbleiben

aller Unterstützung, der spanischen Macht erlegen. Alba hatte durch seine Grausamkeit in den Niederlanden eine ähnliche Lähmung unter den dortigen Protestanten, wie die Bartholomäusnacht in Frankreich unter ihren Glaubensgenossen hervorgebracht. Mons hatte sich den Spaniern ergeben und der Prinz von Oranien sich in den nördlichen Theil des Landes, nach Holland und Seeland, flüchten müssen, von wo aus er den Krieg wieder begann. In den spanischen Niederlanden ward der Protestantismus in den Südprovinzen von den Spaniern erdrückt, im Norden erhob er sich wieder. In Frankreich geschah das Gegentheil. Die Hugenotten begannen zuerst in den Ländern südlich von der Loire, in Poitou, Guienne, Languedoc und der Dauphiné, sich von dem Schrecken und den Verlusten der Bartholomäusnacht zu erholen. Obgleich zerstreut, ohne einen gemeinsamen Mittelpunkt, ohne Haupt und Rath, beschlossen sie, ihren Untergang vor Augen sehend, ihr Dasein theuer zu verkaufen. Ihr Bollwerk im Westen, La Rochelle, gab das Zeichen dazu. Eine große Menge von Flüchtlingen hatten in ihr nach den Scenen des Augusts Schutz gesucht und den Einwohnern gezeigt, welches Schicksal sie bedrohe, wenn sie in die Gewalt des Königs und seiner Anhänger fielen. Königliches Kriegsvolk hatte schon vor der Bartholomäusnacht, unter dem Vorwande die Spanier anzugreifen, in der That aber um sich der Stadt zu bemächtigen, in ihrer Nähe eine Stellung genommen. Die Bewohner versagten den königlichen Befehlshabern hartnäckig den Eintritt. La Noue, der Mons gegen Alba vertheidigt hatte, aber zuletzt zur Uebergabe gezwungen worden, war nach Frankreich zurückgekehrt und von Karl IX. mit Auszeichnung empfangen worden. Die Kraft des Hasses, nicht gerade dieser Haß selbst, schienen durch die Anstrengungen der Bartholomäusnacht in der Brust dieses Königs geschwächt zu sein, denn es ward von ihm während der zwei Jahre, die er noch lebte, obgleich in seinen Gesinnungen keineswegs verändert, nichts entschieden Feindliches mehr gegen seine hugenottischen Unterthanen vollbracht. Auch fing der, während der Vorbereitungen zu jener Katastrophe in etwas beruhigte Parteigeist am Hofe, sowie des Königs Eifersucht auf seinen Bruder, den Herzog von Anjou, wieder aufzuleben an. Karl IX. schickte La Noue nach Rochelle, die Einwohner unter dem Versprechen der freien Uebung ihrer Religion und der Erhaltung ihrer Verfassung zur Unterwerfung unter die Krone zu bringen. Dieser Kriegsmann, der im Kampfe für seine Glaubensgenossen schon einen Arm verloren hatte, einen längern Widerstand der Stadt für unmöglich hielt und den Versprechungen

des Königs traute, oder, da er in seiner Gewalt war und kein Mittel ihm zu entgehen sah, zu trauen schien, nahm diesen Auftrag unter der Bedingung an, daß er in keinem Falle selbst etwas zur Bezwingung von La Rochelle, falls es einen Vergleich abwiese, beizutragen gezwungen sein würde. La Noue glaubte die Stadt, die fast ganz allein dastehend, es unmöglich mit der Macht von ganz Frankreich aufnehmen konnte, retten zu müssen, und auch so noch der Sache des Protestantismus zu dienen, aber die Einwohner wollten von keiner Unterwerfung hören und bereiteten sich, von einer Menge flüchtiger Geistlichen ihrer Religion begeistert, zum thätigsten Widerstande vor.

Während dieser Zeit hatte Katharina von Medicis angefangen, sich mit einem von ihr schon seit längerer Zeit gehegten Wunsche, ihrem Sohne, dem Herzoge von Anjou, den Thron von Polen zu verschaffen, eifrig zu beschäftigen. Ein Gelingen dieses Planes wäre, ohne zu den auswärtigen Mächten in einem erträglichen Verhältnisse zu stehen, unmöglich gewesen. Zum Theil in dieser Absicht hatte sie nach der Bartholomäusnacht Gesandtschaften in das Ausland abgeschickt, jenes Ereigniß zu entschuldigen und seinen Eindruck zu mildern. Der Herzog von Anjou war der Liebling seiner Mutter, die gegen ihre übrigen Kinder sich fast gleichgültig zeigte. Karl IX. wünschte ebenfalls die Erhebung seines Bruders, aber nicht aus Neigung, sondern aus Eifersucht und Mißtrauen gegen ihn, besonders aus Neid über den kriegerischen Ruf, den sich derselbe in der Bekämpfung der Hugenotten erworben hatte. Hieraus allein erklärt sich, daß nach einem so blutigen und wilden Ausbruche des Hasses, wie die Bartholomäusnacht gewesen, die Maßregeln des Hofes gegen die Hugenotten so bald milder wurden. Denn die protestantischen Mächte des Nordens hätten sehr leicht die Ernennung des Herzoges von Anjou zum Könige von Polen verhindern können. Um aber die Reformirten im Auslande zu gewinnen, war es nöthig, die im Innern, die außerdem durch die Katastrophe des Augusts für fast vernichtet galten, einigermaßen zu schonen. Die Reformation war aber auch in Polen eingedrungen und ihre Grundsätze hatten einen Theil des höhern Adels und die Bürger der größern Städte für sich gewonnen. Die Unterhändler, die Katharina deshalb nach diesem Lande gesandt, die Wahl ihres Sohnes zu betreiben, hatten alles Mögliche gethan, den auch bis dahin verbreiteten Eindruck der Bartholomäusnacht zu schwächen, den wahren Charakter dieser Begebenheit zu verhüllen und sie als einen Sieg des Königs über Feinde und Empörer darzustellen. Vorzüglich hatte der Bischo

Montluc von Valence, im Geheimen selbst der Reformation zugethan, es sich angelegen sein lassen, die Theilnahme und Mitwissenschaft des Herzogs von Anjou an jenen Gräueln vor den Polen zu verbergen. Um dies mit noch mehr Erfolg zu thun, wurden aufs Neue Unterhandlungen mit den protestantischen deutschen Fürsten, die zu Polen durch ihre geographische Lage in einem nähern Verhältnisse standen, angeknüpft. Die Unterhändler des Königs erklärten diesen, daß derselbe ihre religiösen und politischen Freiheiten gegen die Eingriffe des Hauses Oesterreich zu schützen bereit sei, und daß er so wenig Abneigung gegen den neuen Glauben hege, daß er soeben an einer Verbindung seines Bruders, des Herzogs von Alençon, mit Elisabeth von England, der Stütze des Protestantismus in ganz Europa, arbeite. Er erneuerte ebenso seine Unterhandlungen mit den Prinzen von Nassau, denen er Hülfe gegen Alba verhieß, und zeigte sich geneigt, Philipp II. den Krieg zu erklären, wenn die Provinzen Holland und Seeland, mit Beibehaltung ihrer Verfassung und ihrer Gewissensfreiheit, sich unter seinen Schutz stellen wollten. Es kann überraschen, daß Vorschläge solcher Art, acht Monate nach der Bartholomäusnacht, die zu ihnen einen so grellen Abstand bildete, Glauben fanden. Aber in einer so bewegten Zeit, in der, wenn auch nicht die gesammte Richtung der Nationen, doch die Interessen der vielen kleinen Staaten und Fürsten jeden Augenblick wechselten, erregten so schnelle Uebergänge von einem System, einer Allianz zur andern, nicht dasselbe Erstaunen wie heute, wo eine Anzahl großer Reiche, mit entschiedenen Grundsätzen, nach einem festen Plane handelnd, die kleinern Regierungen sie auf ihrer Bahn zu begleiten gezwungen haben. Die politischen Verhältnisse sind heutzutage viel einfacher und bestimmter geworden, die Kunst der Diplomatie bedarf aber eben deshalb eines geringern Aufwandes von Feinheit und Talent als zu den Zeiten jener chaotischen Verwirrung.

Sobald die nordischen protestantischen Fürsten und eine ansehnliche Partei in Polen für die Plane des Hofes, dem Herzoge von Anjou den Thron dieses Landes zu verschaffen, gewonnen waren, so wurde die Unterwerfung von La Rochelle, das hartnäckig jeden Vergleich verwarf, mit größerm Eifer betrieben und endlich ein ansehnliches Heer unter demselben Herzoge von Anjou, dem von der Königin Mutter jede Gelegenheit, sich auszuzeichnen, verschafft wurde, abgeschickt. La Noue schloß sich, nachdem er die Einwohner vergeblich für die Vorschläge des Königs zu stimmen gesucht, denselben als seinen Glaubensgenossen an und leitete ihre Ausfälle.

Das königliche Heer erlitt bei diesen Gelegenheiten große Verluste, denn die Bürger von La Rochelle kämpften mit einer an Fanatismus grenzenden Begeisterung, und eine ansteckende Krankheit, die sich im Lager zeigte, raffte noch mehr Soldaten als das Schwert der Hugenotten hin. Zu diesen Schwierigkeiten trat noch die Uneinigkeit unter den Belagerern hinzu, unter denen sich die entschiedensten Gegner, wie die Guisen und die zum Uebertritt zum Katholicismus gezwungenen beiden Prinzen von Geblüt, die eifrigsten Katholiken, die sich in der Bartholomäusnacht hervorgethan, und aus Furcht in ihre Reihen übergetretene Hugenotten, und endlich die Anhänger einer rein gemischten politischen Partei befanden, die, obgleich mit dem alten Glauben nicht brechend, den verfolgungssüchtigen Geist des Hofes tadelten. Diese letztern, die den Namen „der Politiker" erhielten, begannen sich den Reformirten, zur Bekämpfung der Ultrakatholiken, zu nähern, und der Herzog von Alençon, auf seine beiden ältern Brüder neidisch, schwach und ehrgeizig zugleich, schürte das Feuer der Zwietracht so viel er vermochte an und erklärte sich, im Falle eines Bruches, bereit, sich an die Spitze dieser werdenden Coalitionspartei zu stellen. Während dieser Zerwürfnisse erhielt die Königin Mutter die Nachricht von der erfolgten Wahl ihres Sohnes zum Könige von Polen, aber zugleich, daß die protestantischen Großen unter den Polen sich eifrig zu Gunsten ihrer französischen Glaubensgenossen ausgesprochen hätten. Katharina schickte demnach einen ihrer Vertrauten an den Herzog von Anjou in das Lager ab und empfahl diesem, alles Mögliche zur Abschließung eines Vertrages mit den Bewohnern von La Rochelle zu thun. Denn zu derselben Zeit war der Religionskrieg im ganzen Süden, vom Fuße der Pyrenäen bis zu dem der Alpen, aufs Neue entbrannt, und die Hugenotten thaten einen zwar nirgends zahlreichen und entscheidenden, aber überall gegenwärtigen und fühlbaren Widerstand, zu dessen nachdrücklicher Bekämpfung es der Regierung sowohl an Geld als an Mannschaft fehlte. Unter solchen Umständen kam endlich ein Vergleich mit La Rochelle zu Stande, der auf das ganze Königreich ausgedehnt wurde.

Seine Bedingungen waren weniger günstig als die des letzten Friedensschlusses, aber immer noch erträglicher, als man nach einem Ereignisse, wie das der Bartholomäusnacht, hätte erwarten sollen. Die Gewissensfreiheit der Hugenotten wurde im Allgemeinen anerkannt, ihr Cultus aber nur in La Rochelle, Montauban und Nimes erlaubt. Es ward eine vollständige Amnestie zu ihren Gunsten erlassen. Dieser Friede wurde durch ein königliches Edikt, vom

Schlosse von Boulogne aus datirt den 11. August 1573, bekannt gemacht.

Der Herzog von Anjou, der das königliche Heer vor La Rochelle befehligt hatte, war durch die Künste der französischen Unterhändler endlich wirklich zum Könige von Polen erwählt worden. Der Plan, den Katharina von Medicis bei dieser Gelegenheit in Vorschlag brachte, beweist, wie sehr ihr politischer Vortheil ihre religiösen Gefühle überwog und daß sie nicht aus Grundsatz und Fanatismus, sondern aus Interesse und freier Wahl die Gräuel der Bartholomäusnacht entworfen hatte. Sie suchte ihren Sohn dahin zu bewegen, sobald er vom polnischen Throne Besitz genommen haben würde, die günstige Stimmung dieser Nation für den Protestantismus zur Ausrüstung einer Flotte zu benutzen, sie mit den tapfersten seiner neuen Unterthanen zu bemannen und den Niederlanden gegen Philipp II. zu Hülfe zu kommen. Die Zustimmung des Königs von Dänemark zu diesem Plane war erwirkt und ein deutscher Protestant von Adel, Schomberg, wurde an den Prinzen von Oranien zur Abschließung eines hierauf Bezug habenden Vertrages abgeschickt und Kriegsvolk in Deutschland geworben. Dieser Schomberg war mehre Jahre vorher nach Frankreich gekommen, um auf der damals berühmten Universität von Angers die Rechte zu studiren. Er hatte in den letzten Kriegen in den hugenottischen Reihen sich durch großes militairisches Talent hervorgethan und seine Familie sollte, ein ganzes Jahrhundert lang, bis zum Widerrufe des Edikts von Nantes in den ersten Befehlshaberstellen des französischen Heeres glänzen. Dieser Plan kam nie zur Ausführung und wir erwähnen seiner nur als eines charakteristischen Zuges, mit welcher Leichtigkeit in jener Zeit die überraschendsten und widersprechendsten Combinationen entworfen wurden, und wie sehr sich in dem Wesen der Königin Mutter der französische und italienische Charakter, die Beweglichkeit des erstern und die Feinheit des letztern, zu einer allerdings in hohem Grade unsittlichen aber merkwürdigen Persönlichkeit vereinigt hatten. Die weltliche Politik der Fürsten hatte im Mittelalter, unter der Herrschaft der Kirche und des Lehnssystems, bei der Art, wie das Papstthum in letzter Instanz alle Verhältnisse entschied, der Isolirung der einzelnen Völker und ihren, der immerwährenden Kriege und Unruhen ungeachtet, wenig entwickelten Interessen, eine im Leben der gesammten europäischen Menschheit geringe Rolle gespielt. So lange gewisse feudale und kirchliche Institutionen für unangreifbar und unwandelbar galten, hatte es ihr an freier Bewegung und an Raum zur Entwickelung

ihrer Künste gefehlt. Sobald Ludwig IX. die Ueberreste des Lehnswesens sich fast ganz untergeordnet hatte, nahm die Politik dieses von der Monarchie gewonnene Gebiet ein. Mit dem Auftreten der Reformation aber nahm ihre Thätigkeit auf eine früher nie gesehene und später nicht mehr übertroffene Art zu, denn der große Wandel, der in den religiösen Verhältnissen vorging, schien zu der Hoffnung jeder politischen Veränderung zu berechtigen. Der Protestantismus war jedoch, seiner innersten Natur nach, eine rein religiöse Erscheinung. Er nahm, als einmal im Boden der Wirklichkeit wurzelnd, an dem weltlichen Leben, aber nur gezwungen, Theil. Dies kann besonders aus dem Umstande erkannt werden, daß die langen Bewegungen und Kämpfe, zu denen die Reformation Veranlassung gegeben, zwar auf das Innere der Menschen einen tiefen, aber auf deren äußern Zustand einen verhältnißmäßig sehr geringen Einfluß ausgeübt haben. Eine rein politische Begebenheit, wie die französische Revolution, hat in wenigen Jahren die gesammte äußere Gestalt Europas mehr verändert, als die lange von den Ideen der Reformation bewegte Epoche, von der Ligue von Schmalkalden an bis zum Frieden von Münster und Osnabrück, zu thun vermocht hat.

Der Geist der Zwietracht und Parteiung war in dem französischen Volke zu jener Zeit so tief gewurzelt, schien so oft nicht sowohl ein Werk der Noth und des Unglücks, als vielmehr ein Gegenstand der Wahl und des Genusses zu sein, daß, war kaum mit großer Anstrengung ein Quell des Unheils verstopft, ein anderer sich sogleich von selbst aufthat und seinen giftigen Hauch zu verbreiten begann. Karl IX. hatte den Herzog von Anjou mit Härte, Eifersucht und Mißtrauen behandelt, und dieser war wahrscheinlich nur durch die Aussicht auf einen fremden Thron, durch den ihnen beiden gemeinschaftlichen Haß gegen die Hugenotten und die daraus entstehenden Kriege abgehalten worden, sich offen gegen den König zu erklären. Das Feuer der Zwietracht hatte in ihnen im Stillen fortgebrannt, ohne Gelegenheit zu einer gewaltsamen Entladung zu bekommen. Aber der jüngste Bruder des Königs, der Herzog von Alençon, ebenso verderbt und heuchlerisch, aber unruhiger und ehrgeiziger, hatte bei der Belagerung von La Rochelle sich dem Könige von Navarra und dem Prinzen von Condé, die dieser Unternehmung wider Willen beiwohnten, genähert und den Plan gefaßt, als das Haupt einer Opposition gegen die Regierung aufzutreten, und da es damals keine andere als die der Hugenotten gab, sich an deren Spitze zu stellen. Im Falle des Nichtgelingens war er entschlossen,

sich der königlichen Flotte, auf der er Einverständnisse unterhielt, zu bemächtigen und mit ihr nach England zu flüchten. La Noue hatte den Prinzen und seine Anhänger von der Erfolglosigkeit eines so verwegenen Versuches überzeugen wollen, ihn aber nicht von der Absicht, sich gegen den König zu erklären und eine selbstständige Rolle zu spielen, abbringen können. Die Prinzen von Geblüt versprachen ihm ihre Unterstützung, sobald der Augenblick, sich zu zeigen, gekommen sein würde. Die Abreise des Herzogs von Anjou nach Polen, die Stimmung der Hugenotten im Süden, die Unzufriedenheit eines großen Theiles der Nation überhaupt mit der bestehenden Ordnung der Dinge bestärkten den Herzog von Alençon in seinem Plane, sich an die Spitze aller Mißvergnügten, Katholiken und Protestanten, zu stellen. Die Hugenotten in Languedoc, Provence und Dauphiné hatten das Edikt von Boulogne, das die öffentliche Ausübung ihrer Religion auf drei Städte beschränkte, nicht anerkennen wollen und sich zum Widerstande gerüstet, vorläufig aber eine Deputation an den König, ihm ihre Beschwerden vorzulegen, abgesandt. Der König und seine Mutter suchten sie durch Versprechungen hinzuhalten, während dessen aber La Rochelle durch List einzunehmen, was jedoch nicht gelang. Die Prinzen vom Hause Nassau, die sich in den Niederlanden am Entschiedensten gegen Philipp II. erklärt, hatten von dem Plane gehört, den Herzog von Anjou mit einer polnischen Flotte den holländischen Protestanten zu Hülfe kommen zu lassen. Sie schlugen dazu, da es Anjou schwer fallen mußte, gleich im Anfange seiner Regierung in Polen sich an die Spitze einer auswärtigen Unternehmung zu stellen, den Herzog von Alençon vor, der mit einer in so früher Jugend seltenen Heuchelei schon Coligny's Theilnahme zu gewinnen verstanden hatte, und es jetzt aus Politik mit den Hugenotten hielt. — Die Person und Regierung Karl's IX. waren von der Bartholomäusnacht und dem letzten Frieden an in der öffentlichen Meinung noch tiefer als früher gesunken. Sein Hang zu Verstellung und Grausamkeit war während des offnen Kampfes der letzten Zeit übersehen worden, begann aber jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es hatte sich seit einiger Zeit eine aus den Gemäßigtern und Einsichtsvollern beider Religionen gemischte Partei zu bilden angefangen, welche, die kirchlichen Interessen sich selbst überlassend, eine Reform des Staates, eine Abstellung der zahllosen Mißbräuche, die denselben zu Grunde zu richten drohten, wünschte. An der Spitze derselben, die, wie wir oben bemerkt haben, mit einem Ausdrucke des Tadels, von den eifriger Gesinnten beider Religionen „Politiker" genannt wur-

den, standen unter den Protestanten La Noue, unter den Katholiken die Montmorency obenan. Die Unfähigkeit Karl's IX., zu regieren, obwohl er nicht ohne natürliche Anlage für gewisse besondere Geschicklichkeiten war, ward von diesen begriffen, und die Königin Mutter flößte ihnen, bei all ihrer Feinheit, durch ihr verderbtes System des Truges und der List noch mehr Mißtrauen als ihr Sohn ein. Sie glaubten dieselbe, vielleicht mit Unrecht, in ihrer Eigenschaft als einer Fremden, ungeachtet der nahen Verbindung, in die sie mit Frankreich getreten, eher auf dessen Erniedrigung als Erhebung bedacht. Da aber diese Partei zu keinem extremen Mittel, wie später die Ligue, greifen und die Erbfolge und die Grundsätze der Monarchie nicht verändern wollte, so schlug sie den Herzog von Alençon, seiner Jugend ungeachtet, zum Generallieutenant des Königreiches vor, während die Königin Mutter, von der Unmöglichkeit einer längern Dauer des gegenwärtigen Zustandes ebenfalls überzeugt, diese Würde, die unter gewissen Umständen der eines Regenten nahe kam, für ihren Enkelsohn, den regierenden Herzog von Lothringen, den sie mehr nach ihrem Willen lenken zu können hoffte, wünschte. Da bei dem damals in allen Parteien und Ständen, besonders aber am Hofe herrschenden Geiste eine auf ein richtiges und uneigennütziges Gefühl der vorhandenen Bedürfnisse gegründete Uebereinkunft unmöglich war, so ward wiederum zu den Waffen zu greifen beschlossen, und La Noue, der auf die Redlichkeit des Herzogs von Alençon, dessen Charakter damals noch wenig bekannt war, und auf den Beistand der Hugenotten und Politiker hoffte, begab sich nach Poitou, sich zum Kriege zu rüsten. Alençon versprach den Hof heimlich zu verlassen und zu ihm zu stoßen, statt dessen aber verrieth er, entweder im Augenblicke der Entscheidung zaghaft, oder in der Hoffnung, die Stelle eines Generallieutenants des Königreiches von seinem Bruder ohne Anwendung von Gewalt zu erhalten, die, welche sich für ihn erklärt hatten. Zwei seiner Klienten, La Mole und Cocconas, begaben sich auf seinen Befehl zu der Königin Mutter und zeigten ihr die Verschwörung an. Der König von Navarra und der Herzog von Alençon wurden verhaftet, und Katharina von Medicis schickte Maurevel, denselben, der den Mordanfall auf Coligny gemacht hatte, ab, um La Noue in Rochelle zu ermorden, was jedoch fehlschlug. Die Protestanten erhoben sich in fast allen Theilen des Landes, denn die Regierung war diesmal auf keinen Ausbruch der Feindseligkeiten gefaßt, besonders aber im Innern und im Süden. Katharina, der es in entscheidenden Augenblicken, hierin von ihren Söhnen sehr verschieden, nicht an

Verstand und Entschlossenheit fehlte, befahl augenblicklich die Bildung von drei Heeren, in der Normandie, Guienne und der Dauphiné, um dieser unerwarteten Schilderhebung widerstehen zu können. Mehre der Häupter dieses Aufstandes, Thore, ein Bruder Montmorency's, und der Prinz von Condé, hatten sich geflüchtet, aber die beiden ersten Chefs, Alençon und der König von Navarra, waren in den Händen der Regierung. Alençon, der durch den Verrath seiner Genossen an das Ziel seiner Wünsche zu kommen gehofft, hatte sich diesmal getäuscht und in seinen eigenen Schlingen gefangen. Katharina war nicht nur nicht geneigt, seinem Ehrgeize und Leichtsinne die Stelle eines Generallieutenants des Königreiches anzuvertrauen, sondern wollte ihn sogar durch den Tod seiner beiden Vertrauten, La Mole und Cocconas, schrecken. Diese wurden von einer Commission des Parlaments verhört, gefoltert und hingerichtet. Karl IX., der schon seit einiger Zeit krank gewesen, erholte sich während dieses Prozesses und mit der wiedergekehrten Kraft erwachte auch in ihm der Instinkt der Grausamkeit wieder. Er äußerte gegen seinen Bruder und Schwager eine große Entrüstung und man hielt ihn nicht weit davon entfernt, sie ebenfalls der Justiz zu überliefern. Er erkrankte aber bald nachher von Neuem, und als die Nachricht von der Gefangenschaft Montmorency's anlangte, dessen Unternehmung in der Normandie, wo die reformirte Religion am meisten gelitten, gescheitert war, war er nicht mehr fähig, über dessen Schicksal einen Entschluß zu fassen. Als sein Ende sich nahte, beredete man ihn, seiner Mutter, bis sein Bruder, der König von Polen, zurückgekommen, den Titel und die Macht einer Regentin des Königreiches zu verleihen. Er verschied am 30. Mai 1574 im einundzwanzigsten Lebensjahre, mit einem so übeln Rufe, daß es allerdings möglich ist, daß derselbe in einzelnen Zügen übertrieben worden, obgleich es unmöglich wäre, sein Andenken von den beiden häßlichsten Flecken der menschlichen Natur, der Heuchelei und Grausamkeit zu reinigen. Die Erziehung, die er von einer Mutter bekommen, die, für jedes wahre menschliche Gefühl erstorben, ihrem Vortheil Alles zu opfern im Stande war, die Beispiele, die ihm vom zügellosesten aller Höfe gegeben wurden, der Eindruck einer von religiösen und politischen Kämpfen zerrissenen Zeit, sein Walten unter einem Volke, das, nachdem es sich von den theokratischen und feudalen Ideen des Mittelalters befreit hatte, an einer tiefen Trennung der Intelligenz und Moral mit allen ihren Folgen litt, mögen allerdings einen großen Theil seiner Mängel erklären; indessen ward, abgesehen von diesem Allen, ein eigenthümlicher, seiner individuellen Natur ange-

höriger Keim des Verderbens in ihm sichtbar, der von diesen Einflüssen nicht erzeugt, sondern nur befruchtet und gereift werden konnte. In seiner letzten schmerzenvollen Krankheit sollen die Scenen der Bartholomäusnacht, der großen Unthat seines Lebens, sich ihm unaufhörlich dargestellt und tiefe Reue in ihm erweckt haben. Seine Erziehung war von Amyot, dem berühmten Uebersetzer des Plutarch, dessen Uebersetzung noch heute für ein Meisterwerk gilt, geleitet worden, und er besaß einen lebhaften Sinn für Poesie und Kunst, der sich aber bei der Verwilderung seines Gemüthes und seinem unbändigen Hange zu allen körperlichen Anstrengungen und Uebungen, zu keinem sein Inneres erhebenden und reinigenden Einflusse ausbilden konnte. Die Jagd nahm dermaßen seine ganze Zeit ein, daß er bei der Ermüdung, die sie ihm verursachte, selbst der oberflächlichsten Theilnahme an den Geschäften entsagte und ihre Leitung durchaus seiner Mutter und deren Vertrauten überließ. Zugleich war er neidisch, aufbrausend und in hohem Grade mißtrauisch. Er hatte durch das Blasen des Jagdhornes, das er wie jedes Vergnügen mit einer Art Wuth trieb, seine Lunge geschwächt, so daß man lange vor seiner letzten Krankheit sein frühes Ende voraussah. Es ist auffallend, daß er, der Sohn und Enkel zweier ebenso kriegerischen als sittenlosen Könige, wie Franz I. und Heinrich II., bei den vielen Gelegenheiten, die sich ihm boten, und seiner leidenschaftlichen Stimmung an keinem Feldzuge Theil genommen und den Frauen an seinem Hofe keine Aufmerksamkeit gezeigt hat. Er hinterließ einen natürlichen Sohn von einer Person von dunkler Herkunft, aber keine rechtmäßigen Kinder. Die von ihm aufbewahrten Bildnisse zeigen, daß er von edler und regelmäßiger äußerer Bildung, wie sein Bruder Franz II. war, aber nichts von dem geistreichen und lebendigen Ausdrucke besaß, der die Züge der meisten Valois auszeichnete.

Dreizehntes Kapitel.

Die Regierung Karl's IX. mit allen ihren hervorragenden Begebenheiten und dem ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Geiste der Zeit, in Ein Bild zusammengefaßt, gewährt einen der traurigsten Eindrücke, den die Betrachtung der Wirklichkeit hervorzubringen fähig ist. Es hat Zeiten gegeben, in denen der politische oder religiöse Fanatismus ebenso viel Blut vergossen, in denen eine ebenso große Unsicherheit des Eigenthums und der Personen, eine nicht geringere Unsittlichkeit geherrscht, es würde aber schwer sein, eine Epoche zu finden, in der alle diese Uebel zu gleicher Zeit und mit derselben Stärke, wie damals in Frankreich, aufgetreten wären. Die vierzehnjährige Regierung Karl's IX. ist von fünf innern Kriegen erfüllt, deren Verheerungen sich nicht auf einzelne Theile des Königreiches, wie gewöhnlich der Kampf feindlicher Heere, einschränkten, sondern sich in allen Provinzen, ja fast auf allen Punkten des Landes, mit einer alle öffentlichen und besondern Verhältnisse zerrüttenden Zerstörungslust, Habsucht und Grausamkeit wiederholten. Ueber alle jene zum Theil wenigstens offene Kämpfe ragt das Blutbad und der Verrath der Bartholomäusnacht, ebenfalls in fast allen Gegenden nachgeahmt, als eine in der Geschichte einzige Unthat hervor und scheint zu den Füßen der Nation, die sich derselben schuldig gemacht, einen Abgrund zu graben, in welchen, außer ihrem sittlichen Werthe, auch ihre Macht und ihr Glück zu versinken drohten. Wahrscheinlich wäre dies in demselben Falle das Schicksal jedes andern Volkes gewesen, das sich bis auf diesen Grad von den sittlichen Bedingungen des Daseins losgerissen hätte. Es wohnte jedoch schon damals im französischen Volke, mehr als in irgend einem andern, ein tiefes Gefühl für politische Einheit und Größe. Die Besorgniß, diese Einheit durch das Auftreten und die Erhaltung eines das Innere des nationalen Daseins spaltenden neuen Glaubens und damit die auf diese Einheit gebaute Größe in Gefahr gesetzt zu sehen, war es vorzüglich, was die blutigen Kämpfe zwischen den Katholiken und Protestanten erregt hatte. Die Religion war in diesen Kriegen in Frankreich nicht, wie in andern Ländern, der Grund und das Ziel des Kampfes, sondern nur dessen

Hebel gewesen. Der religiöse Fanatismus war demnach viel weniger intensiv und in sich selbst mächtig, als z. B. in Deutschland, wo sich die beiden Ueberzeugungen in zwei feindliche Lager trennend und über diesen Interessen alles Andere vergessend, der Macht der Nation eine unheilbare oder wenigstens bis jetzt noch nicht geheilte Wunde schlugen. Die katholisch gebliebene Mehrheit des französischen Volkes versagte den Grundsätzen der Reformation großentheils nur deshalb Duldung und Anerkennung, weil dieselbe das schon den Franzosen jener Zeit theuerste Interesse, die Darstellung und Erhaltung einer großen politischen Einheit, deren Bedürfniß zwar noch nicht als das Lebensprincip der Nation selbst proklamirt war, aber schon längst in ihrem Gefühle lag, durch eine religiöse Trennung bedrohen konnte. Die politischen Interessen traten in Frankreich mehr als anderswo zu diesen religiösen Bewegungen hinzu, wie der Wind, der die Flamme trägt und verbreitet, und verlängerten den Streit, der, ausschließend auf seine eigene Natur beschränkt, sehr bald in sich erloschen wäre. Der der Wirklichkeit und Aeußerlichkeit ausschließend zugewandte Geist des Franzosen wäre, um eines innern und rein sittlichen Princips wegen, keines so langen Streites fähig gewesen. — Jene Zerstörungslust, Grausamkeit und Treulosigkeit, die in den französischen Religionskriegen und deren Culminationspunkte, der Bartholomäusnacht, so entschieden hervortreten, hätten, wären sie nicht von jenem Streben nach politischer Größe bis auf einen gewissen Grad aufgewogen worden, mit der Sittlichkeit dieses Volkes auch seine Kraft, was gleichwohl nicht geschah, zerstören müssen. So aber wurde eine große und tief einwirkende, in ihrem Einflusse auf die Realität aber oft beschränkte Idee, die der religiösen Freiheit, von einer an und für sich zwar geringern, und die sich mehr auf der Oberfläche des Daseins bewegt, dasselbe aber kräftiger zusammenhält, der der politischen Einheit ersetzt und die gesammte spätere Entwickelung Frankreichs hat bewiesen, daß der Instinkt der katholischen Mehrheit der Nation ein in seinen einzelnen Aeußerungen zwar oft verwerfliches, in seiner gesammten Richtung aber wahres Gefühl seiner Zukunft in sich trug. Denn wenn es für Frankreich ohne Zweifel ein Glück gewesen wäre, wenn die Reformation, wenigstens ihrem Princip, wenn auch nicht ihrer Form nach, in ihm, wie in Deutschland und England zur Herrschaft gekommen wäre, so würde dagegen eine blos theilweise Duldung und Zulassung derselben dem äußern Leben des französischen Volkes vielleicht mehr geschadet als seiner innern Entwickelung genutzt haben. Dieses große weltliche Princip der nationalen Einheit zeigte sich in

diesem Volke stärker als das religiöse der Gewissensfreiheit und vermochte, bis auf einen gewissen Grad, selbst die in jener Epoche so hervortretenden Mängel der Treulosigkeit, der Habsucht und Grausamkeit, die nur so lange regellos wütheten, bis jene nationale Einheit durch Besiegung der sie bedrohenden kirchlichen Trennung vollkommen sicher gestellt war, zwar nicht in ihrer übeln Wirkung auf den sittlichen Zustand der Einzelnen, wohl aber in dem auf das politische Leben des Ganzen aufzuheben. In Völkern, in welchen das Leben des Einzelnen weniger von sittlichen und religiösen Gefühlen, als von den das allgemeine Dasein des Ganzen bestimmenden Grundsätzen getragen wird, in welchen das Individuum mit dem Staat auf eine besonders innige Weise zusammenhängt, wie dies in Frankreich schon nach dem Untergange des eigentlichen Mittelalters hervortritt, verlieren die Einzelnen, sobald in innern, religiösen oder politischen Kämpfen dieses Band zerrissen wird, einen großen Theil ihrer sittlichen Haltung und verirren sich, je nach dem Geiste der Zeit, in eine mehr oder weniger maßlose Willkür, die zuweilen in Gräueln aller Art hervorbricht und in der Gegenwart das Bild einer tiefen Entartung darstellt. Sobald aber jene allgemeinen Kämpfe, die diese besondere Zerrüttung hervorgebracht, zu irgend einer Entscheidung gekommen und das Dasein des Ganzen wieder ein festes Maß und eine bestimmte Ordnung gefunden hat, so tritt auch das Leben der Individuen aufs Neue in die vom Staate betretene Bahn zurück und die Leidenschaften und Verirrungen der Einzelnen werden von der wiederhergestellten Harmonie des Ganzen in ihre Grenzen zurückgeführt. Erst dann, wenn dieses Leben des Ganzen eine solche Befriedigung nicht finden und diese Macht über die Einzelnen nicht ausüben kann, erscheint, wie am Ende der alten Welt, eine Auflösung des allgemeinen und Vernichtung des individuellen Lebens. Daß die innern Kämpfe des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich, so tief sie auch den Zustand des Staates und Volkes bedrohten, diesen Charakter nicht gehabt, hat die Folge hinlänglich bewiesen. Nach den Religions- und Bürgerkriegen von dem Gemetzel von Vassy an bis zum Kampfe der Faktionen in der Jugend Ludwig's XIV., nach der Besiegung der revolutionairen Anarchie durch Napoleon tritt in Frankreich ebensoviel Ruhe und Ordnung als in andern Staaten derselben Epoche ein und das Leben des französischen Volkes erscheint dann, im Allgemeinen betrachtet, nicht weniger befriedigt als das anderer Nationen derselben Epoche, weil das Dasein der Einzelnen, mit dem des Ganzen in einem engen Zusammenhange stehend, sowie es früher

seinen Bewegungen gefolgt und seine Zerrissenheit getheilt, so auch jetzt von seiner Ruhe und Uebereinstimmung mit ergriffen wird. In solchen Nationen, in denen kein absolut sittliches Princip dem Dasein des Einzelnen als Regel vorschwebt, sondern Religion, Moral, Sitte von dem Zustande des Ganzen bestimmt werden und an und für sich eine nur relative Geltung besitzen, übt der Staat eine zwar natürlich nicht in jedem Einzelnen sichtbare, im Ganzen aber leicht zu erkennende Gewalt, wie über die äußere Lage, so auch auf die sittliche Stimmung des Individuums aus, das, sowie es die Bewegung des Ganzen durch seine leidenschaftliche Theilnahme vermehrt hat, auch Maß und Ordnung, sobald sie diesem zum Bedürfniß geworden, durch sein festes Anschließen befördert. Als ein solches Volk, in welchem alle Kräfte zerstörend oder schaffend, ohne tiefe Anerkennung der sittlichen Mächte des Lebens, in einer besonders engen Verbindung zum Staate stehen, tritt das französische sowohl in seinen Vorzügen als Mängeln hervor. In ihm steht die individuelle Sittlichkeit im Verhältnisse zum Ganzen als etwas Untergeordnetes da, dem Guten und Wahren wird, allerdings nicht in der Theorie und den Principien nach, aber in der Praxis, den Sitten und Gewohnheiten, der Führung des thätigen Lebens eine nur relative Geltung zugestanden. Dieser schwankende Charakter der sittlichen Stimmng bewirkt auf der einen Seite, daß die Persönlichkeit, von dem allgemeinen Dasein abhängiger als anderswo, weniger idealer Natur ist, weniger eigenthümliche Kraft und Genialität besitzt, auf der andern Seite aber für das Ganze ein treffliches Instrument liefert, indem sie sich ihm ganz und mit Leidenschaft ergiebt. In einem solchen Zustande erscheint deshalb, wenn der Staat an innerer Zerrissenheit, an Kämpfen und Widersprüchen leidet, im Leben der Individuen eine große sittliche Verdorbenheit, die jedoch weniger tief im Gemüthe der Einzelnen wurzelt, als vielmehr von der Lage und Stimmung des Ganzen erregt wird, und dasselbe auf seiner Bahn begleitend, während dessen Bewegung und Zerrüttung steigt, nach dessen Rückkehr zu Ruhe und Uebereinstimmung sinkt. Hieraus erklärt sich, warum Völker solcher Natur und Stellung in den verschiedenen Phasen ihrer Geschichte oft ein so ganz verschiedenes Bild ihres Daseins gewähren.

In dieser Epoche der Regierung Karl's IX. treten alle Mängel des französischen Charakters, kaum durch einige seiner eigenthümlichen Vorzüge gemildert, auf das Grellste hervor. Grausam, nicht aus unbewußter Roheit, sondern mit Absicht und aus Grundsatz, religiös-fanatisch, nicht sowohl aus beschränkter Leidenschaft,

aus Liebe zu seinem Glauben, wie der Spanier, als vielmehr aus verletztem Stolz über eine vermeinte Auflehnung gegen die von ihm angenommenen Formen der alten Religion, treulos nicht aus einer zur andern Natur gewordenen Selbstsucht, wie der Italiener, sondern aus Leichtsinn, aus Verachtung des Guten, erscheint der Franzose damals als mit fast allen Mängeln anderer Nationen behaftet, obwohl sie bei ihm aus einer andern Quelle herrühren. Zu dem Allen tritt in dieser Epoche im Charakter des ganzen Volkes, besonders aber in dem der höhern Klassen, noch eine ganz besondere, so zu sagen erkünstelte Verwilderung, eine systematische Lösung der sittlichen Bande hervor. Verrath und Meuchelmord sind in jener Zeit an der Tagesordnung, werden am Hofe wie im Lager, von den Höchsten wie von den Niedrigsten als etwas ganz Natürliches und Gewöhnliches geübt. Zugleich wird schon damals, wie so oft später unter den Franzosen, neben der Verachtung aller sittlichen Vorschriften, eine pedantische Beobachtung eines gewissen Scheines derselben sichtbar, welche die Idee mit Füßen tretend, sich vor deren Form zu beugen scheint, mit der Begehung des Bösen nicht zufrieden, noch den Spott über das Gute hinzufügt und sich darin gefällt, das Unnatürlichste oder Gräßlichste als etwas Gewohntes und Gewöhnliches zu vollbringen und sich dabei mit einem gewissen theatralischen Anstande zu bekleiden. Der eigenthümliche Mangel an Ausdauer und Standhaftigkeit im Charakter dieses Volkes, die ebenso leicht unterbrochene als sich ebenso leicht immer wieder erneuernde Richtung seines Willens, erscheint in den fünf innern Kriegen, wo die kämpfenden Parteien schnell ermüden, aber auch ebenso schnell sich wieder erholen. Neben einer Art phantastischer, bacchantischer Lust, der zum Theil Italien entlehnten Tänze, Feste und Maskeraden des Hofes und der nordischen Turnier- und Waffenspiele gehen ascetische Uebungen, abergläubige Besorgnisse, wilde Ausbrüche des Hasses und Neides, tief angelegte Plane der Ehr- und Habsucht einher. Dies Alles drängt sich in bunter ungeregelter Fülle, zum Schrecken wie zum Ergötzen, zur Beschäftigung wie zur Zerstreuung zugleich erfunden, durch einander und gewährt das Bild einer ganz besondern, bald berauschten, bald nüchternen, rohen und verfeinerten, halb natürlichen, halb erkünstelten Verdorbenheit. Mitten unter diesem wilden und zerstörenden Treiben werden, und nicht so selten, als man glauben sollte, Züge einer erhabenen und aufopfernden Gesinnung, eines großen Edelmuthes, einer einfachen Größe, zumal unter den Hugenotten sichtbar, wo Coligny, Dandelot, La Noue und viele Andere, unter andern religiösen und po-

litischen Formen, an manche Helden des Alterthums erinnern und der moralische Stolz des französischen Volkes zu dieser Zeit sind, obgleich diese Vorzüge auch in der Gegenpartei nicht ganz fehlen. Der rasche Muth, die augenblicklich flammende Begeisterung, der Drang nach Entscheidung, die Fülle thatkräftigen Lebens und Geistes, Eigenschaften, die den Franzosen zu allen Zeiten, wo sie sich geltend machen können, auszeichnen, treten in diesen Kämpfen im höchsten Maße hervor und geben einen Beweis für die große Fähigkeit und die glückliche Organisation dieses Volkes. Ueberhaupt gewähren die Widersprüche, Kämpfe und Gräuel dieser Epoche einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Man erkennt in ihnen nicht sowohl die Zuckungen eines ersterbenden Lebens, das seinem Untergange entgegeneilt, als eine sich bis zur Wildheit berauschende Lust der Jugend, eine nicht sowohl bis in das innerste Mark gedrungene Verdorbenheit, als ein frevelhaftes leichtsinniges Spiel mit dem Bösen, ein übermüthiges Vertrauen, eine bessere Haltung, wenn es Zeit geworden, wieder annehmen zu können.

Die Jugend und Unfähigkeit Karl's IX., die geringe Achtung, die der Charakter seiner Mutter einflößte, die Trennungen in der königlichen Familie schienen die Macht der Krone schwächen und auf die Katastrophe unter Heinrich III. vorbereiten zu müssen, was jedoch weniger, als man glauben sollte, der Fall war. Denn da in einem Volke, das eher an einer Ueberfülle jugendlicher Kraft als an der auflösenden Schwäche des Alters leidet und sich im Zustande einer gewaltigen Krisis, aber nicht in dem des Unterganges befindet, irgendwo eine leitende Gewalt wohnen muß, so war diese, bei der Ohnmacht jedes andern Princips, im Ganzen noch immer in der Regierung vorhanden, und Karl IX. erschien, seiner persönlichen Unwürdigkeit ungeachtet, als der oberste Gebieter, gegen dessen Person sich selbst seine entschiedensten Gegner nicht zu erklären wagten, gegen den sie, selbst wenn sie ihm widerstanden, immer einen Schein gesetzmäßiger Unterwerfung zu bewahren suchten. Die Theokratie und das Feudalwesen waren in Frankreich längst gesunken und ein demokratisches Princip scheint der Mehrheit des Volkes, seinem innersten Wesen nach, fremd gewesen zu sein. Das Königthum hatte sich so sehr erhoben, daß es selbst nach einer That, wie die der Bartholomäusnacht, die es vorbereitet, an der es Theil genommen hatte, die es eingestand, sogar, merkwürdig genug, von der so schwer verletzten Partei nicht verworfen wurde.

Die innern Kriege hatten jedoch, wie immer unter solchen Umständen, die Ansprüche der Großen, der Stände, der Parlamente,

auf die Regierung einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, ermuthigt. Die Fruchtlosigkeit derselben, die Erhaltung der unumschränkten Gewalt der Krone, unter so zerrütteten Verhältnissen, die sie so wenig zu meistern wußte, beweisen mehr wie alles Andere, wie sehr das monarchische Princip in Frankreich alle Adern der Nation durchdrungen, wie stark es in sich, wie tief sein Bedürfniß im Volke geworden war. Denn sonst würde es gewiß in so schwachen Händen, wie die Karl's IX. waren, und unter so drangvollen Umständen gefallen sein.

Indessen ward das Gebäude der absoluten Monarchie unter den Valois nicht in dem Maße, wie später unter den Bourbons, die während hundertneunundsiebenzig Jahren die Abgeordneten der Nation kein einziges Mal versammelt haben, vollendet. Das Volk wurde unter den Valois in den meisten kritischen Momenten entweder unter der Form der Reichsstände oder der Notabeln um seine Meinung befragt, man kann jedoch das Königthum schon damals, seinem Wesen nach, ein unumschränktes nennen, indem diese Versammlungen keinen entscheidenden Einfluß auf die Regierung ausübten, weder ihre innere noch auswärtige Politik bestimmten, und im Falle eines etwaigen Widerstandes von ihr getrennt, vernachlässigt oder geradezu übergangen wurden, weil sie, mit einem Worte, der Gewalt der Krone keinen Damm entgegenzusetzen vermochten. Diese Stände bestanden jedoch, wurden im Ganzen als die Repräsentanten der Nation betrachtet, ihre äußere Organisation, so unvollkommen sie spätern Zeiten auch erscheinen mag, stand mit den Sitten und Bedürfnissen jener Epoche nicht im Widerspruche, und war überhaupt nicht so durchaus mangelhaft und unbrauchbar, wie man später oft behauptet hat. Denn die Assemblée constituante, die Frankreich 1789 regenerirte und der fast Alles, was die Revolution wirklich Großes und Dauerndes hervorgebracht, angehört, war ganz und gar aus jenen alten Etats généraux hervorgegangen. Es müssen demnach, außer den Mängeln ihrer Zusammensetzung, der Unbestimmtheit ihrer Stellung, der geringen Regelmäßigkeit ihrer Zusammenkünfte, noch andere tiefer liegende Ursachen, die ihre Entwickelung gehemmt und ihre Bedeutung annullirt, mitgewirkt haben. Die Abgeordneten der Nation wurden, während Karl's IX. Regierung, unter der Form der Reichsstände zweimal, unter der der Notabeln einmal zusammenberufen. Beide Arten der Versammlung waren ihrer Form nach von einander sehr verschieden, denn den Reichsständen stand, dem Rechte nach, eine in sehr vielen Fällen entscheidende, den Notabeln eine immer blos berathende Stimme zu.

Da aber die Einen wie die Andern sich meist unzulänglich und fruchtlos erwiesen, so hat diese Verschiedenheit der Form im Grunde für die Geschichte keine Bedeutung. Wir haben oben gesehen, wie die Versammlung des Adels und des Tiers-etat in Pontoise einen Versuch machte, die Verfassung des Landes in vieler Beziehung von Grund aus zu verwandeln. Aehnliches war, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung, zu verschiedenen Zeiten, aber immer ohne Erfolg, oft ohne eine Spur zurückzulassen, versucht worden. Diese Bedeutungslosigkeit der Versammlungen einer großen schon damals in sich hinlänglich geschlossenen Nationalität konnte ihren Grund nicht einzig in den im Laufe dieses Werkes mehrmals besprochenen Unvollkommenheiten ihrer Zusammensetzung und äußern Organisation haben. Sie lag großentheils in dem Mangel einer allgemeinen geistigen Bildung und ihres vornehmsten Ausdruckes, der ihr Instrument und Resultat zugleich ist, einer für die Behandlung aller Verhältnisse des Lebens fertigen und bereiten Sprache. Es wird hierunter nicht sowohl der Grad der sprachlichen Entwickelung, wo eine solche als vollendet und zu besondern Werken der Poesie und Beredsamkeit geschickt erscheint, sondern eine so weit gediehene Ausbildung verstanden, wo sie in jedem Augenblicke dem Gedanken und Urtheil zu Gebot steht und allen gesellschaftlichen Bedürfnissen, ohne deshalb in ihren höchsten Theilen schon fertig zu sein, entgegenkommt. So lange eine Sprache noch nicht bis zu diesem Punkte der Entwickelung gediehen, so ist die Intelligenz einer Nation überhaupt, die von der Ausbildung ihrer Rede unzertrennlich ist, für noch unvollständig und roh zu achten. Eine solche Nation kann auf einzelnen Gebieten des geistigen Lebens, die mit ihrem allgemeinen Dasein in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehen, weit vorgeschritten sein, im Ganzen aber befindet sie sich, sobald ihre Sprache den in ihr enthaltenen Stoff für das Bewußtsein und den Gebrauch der Einzelnen noch nicht so weit ausgearbeitet hat, daß diese sie mit Leichtigkeit und Sicherheit anwenden können, auf einer niedern Stufe der Gesittung, deren Mängel sich nicht nur hier und da, in diesem oder jenem Theile des intellektuellen Lebens fühlbar machen, sondern dieses überhaupt als ein noch ringendes, kämpfendes, sich seiner wenig bewußtes darstellen. Wie sehr die französische Sprache des sechszehnten Jahrhunderts noch von dem Grade der Entwickelung, den sie hundert Jahre nachher erreicht, entfernt war, kann ein Blick in das erste beste Buch jener Zeit beweisen. Am meisten tritt dies aber bei der Behandlung allgemeiner Gegenstände, wo die Form als wesentlich erscheint, hervor. Diese Sprache er-

scheint nicht blos arm, starr, ungelenkig, dies würde sie nur für Werke der Kunst unbrauchbar gemacht haben, sondern vor allen Dingen unbestimmt, unsicher, verworren, wie aus incohärenten, noch nicht in einander verwachsenen Gliedern gebildet, und deshalb besonders für den gewöhnlichen lebendigen Gebrauch unentwickelt. Die französische Sprache war damals viel weniger, als z. B. die deutsche, um nicht von der italienischen und englischen zu reden, ausgebildet, und die ihr eigenthümlichen Vorzüge der Klarheit, Genauigkeit, Einfachheit lagen in eine unförmliche rauhe Schale gehüllt, während ein gewisser naiver und poetischer Hauch, den sie später verloren, einzelnen Werken des Gefühls und der Phantasie einen großen Reiz gab, für den gewöhnlichen Gebrauch des Lebens aber ohne Bedeutung blieb. Man fühlt, wenn man die Prosa jener Epoche liest, daß die Ideen mit dem Ausdrucke ringen, daß Vorstellung und Wort nicht zugleich entstehen, daß der Geist in der Rede noch kein vollkommenes Aequivalent seiner selbst gefunden hat. — Dieser Mangel mußte vornehmlich in der Art öffentlicher Verhältnisse sichtbar werden, wo positive, aber allgemein bedeutende Interessen in großen Versammlungen, von unter einander an Rechten gleichen, in Parteien getheilten, von Leidenschaften bewegten Individuen behandelt werden. Sobald hier die Gesinnung, der Wille, die Absicht nicht rasch einen angemessenen klaren Ausdruck fanden, so ging ihre Wirkung verloren. Ein dunkler, schwerfälliger, magrer und zugleich vieldeutiger Ausdruck machte eine schnelle Communication der Ideen unmöglich, die, so lebensvoll sie im Geiste erwacht sein mochten, von dem starren Hauche einer unbeweglichen Rede erkalteten und als seelenlose Schatten zur Welt kamen. Diese Sprache konnte der einsamen Betrachtung oder Erinnerung, wie die Memoiren jener Zeit beweisen, der Verkündigung allgemein bekannter, sich in derselben Sphäre bewegender Gedanken, wie Predigten, Erbauungsbücher, zuweilen einem erhabenen Gefühle, wie in manchen Poesien jener Zeit (Marot's Psalmen u. s. w.) genügen, sie war aber aus Mangel an Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit durchaus unfähig, das Instrument großer deliberirender Versammlungen zu sein, in denen ein leichtes gegenseitiges Verständniß, eine rasche Auffassung, eine lebendige Ausfüllung und scharfe Begrenzung des behandelten Stoffes die wesentlichsten Erfordernisse sind. Die uns aufbehaltenen Reden jener Zeit, theils die Vorträge der Kanzler von Frankreich, theils die Reden der Sprecher der einzelnen Stände sind nicht nur der Form nach schleppend, verworren, unbestimmt, und beweisen, nicht, daß die Personen nicht selbst, was sie wollten, gewußt hätten,

wohl aber, daß sie unfähig waren, es mit Klarheit und Bestimmtheit Andern vorzulegen, sie zu überzeugen, die sich erhebenden Widersprüche zu beseitigen und, die streitigen Interessen auf allen Seiten beleuchtend, sie dennoch in einer entschiedenen Richtung einem bestimmten Ziele entgegenzuführen. Diese Reden haben nicht nur ihrer Form, sondern oft auch ihrem Geiste nach den Charakter der Predigten, d. h. der Belehrung, der widerspruchslosen Entwickelung eines allgemein angenommenen Themas. Nichts aber beweist mehr den Mangel geistiger Macht und Freiheit, als die Abwesenheit der Diskussion und die Neigung, seine Ueberzeugung Andern als ein vollendetes Faktum aufzulegen. Wenn schon diese zusammenhängenden Vorträge der an Talent und Stellung hervorragenden Individuen einen so ungeordneten und unförmlichen Eindruck gewähren, wie ungeschickt und schwerfällig müssen nicht erst die ohnedies selten vorkommenden Debatten der Mitglieder dieser Versammlung unter einander gewesen sein. Der Geistliche war einzig an die Formen seiner scholastischen Philosophie, der Legist an die weitschweifigen und dunkeln Wendungen seiner Proceduren gewöhnt, der Abgeordnete der Städte sprach damals oft noch gar nicht französisch, sondern das rohe Idiom seiner Provinz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Mitglieder einer solchen Versammlung nicht immer genau unter einander verstanden. Der Adel, der schon damals in Frankreich sich durch äußere Verfeinerung auszeichnete, am meisten in der Welt und in einer allgemeinen Sphäre lebte und eine größere Fertigkeit und Anmuth der Rede besaß, war indessen mit Allem, was nicht den Hof und Krieg betraf, unbekannt, hatte nur zu befehlen oder zu gehorchen gelernt, wurde durch jeden Widerspruch gereizt, trug in alle Gegenstände seine persönliche Gesinnung hinein und war vielleicht noch weniger als die andern Stände zu einer Berathung unter Gleichen und Freien, wie die Mitglieder der Reichsstände es in Bezug auf ihre Funktionen waren, geeignet. Aus diesem Allen geht hervor, daß es beim Mangel einer ausgebildeten Sprache im sechszehnten Jahrhundert in Frankreich keine weltliche Beredsamkeit, ohne die doch große politische Versammlungen keine Bedeutung haben, ohne die sie gar nicht bestehen können, gab.

Der Grund dieser Erscheinung lag nicht, wie man oft behauptet hat, in der langsamen Entwickelung der modernen Sprachen, selbst derer, die, aus dem Lateinischen stammend, ein schon fertiges Material überkommen hatten, sondern in dem Geiste und den Einrichtungen der abendländischen Gesellschaft selbst, wie diese sich nach der Zerstörung des abendländischen Reiches gebildet hatte. Es bildet

sich keine Anlage der menschlichen Natur, ohne einer ihr entsprechenden Anwendung gewiß zu sein, aus. Jede Anstrengung setzt ein Bedürfniß, jede Bewegung ein Ziel voraus. Der Trieb, auf Andere durch die Rede zu wirken, ihren Willen zu lenken, ihre Leidenschaften zu erregen oder zu besänftigen, kann nur da entstehen, wo nicht nur ein gewisser Grad von Freiheit, sondern vor allen Dingen von Gleichheit, wenn auch nicht in allen, aber doch in einzelnen wesentlichen Beziehungen der Individuen zu einander stattfindet. Es gehört dazu, damit Beredsamkeit irgend einer Art sich bilde, die Nothwendigkeit, auf Andere zu wirken, und die Unmöglichkeit, dies blos durch einen äußern Zwang zu vermögen. Das städtische Leben der klassischen Welt bot hierzu eine besondere Gelegenheit dar, die aber allein nicht hinreichte, denn im Orient, in Aegypten und Babylon fand dasselbe Zusammenleben wie in Griechenland und Italien statt, ohne daß sich diese Fähigkeit der menschlichen Natur daselbst entwickelt hätte. Denn der Despotismus, der unter diesen Völkern die Seele des gesellschaftlichen Zustandes war, stützte sich auf die Anwendung einer materiellen Macht und konnte des moralischen Einflusses der Rede entbehren. Der wahre Sitz der Beredsamkeit mußte sich deshalb nothwendig in den Republiken der alten Welt finden, in welcher Form, ob mehr aristokratisch oder mehr demokratisch, sie auch regiert wurden, sobald nur überhaupt einmal das Princip ausgesprochen war, daß die Souverainetät der Nation selbst gehörte, und jeder Freie an ihr Antheil und bei ihren Beschlüssen eine Stimme hatte. So abhängig und gedrückt auch das römische Volk in den ersten Zeiten der Republik erscheint, so stand ihm das wichtigste Recht in einer freien Gemeinde, die Wahl seiner Obrigkeiten, zu. Da die Großen, um im Staate etwas zu gelten, die öffentlichen Aemter nachsuchen mußten, zu diesen aber nicht anders als durch die Stimmen ihrer Mitbürger gelangen konnten, so waren sie genöthigt, auf deren Gesinnung einen Einfluß auszuüben, um sie nach ihren Wünschen lenken zu können. Sie mußten ihnen zu gefallen, sie zu gewinnen trachten. Sie besaßen hierzu, da sie sich durch Abkunft, Reichthum und Verdienst so oft einander gleich standen, kein anderes Mittel als die Rede. Aus dieser Nothwendigkeit, die eine Gewohnheit und ein Gesetz wurde, entstand, bei allmälig sich erweiternden und sich fixirenden Formen, die Kunst der Beredsamkeit in der alten Welt. Der Reichthum der beiden klassischen Sprachen, die Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit ihrer Wortsetzungen, der Glanz und die Würde ihrer Wendungen gingen aus dem geselligen Geiste und den freien Verfassungen dieser Völker

hervor, die, so zu sagen, Alles durch die Rede leisteten, von ihr eine immerwährende und die wichtigsten Dinge entscheidende Anwendung machten. Der römische Feldherr, der an der Spitze seines Heeres einen Sieg erfocht, verdankte diesen allerdings seiner Fähigkeit und dem Muthe seiner Soldaten, seine Stellung selbst aber, den Oberbefehl, den er führte, dem Eindrucke, den seine Worte in den Comitien auf das Volk gemacht hatten, seiner Beredsamkeit, denn diese galt für ein eben so wichtiges Instrument als Weisheit oder Tapferkeit. Cato Major fing damit an, sich durch seine Beredsamkeit zu empfehlen, ehe seine übrigen Eigenschaften noch gekannt waren, und Plutarch erzählt von Fabius Maximus, daß er den Körper für den Krieg und die Rede für die Volksversammlungen ausbildete. Es konnte kein bedeutendes Dasein ohne diese Fähigkeit errungen werden, da Niemand als durch sie dem Volke, von dem alle Entscheidung ausging, sich empfehlen konnte. Das Verdienst der That allein war, außerordentliche Lagen und Gefahren abgerechnet, hierzu nicht hinreichend, es mußte sich dasselbe durch jene Kunst, wie ein Stein durch seine Fassung empfehlen. Die Nothwendigkeit, diese Fähigkeit in allen ihren Theilen zu üben, mußte auf die gesammte innere und äußere Bildung des Alterthums von außerordentlichem Einflusse sein. Die Sicherheit, Freiheit und Würde, die sie dem Geiste mittheilte, ging auch auf die äußere Erscheinung über und gab dem Ausdruck, der Geberde und Haltung dieselben Eigenschaften, wie noch jetzt aus so vielen historischen Statuen und Büsten des Alterthums erkannt werden kann. Die Beredsamkeit ward für die Individuen eine zweite Persönlichkeit, der Mensch galt eben so viel durch das, was er sagte, als durch das, was er that. Die Schattenseite dieser unermeßlichen Bedeutung der Rede, wie des ganzen Zustandes überhaupt, unter dem sie sich entwickelt hatte, die besonders erst dann hervortrat, als die Umstände, die sie ins Leben gerufen, verschwunden, die äußern Gewohnheiten, die sie geschaffen, aber geblieben, war die überwiegende Bedeutung, welche die Form in der gesammten Gesittung der antiken Welt über den Inhalt, die Intelligenz über die Sittlichkeit gewann.

Die Beredsamkeit, die mit den demokratischen Institutionen des antiken Staates zugleich entstanden, zog sich, als dieser durch den in den letzten Jahrhunderten herrschend gewordenen Despotismus gesunken, aus dem Treiben der Welt, das ihr keinen ihrer würdigen Gegenstand mehr bot, zurück und trat in den Dienst der Kirche: hier fand sie mit einem Asyl zugleich ein neues Feld der Thätigkeit. Ihrem Ursprunge und Charakter treu, konnte sie sich nur da

entwickeln, wo in den Zuständen der Menschen ein demokratisches Element sich geltend machte, wo der, welcher die Andern regieren wollte, sie vorher gewinnen und überzeugen mußte. Ein solches Verhältniß fand in den ersten Jahrhunderten der Kirche statt, denn der Priester war in der damaligen christlichen Welt das geworden, was der Volksredner und Tribun in Athen und Rom gewesen. Denn wenn die Kirche in mancher Beziehung die Stelle des alten Staates einnahm und eine unmittelbare Herrschaft über die Individuen verlangte, so war dennoch der größte Theil ihrer Gesetze und Vorschriften auf das Innere der Menschen, das nur durch Ueberredung und Ueberzeugung gewonnen werden kann, berechnet. Es fand demnach innerhalb der Grenzen der hierarchischen Verhältnisse, sowohl in den letzten Zeiten der alten Welt, als während des ganzen Mittelalters, eine wahrhafte Beredsamkeit, auf dieselbe Grundbedingung dieser Kunst, d. h. auf das freie Verhältniß zwischen denen, welche durch Ueberredung herrschen, und denen, welche nur nach erlangter Ueberzeugung gehorchen wollen, statt. Diese christliche Beredsamkeit bewegte sich jedoch in ungleich engern Grenzen, als im Alterthume der Fall gewesen. Der Glaube und die Sittlichkeit, so weit letztere mit ersterm in unmittelbarer Verbindung steht, waren der ausschließende Gegenstand dieser religiösen Eloquenz, die, in vieler Beziehung der Wirklichkeit fremd, sich in einem Labyrinth dunkler Dogmen und Sprüche erging, die auf das Gemüth und die Phantasie einen großen Einfluß ausübten, aber der Gegenwart und Frische einer lebendigen und natürlichen Realität großentheils fremd blieben. Es war nicht sowohl das Leben, wie im Alterthume, als vielmehr der Schein des Lebens, ein in eine übersinnliche Zukunft hineinreichender Schatten desselben, der Gegenstand dieser Kunst zur christlichen Zeit. Das eigentliche Staats- und Völkerleben war, obgleich die Kirche darauf einen großen Einfluß ausübte, jedoch nicht vollkommen in ihren Händen. An der Seite der Theokratie stand die Feudalwelt, die zuweilen von ihr besiegt, nie ganz von ihr unterjocht wurde und auf die Entwickelung der politischen Zustände einen entschiednern Einfluß als jene ausübte. Das wesentlichste Element in dieser Form der Gesellschaft war ein militairisch organisirter und in eine Menge von Abstufungen des Ranges und Besitzes getheilter Herrenstand, dessen Glieder zu einander, Jeder in seinem Innern ein unumschränkter Gebieter, zur Beobachtung ein für allemal bestimmter Rechte und Pflichten verbunden waren, jedoch so, daß der Höhere und Mächtigere nicht nur von den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen, sondern noch mehr von dem Geiste und der Sitte, die diese

beseelten, begünstigt wurde. Drei charakteristische Momente treten in diesem Zustande, die ihn von jedem andern unterscheiden, hervor: die rein auf den Krieg berechnete Organisation der herrschenden Klasse, die das Recht der sinnlichen Stärke in ihm zum Grundsatze und dessen Ausübung zur Gewohnheit machte; die Hierarchie, die er unter sich eingeführt, vermöge deren zwischen den Individuen desselben Standes ein großer Unterschied bestand, und die Abwesenheit eines eigentlichen Volkes, als eines lebendigen und berechtigten Körpers. Wenn in der antiken Welt, während ihrer Kraft, Alles zur Einheit und Gleichheit der Demokratie, während ihres Verfalles, zur Einheit und Gleichheit des Despotismus hingestrebt, dabei in den Verhältnissen der Einzelnen, den Details des Lebens überhaupt, zu jeder Zeit eine große Beweglichkeit und Freiheit stattgefunden, so tritt dagegen im Feudalleben einmal die Trennung der großen Massen der Bevölkerung, und dann die der verschiedenen Stände unter sich und, so weit diese gegenseitige Rechte und Pflichten anerkennen, deren genaue Bestimmung und Fixirung hervor. In einem solchen Zustande, wo es kein Volk gab, das auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten irgend einen Einfluß ausgeübt hätte, und wo in der herrschenden Klasse die Leistungen und Forderungen, wenigstens dem Grundsatze nach, auf das Genaueste bestimmt, und in Bezug auf die Personen wechselnd, im Geiste der Einrichtung selbst aber unwandelbar waren, fand für die Einen, die Gebieter, eine in ihrem Innern bis zur Willkür gehende Unabhängigkeit, sobald sie aber aus diesem hervortraten, die Anerkennung und Erfüllung ein für allemal bestimmter Rechte und Pflichten, für die Andern aber, die Dienenden, eine vollkommene Abwesenheit alles sich selbst bestimmenden Bewußtseins und Willens statt. In der Feudalwelt hatte Jeder entweder zu befehlen oder zu gehorchen, stand in einem scharf ausgesprochenen, das ganze Dasein umfassenden Verhältnisse des Höhern und Niedern, des Handelnden und des Leidenden da. Bei einer so großen Bestimmtheit der Rechte und Pflichten und so großer Trennung der Personen konnte das Wort, die Rede, innerhalb dieser Verhältnisse, im Leben der Welt, von keiner Bedeutung sein, denn alles war Nothwendigkeit, Zwang, Alles ein für allemal, wenigstens den herrschenden Grundsätzen nach, geordnet und festgesetzt. In dieser Gesellschaft konnte die Beredsamkeit kein Bedürfniß werden, keine Gelegenheit, zu entstehen oder sich auszubilden, finden. Das Wort, der Idee am nächsten stehend, fand keinen künstlerischen Ausdruck, denn es gab in einem solchen Zustande keine freien, sich selbst bestimmenden Ideen. In den öffent-

lichen Verhältnissen entschied die Anwendung der materiellen Kraft und ein geistiges Leben kam der Feudalwelt fast ausschließend von einer ihr fremden Institution, der Kirche, zu. In dem Herrenstande, dessen Gleiche sich selten berührten, dessen sämmtliche Glieder in einer bestimmten Stufenfolge des Ranges und der Macht standen, waren alle Rechte und Pflichten im voraus bestimmt, und zwar nicht durch Worte, mit denen die Leistung derselben verlangt oder verweigert wurde, sondern mit Thaten, denn das Wort hat nur da eine Bedeutung, wo es auf eine Menge wirkt, die frei und stark genug ist, um die empfangenen Eindrücke oder entstandenen Ueberzeugungen zu realisiren. Der Lehnsherr brauchte seine Vasallen nicht zu gewinnen oder zu bereden, der eine kannte seine Rechte und Pflichten so gut wie der andere, und konnten sie sich über ihre gegenseitigen Ansprüche nicht vergleichen, so entschied das Schwert, aber nicht das Wort zwischen ihnen. Zwischen dem Herrn und dem Leibeigenen war die Anwendung der Rede noch weniger ein Bedürfniß, denn was konnten sich Individuen einander vorzutragen haben, von denen das eine unbeschränkt gebot und das andere unbedingt gehorchte? — In diesem rein materiellen Verhältnisse war kein moralischer Einfluß möglich, der überhaupt nur zwischen solchen stattfindet, die von keiner unübersteiglichen Kluft getrennt sind und einen gewissen Grad von Freiheit in sich und von Gleichheit unter einander bewahren. Um von vielen andern Hindernissen, welche sich der Entstehung, der Ausbildung und dem Gebrauche der Beredsamkeit in der Feudalwelt — denn von dieser, die Kirche derselben Epoche ausschließend, sprechen wir hier, wie der Untergang der antiken Kultur, die Verpflanzung des germanischen Lebens und Charakters unter eine von ihm ursprünglich und wesentlich verschiedene Welt, in der seine natürliche Entwickelung aufgehalten wurde und eine fremde Richtung bekam, die Zerstreuung der verhältnißmäßig ohnedies nicht zahlreichen Eroberer über einen unermeßlichen Raum, die Isolirung, Trennung, in der sie in fast jeder Beziehung lebten — entgegensetzten, nicht zu sprechen, so war die Abwesenheit eines Volkes, als einer freien und entscheidenden Macht, und die unter den Herrschenden eingeführte Hierarchie hinreichend, um den Mangel der Beredsamkeit, die in dem antiken Staate eine so hohe Stellung eingenommen, hier aber, da sie kein Bedürfniß war und keinen Zweck hatte, nicht entstehen konnte, zu erklären. Das weltliche Mittelalter, das Lehnssystem, war eine durch die Kraft und Entschiedenheit der Charaktere merkwürdige, aber zugleich bei der tiefen Trennung, in die das gesammte Leben zerfallen, geist- und ideenlose Welt, wenigstens im

Vergleiche zum Alterthume und unsrer Zeit, denn der intellektuelle Reichthum entsteht, wie alles Leben, nur aus einer Vereinigung des Getrennten, einer Verschmelzung des Verschiedenen.

Als die Feudalwelt vom vierzehnten Jahrhundert an zu sinken und der Bereich derer, die zu einer thätigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten berufen sind, sich zu erweitern begann, als die Abgeordneten der Städte auf den Reichstagen erschienen, das Parlament einen Antheil an der Politik und Regierung bekam, entstand aus dieser vergleichungsweise größern Freiheit und Beweglichkeit, dieser lebendigern und vielfältigern Berührung, dennoch kein Fortschritt in den Mitteln dieser erweiterten Gemeinschaft, der Rede und Beredsamkeit, die, bis zum Erwachen der letzten großen Epoche der französischen Literatur, ungeachtet aller materiellen Vervollkommnung der äußern Formen der Sprache, ungeachtet aller Vermehrung der Ideen und Kenntnisse, auf einer überaus niedrigen Stufe der Ausbildung stehen blieb. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung, daß der Fortschritt des Lebens von keiner ihm entsprechenden Vervollkommnung seines Ausdruckes begleitet wurde, lag darin, daß sich mehr der Geist der Stände und Individuen, als die äußere Weise ihres Daseins verändert hatte, daß ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten und Sitten, ihre äußere persönliche Stellung, nur langsam und unmerklich, im Laufe mehrer Jahrhunderte, verwandelt wurden. Die Erziehung, welche die Kirche verlieh, und selbst die, welche die Individuen aus andern Quellen schöpften, blieb ungeachtet der wachsenden Einheit des öffentlichen Lebens dieselbe, und dieses selbst trat nur sehr langsam, so zu sagen unsichtbar und unfühlbar, in eine neue Bahn. Neben dem nach Unumschränktheit strebenden Königthume erhielten sich die Formen der Lehnswelt, und wenn auf den Städten und dem größten Theile der Landschaften nicht mehr das Joch des Feudalwesens lastete, so waren sie dagegen in eine vollkommene Abhängigkeit von der Krone gerathen und bildeten kein eigenthümliches Dasein in sich aus, blieben im Grunde nach wie vor, obgleich sicherer und glücklicher, doch unter der Bevormundung einer um ihre Zustimmung unbekümmerten, von ihrer Anerkennung unabhängigen Macht. Wie sehr der Fortschritt des ganzen französischen Lebens vom vierzehnten bis zum siebenzehnten Jahrhunderte mehr im Geiste der Individuen und Verhältnisse, als in deren äußerer Gestaltung stattgefunden, geht besonders daraus hervor, daß die große Epoche in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als der französische Genius für Literatur, Kunst und Sitte, für den seit so langer Zeit aufgehäuften Stoff überhaupt, endlich eine

ihm angemessene Form gefunden, dieser große Fortschritt jedoch in vieler Beziehung ein idealer blieb, von keiner mit ihm im Verhältniß stehenden Vervollkommnung der Gesetze und Einrichtungen, des gesammten formellen Zustandes der Nation, begleitet wurde. Es war vornehmlich dieser Mangel an formeller Ausbildung und ihres vornehmsten Werkzeuges, der Rede, welcher dem, was von öffentlichem Leben damals in Frankreich vorhanden war, eine so geringe Bedeutung gestattete, es sowohl sich in sich selbst nicht entwickeln ließ, als seinen Einfluß auf die Nation verhinderte. Wir verstehen hier unter Rede und Beredsamkeit aber nicht nur diese Fähigkeit als eine bestimmte Kunst, wie im Alterthume, sondern überhaupt die Fertigkeit, für die Behandlung von Gegenständen politischen und socialen Interesses eine angemessene Form zu finden, ihre Natur, ihre Verbindung untereinander, die Absicht und das Ziel, um dessen willen sie bestehen, ihre Erhaltung oder ihre Umwandelung, mit Klarheit und Bestimmtheit auszusprechen und dadurch dem allgemeinen Verständnisse zugänglich zu machen. Diese formelle Entwickelung stand im Verhältnisse zu dem Reichthume von Ideen, den Kräften und Leidenschaften, die sich in den Geistern bewegten, im sechszehnten Jahrhundert in Frankreich auf einer noch sehr niedrigen Stufe. Ein besonderer Beweis hierfür sind die großentheils aufbewahrten Verhandlungen der Reichstage jener Zeit, auf denen die Nation äußerlich viel vollständiger als heute vertreten war, denn in den Reichsständen waren alle Klassen, von der der freien Landleute bis zu den größten weltlichen Herren, von denen der ärmsten Landpfarrer bis zu den fürstlichen Prälaten herauf, versammelt. Die Leidenschaften wirkten ebenso lebendig, die Zeiten waren ebenso bewegt, die Parteien ebenso thätig wie heute, gleichwohl gingen aus den Verhandlungen dieser Versammlungen, wo alle Bedingungen des Lebens vorhanden waren, keine bedeutenden Resultate, keine festen und durchgehenden Reformen der politischen Zustände, nicht einmal ein wahrhaftes Eingreifen in dieselben hervor. Das vornehmste Hinderniß lag hierbei nicht in dem Mangel der Gesinnung oder Fähigkeit, sondern in dem einer angemessenen Form, diese auszusprechen. Die Rede und Beredsamkeit war noch so wenig entwickelt, daß die verschiedenen Charaktere, Zustände und Zwecke, wenn auch mit Entschlossenheit auftretend und ihr Ziel sehr wohl erkennend, dies nicht auf eine Allen zugängliche Weise, mit Klarheit und Bestimmtheit auszudrücken im Stande waren, und deshalb nicht einmal auf einander, geschweige denn auf die außer ihnen stehenden Kreise einen entschiedenen Einfluß gewinnen konnten. Es lag dies,

wie gesagt, in der Trennung und Isolirung, welche aus dem Mittelalter her, dessen Formen sich großentheils erhalten hatten, auf jene Gegenwart gekommen war. Der Adel, die Geistlichkeit, die Bürger bewegten sich von Kindheit an in ganz getrennten Kreisen des Lebens, besaßen eine durchaus verschiedene Weise, die Wirklichkeit aufzufassen und zu behandeln, und konnten, wenn sie in jenen großen Versammlungen zu einem gemeinsamen Zwecke sich vereinigten, die Trennungen und Widersprüche, die unter ihnen walteten, nicht aufheben. Es gab keinen gemeinsamen, Allen bekannten und faßlichen Mittelpunkt, um den sich das ganze Leben bewegte, und deshalb auch keine allgemein klare und bestimmte Form des Ausdrucks, keine freie Rede und Beredtsamkeit. Diese Trennung, diese Disharmonie fand aber nicht nur in der Persönlichkeit und Stellung der Individuen und Stände, sondern in deren gesammter Bildung, in ihrem innern wie in ihrem äußern Dasein statt. Die scholastische Philosophie, die auf die Form aller Wissenschaften einen so großen Einfluß ausgeübt, hatte in den Vorstellungen und damit natürlich in dem Ausdrucke, neben dem Hange zu einer sinnreichen Spitzfindigkeit und Grübelei, zugleich die trockene Schwerfälligkeit, die kalte Zergliederung der Oberfläche, die im Mittelalter so sonderbar von der Wärme und Tiefe des Glaubens und seiner begeisternden Kraft abstach, eingeführt. Die Form, die sie den theologischen Gegenständen gab, war nicht nur auf die Behandlung allgemein moralischer Verhältnisse, sondern auch auf die des öffentlichen Lebens und der Politik übergegangen. Hierzu kam die Einwirkung des wiedererwachten Studiums der klassischen Literatur, das später von so glücklichem Einflusse auf die französische Sprache und Rede, damals dieselbe mehr aufhielt als belebte und, ein von allen übrigen getrenntes Element in die Bildung tragend, deren Disharmonie und Verwirrung für den Augenblick vermehren half. In den Reden der damaligen Reichsstände wird der Einfluß der scholastischen Erziehung in den dunkeln, weitschweifigen und oft überflüssigen Definitionen, und der immerwährenden Anführung von Beispielen aus der Bibel, so oft unpassend angebracht, das unverdauete Studium des Alterthums aber in dem überflüssigen Schmucke und weitschweifigen Prunke der Rede, den erzwungenen und uneigentlichen Vergleichungen überall sichtbar.

So wenig nun auch aus Mangel an Uebereinstimmung in den das öffentliche Leben jener Zeit zusammensetzenden Elementen ein allgemeiner Fortschritt in demselben sichtbar ist, so fehlt es doch, selbst mitten unter den Religions- und Bürgerkriegen nicht an

Thätigkeit in einzelnen Sphären, z. B. der Gesetzgebung und Verwaltung, in welchen schon damals, in Vergleich zu mehren andern Ländern, allgemein vernünftigere und zweckmäßigere Grundsätze angewandt wurden. Der größte praktische Jurist jener Zeit, der Kanzler L'Hopital, arbeitete bei seinen Reformen der Justiz vorzüglich darauf hin, die zu große Menge von Instanzen und Revisionen, die Schwierigkeiten der Verjährung, die Ungewißheit des Besitzes einzuschränken und die Verwaltung der Gerechtigkeit zu vereinfachen und zu beschleunigen. Dieses Streben fand theils in den Grundsätzen, theils in dem Interesse des Parlaments einen Widerstand, das gewöhnt war, den streitigen Rechten ein möglichst weites Feld zu eröffnen, wobei durch die Verwickelung und Dauer der Processe sowohl sein Ansehn als sein Gewinn vermehrt wurde. Auch ward unter demselben Kanzler im Jahre 1563 der Anfang des Jahres in Frankreich, das bisher auf den Ostertag gefallen war, auf den ersten Januar festgesetzt. — Der Handelsstand, besonders der von Paris, gewann durch die Vereinfachung und Beschleunigung der gerichtlichen Proceduren, und L'Hopital war der erste, der ein von den Kaufleuten von Paris selbst gewähltes Handelstribunal niedersetzte, eine Einrichtung, die von dem Parlamente ebenfalls angefochten, einige Jahre nachher von den vornehmsten Städten nachgeahmt wurde. Birago, ein Mailänder, der, als ein allgemeiner Angriff auf die Protestanten im Rathe der Königin Mutter und ihres Sohnes beschlossen worden, die gemäßigter Gesinnten L'Hopital und Morvilliers in dem Kanzleramte, d. h. in der Leitung der Justiz und Administration ersetzt hatte, besaß ungeachtet seines wirklichen oder erheuchelten religiösen Fanatismus, wahrscheinlich aus seiner Kenntniß der italienischen Handels- und Seestädte, in manchen Gegenständen der öffentlichen Verwaltung mehr Einsicht, als damals im Norden gefunden wurde. Eine für die Zeit merkwürdige Verordnung, deren Erweiterung und Anwendung später eine so große Rolle in der französischen Gesetzgebung gespielt hat, ward von ihm im Jahre 1572 erlassen. Er verbot nämlich durch sie die Ausfuhr der Wolle, des Flachses, des Hanfes und beschränkte die Einfuhr fremder Manufakturwaaren, um die einheimische Industrie zu heben, damit nicht, wie es darin heißt, die Fremden, das rohe Material wohlfeil im Lande kaufend, die daraus gearbeiteten Waaren zu hohen Preisen einführten. Dies ist, so viel man weiß, der erste Versuch eines Ausfuhrverbotes in Frankreich und der Anfang zu einem Prohibitivsystem.

Vierzehntes Kapitel.

Katharina von Medicis trat die ihr von ihrem Sohne übertragene Regentschaft, die sie bis zur Rückkehr des neuen Königs, Heinrich's III., führen sollte, sogleich an und bemühte sich mit gewohnter Feinheit und List die kämpfenden Parteien, die eine durch die andere zu beschäftigen, ihre Häupter immer mehr von einander zu trennen und auf ihren gegenseitigen Ruin ihren eigenen Einfluß und ihres Sohnes Gewalt zu gründen. Da sie jedoch während der Abwesenheit dieses letztern keineswegs die Verantwortlichkeit einer bedeutenden Maßregel auf sich nehmen wollte, so suchte sie den Ausbruch des Krieges, der im Westen durch die Ränke des Herzogs von Alençon und das Mißtrauen der Hugenotten von Neuem auszubrechen drohte, zu verhindern, oder wenigstens zu verzögern. Es kam zwischen Gontaut de Biron, der das katholische Heer befehligte, und La Noue, der an der Spitze der Protestanten stand, ein Waffenstillstand von zwei Monaten zu Stande, der alle westlichen Provinzen von der Loire bis zur Garonne umfaßte, und während dessen die Streitmacht der Hugenotten ihren Sold von der Regentin empfing. Wenn diese demnach bemüht war, den Frieden im Westen wegen der nahen Berührung dieser Gegenden mit Paris und dem Innern des Reiches zu erhalten, so zeigte sie sich zur Beilegung der Unruhen im Süden, namentlich dem fernen Languedoc, weniger bereit, und schien hier den Keim der Zwietracht eher begünstigen als ersticken zu wollen. Damville, das Mitglied eines ihr besonders verdächtigen Hauses, der Montmorency, der zweite Sohn des in der Schlacht von St. Denis gefallenen Connetable, verwaltete jene Provinzen mit fast unabhängiger Macht und stand an der Spitze der Politiker, oder der Gemäßigten, welche vor Allem die Erhaltung des innern Friedens sich zu ihrer Aufgabe gemacht hatten. Katharina, die unter Heinrich II. Vieles von dem Einflusse der Montmorency, unter Franz II. von dem der Guisen geduldet und aus Erfahrung und Grundsatz dem Dasein eines großen Herrenstandes feindlich gesinnt war, wollte den Marschall Damville um jeden Preis aus dem Besitze von Languedoc verdrängen. Sie hatte schon in den letzten Wochen vor dem Tode Karl's IX. Anstalten

getroffen, ihn verhaften oder tödten zu lassen, als die Papiere, die diesen Anschlag enthielten, den Hugenotten in die Hände fielen, die den Marschall von der ihm drohenden Gefahr unterrichteten. Dieser schloß mit den Protestanten seiner Statthalterschaft, die er, um ihrem Umsichgreifen Einhalt zu thun, sich zu bekämpfen angeschickt, denn er wollte beide Parteien im Gleichgewicht halten, einen Waffenstillstand und endlich ein Bündniß ab. Katharina hatte bald nach dem Tode ihres Sohnes einen Nachfolger für Damville ernannt, die Versammlung der Hugenotten aber, die um diese Zeit in Milhaud zusammentrat, bestätigte ihn in seinem Gouvernement, unter der Bedingung, daß er in die Städte, die sich im ausschließenden Besitz der Protestanten befanden, den katholischen Gottesdienst nicht einführen und die Abgeordneten des Adels und der Städte des neuen Glaubens in seinen Rath aufnehmen solle. Diese Partei der Politiker im Süden erließ jetzt ein Manifest, worin sie die Mängel der gegenwärtigen Verwaltung rügte und auf eine Zusammenberufung der Reichsstände drang. Der Prinz von Condé, der, da die mit dem Herzoge von Alençon verabredete Schilderhebung der Politiker und Protestanten, die letzterm die Würde eines Generallieutenants des Königreiches verschaffen sollte, einige Monate vor Karl's IX. Tode verunglückt war, nach dem Elsaß geflüchtet war, machte von hier aus eine Protestation gegen die Gefangenschaft des Herzogs und des Königs von Navarra bekannt und verlangte beide Religionen auf denselben Fuß gestellt zu sehen. Die Versammlung der Protestanten von Milhaud ernannte ihn öffentlich zu ihrem Chef und Beschützer ihrer Kirche, unter der Verpflichtung, im Bekenntnisse des Protestantismus zu beharren, beiden Parteien gleichen Schutz zu gewähren und ein baldiges Zusammentreten der Reichsstände zu bewirken. Katharina, die in den übrigen Theilen des Reiches ihr Ansehen behauptet, hatte durch ihre Anschläge gegen Damville im Süden eine engere Vereinigung ihrer Gegner hervorgerufen und den Keim zu neuen Bewegungen gelegt. Obgleich in dem ganzen Walten dieser Fürstin der Plan, die königliche Gewalt, zu deren Ausübung sie sich unter ihren schwachen Söhnen berechtigt fühlte, auf Kosten aller andern berechtigten Verhältnisse zu erhöhen und deshalb die Großen und die Hugenotten, die ihr beide widerstanden, zu demüthigen und wo möglich zu vernichten, sichtbar wird, so war sie doch zu gleicher Zeit so sehr vom Geiste der Verstellung und Intrigue erfüllt, so wandelbar in den Mitteln, die sie anwandte, daß sie selten oder nie das vorgesetzte Ziel erreichte. Eine große Thätigkeit im öffentlichen Leben überhaupt schien ihr noch

mehr als die Erreichung eines bestimmten Zweckes am Herzen zu liegen, und ihr Hang, jeden Augenblick die Rollen zu wechseln, ihre Freunde wie ihre Feinde zu tauschen, sich von jenen plötzlich zu trennen und diesen ebenso unerwartet zu nähern, erzeugte einen allgemeinen Verdacht gegen sie und bereitete ihr die größten Hindernisse in der Verfolgung ihrer Absichten. Die Intrigue scheint für sie nicht ein Mittel, sondern der Gegenstand ihrer Thätigkeit selbst gewesen zu sein, sonst würde ihre Handlungsweise in mancher Beziehung unerklärbar sein.

Heinrich III. hatte wenige Tage, nachdem er den Tod seines Bruders erfahren, bei nächtlicher Weile, wie ein Gefangener seinen Kerker, das königliche Schloß in Krakau verlassen und auf eine in der Geschichte beispiellose Weise eine Krone aufgegeben, deren Erlangung ihm und seiner Mutter so viele Mühe gekostet hatte. Seine Jugend, er war um diese Zeit erst dreiundzwanzig Jahre alt, und der Leichtsinn der meisten Fürsten aus dem Hause Valois, die, mit seltenen Ausnahmen, immer nur den Eingebungen und Leidenschaften des Augenblickes zu folgen gewohnt waren, kann allein einen solchen Mangel an Klugheit und Würde, wie er bei seiner Flucht bewies, erklären. Er durchzog, unter beständigen Festen, Oesterreich, das Venetianische und Piemont, und kam anfangs September auf der Grenze seines Reiches an. Seine ersten Regierungshandlungen waren, die wenigen piemontesischen Festungen, welche Frankreich von seinen frühern Eroberungen her noch besaß und die ihm den Weg nach Italien offen erhielten, dem Herzoge von Savoyen zurückzugeben, und seinen Bruder Alençon und den König von Navarra der obgleich gemäßigten Haft, in der sie seit der letzten verunglückten Verschwörung von der Königin Mutter gehalten wurden, zu entlassen.

Der Charakter des neuen Königs, seine Vorzüge wie seine Fehler, waren denen, die ihm nahe standen, nicht unbekannt geblieben, nur sollten letztere im Laufe seiner unglücklichen Regierung immer mehr zum Vorschein kommen und erstere in demselben Maße in den Hintergrund treten. Die glänzende Tapferkeit und kriegerische Thätigkeit, die er in den Schlachten von Jarnac und Moncontour an den Tag gelegt, war noch in Jedermanns Erinnerung, und ebenso der Hang zu Verstellung und Grausamkeit, die er bei vielen Gelegenheiten an den Tag gelegt hatte. Jetzt, wo er als König alle Augen auf sich zog, gewahrte man in ihm sehr bald eine vorherrschende Neigung zu sinnlicher Ruhe und Bequemlichkeit, die bald zu einer grenzenlosen Weichlichkeit stieg, und eine Vorliebe

zu jungen Leuten seines Alters von schöner Gestalt und glänzender äußerer Darstellung, die anfangs nur als eine sonderbare Verirrung des Geschmacks und Gefühls auffiel, in der man später jedoch einen entschiedenen Hang zu dem unnatürlichsten und verächtlichsten aller Laster erkannte. Es war diesem Könige von seiner Mutter und seinen italienischen Erziehern eine lebhafte Neigung für Literatur und Kunst, deren Betrachtung und Genuß er regelmäßig einen Theil seiner Zeit zuwandte, zugleich aber eine gänzliche Entfernung von allen sittlichen Grundsätzen, eine entschiedene Richtung zu Heuchelei und Treulosigkeit eingeflößt worden, deren Anwendung man ihm als das sicherste Mittel zur Herrschaft und als die unentbehrlichste Eigenschaft eines Souverains empfohlen hatte. Von Natur unerschrocken und Gefahr liebend, hatte sich in ihm ein Hang zur Grausamkeit, zur Verachtung des Blutes und Lebens Anderer ausgebildet, der übrigens bei ihm nicht, wie sonst gewöhnlich, mit Roheit des Gefühls, sondern mit einer luxuriösen Corruption der Phantasie verbunden war. Abergläubig und der Religion, in der er erzogen, mit Leidenschaft zugethan, übte dieselbe auf seine Handlungen nicht den entferntesten Einfluß aus und bestand für ihn einzig in der Unterwerfung unter gewisse Glaubenssätze und der Beobachtung äußerer Gebräuche. Insoweit sah er vielen und vielleicht den meisten seiner Zeitgenossen, und besonders denen, die eine hervorragende Stellung einnahmen und den charakteristischen Einflüssen jener Epoche ausgesetzt waren, ähnlich. Was ihm aber allein zugehört und von fast allen Fürsten seines Stammes unterscheidet, war die sonderbare Mischung von einsamer tiefer Verstellung des Verstandes in der Entwerfung seiner Plane, in seinen Verhältnissen zu seinen Gegnern, in seinem ganzen Walten als Fürst, von gefühlloser wilder Grausamkeit und weiblicher Schwäche und Zärtlichkeit gegen seine Günstlinge und Vertrauten, und die phantastische Laune im Genusse des Lebens, in seinen häuslichen Gewohnheiten, bis in der Darstellung seiner Person, die er zuweilen mit Gold und edeln Steinen überlud und dann ebenso wieder in das grobe Gewand der Büßenden hüllte. Der ihm von seinen Zeitgenossen allgemein schuldgegebene Hang zu dem erniedrigendsten aller Laster war in ihm nicht, wie gewöhnlich, von einem gänzlichen Mangel an besserm Gefühle begleitet. Auch erhob er sich zuweilen plötzlich auf überraschende Weise aus dem Abgrunde, in den seine sittliche Natur versunken, zu einer entschiedenen, dann aber Andern fast immer verderblichen Thätigkeit empor. Er scheint jedoch im Ganzen um so niedriger gestanden zu haben, je mehr er das Böse mit vol-

lem Bewußtsein, mit Wahl und Ueberlegung verübte und eine, besonders bei hochgestellten Personen nicht gewöhnliche Kenntniß seiner selbst besaß. Ungeachtet seines persönlichen Muthes und seiner natürlichen Fähigkeiten litt er an einer großen Ungewißheit und Unentschlossenheit in seinem öffentlichen Leben, so als wenn seine angebornen Gaben von seiner sittlichen Verdorbenheit erdrückt worden wären, was seiner ganzen Erscheinung einen eigenthümlichen Ausdruck von Trauer und Schwäche auflegt.

Man hatte dem Könige gerathen, sich alsbald nach Reims zu seiner Krönung und von da nach Paris zu begeben. Er hatte aber während seiner Reise in Italien an den Gebräuchen und Einrichtungen des dortigen Lebens einen besondern Geschmack gewonnen und gefiel sich deshalb im Süden Frankreichs, wo eine ähnliche Natur und ähnliche Sitten seine Theilnahme erregten. In Avignon, das dem Papste gehörte, nahm er persönlich an den geistlichen Ceremonien und besonders den Prozessionen der vielen Brüderschaften Theil, und hier war es, wo sein aus düsterm Aberglauben und theatralischer Schaulust gemischter Sinn sich zum ersten Male bemerklich machte.

Die Hugenotten und Politiker standen in den Waffen, der Marschall Damville nahm fast unter den Augen Heinrich's III. einige von dessen Kriegsvolk besetzte Schlösser ein, und es lag letzterm nahe genug, irgend einen entschiedenen Entschluß zu ergreifen; gleichwohl blieb er in gänzliche Unthätigkeit versunken. Die Protestanten und ihre katholischen Verbündeten vereinigten sich auf einer Versammlung zu Nimes, in der Nähe des Königs, zu einer engen Allianz, an deren Spitze Condé und Damville standen, und wobei eine vollkommen rechtliche Gleichheit der beiden Religionen festgestellt wurde. Condé hatte von Strasburg aus an die protestantischen Kirchen Frankreichs geschrieben und von ihnen zur Ausrüstung eines Heeres, womit er und der Pfalzgraf Casimir sich in Deutschland beschäftigten, Beiträge verlangt. Dieser Verbindung zwischen den Hugenotten und gemäßigten Katholiken ungeachtet, bekämpften sich die Exaltirten beider Parteien mit gewohnter Erbitterung und Grausamkeit, und in dem Theile Languedocs, der die Gewalt Damville's nicht anerkannte, und in der Provence und Dauphiné begannen von Neuem alle Gräuel des Religions- und Bürgerkrieges zu wüthen. Heinrich III. that nichts, um diesen Kämpfen Einhalt zu thun. Obgleich den Hugenotten aus Gewohnheit und Ueberzeugung, den Politikern aus Eifersucht auf ihren Einfluß abgeneigt, fuhr er fort sich mit geistlichem und weltlichem Schaugepränge,

wozu seine Krönung im Februar des folgenden Jahres (1575), und einige Tage darauf seine Vermählung mit der Prinzessin Louise von Vaudemont, aus dem Hause Lothringen, gehörte, zu beschäftigen. Am Ende desselben Monats hielt er endlich seinen Einzug in Paris, wo er fast seine ganze Zeit mit dem Besuche von Kirchen und der Theilnahme an Prozessionen ausfüllte und sich um die öffentlichen Angelegenheiten, deren Erledigung ihm gleichwohl so nahe lag, fast gar nicht bekümmerte. Die Abgeordneten der Hugenotten und Politiker hatten sich aufs Neue zu Basel versammelt und eine lange Bitt- und Beschwerdeschrift an den König aufgesetzt, deren Hauptinhalt die Forderung einer vollkommenen Gleichstellung der beiden Religionen im Königreiche war. Drei Abgeordnete dieser Versammlung begaben sich an den Hof. Heinrich III. aber, anstatt diese Verbindung der Gemäßigten beider Parteien zur Herstellung der Ruhe in seinem Lande zu benutzen und, auf sie gestützt, die extremen Parteien in Zaum zu halten, verweigerte diesen Beschlüssen seine Genehmigung, gab deutliche Beweise seines Hasses gegen die Hugenotten, traf aber dennoch keine Anstalten, sie zur Unterwerfung zu bringen. Während dieser Unthätigkeit des Königs erhob sich für ihn eine neue Gefahr, von einer Seite her, wo er sie nicht erwartet hatte, und vermehrte die Schwierigkeit der bestehenden Verhältnisse. Sein zweiundzwanzigjähriger Bruder, der Herzog von Alençon, der früh den seiner Familie eigenthümlichen Hang zu List und Intrigue gezeigt und bei einer unruhigen Ehrsucht nichts von den Talenten des Königs besaß, war von diesem, wie der König von Navarra, bei seiner Ankunft in Frankreich, dem Scheine nach, auf freien Fuß gestellt, aber doch immer so genau bewacht worden, daß er bisher nichts gegen ihn zu unternehmen im Stande gewesen war. Heinrich III. hatte einen Augenblick lang daran gedacht, dem Herzoge von Alençon den Thron von Polen zu verschaffen, diesen Plan aber, auf den die Polen, denen er sich selbst durch seine Flucht verächtlich gemacht, nicht eingingen, wieder aufgegeben. Alençon, der um jeden Preis eine politische Rolle spielen wollte, was ihm bei der allgemeinen Unruhe und Aufregung im Königreiche leicht schien, entfloh heimlich von Paris, begab sich nach Dreux, dem Hauptorte seiner Apanage, und befand sich, so groß war die Verwirrung der Zeit, sehr bald an der Spitze einer bedeutenden Zahl seiner Vasallen, Klienten und Dienstleute. Er hatte, der Aufsicht, in der man ihn gehalten, ungeachtet, mit allen Mißvergnügten im Innern des Landes in Verbindung zu bleiben gewußt, die ihn bei seiner hohen Stellung und Nähe zum Thron,

im Nothfalle gegen diesen, in jedem Falle aber zur Erreichung ihrer Zwecke für ein passendes Instrument hielten. Er erließ ein seinem Inhalte nach unbestimmtes und unbedeutendes Manifest, in welchem er, dessen Haß gegen den Protestantismus damals noch nicht bekannt war, die Bekenner beider Religionen zur Eintracht ermahnte und zur Ausgleichung aller politischen und religiösen Streitigkeiten die Zusammenberufung der Reichsstände und ein Nationalconcil verlangte, zugleich aber, während er die Hugenotten in La Rochelle und Montauban für sich zu gewinnen suchte, bei dem Papste seine Verbindung mit ihnen entschuldigte, und ihre Interessen keineswegs zu unterstützen versprach. Diese Schilderhebung des Herzogs von Alençon, dessen Unfähigkeit und Treulosigkeit noch ein Geheimniß geblieben, erregte die Hoffnungen der Protestanten, die sich von Heinrich III. nichts Gutes zu versehen hatten, und in noch höherm Grade die Besorgnisse Katharina's von Medicis, die bei der Unthätigkeit ihres Sohnes nach wie vor die Regierung leitete. Sie mochte allerdings die persönliche Unbedeutendheit Alençons kennen und weder seinen Kopf noch seinen Arm fürchten, aber er konnte als ein Werkzeug aller mit der Regierung Unzufriedenen gefährlich werden, zumal da ein ansehnliches Heer von Condé und Johann Casimir, dem Sohne des Pfalzgrafen, in Deutschland geworben, in das Königreich einzurücken im Begriff stand. Zu gleicher Zeit gewann die Partei der Mißvergnügten durch diese offene Empörung Alençons eine größere Einheit, denn Condé und Damville hatten vorher beide für ihre Führer gegolten, jetzt aber ward der Bruder des Königs und nächste Thronerbe einmüthig an ihre Spitze gestellt. Heinrich III. erließ endlich eine Verordnung, in welcher er die Bildung eines zahlreichen Heeres befahl und die Anhänger Alençons und Condé's mit den härtesten Strafen bedrohte, Katharina aber, mehr ihren Künsten als der Energie des Königs vertrauend, suchte mit dem Herzoge in Unterhandlungen zu treten, die dieser geflissentlich in die Länge zog. Während dieser Zeit war Thoré de Montmorency, einer der Brüder Damville's, der die neue Lehre öffentlich bekannte, mit einer Abtheilung in Deutschland geworbenen Kriegsvolkes, der Vorhut des Heeres unter Condé, um sich mit Alençon zu vereinigen, in Frankreich eingefallen. Der Herzog von Guise, der Statthalter von Champagne, schlug ihn aber gänzlich und bekam dabei eine Wunde im Gesicht, die ihm den Namen „Balafré" erwarb.

Die Weichlichkeit und Trägheit, in die Heinrich III. versunken war, der Mangel an Geld und Kredit, um den Krieg zu führen,

denn der König war gewohnt, seine Einkünfte für seine Vergnügungen und zur Bereicherung seiner Günstlinge anzuwenden, bewogen Katharina, ihren Sohn Alençon um jeden Preis zu gewinnen, und gaben diesem den Muth, den Vorschlägen seiner Mutter zu widerstehen. Der Herzog von Montmorency, der älteste Sohn des berühmten Connetable, den Katharina eine Zeit lang als verdächtig gefangen gehalten, seit Alençons Empörung aber freigelassen hatte, spielte den Vermittler zwischen Mutter und Sohn. Die verschiedenen Interessen derer, die an der Spitze der Parteien standen, die innere Verwirrung und Unsicherheit der öffentlichen Zustände seit dem Tode Heinrich's II. stellten einer endlichen Beilegung der vorhandenen Streitigkeiten große Hindernisse entgegen. In Ermangelung eines festen Friedens kam endlich ein Waffenstillstand auf sechs Monate zu Stande, den zu erhalten Katharina im Namen des Königs so bedeutende Opfer bringen mußte, daß die Schwäche Heinrich's III. durch diese Nachgiebigkeit noch mehr als selbst durch einen unglücklichen Krieg geschehen wäre, an den Tag kam. Dieser genehmigte alle von seiner Mutter gemachten Zugeständnisse, aber nur in der Absicht, um für seine Rüstungen Zeit zu gewinnen. Erst als die Pariser ihm eine Anleihe, mit der er Söldner zu werben dachte, verweigerten, und als Condé mit dem Sohne des Pfalzgrafen in Frankreich einrückte und eine feste Stadt nach der andern bezwang, begriff der König, daß er, für den Augenblick wenigstens, den Umständen nachgeben müsse. Drei ihm feindliche Heere unter Alençon, Condé und Damville, in Poitou, Burgund und Languedoc, standen in seinem Lande. Ihre Vereinigung, die nichts mehr zu hindern schien, hätte ihn seinen Gegnern fast wehrlos in die Hände geliefert. Die Königin Mutter, die den Winter in Paris zugebracht, begab sich von Neuem in die Gegend an der Loire, und ein Friede kam, dem Könige von der Noth diktirt, endlich in Chastenoy (1576) wirklich zu Stande. Der Herzog von Alençon und die Hugenotten wurden in ihm am vortheilhaftesten bedacht, während die Partei der Politiker eigentlich nichts gewann und selbst ihrem, wenigstens angeblichen Ziele, einer Reform der Verwaltung des Staates, nicht näher kam. Der Herzog von Alençon erhielt, als erbliche Besitzthümer unter der Oberhoheit der Krone, die drei Herzogthümer Anjou, Touraine und Berry, die ihn zu einem der reichsten Fürsten Europas, und unter Bedingungen, die ihn von der Krone fast unabhängig machten. Den Hugenotten ward nicht nur vollkommene Gewissensfreiheit, sondern auch die Erlaubniß, ihren Gottesdienst überall, außer in Paris und in der Nähe des Hofes

zu halten, zugestanden. Es wurde ihnen das Recht, ihre Synoden, wo und wann sie wollten, zu versammeln, eingeräumt. In allen Parlamenten sollte für sie eine besondere Kammer, chambre mipartie genannt, zur Hälfte aus protestantischen Richtern bestehend, vorzugsweise zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten bestimmt, eingerichtet werden. Alle früher, ihrer Religion wegen, gegen sie erlassenen Verordnungen und Strafen wurden abgeschafft, die Kinder der in der Bartholomäusnacht Umgekommenen auf sechs Jahre für steuerfrei erklärt und der Partei zahlreiche Sicherheitsplätze in Guienne, Languedoc, Auvergne, Provence und Dauphiné überlassen. Heinrich III. versprach außerdem, am Ende des Jahres die Reichsstände in Blois zu versammeln. Dieser Friede, auch „la paix de Monsieur" genannt, ein Titel, den man unter dieser Regierung dem ältesten Bruder des Königs in Frankreich zu geben anfing, und weil Alençon, der von jetzt an sich Herzog von Anjou nannte, an der Spitze der Gegner des Königs gestanden, erregte unter den eifrigen Katholiken, und besonders unter der pariser Bevölkerung, eine lebhafte Unzufriedenheit, die so weit ging, daß das Volk sich der bei solchen Gelegenheiten üblichen Absingung des Tedeums widersetzte.

Dieser Friede gewährte den Hugenotten Vortheile, die ihnen früher in dieser Ausdehnung nie zugestanden worden und die in der That alle ihre Erwartungen übertrafen. Er vermehrte jedoch ihre Sicherheit und wahre Stärke weniger, als er zu versprechen schien, denn einmal trennte er den Herzog von Anjou von ihnen, der, nachdem er mit ihrer Hülfe seine Zwecke erreicht, sich gegen sie erst gleichgültig und später sogar feindlich zeigte, und löste ihr Bündniß mit den Politikern auf, die sich jetzt mehr der Regierung zuzuneigen anfingen. Vor Allem aber veranlaßte er die exaltirten Katholiken, die in ihrem Hasse gegen den Protestantismus beharrten, ihrer Partei eine festere Organisation zu geben und eine systematische Bekämpfung der Anhänger der neuen Lehre zu ihrem Zwecke zu machen. Schon früher hatten die eifrigsten Katholiken in Burgund und Guienne, unter Tavannes und Montluc, ein Bündniß unter einander geschlossen, das, da es die Vertheidigung ihrer Religion zum Ziel hatte, die „heilige Ligue" genannt wurde. Diese Association war nach keinem umfassenden Plane eingerichtet und deshalb bisher von keiner großen Bedeutung gewesen. Der allgemeine Unwille, den die den Hugenotten durch den letzten Frieden bewilligten Vortheile unter ihren Gegnern erregten, veranlaßte diese zu einer Erneuerung ihres Bündnisses, das, nach einem größern Maß-

stabe angelegt und von den Umständen begünstigt, unter dem Namen der Ligue in der französischen Geschichte so berühmt geworden ist. — Dem Prinzen von Condé war durch den „paix de Monsieur“ die Statthalterschaft der Pikardie, die einst sein Vater besessen, versprochen worden. Aber Jakob Humieres, der Peronne, die wichtigste Festung dieser Provinz, und einige andere Städte mit seinen Söldnern besetzt hielt, weigerte sich dieselbe herauszugeben. Condé drang bei dem Könige auf Vollziehung des ihm gethanen Versprechens, und Humieres, ein Freund der Guisen und eifriger Katholik, zu schwach, um allein dem Prinzen zu widerstehen, schlug den Katholiken dieser Gegend eine Verbindung vor, deren Organisation von den Jesuiten geleitet und von ihnen, wie von der gesammten Geistlichkeit allen Katholiken zur Annahme empfohlen wurde. Vermöge derselben versprachen die Prälaten, Herren, Edeln und Bürger der Pikardie zu gemeinsamer Vertheidigung ihrer Religion zusammenzutreten, die Verbreitung des Protestantismus aus allen Kräften zu hindern, und was das Wichtigste war, dem erwählten Haupte ihrer Verbindung aus allen Kräften mit ihrem Leben und ihren Gütern zu dienen, dieselbe geheim zu halten, zugleich aber für sie so viel taugliche Mitglieder als möglich zu werben. Die Pikardie ward zu dem Ende in zehn oder zwölf Bezirke getheilt, an die Spitze jedes derselben ein Chef gesetzt, und dieser Bund mit solchem Eifer ausgebreitet, daß er bald alle katholischen Einwohner dieser Provinz umfaßte. Von hier verbreitete er sich rasch in die übrigen Theile des Königreiches aus. In Poitou, wo früher der Protestantismus besonders zahlreiche Anhänger gefunden, gehörte sehr bald ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung zur Ligue. Humieres, der damit angefangen, den Katholiken diese Organisation in der Pikardie zu geben, war, wie oben erwähnt worden, ein Anhänger der Guisen, und der Herzog dieses Namens stand, obwohl nicht öffentlich, an der Spitze dieser rasch um sich greifenden Association. Fast zu derselben Zeit trat der König von Navarra zum Protestantismus zurück. Von jetzt an üben die Häupter der beiden großen Parteien, der Herzog von Guise und der König von Navarra, einen so entschiedenen Einfluß aus, daß Heinrich III. und selbst Katharina von Medicis in den Hintergrund treten. Die französischen Katholiken gewöhnen sich immer mehr daran, den lothringischen Prinzen als ihr Haupt zu betrachten; Manche unter ihnen denken sogar an die Möglichkeit, ihn auf den Thron zu setzen, und die Hugenotten nahmen nichts Wichtiges ohne die Einwilligung des Königs von Navarra vor. Die Regierung Heinrich's III. ist

von jetzt an nichts als ein beständiges Ringen, sich über den Parteien zu erhalten, und in dieser schwierigen Lage ist es, wo dieser Fürst, ungeachtet seiner Trägheit und Verdorbenheit, zuweilen Beweise von Einsicht und Kühnheit, obwohl auf unsittliche Weise, und darum zuletzt ihm selbst verderblich, giebt, die aber ahnen lassen, was er unter glücklichern Umständen und bei einer bessern Sinnesart vermocht hätte.

Die Prinzen hatten sich ungeachtet des Friedens und der Vortheile, die er ihnen gewährte, vom Könige und Hofe fern gehalten. Heinrich von Navarra war in seiner Statthalterschaft Guienne geblieben, Condé hatte sich als Ersatz für die Pikardie mit Gewalt in den Besitz von St. Jean d'Angely gesetzt und Anjou seinen Sitz in Bourges genommen. Dieser letztere versöhnte sich endlich mit dem Könige, der eine Zeit lang in Paris, von den meisten Großen verlassen und unter einer ihm keineswegs günstig gestimmten Bevölkerung, einsam, eher wie ein Verbannter, denn wie ein König gewaltet hatte. Die Weichlichkeit, Verstellung und Sittenlosigkeit Heinrich's III. hatten unter den Parisern von Anfang an das lebhafteste Mißfallen erregt. Seit dem Frieden von Chastenoy aber war er bei der dem Katholicismus mit besonderm Eifer zugethanen Bürgerschaft in den Verdacht des Einverständnisses mit den Hugenotten gefallen, und die Ehrfurcht und Gunst, die sonst die Fürsten seines Hauses bei den Bewohnern ihrer Hauptstadt gefunden, fing jetzt in eine immer steigende Abneigung überzugehen an. Es erscheint dies in der That befremdend, wenn man bedenkt, daß Heinrich als Herzog von Anjou zwei Schlachten gegen die Protestanten gewonnen und sonst vielfache Beweise des Hasses gegen sie gegeben hatte. Das Volk nahm aber hierauf keine Rücksicht, sondern urtheilte wie gewöhnlich nach dem Eindrucke, den die letzten Begebenheiten auf dasselbe gemacht hatten. Als Heinrich später wieder mehrmals zu den Waffen gegen die Hugenotten griff, glaubte man nicht an die Aufrichtigkeit seiner Absichten und schrieb, was er that, nur der Nothwendigkeit oder verborgenen politischen Zwecken zu. Die Ueberzeugung von sein und seiner Mutter Treulosigkeit war allmälig bis in die niedern Klassen der pariser Bevölkerung herabgestiegen, und da das Volk eines Hauptes, in das es Vertrauen setzte, für das es sich begeistern, das es nach dem Geiste der Zeit als ein höheres Wesen verehren konnte, bedurfte, so richtete es seine Blicke auf den Herzog von Guise, an dessen Absicht, den Protestantismus auszurotten, es nicht zweifeln konnte, dessen Vater für den alten Glauben gestorben war, dessen ganzes Haus für dieselbe

Sache eine so glühende Anhänglichkeit bewies. Die Stellung Heinrich's III. zwischen den beiden großen kämpfenden Parteien, dem Ehrgeize der Guisen, dem Fanatismus seiner katholischen Unterthanen, den Ränken, der Einmischung, den Planen Roms, Spaniens und anderer Mächte, den Ansprüchen, der Auflehnung der Hugenotten und dem Zwiespalt in seinem eigenen Hause war eine der schwierigsten, die es jemals gegeben, und es würde vielleicht Niemand vermocht haben, sich aus diesem Labyrinth vollkommen herauszufinden. Aber die Gefahren dieser Lage wurden noch durch die eigenthümliche Sinnesart dieses Königs vermehrt, der ebenso unentschlossen als treulos, keine feste Bahn einzuschlagen, in keiner Richtung zu beharren verstand, der, wie es scheint, an sich selbst ebenso sehr als an Andern zweifelte, den seine tiefe Verstellung verhaßt und seine persönliche Verdorbenheit verächtlich machte. Obgleich seiner Religion eifrig und abergläubig zugethan und der neuen Lehre, wie irgend Einer, feind, stand er doch fast immer mit den Häuptern der Hugenotten in geheimem Einverständnisse und verhinderte mehrmals ihren unausbleiblich scheinenden Untergang. Eine tiefe Selbstsucht lag bei aller Schwäche im Hintergrunde seines Wesens, die ihn alle Personen und Zustände als ein Mittel zur Erreichung seiner Plane und Befriedigung seiner Leidenschaften ansehen lehrte. Da er ein König war, so konnte der Gegenstand dieser Selbstsucht nicht die Erreichung von Reichthümern, Aemtern oder Würden sein, da der Zufall ihm dies Alles verliehen hatte, sondern sich nur auf die Ausdehnung seiner Macht und die Befreiung von jeder Beschränkung derselben richten. Er war, seines Aberglaubens ungeachtet, noch mehr König als Katholik, d. h. seinem persönlichen Interesse mehr als dem Glauben der Partei, an deren Spitze er stand, zugethan. Dies wurde von dem katholischen Volke und besonders den Parisern, wenn auch nur dunkel gefühlt, und diese Selbstsucht und Heuchelei erregte seinen Haß gegen einen König, der gegen die Feinde seines Glaubens eine tödtliche Abneigung zur Schau tragend, doch immer zu einer Aussöhnung mit ihnen bereit war, sobald dies seinen übrigen Interessen dienen konnte. In dieser Epoche des Kampfes zwischen den beiden Religionen hatte sich der Glaubenseifer der Katholiken in Frankreich zu einer vorher nicht gesehenen Glut entzündet. Der Herzog von Guise und sein Haus war, so groß sein Ehrgeiz sein mochte, doch mehr kirchlich als politisch gesinnt und hatte den eingeschlagenen Weg der Verfolgung und Bekämpfung des neuen Glaubens keinen Augenblick verlassen. Diese Gesinnung entsprach der des Volkes und damit

wurde Guise sein Held. Es verlangte vom Könige denselben rücksichtslosen und unversöhnlichen Kampf gegen die Hugenotten. Dieser aber fühlte, daß, überhaupt unfähig, offen und folgerecht zu handeln, die Gunst der Menge seinem Nebenbuhler einmal zugewandt war, und daß das Verdienst eines solchen Verfahrens und vielleicht selbst dessen Früchte nicht ihm, sondern dem Herzoge zufallen würden. Daher sein Schwanken, seine Abneigung, die Hugenotten zu vernichten, seine Absicht, die eine Partei durch die andere zu schwächen und auf diese Art beide um so leichter zu beherrschen. Unter diesen Umständen verbreitete sich der neue religiöse und politische Bund, die Ligue genannt, mit großer Schnelligkeit im ganzen Reiche, besonders aber in Paris selbst, dessen Bewohner, mit seltenen Ausnahmen, seit dem Beginn der religiösen Unruhen einen entschiedenen Haß gegen die Bekenner der neuen Lehre gezeigt hatten. Obgleich die Werbung für diese Association, die von der Regierung nicht autorisirt war und möglichen Falles selbst gegen sie gebraucht werden konnte, im Geheimen geschah, so gehörte doch bald der größte Theil der höhern und mittlern Klassen der pariser Bevölkerung zu ihr. Der Fanatismus des niedern Volkes bedurfte nicht dieses Zunders, er war ohnedies jeden Augenblick loszubrennen bereit. Die politische Tendenz der Ligue oder wenigstens eines Theiles ihrer Mitglieder wurde um diese Zeit durch die Denkschrift eines pariser Parlamentsadvokaten, Namens David, enthüllt, der den Ursprung der Guisen von Karl dem Großen behauptend, die Kapetinger als Usurpatoren betrachtete und in der Ernennung des Herzogs von Guise zum Könige die Rechte der Karolinger zu erneuern empfahl. Die Mischung von politischer Intrigue und religiösem Fanatismus in dieser Production ist als eines der charakteristischen Zeichen jener Epoche merkwürdig. Es wird darin behauptet, daß der Segen, den das Papstthum dem karolingischen Stamme in der Person Pipin's gegeben, auf die Kapetinger nicht übergegangen sei, und daß diese sich der Gnade der Vorsehung durch den Schutz, den sie der gallikanischen Kirche in ihrer Opposition gegen den römischen Stuhl verliehen, unwürdig gemacht hätten. Er geht dann auf den Zustand der gegenwärtigen Mitglieder dieser Dynastie über, die entweder als offenbare Ketzer, wie der König von Navarra und der Prinz Condé, zur Thronfolge unfähig seien, oder durch ihre Verbindung mit diesen sich befleckt hätten, wie der Herzog von Anjou, oder von Mängeln und Lastern erniedrigt, wie der König selbst, ihren Stamm nicht fortpflanzen könnten. Er empfiehlt dann die Wahl des Herzogs von Guise

zum Könige, die Einsperrung Heinrich's III. in ein Kloster und einen Vertilgungskrieg gegen die Hugenotten, von deren Gütern die Kosten des Kampfes bestritten werden sollten. — Diese Denkschrift war übrigens nicht die einsame Ausgeburt eines phantastischen Gehirns, sondern ward dem Papste und dem madrider Kabinet zur Begutachtung übersandt, wovon Heinrich III. von seinen auswärtigen Agenten benachrichtigt wurde. — Die Erfüllung der Bedingungen des Friedens von Chastenoy scheiterte übrigens zum Theil, wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten, an dem Fanatismus des niedern Volkes, das den Gottesdienst der Hugenotten störte, sie anfiel und ermordete, wenn sie sich versammeln wollten und ihre Kirchen verbrannte, und an dem Widerstande des Parlaments, das die Zusammensetzung der gemischten Kammern (chambres mi-parties) nicht zugeben wollte. Eine lebhafte Gährung ward auf allen Punkten des Königreiches sichtbar und Alles schien sich zu einem neuen Kampfe vorzubereiten.

Heinrich III., obgleich nicht, wie die Ligue, Willens, die Hugenotten auszurotten, war dennoch, theils aus Ueberzeugung, theils aus Interesse, geneigt, ihnen die in einem Augenblicke der Noth bewilligten Vortheile zu entreißen, und er rechnete hierbei auf die Mitwirkung der Reichsstände, die er am Ende des Jahres in Blois zu versammeln versprochen hatte. Er wollte das Gehässige eines Bruches des eben erst geschlossenen Friedens von sich auf diese Versammlung abwälzen, und hoffte von ihr zugleich die Mittel zu erhalten, sich von der durch die frühern Kriege, die Unordnungen seiner Vorgänger und seine eigene Verschwendung gesteigerten Schuldenlast zu befreien. Daß der König bei seinem Wunsche, die Hugenotten in eine größere Abhängigkeit von sich zu bringen, auf die Mitwirkung der Abgeordneten der Nation zählte, beweist, daß in dieser im Laufe eines halben Menschenalters eine große Veränderung vorgegangen sein mußte. Die Reichstage von Orleans und Pontoise hatten sich funfzehn Jahre vorher dem herrschenden Klerus ebenso feindlich, als den Bekennern des neuen Glaubens günstig gezeigt. Mannichfaltige Ursachen hatten dazu beigetragen, diese Stimmung zu verwandeln. — Die Reformation hatte die katholische Hierarchie, die sie mit gänzlicher Vernichtung bedrohte, aus dem lethargischen Schlummer geweckt, in den sie mehr oder weniger überall seit dem funfzehnten Jahrhundert versunken gewesen war. Sie hatte sich von dem ersten Schrecken erholt, den die Grundsätze Luther's und Kalvin's ihr eingeflößt, und angefangen alle ihr zu Gebot stehenden Mittel, theils das Erhaltene zu beschützen, theils das Verlorne wieder-

zugewinnen, in Bewegung zu setzen. Unter die höhere Geistlichkeit war mit der Schmälerung ihrer Reichthümer und der Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, mehr Ernst und Thätigkeit zurückgekehrt, und die niedere, besonders der Mönchsstand, hatte sich in der Meinung des Volkes, dem sie durch Trägheit und Schwelgerei verächtlich geworden, durch Darlegung eines großen Eifers, durch Theilnahme an den Leiden und Triumphen der religiösen Kriege wieder herzustellen gewußt. Der katholische Klerus hatte alle mysteriösen und sinnlichen Elemente seines Cultus, so tief darauf berechnet, das Gemüth und die Phantasie zu ergreifen, in Bewegung gesetzt und das öffentliche Predigtamt, dem die religiösen Controversen und die Erschütterung, welche die Erscheinung der neuen Lehre hervorgebracht, eine höhere Bedeutung gaben, mit einer seit Jahrhunderten nicht mehr gesehenen Begeisterung zu verwalten angefangen. Da wo der Protestantismus nicht durchaus herrschend und der alte Glaube vernichtet worden, war die Anhänglichkeit an letztern zurückgekehrt. Seine seit so langer Zeit mit dem ganzen Dasein einsgewordenen Lehren, Gebräuche und Zeichen waren der Menge, die sich von ihnen mehr aus Abneigung gegen die Diener dieses Glaubens, als aus Zweifel an diesem selbst, abgewandt hatte, wiederum theuer geworden. Dieser Bewegung in den Massen kam die Politik der katholischen Souveraine hülfreich entgegen, welche die neue Lehre jetzt viel entschiedener als im Augenblick ihres Entstehens bekämpften, weil sie dieselbe im Anfange blos als eine religiöse Neuerung angesehen hatten, von ihrer Ausbreitung aber eine Erschütterung aller Grundlagen der bestehenden Organisation der Gesellschaft fürchteten. Der in dieser Epoche errichtete und mit so großem Erfolge um sich greifende Orden der Jesuiten bildete durch seinen religiös-politischen Geist die Verbindung zwischen den Interessen der geistlichen und weltlichen Macht, leitete beide zu demselben Ziele hin und suchte jede entstehende Spaltung zwischen ihnen zu vermitteln oder ihr von Hause aus vorzubeugen. Eines solchen Instituts hatte es im Mittelalter nicht bedurft, wo die Kirche und der Staat ohnedies unauflöslich verbunden gewesen, es konnte erst mit der Erhebung eines neuen Princips, wie dem der Denk- und Glaubensfreiheit, das die politische und religiöse Einheit zu zerreißen drohte, entstehen. Diese Vermittlung zwischen den katholischen Mächten und der römischen Hierarchie war die große praktische Bedeutung des Jesuitenordens in jener Zeit, während ihre übrigen Verdienste um die Religion, als solche an und für sich, um Wissenschaft und Literatur, sehr unbedeutend erscheinen. Als nach Beendigung der Religions-

kriege im siebenzehnten Jahrhundert die Gefahr des Protestantismus für die katholischen Mächte verschwunden war und diese sich vielmehr von dem Einflusse der Hierarchie zu befreien suchten, verloren die Jesuiten einen großen Theil ihres Einflusses und damit allmälig ihre Bedeutung, denn aus einer Krisis hervorgegangen, mußten sie, sobald diese entschieden war, selbst sinken. Vermöge ihres politischen Geistes trugen sie aber zu der am Ende des sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts fühlbar werdenden katholischen Reaction wesentlich bei. — Während die katholische Partei sich überall da, wo sie nicht durchaus gebrochen war, und besonders in Frankreich sichtbar verstärkte, fing der Protestantismus in diesem Lande in sich selbst zu sinken an. Der Stand der Gelehrten und Denker, der ihm im Anfange so günstig gewesen, ward von dem Fanatismus eines Theiles der protestantischen Geistlichkeit, der ebenso ausschließend und anspruchsvoll wie ihr Gegner, der katholische Klerus, wenn auch nicht so grausam und verfolgungssüchtig war, verletzt. Diese Klasse, die überhaupt Freiheit für sich und Andere wollte, diese aber weder in der einen noch der andern Partei fand, erkaltete in ihrem frühern Eifer sehr bald und hielt zwischen beiden feindlichen Meinungen eine unentschiedene Mitte, oder kehrte, von den Drohungen der Inquisition und den Maßregeln der weltlichen Macht eingeschüchtert, wenigstens dem Schein nach, zum alten Glauben zurück. Der kriegerische Adel, die Hauptstütze der Hugenotten, hatte in den langen und blutigen Kämpfen seine Reihen sehr gelichtet gesehen. Er war, eine kleine Anzahl großer Herren ausgenommen, durch die Unruhen und Verheerungen der Kriege, die lange und wiederholte Entfernung von seinen Besitzungen verarmt. Der reichere Bürgerstand in den Städten, in welchem die Grundsätze der Reformation früher viele Anhänger gezählt, war, durch den Fanatismus des niedern Volkes, das jetzt noch mehr als früher unter die Leitung der Priester und Mönche gefallen war, eingeschüchtert, zuerst zur äußern Befolgung des katholischen Cultus, allmälig durch Furcht und Interesse zu dessen wirklicher Annahme veranlaßt worden und hatte seine Kinder darin erziehen lassen. In mehren Provinzen, wo die neue Lehre früher so viele Bekenner und selbst Streiter gezählt hatte, war sie jetzt fast ganz verschwunden. Im Ganzen konnten die Hugenotten nur auf die vier südlichen Provinzen, Guienne, Languedoc, Provence und Dauphiné zählen. Mehr aber noch als ihre äußere Macht war ihre innere Kraft im Vergleiche zu sonst gesunken. Die Begeisterung, die sie früher auf dem Scheiterhaufen und in den Schlachten nicht ver-

lassen, war großentheils erloschen. Sie waren, wenn auch nicht ganz, aber doch großentheils zu einer politischen Partei geworden, die Antecedenzen, von denen sie sich, auch wenn sie wollte, nicht mehr trennen konnte, Verbindungen, die sie nicht lösen konnte, kurz eine besondere Stellung besaß, die es außer ihrer Macht aufzugeben stand. Der Mangel an Begeisterung, die Eigenschaft, durch die eine werdende und kämpfende Partei allein sich erhalten kann, war es, der die Hugenotten noch mehr als alle ihnen äußerlich widerstrebenden Verhältnisse geschwächt hatte. Es fehlte ihnen nicht an Muth, an Kühnheit, an Ausdauer, wohl aber an der Zuversicht auf einen endlichen glücklichen Erfolg, der die Seele aller großen Unternehmungen ist. Schon in diesen ersten Jahren der Regierung Heinrich's III. waren die Hugenotten zu einer numerisch schwachen Partei in Frankreich geworden. Ihre Verbindung mit Deutschland und England, die Uneinigkeit ihrer Gegner, der in der Mehrheit des französischen Volkes lebende Haß gegen Spanien, das sich an die Spitze der katholischen Interessen gestellt hatte, konnten allein ihren Untergang abwehren. Heinrich III. rechnete demnach mit Recht auf eine Majorität gegen die Protestanten in den zu versammelnden Reichsständen. Seine Hoffnungen wurden noch übertroffen. Die Bekenner der neuen Lehre waren bei den Wahlen gänzlich ausgeschlossen worden. — Diese Versammlung, die am Ende des Jahres 1576 in Blois zusammentrat, und wie gewöhnlich keineswegs den Erwartungen entsprach, die man von der Repräsentation eines großen Volkes hegen kann, war jedoch insofern merkwürdig, als sie die Wahrheit zweier großen Thatsachen, die damals das ganze öffentliche Leben in Frankreich bewegten, kund that: die Ohnmacht, in die nicht sowohl das Königthum, als vielmehr der gegenwärtige Träger desselben, Heinrich III., gefallen war, und die herrschende Stimmung des Volkes gegen den Protestantismus. — Die Stände, unter denen sich wenige der Feudalzeit angehörige Namen, aber viele befanden, deren Familien später unter dem französischen Adel glänzen sollten, und die vielleicht noch weniger große Talente als große Namen in ihrer Mitte zählten, begannen damit, den König von sich abhängig zu machen, gewissermaßen unter ihre Vormundschaft stellen zu wollen. Sie verlangten nämlich, daß Heinrich III. in seinen Staatsrath und zu dessen Berathungen sechsunddreißig aus den Reichsständen gewählte Mitglieder zuziehen, und daß die Beschlüsse des Reichstages, sobald die drei Stände einig wären, Gesetzeskraft ohne weitere Sanktion des Königs haben sollten. Heinrich, der, bei aller seiner Trägheit und Schwäche, an die Idee

einer ihm zustehenden unumschränkten Gewalt gewöhnt war, nahm diese Zumuthung mit übel verhaltenem Unwillen auf und begriff, daß eine Versammlung, die schon im Anfange ihres Zusammentretens solche Forderungen mache, im Verlaufe ihrer Sitzungen noch weiter gehen, und daß er, bei den bewegten und verwickelten Verhältnissen jener Zeit, der Abneigung, die in der Nation gegen seine Person herrschte, bei dem ihm feindlichen Geiste der Ligue, mit den Reichsständen in einen gefährlichen Kampf verwickelt werden könne. Er ergriff deshalb mit großer Feinheit die erste Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Abgeordneten von diesem politischen Gebiete auf ein rein religiöses zu leiten, und hoffte, daß ihre Leidenschaften sich hier befriedigen würden. Er stiftete einige der einflußreichsten Mitglieder an, den Reichstag in einer seiner nächsten Sitzungen auf eine Untersuchung der kirchlichen Verhältnisse zu führen. Der die Versammlung beseelende Geist that sich sogleich kund. Die drei Stände verlangten einstimmig, daß dem Könige eine Bittschrift vorgelegt werden sollte, nur Eine Religion im Reiche zu dulden. Diese Forderung wurde an die Spitze ihrer Vorschläge als der einmüthige Wunsch ihrer Committenten gestellt. Der König nahm diesen Antrag beifällig auf und er ging durch alle drei Stände durch. Einige der besonnenern Mitglieder der Versammlung begriffen, daß die Hugenotten, die, obwohl sehr geschwächt, doch keineswegs vernichtet waren, die zwei Prinzen von Geblüt an ihrer Spitze besaßen und die in den Waffen standen, diesen Beschluß als eine Kriegserklärung ansehen würden, und suchten denselben, obwohl vergebens, zu hindern. Die Anhänger der Ligue sahen in ihm ein Mittel, den letzten den Protestanten günstigen Frieden zu untergraben und die Kraft ihrer Association zu vermehren. Heinrich III. wünschte den Krieg gegen die Protestanten nicht, wollte aber vor allen Dingen den Reichstag von allen politischen Fragen entfernt, mit der Schlichtung der religiösen Streitigkeiten beschäftigt wissen. Die Geistlichkeit begünstigte den Bruch mit den Hugenotten aus Grundsatz und der katholische Adel aus Kriegslust. Der Tiers-etat wollte, aber zu spät, einlenken. Er begriff, daß er es sei, der zuletzt die Lasten und Drangsale eines neuen Kampfes vorzugsweise zu tragen habe, denn der Adel war überhaupt steuerfrei und die Geistlichkeit zu keiner Geldbewilligung geneigt. Ein Theil von ihm suchte deshalb in dem am letzten Tage des Jahres abgefaßten Beschlusse, den König um Vertreibung aller hugenottischen Geistlichen und Ausrottung ihrer Lehre zu bitten, die Klausel einzuführen: daß die Bekehrung der Protestanten ohne Krieg und durch Anwendung friedlicher Mittel

zu bewerkstelligen sei — was ihm jedoch nicht gelang. Der Kampf begann sogleich, wie vorauszusehen war, als jener Beschluß des Reichstages den Hugenotten in ihren Schlössern und festen Städten bekannt geworden. Es war nicht zu erwarten, daß sie ohne Widerstand die Unterdrückung ihres Glaubens ertragen würden, für dessen Aufrechthaltung sie seit so langer Zeit gekämpft hatten. Die Abgeordneten, welche der Reichstag an den König von Navarra, den Prinzen Condé und den Marschall Damville, der die Beobachtung des letzten Vergleiches ebenfalls wollte und in seiner Statthalterschaft sich zum Theil auf die Hugenotten stützte, sie zur Unterwerfung unter seine Dekrete, zur Vertreibung ihrer Geistlichen und Schließung ihrer Kirchen aufzufordern, schickte, wurden von diesen in ihrer Eigenschaft als Repräsentanten der Nation gar nicht anerkannt, und die Protestanten griffen in allen südlichen Provinzen, und zwar im ersten Augenblick mit Erfolg, zu den Waffen. Der König glaubte jetzt von den Reichsständen die zur Führung des Kriegs nöthigen Steuerbewilligungen erhalten zu können. Er sah die Verwirrungen eines neu ausbrechenden Kampfes nicht ungern und hoffte unter dem Vorwande, der religiösen Stimmung der Abgeordneten entgegengekommen zu sein, sich von seinen immer größer werdenden finanziellen Verlegenheiten zu befreien. Hier aber stieß er auf einen unerwarteten Widerstand. Die Geistlichkeit war anfänglich gegen alle Vorstellungen taub und bot zuletzt dem Könige nur ein kleines Corps Fußvolk und Reiterei, das sie aber selbst ausheben wollte, an, der Adel war noch weniger zu einer Geldhülfe zu bewegen, und der Tiers-etat erwiderte auf alle Forderungen, daß er von seinen Wählern keine Vollmacht zur Bewilligung neuer Steuern habe und diese erst einholen, d. h. den Reichstag verlassen müsse, der somit aufgelöst worden wäre. Zuletzt schlugen die Räthe des Königs dem Reichstage den Verkauf der Staatsgüter als das einzige Mittel, das Deficit zu decken und die Kosten des Krieges herbeizuschaffen, vor. Die beiden ersten Stände gingen darauf ein, der dritte aber verweigerte seine Zustimmung, indem er den Verkauf der Domainen als den Grundgesetzen des Königreiches zuwider betrachtete. Da zu einer solchen Maßregel die Autorisirung des Reichstages nöthig war, indem der König ohne diese keine Käufer gefunden haben würde, die drei Stände aber im Verhältnisse zu einander keine Majorität anerkannten, sondern in ihren Beschlüssen einstimmig sein mußten, so war der Widerstand des Tiers-etat hinreichend, die Ausführung dieses Planes zu verhindern. Nach langen und zwecklosen Verhandlungen, die nichts entschieden, und

weitschweifigen und seelenlosen Reden, in denen nichts gesagt wurde, ging der Reichstag endlich nach dreimonatlichem Zusammensein auseinander und hatte einen neuen Beweis dafür abgelegt, wie sehr die politische Bildung des französischen Volkes hinter seiner übrigen intellectuellen Entwickelung zurückgeblieben war. Die einzelnen, großentheils locale Gegenstände und Details der Verwaltung und Gesetzgebung betreffenden Vorschläge der Stände wurden in ihrer Abwesenheit von dem Staatsrathe untersucht, die auf sie gestützte königliche Ordonnanz aber erst im folgenden Jahre bekannt gemacht.

Der König hatte sich unterdessen zum Kriege gegen die Hugenotten gerüstet. Die Ligue war sogar von ihm selbst unterzeichnet worden, und er hatte seinen Bruder und alle andern Großen seines Hofes zu deren Beitritt veranlaßt. Er war dadurch das scheinbare Oberhaupt dieser Association geworden, obgleich er sie keineswegs leitete. Ungeachtet seiner Geldnoth war es ihm dennoch gelungen, mit Hülfe der Ligue zwei Heere zu bilden, an deren Spitze er seinen Bruder, den Herzog von Anjou, und den Herzog von Mayenne, einen Bruder des Herzogs von Guise, stellte. Die Macht der Hugenotten war viel geringer und bestand vornehmlich in dem Besitz von Rochelle und einiger Gebirgsgegenden im Süden. Die Stellung Damville's in Languedoc, der, an der Spitze der Politiker stehend, eine Art Neutralität zwischen beiden Parteien behauptete, war den Hugenotten insofern günstig, als sie die Zahl ihrer Feinde verminderte, wenn auch nicht die ihrer Freunde vermehrte. Indessen ward er endlich von Heinrich III. nach langen Unterhandlungen und gegenseitigen Täuschungen, durch die Ueberlassung des Marquisats von Saluzzo, auf welche das Haus Montmorency Ansprüche machte, gewonnen und setzte sich mit seinem Kriegsvolke gegen die Protestanten in Bewegung. Diese wurden von Thoré de Montmorency, Damville's jüngerm Bruder, und Chatillon, einem Neffen Coligny's, befehligt. Der Kampf war am ersten Tage unentschieden geblieben und sollte am andern Morgen erneuert werden, als die Nachricht von einem in Bergerac, in Perigord, zwischen den beiden feindlichen Parteien geschlossenen Frieden im Lager einlief.

Heinrich III., in dessen trägem und unentschiedenem Sinne allmälig Eine Idee feste Wurzel gefaßt hatte, nämlich: die Furcht und der Haß der Ligue, und daß diese auf seinen Untergang losarbeite, glaubte, daß die Vernichtung der Hugenotten, als Partei im Staate, nicht sowohl seine, als die Macht dieses gegen ihn gerichteten Bundes und ihres Hauptes, des Herzogs von Guise, vermehren würde.

Er suchte deshalb mit den Protestanten einen Vergleich zu treffen, der sie in eine größere Abhängigkeit als früher von ihm brächte, gleichwohl ihre Existenz nicht gefährdete. Die Königin Mutter, die jede gewaltsame Entscheidung von jeher gescheut hatte, und die bemerkte, daß die Bedeutung der Guisen durch jede Unruhe und Bewegung im Staate zunahm, bestärkte ihren Sohn in seinem Plan. Der König von Navarra, das anerkannte Haupt der Hugenotten, kam, die Schwäche seiner Partei fühlend, dem Wunsche nach einer friedlichen Beilegung des kurzen, aber verheerenden Kampfes bereitwillig entgegen. Es ward endlich der oben genannte Vergleich geschlossen, dessen Bedingungen der Macht und Stellung beider Parteien angemessen waren und der eine lange Ruhe zu versprechen schien. Der Friede von Bergerac, den der König durch ein in Poitiers erlassenes Edikt bekannt machte, schmälerte die durch den Vertrag von Chastenoy den Protestanten eingeräumten Rechte allerdings bedeutend, war ihnen indessen, im Verhältnisse zur Schwäche ihrer Partei, noch immer vortheilhaft genug. Es ward ihnen Gewissensfreiheit und Zulassung zu öffentlichen Aemtern zugestanden, ihr Gottesdienst aber blos in den Städten, die sich gegenwärtig in ihrem Besitze befanden, sonst jedoch nur in den Schlössern des Herrenstandes, und in jedem Gerichtsbezirke nur an einem einzigen Orte, und zwar vor den Thoren desselben, erlaubt. Sie erhielten außerdem eine gewisse Anzahl fester Sicherheitsplätze und in jedem Parlament eine gemischte Kammer (chambre mi-partie), zur Entscheidung ihrer Rechtshändel bestimmt. Alle in Bezug auf ihre Religion gegen sie, seit den Zeiten Heinrich's II., ausgesprochenen Verurtheilungen sollten zurückgenommen und alle protestantischen Großen und Edeln in die Aemter, Würden und Rechte, die sie vor dem Kriege besessen, wieder eingesetzt werden. Dieser Vertrag, von beiden Seiten, wie es scheint, mit der Neigung, ihn zu beobachten, eingegangen, und wenn auch nicht von dem Gefühle der gegenseitigen Rechte, doch von der Ueberzeugung seiner Nothwendigkeit dictirt, beendigte den sechsten Religions- und Bürgerkrieg, seit dem Gemetzel von Vassy, das den ersten sechszehn Jahre vorher eröffnet hatte. Seit dieser ganzen Zeit hatte sich Frankreich in einem fast beständigen Kriegsstande, in einer alle Theile des Landes erschütternden Gährung befunden, die von den einzelnen Friedensschlüssen, die nichts als Waffenstillstände gewesen, nur für kurze Zeit unterbrochen worden war.

Funfzehntes Kapitel.

Dieser letzte Friede, der von Bergerac, nach dem Orte, wo er abgeschlossen, oder von Poitiers, wo er bestätigt und bekannt gemacht worden, genannt, wäre, seinen Bedingungen nach, geeignet gewesen, die so lange gestört gewesene Ruhe wiederherzustellen, wenn es sich blos um Ausgleichung politischer Streitigkeiten oder Beilegung äußerer Ansprüche überhaupt gehandelt hätte. Aber der Kampf zweier religiösen Principien, die sich um so mehr von einander zu entfernen suchten, je mehr sie sich derselben Wurzel entsprossen fühlten, die damals weder in dem Gefühle einer christlichen Duldung noch in dem Gedanken einer philosophischen Freiheit ein Mittel der Versöhnung finden konnten, hatte in den Gemüthern eine solche Masse von Haß und Erbitterung, von Mißtrauen und Besorgniß erzeugt, daß eine gegenseitige Nachgiebigkeit nur dann eintrat, wenn die Kraft, sich zu bekriegen, für den Augenblick fehlte, aber die leidenschaftliche und reizbare Stimmung des Innern bei der geringsten Veranlassung sogleich wieder hervorbrach. Jede der beiden kämpfenden Parteien glaubte sich so ausschließlich im Besitze der Wahrheit, daß sie dem Gegner überhaupt keine Art innerer oder äußerer Berechtigung zuerkannte, sondern seine Vernichtung als eine Pflicht für sich ansah, an deren Erfüllung sie nur von der Unmöglichkeit gehindert werden konnte. In der Ligue trat dieser Geist der Intoleranz, der Kirche, die überall, wo sie mächtig gewesen, sich zur Verfolgung der Andersgläubigen für berechtigt gehalten, entlehnt und von Rom und Spanien genährt, allerdings mehr als unter den Hugenotten, die jetzt nur Ruhe und Duldung verlangten, hervor, indessen war in letztern diese Mäßigung erst mit dem Gefühle ihrer Schwäche entstanden. Früher hatten sie, dem Charakter jener Zeit gemäß, ebenfalls nach einer unumschränkten Herrschaft ihrer Grundsätze gestrebt und waren von der Idee einer allgemein menschlichen Freiheit fast ebenso entfernt als ihre Gegner gewesen. Die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, letztere zu begreifen, selbst da, wo der eigene Vortheil ihre Anwendung hätte wünschenswerth machen müssen, war aber nicht allein aus dem Mangel einer reifern Intelligenz, sondern vornehmlich aus den Sitten jener Epoche ent-

standen. Dieser Hang zur Intoleranz hätte sich sonst, wie so oft später, mit der Ausübung eines gewissen theoretischen Fanatismus, mit Controversen, Disputationen, Angriffen auf das System der Gegner, Verläumdungen Andersgläubiger u. s. w. begnügen können. Aber eine aus der Feudalwelt angeerbte Neigung, durch die Einführung einer monarchischen Ordnung niedergehalten, aber nie vernichtet, zu rücksichtsloser Geltendmachung einer individuellen Ueberzeugung oder eines persönlichen Interesses, unter welcher Form sie auch erscheinen mochten, nahm von dem Entstehen der religiösen Spaltungen im sechszehnten Jahrhundert Gelegenheit, sein altes wildes Spiel zu erneuern, und jene auf einem rein geistigen Gebiete sich erhebende Bewegung mit Anwendung der sinnlichen Stärke zu vertheidigen oder zu überwältigen. Diese Tendenz, die Anarchie des Mittelalters zu erneuern, den höhern Klassen des französischen Volkes, deren Sitten sich weniger als ihre Zustände verändert hatten, natürlich, theilte sich durch ihren Einfluß den Massen mit, die sich darin zu gefallen anfingen, die Grundsätze der Selbsthülfe und des Privatkrieges, von denen sie einst so viel gelitten, und deren Besiegung den Königen und Parlamenten so große Arbeit gekostet, jetzt gegen ihre religiösen Gegner thätig erneuern zu können. Diese innern Kriege unter Karl IX. und Heinrich III. haben einen von ähnlichen Kämpfen früherer Zeiten und selbst unter andern Völkern derselben Epoche verschiedenen Charakter, und würden ohne diese letzten Zuckungen des Feudalgeistes auf eine andere Art geführt worden sein und vielleicht einen andern Ausgang gehabt haben. — In Spanien und Italien war es der doppelte Despotismus der geistlichen und weltlichen Macht gewesen, der zur Bekämpfung des Protestantismus zusammengetreten, ihm entweder den Eingang gewehrt oder, wo er Wurzeln geschlagen, diese ausgerottet hatte. Im Grunde war die Geistlichkeit dabei die leitende Macht gewesen und die Regierung hatte ihr nur den Arm geliehen, von jener aber ihre Richtung bekommen. In England war die neue Lehre fast einzig durch den Willen der Könige zur Herrschaft gekommen und hatte sich, ihrem Interesse gemäß, mehrmals modificirt. In Deutschland und den skandinavischen Reichen hatte ihre Verbreitung oder ihre Bekämpfung ebenfalls großentheils von den Souverainen abgehangen. In Frankreich war es aber weder die Geistlichkeit, noch die Monarchie, noch das Volk gewesen, die den Protestantismus am thätigsten bestritten oder vertheidigt, sondern der Adel hatte sich zur Führung dieser Kämpfe, nach der ihm eigenthümlichen Rangordnung, unter Leitung seiner Häupter, den Prinzen von Geblüt,

den Guisen, Montmorency, Chatillon, La Rochefoucauld u. s. w. versammelt. Er war es, der im Grunde dabei Alles entschieden und die Könige und das Volk mit sich fortgerissen hatte. Der besondere Geist dieses Standes hatte den französischen Religionskriegen und der ganzen von dem Protestantismus in diesem Lande begonnenen Bewegung einen unterscheidenden Stempel aufgedrückt. Die Geistlichkeit war nicht, wie in Spanien und Italien, bei diesen Kämpfen in den Vordergrund getreten. Der katholische Adel hatte der Einführung der Inquisition ebenso gut wie der protestantische widerstrebt. Es wurde in Frankreich bei diesen Kämpfen weniger als in Deutschland und England disputirt und mit Wort und Feder gestritten. Die eigentlichen Theorien spielten dabei eine geringere Rolle. Der katholische und protestantische Adel, die an der Spitze dieser Bewegung standen, fochten ihn im Geiste des Mittelalters, d. h. mit dem Schwerte aus und sahen in ihm vor allen Dingen eine Gelegenheit, ihre kriegerische Kraft und politische Thätigkeit in Anwendung zu bringen, sich in ihren Statthalterschaften, festen Plätzen und Schlössern wiederum wie früher zu Herren zu machen und sich von der Herrschaft des Königthums, der Kirche und der Parlamente so viel als möglich zu befreien. Dieser Geist der Feudalwelt, der durch die Ausdehnung der königlichen Macht, den Einfluß der parlamentarischen Justiz, die Bildung eines stehenden Heeres, kurz, durch die im Laufe dieses Werkes so oft beobachtete Bildung einer allgemeinen Souverainetät, im Gegensatze zu der localen des alten Herrenstandes, beschränkt worden, erwachte in diesen Religionskriegen, der einzigen Gelegenheit, die er sich zu äußern fand, von Neuem und benutzte die durch sie herbeigeführten Umstände zur scheinbaren Erneuerung einer ihrem Wesen nach schon abgestorbenen Zeit. Wir wollen jedoch keineswegs damit behaupten, daß die Ideen des Feudallebens in diesen Kämpfen ausschließend thätig gewesen, sie waren es nur mehr als in andern Ländern unter denselben Umständen, was bei der Betrachtung jener Epoche gewöhnlich übergangen, oder wenigstens nie seiner ganzen Bedeutung nach gewürdigt worden ist. Es machten sich in jener Bewegung in der katholischen Partei allerdings die theokratischen Ideen ihres Glaubens geltend und das Mönchs- und Priesterthum übte, besonders auf das niedere Volk, einen großen Einfluß aus. Unter den Hugenotten gingen aus der religiösen Freiheit des Kalvinismus gewisse Ideen politischer Gleichheit in das wirkliche Leben über, ja ein Schein demokratischen Strebens ward einen Augenblick lang in Paris unter der Herrschaft der Ligue, in La Rochelle unter der der Synoden sichtbar. Indessen

war es doch immer der größere und kleinere Herrenstand, der in beiden Parteien den Ausschlag gab und als deren bedeutendstes Element angesehen werden muß. Dieser vorherrschende Einfluß des Adels, diese Wiederbelebung des Feudalgeistes in den französischen Religionskriegen, wo alle Großen als Parteiführer auftraten, ihre Vasallen, Klienten und Diener um sich versammelten und in ihren Gebieten als unumschränkte Herren walteten, war aber, wie gesagt, die letzte Zuckung des mittelalterthümlichen Lebens in Frankreich. Als der religiöse Brand aus Mangel an Stoff endlich erlosch und der langen und wilden Bewegung eine ebenso tiefe Stille folgte, war es der Adel, der aus diesem Kampfe, dessen Last er großentheils getragen, am Erschöpftesten hervortrat. Die Religionskriege hatten ihm bei der allgemeinen Erschütterung, die sie erzeugten, zum letzten Male Gelegenheit gegeben, seinen eigenthümlichen Standesgeist, seine Liebe zu persönlicher Unabhängigkeit, seinen Hang zu Gewalt und Streit, seine immer rege und entschlossene aber planlose und verworrene Thatkraft zu äußern. Er hatte sich in dieser Zeit der Unruhe und des Kampfes, seinem eigentlichen Element, der Leitung der Nation zu bemächtigen gewußt, weil er da, wo Gewalt Alles entschied, nothwendig an der Spitze stehen mußte, als der Friede aber, bei der allgemeinen Erschöpfung, endlich mehr aus Nothwendigkeit als Neigung wiederhergestellt worden, sank er von der momentanen Höhe, auf die er sich gestellt, sogleich wieder herab und trat, wie die übrigen Stände, unter die unbedingte Leitung der Monarchie zurück.

Der fanatische Haß der Mehrheit der niedern Klassen, besonders in den Städten, gegen die Hugenotten, das Mißtrauen dieser letztern, die sich so oft in ihren Hoffnungen getäuscht gesehen, die Erinnerung an die Beleidigungen, Verwüstungen und Grausamkeiten, die beide Parteien gegeneinander verübt, erschwerte allerdings die Beruhigung des Landes, sie wäre, bei einem bessern Willen und sittlichern Geiste derer, die an der Spitze standen, in diesem Augenblicke vielleicht nicht unmöglich gewesen. Aber in den Häuptern beider Parteien herrschte, wenn auch auf verschiedene Art und nicht in demselben Maße, der Geist der Ehrsucht, des persönlichen Vortheils, der Treulosigkeit und Verstellung vor, so daß eine Mäßigung in den streitigen Ansprüchen und eine gewissenhafte Beobachtung der eingegangenen Verbindlichkeiten, wovon die Erhaltung der Ruhe abhing, nicht nur nicht in den Gesinnungen der Machthaber, sondern, wie es scheint, sogar außer ihren Wünschen und Planen lag. Der letzte Friede war in einem Augenblicke gegenseitiger Erschöpfung

zu Stande gekommen, sobald das Gefühl dieser Erschöpfung verschwunden, begannen dieselben Leidenschaften, die den Krieg früher entzündet, von Neuem ihr verderbliches Spiel.

Heinrich III. hatte in dem Edikt, in welchem er den Frieden von Bergerac bekannt machte, den beiden Religionsparteien ausdrücklich verboten, sich eine unabhängige Organisation im Staate zu geben und mit den fremden Mächten in Verbindung zu treten. Von der Beobachtung dieser Verordnung hing in der That der Frieden im Königreiche ab, aber der Parteigeist war zu sehr erregt und das Ansehen des Königs zu tief gesunken, um diesem Verbote Nachdruck geben zu können. Beide Parteien behielten den Charakter einer Konföderation, eines Staates im Staate bei. Den Hugenotten war, wenn auch unter Aufsicht der Krone und unter gewissen Beschränkungen, durch die ihnen zur Sicherheit überlassenen festen Plätze, wo sie besondere Besatzungen hielten, für deren Unterhaltung sie selbst Sorge trugen, eine Art eigenthümlicher Organisation, mitten in dem großen Reichsverbande, ausdrücklich zugestanden worden. Der Ligue, welche keiner solchen Sicherheiten bedurfte, da sie sich auf die Masse der Nation stützte, war auch keine ähnliche Concession bewilligt worden, sie löste sich jedoch, ungeachtet des geschlossenen Friedens, nicht auf, trat aber, da es ihr an einem Vorwande, sich zu zeigen, fehlte, eine Zeit lang nicht mit derselben Offenheit wie früher auf. So lange diese beiden bewaffneten und organisirten Konföderationen im Staate fortdauerten, konnte bei dem geringsten Vorwande der Krieg von Neuem entbrennen. Die in der Masse der beiden feindlichen Parteien herrschende Stimmung war ohnedies drohend und gefährlich genug, der Charakter, die Stellung, die Plane der Führer machten aber die Erhaltung eines festen Friedensstandes unmöglich.

Heinrich III. war als Mensch und Fürst in allgemeine Verachtung gefallen, indessen begriff er seine Stellung als Souverain wenigstens insofern einigermaßen, daß er zur Befestigung der Ruhe, was Frankreich damals am meisten noththat, geneigt war. Der Herzog von Anjou, sein Bruder, theilte alle Mängel desselben und that sich außerdem noch durch einen unbändigen Ehrgeiz, eine planlose, an Verwirrung und Unheil Genuß findende Thätigkeit hervor. Der Herzog von Guise, das Haupt der Ligue, schien je nach den Umständen entschlossen, sich von seinen Anhängern auf den Thron setzen zu lassen, oder bei einer Auflösung des Königreiches, im Falle der König und sein Bruder ohne Erben stürben, einen Theil des Landes in eine unabhängige Herrschaft für sich zu verwandeln, we-

nigstens auf jeden Fall, von einer großen Partei getragen, auf die öffentlichen Angelegenheiten einen entscheidenden Einfluß auszuüben. Dem Könige von Navarra diente sein Glaube als Mittel, um an der Spitze einer Partei im Staate da zu stehen und eine bedeutende Stellung und spätere Aussichten auf den Thron auf die Hülfe derselben zu stützen. Beide Fürsten waren durch ihre Stellung, ihre Hoffnungen und Plane, zu entschiedenen und unversöhnlichen Gegnern geworden. Der Herzog von Guise konnte nur als Katholik, der König von Navarra nur als Protestant wirken. Ersterer hätte, als einer fremden Familie angehörig, ohne die Meinung von seinem religiösen Eifer eine durchaus untergeordnete Rolle gespielt, und letzterer wäre, ohne das Haupt der Hugenotten zu sein, ein Prinz wie viele andere gewesen und in die Abhängigkeit des Hofes gefallen. Beider Stellung war demnach auf die Religion gegründet, die sie bekannten, die aber, obgleich für sie ein unentbehrliches Werkzeug, doch immer nur ein solches war. Dasselbe fand bei den meisten katholischen und protestantischen Großen statt. Diese Verbindung des Glaubens und der Politik, so daß beide nicht von einander zu trennen waren, und doch auch nicht in einander aufgingen, ist der eigenthümliche Charakter der französischen Religionskriege, der auf diese Art zu keiner andern Zeit, und in derselben Epoche auch nicht in andern Ländern, wo ein ähnlicher Kampf stattfand, wenigstens nicht in dem Grade erschienen ist. — In diesem Augenblicke wünschte Heinrich III., der, obgleich den Hugenotten in seinem Innern feind, sie als ein Gegengewicht gegen die Ligue ansah, die Erhaltung des Friedens. Die große katholische Association fand keinen Vorwand, ihre feindlichen Absichten zu enthüllen, und die Masse ihrer Anhänger, obgleich in ihren Gesinnungen beharrend, bedurfte einiger Erholung. Die Hugenotten fühlten ihre Schwäche und wünschten die Bewahrung des gegenwärtigen Zustandes. Aber der Herzog von Anjou, der Bruder Heinrich's III., haßte diesen, wie er von ihm gehaßt wurde, suchte ihm heimlich auf jede Art zu schaden, und hatte sich eine Partei gebildet, die, auf sein nahes Erbrecht gestützt, seine Ansprüche bei jeder Gelegenheit hervorhob und den Hof, die Hauptstadt und so weit es von ihr abhing, das Land mit Unruhe erfüllte. Heinrich, der vielleicht nicht mit Unrecht fürchtete, daß ihm Anjou nach dem Throne und dessen verwegene Günstlinge nach dem Leben stehen könnten, ließ den Prinzen verhaften, der indessen mit Hülfe seiner Schwester Margarethe von Valois, der Königin von Navarra, entfloh. Anjou, die Schwäche seiner Partei begreifend, die großentheils nur in einer Menge waghälsiger

und unruhiger Kriegsleute bestand und im Volke selbst keine Wurzel hatte, der Ligue und den Hugenotten ebenso sehr wie der König selbst verhaßt, sah in Frankreich kein offenes Feld für seine ehrgeizige Thätigkeit, und wandte seine Aufmerksamkeit auf die Niederlande, die, von den Spaniern auf das Aeußerste gedrängt, sich nach fremder Hülfe umsahen. Als einer der reichsten Fürsten seiner Zeit, als nächster Erbe des mächtigen Nachbarstaates, als ein Fürst, dessen unruhiger Ehrgeiz im Auslande, wo er noch wenig gekannt war, für Kraft und Fähigkeit galt, schien er dem unterdrückten Belgien einen Retter zu versprechen. Heinrich III., der, zwischen den beiden großen Parteien seines Reiches mitten inne stehend, hier vollauf zu thun hatte, und einen auswärtigen Krieg fürchtete, wagte es nicht, seinen Bruder bei diesem Plane, der zu einem Bruche mit Philipp II. führen konnte, zu unterstützen. Er widersetzte sich demselben jedoch auch nicht, indem er die Entfernung seines Bruders aus Frankreich eifrig wünschte, der beschränkten aber verwegenen Sinnes, jeder Unthat für fähig galt, die ihn an das Ziel seines Ehrgeizes geführt hätte. Anjou zog in der That den Niederlanden, nicht sowohl um ihnen beizustehen, als sich daselbst eine unabhängige Herrschaft zu gründen, zu Hülfe, opferte hier seine Kräfte und Hülfsquellen unnütz auf und bewies durch seine Treulosigkeit und Grausamkeit, daß er für Frankreich, wenn er seinen Bruder überlebt hätte, vielleicht ein noch schlechterer König, als dieser, geworden sein würde.

Es bedurfte nicht der Gegenwart des Herzogs von Anjou und der Unordnungen, zu denen er ohne Zweifel Veranlassung gegeben hätte, um den Hof und das Land noch mehr, als schon der Fall gewesen, zu verwirren. Die Günstlinge Heinrich's III. hatten sich früher oft mit denen seines Bruders in Händeln und Zweikämpfen gemessen. Nach der Entfernung der wagehälsigen Abenteurer, die ihren Herrn zu seiner Expedition nach den Niederlanden begleiteten, nahmen die des Herzogs von Guise ihre Stelle ein, und der geheime aber tief genährte Haß des Königs und des Herzogs gegen einander brach in den Streitigkeiten ihrer Vertrauten und den blutigen Duellen, zu denen sie Veranlassung gaben, aus. Im Süden dauerte, des letzten Friedens ungeachtet, die Spannung zwischen Katholiken und Hugenotten fort. Eine große Menge Abenteurer, für die der Krieg das einzige Mittel des Unterhaltes geworden, erfüllten diese Gegenden und boten jeder Partei ihre Dienste an. Der König von Navarra in Guienne, Damville in Languedoc, Maugiron in der Dauphiné u. a. m. walteten in ihren Statthalterschaften wie

unabhängige Fürsten, und in dieser Zerstückelung des Reiches und Zerrissenheit aller Interessen schien sich auch der republikanische Geist der Städte des französischen Südens von Neuem zu beleben. Katharina von Medicis, durch deren Hände alle wichtigen Regierungsgeschäfte gingen, begriff, wie gefährlich dieser Zustand des Landes ihrem Sohne werden könne, und entschloß sich, wie unter Karl IX., selbst eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, um über die Beobachtung der Bedingungen des letzten Friedens zu wachen und die Stellung der Parteien aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Zugleich wünschte sie ihre Tochter Margarethe mit ihrem Gemahle, dem Könige von Navarra, der sich ihrer Sittenlosigkeit wegen von ihr getrennt hatte, zu versöhnen. Eine Anzahl großer Herren und die berühmtesten Schönheiten des Hofes begleiteten die Königin Mutter. Die Schilderung ihres Aufenthalts in Nerac, Auch und andern Gegenden von Guienne kann eine ziemlich vollständige Idee von den Sitten der ersten Klassen in Frankreich zu jener Zeit, von ihrem Hange zu öffentlichen und geheimen Liebeshändeln, dem verwegenen Leichtsinne, der Treulosigkeit, dem wilden Muthe, der die Meisten darunter auszeichnete, geben. Den Haß der Katholiken gegen die Hugenotten in diesen Gegenden gewahrend, ließ sie, um letztere zu verstärken und erstere in Zaum zu halten, dem Könige von Navarra, außer den ihm im letzten Frieden bewilligten Sicherheitsplätzen, noch elf andre, obgleich nur auf kurze Zeit, einräumen. Katharina begab sich von da nach Languedoc und Dauphiné und hatte hier die größte Mühe, die zwischen den beiden Parteien überall glimmende feindliche Stimmung an einem offnen Ausbruche zu hindern. Während sie für den Frieden im Süden fürchtete, überraschte Condé, dem im Vertrage von Bergerac die Statthalterschaft der Pikardie versprochen, aber nicht übergeben worden, plötzlich La Fere, einen der festen Plätze dieser Provinz, und Heinrich III. wurde gezwungen, diese gewaltsame Besitznahme anzuerkennen.

Die glänzende Versammlung von Fürsten, Rittern und Frauen in Guienne, die auch nach der Abreise der Königin Mutter zum Theil zusammen blieb, fühlte sich durch die in jener Zeit üblichen und von diesem Aufenhalte gebotenen Vergnügungen und Zerstreuungen nicht befriedigt. Die zügellose Freiheit der Sitten, die Spiele der Laune und Phantasie waren ihnen nicht genug, sie bedurften politischer Ränke und blutiger Fehden zu ihrer Unterhaltung. Diese leichte und oberflächliche Gesellschaft, an deren Spitze die Königin Margarethe von Navarra stand, erregte wie zum Scherz in dieser Gegend des Reiches einen neuen Krieg, nach der Jugend und

der Stimmung der meisten Theilnehmer an demselben, „der Krieg der Verliebten" (la guerre des amoureux) genannt. Der König von Navarra und der Marschall von Montmorency, früher Damville genannt, waren vor dem letzten Frieden mit einander gegen die Ligue verbunden gewesen. Montmorency hatte seitdem die Partei des Hofes ergriffen. Ihre Statthalterschaften grenzten an einander. Ihre gegenwärtige Spannung ließ sie sehr bald über den Besitz gewisser Städte und Schlösser, die an der Grenze ihrer Provinzen lagen, in Streit gerathen. Navarra wollte sich durch Erregung von Unruhen zugleich an seinem Schwager Heinrich III. rächen und seine Verlegenheiten vermehren. Letzterer hatte nämlich ersterm eine Menge kleiner Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereitet, sich aus der Ferne in die Intriguen und Liebeshändel des Hofes von Nerac gemischt und unter Anderm den König von Navarra auf eine spöttische Art von der Untreue seiner Gemahlin unterrichtet. Auch war die Hoffnung, in jenen blühenden Gegenden sich durch die Ueberrumpelung von Schlössern und Städten zu bereichern, dem Unternehmen nicht fremd. Dieser Krieg, der, wie schon sein scherzhafter Name anzeigt, gar nichts mit der Religion gemein hatte, wird jedoch in den meisten historischen Werken, da der König von Navarra von protestantischer und der Marschall von Montmorency von katholischer Seite an seiner Spitze standen, zu den Religionskriegen gezählt und in deren Reihe als der siebente aufgeführt. Er ist fast nur darum bemerkenswerth, weil er dem Könige von Navarra zum ersten Male Gelegenheit gab, seine glänzenden Eigenschaften, seinen feurigen Muth, seine Heiterkeit und Ruhe in Gefahren, seine geistreiche Laune und selbst seine großen kriegerischen Fähigkeiten, wenn auch auf einem engen Gebiete und mit geringer Macht, zu zeigen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dieser Kampf wurde bald allgemein, obwohl nirgends mit großer Kraft geführt. Der Prinz von Condé verlor La Fere, denn Heinrich III., der wider Willen an diesem Kriege Theil zu nehmen gezwungen wurde, wollte den Hugenotten nicht einen befestigten Platz so nahe bei Paris lassen, und es gelang Condé nicht, wie er wünschte, in Deutschland Söldner zu werben. Montmorency, Biron, Joyeuse und Navarra, Turenne und Chatillon standen an der Spitze der beiden Parteien, führten aber keinen entscheidenden Schlag aus. Die Hugenotten von La Rochelle und an vielen andern Orten hatten bei diesem Kriege ihre Führer, die ihn gewissermaßen zur Lust und aus Uebermuth unternommen, nicht unterstützen wollen.

Der Herzog von Anjou, der in den Niederlanden nichts den Erwartungen, die man dort von ihm gehegt, Entsprechendes geleistet, war an den Hof zurückgekommen, wo seine Günstlinge sogleich mit denen des Königs in blutige Händel geriethen, hatte aber seine Hoffnungen auf jenes Land nicht aufgegeben und den Niederländern in ihrem Kampfe gegen Spanien fortwährend Unterstützung an Geld und Mannschaft zukommen lassen. Er hoffte zugleich durch das Interesse, das er den Bewohnern Flanderns und Belgiens zeigte, die Neigung und die Hand der Königin Elisabeth von England, obgleich sie zwanzig Jahre älter als er war, zu gewinnen, denn dieser Prinz zeichnete sich ebenso sehr durch seinen Ehrgeiz und Unternehmungsgeist, wie der König, sein Bruder, durch seine Trägheit und Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht seine Vergnügungen störte, aus. Der Krieg war in den Niederlanden, von denen sieben Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Friesland, Brabant und Flandern (1579) eine Konföderation unter dem Namen der Union von Utrecht geschlossen, während Anjou nach Frankreich zurückgekehrt war, unglücklich geführt worden. In ihrer Verzweiflung boten die Provinzen, auf Vorschlag des Prinzen von Oranien, die Krone derselben dem Herzoge von Anjou an, dessen Ehrgeiz sie kannten, dessen Unfähigkeit und Treulosigkeit sie aber noch nicht erprobt hatten. Anjou nahm diesen Antrag mit Freuden an und begab sich zum Könige, um diesen zum Frieden mit den Hugenotten zu bewegen, damit er das in diesem Kampfe beschäftigte Kriegsvolk in seine Dienste nehmen und nach Belgien führen könne. Heinrich III. wünschte allerdings die Entfernung seines Bruders aus dem Königreiche, die ihn zugleich von der Gegenwart der vielen Söldner, die auf Kosten des Landes lebten und mehr Räuber als Soldaten waren, zu befreien versprach, aber er fürchtete zugleich Philipp II., der durch seine ausgedehnten Besitzungen fast ganz Frankreich wie eingeschlossen hielt, Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben. Indessen war er von den geheimen Verbindungen der Ligue mit dem Könige von Spanien und ihren Planen gegen ihn unterrichtet und mit der Geistlichkeit seines Landes unzufrieden, die ihm ihre Geldhülfe verweigerte. Er entschloß sich deshalb, den Absichten seines Bruders nicht entgegenzutreten und den Krieg gegen den König von Navarra und die protestantischen Häupter zu beendigen. Der Herzog von Anjou bot sich dabei zum Vermittler an. Er begab sich mit der Königin Mutter nach Fleix in Perigord. Der König von Navarra erschien daselbst von den Abgeordneten der protestantischen Kirchen begleitet, denn obwohl die Mehrzahl der Hugenotten an

diesem Kampfe keinen Theil genommen, so wollten sie dennoch von den gegenwärtigen Umständen und der Neigung des Königs für den Frieden Vortheil ziehen. Dieser Vertrag von Fleix (1580) war nichts als eine Bestätigung des Friedens von Bergerac und ward von Heinrich III. in einem besondern Edikt, von Blois aus datirt, bekannt gemacht. Der sogenannte „guerre des amoureux," der ohne Nachdruck, aber nicht ohne Grausamkeit geführt worden, wurde demnach, sowie ohne Motiv begonnen, auch ohne Resultat beendigt.

In den nächsten fünf Jahren nach dem Abschlusse des letzten Vertrages bekämpften sich die beiden feindlichen Parteien der Katholiken und Hugenotten zwar nicht öffentlich und in großen Massen, ihre gereizte Stimmung, die Unvereinbarkeit ihrer gegenseitigen Ansprüche blieb jedoch dieselbe, und der Vertrag von Fleix wurde, wie alle vorhergehenden, besonders von der mächtigern Partei, den Katholiken, nur als ein Waffenstillstand, eine Gelegenheit, neue Kräfte zum Ausbruche eines entscheidenden Kampfes zu sammeln, betrachtet. Die einzige Möglichkeit, unter so erbitterten Gegnern ein erträgliches Verhältniß zu erhalten, hätte nur von dem Könige ausgehen können, sobald dieser Macht genug besessen hätte, sich von ihnen unabhängig zu erhalten und ein wirkliches Schiedsamt zwischen ihnen auszuüben. Das königliche Ansehn schien aber während der Ruhe, die dem letzten Frieden folgte, noch tiefer als während des Kampfes selbst zu sinken. Es lag im Charakter Heinrich's III., daß er sich in Augenblicken der Unruhe und Gefahr, obgleich er nie eine planvolle und feste Thätigkeit zu entwickeln vermochte, doch zuweilen plötzlich erhob und selbst, wie die Folge lehren wird, zur Fassung großer und verzweifelter Entschlüsse fähig war, in Zeiten der Ruhe aber fiel er in die äußerste Trägheit und Sittenlosigkeit zurück und wurde ein Spiel seiner Umgebungen, die ihn nach ihrem Gefallen zu seinem und des Landes Verderben leiteten. Außer dem übeln Beispiele, das seine Laster, seine Wollust, Heuchelei und Treulosigkeit gaben, war es vorzüglich seine Verschwendung, die Art, wie er, ohne alle Rücksicht auf die Bedürfnisse des Staates und seine eigene persönliche Lage, seine Lieblinge durch unermeßliche Geschenke bereicherte, die es ihm unmöglich machte, den unbändigen Ehrgeiz der Großen und den immer zum Ausbruch bereiten Haß der Parteien in Zaum zu halten. Er brachte fast seine ganze Zeit mit Festen, Tänzen, Maskeraden, kirchlichen Ceremonien und öffentlichen Processionen zu, wohnte den Sitzungen seines Staatsrathes selten bei, nahm von den Berichten seiner Beamten keine Kunde und fühlte sich nur insoweit als König, als diese Stellung ihm un-

eingeschränkt über die Hülfsquellen seines Landes zu verfügen erlaubte. Die wesentliche Aufgabe des Königthums, ohne deren Erfüllung es keinen Sinn und Zweck hätte, die Darstellung einer über allen besondern Zwecken stehenden Macht, die in der Erhaltung und Vermehrung des öffentlichen Glückes ihre eigene Befriedigung findet, zu sein, schien unter diesem Fürsten noch mehr als selbst in den dunkelsten und wildesten Epochen zu verschwinden. Nirgends war eine allgemeine Leitung sichtbar. Alles theilte sich in Parteien. Jeder Mächtige zog bei dem, was er that, nur seinen Vortheil und seine Laune zu Rathe, ohne nach der Meinung und Zustimmung des Königs zu fragen. Die Nation war nicht nur ihrer religiösen Ueberzeugung nach in zwei große feindliche Parteien, sondern das Land in von der Krone nur dem Namen nach abhängige Statthalterschaften und diese wiederum unter eine Menge kleinerer Gewalthaber vertheilt, die in ihren Städten und Schlössern als selbstständige Herren walteten und, wie der König selbst, ohne Plan für die Gegenwart und ohne Gedanken an die Zukunft, nur für sich sorgten. Es hatte sich, seit dem Tode Heinrich's II., bei dem zunehmenden Sinken der königlichen Autorität in Frankreich eine Art neuen Feudalwesens gebildet, das mit dem alten dem Wesen nach zwar keine Aehnlichkeit besaß und ohne alle Wurzel im Volke, ohne ein anerkanntes Recht, nur auf der Usurpation einzelner Großen und Mächtigen beruhte, in seiner äußern Erscheinung aber dem alten Lehnsleben glich, nur daß es alle Mängel, ohne irgend einen Vorzug, jener mittelalterthümlichen Organisation theilte. Frankreich schien am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wie einst im elften, unter eine Menge großer und kleiner Herren getheilt zu sein, die den König wie damals nur zum Schein als ihren Oberherrn anerkannten, in Wahrheit aber nur ihre eigenen Interessen verfolgten. In der katholischen Partei, denn obgleich die Religion im Dienste der Politik und der Glaube in dem des Ehrgeizes stand, so war sie dennoch das Panier, dem jeder folgte oder zu folgen vorgab, regierte der Herzog von Guise unter dem Namen eines Statthalters die Champagne, Mayenne Burgund, Mercoeur die Bretagne, Aumale die Pikardie. Der Herzog von Elboeuf, der Marquis von Muy, die Kardinäle von Lothringen und Vaudemont besaßen in allen Theilen des Königreiches eine Menge Lehne, Güter und Pfründen. Diese Genannten gehörten alle zu dem Zweige des Hauses Lothringen, der sich in Frankreich niedergelassen hatte und unter dem Namen der Guisen bekannt war, obgleich nur der älteste diesen Titel führte. Eine solche Macht befand sich in den Händen einer einzigen

Familie. Der Graf von Angouleme, ein Bastard Heinrich's II., der sich durch seine Grausamkeit in der Bartholomäusnacht hervorgethan, verwaltete die Provence. Der Herzog von Anjou gebot über Anjou, Berry und Touraine und viele andere Besitzungen. Montmorency hatte sich in Languedoc seit vielen Jahren so festgesetzt, daß diese Provinz ihm zu gehören schien. — Unter den Hugenotten herrschte der König von Navarra über Bearn als erblicher Fürst, über Guienne als Statthalter. Zwischen der Garonne und Loire übte der Prinz von Condé einen vorherrschenden Einfluß aus. Lesduiziers befehligte in der Dauphiné. — In den größern Städten war die Gewalt des Königs fast ebenso wie in den Provinzen, eine mittelbare, nominelle, scheinbare geworden. Diese regierten sich entweder fast als Freistaaten, wie La Rochelle, Marseille, Nantes u. s. w. oder standen, wie Rouen, Bordeaux, Toulouse unter dem Einflusse ihrer Parlamente. Die kleinern Städte wurden im Namen der Statthalter von einzelnen Rittern und Hauptleuten, an der Spitze einer Anzahl bewaffneter Räuber oder Söldner, regiert. Diese Befehlshaber schlichteten die Streitigkeiten der Bürger nach Gutdünken, nahmen die öffentlichen Einkünfte für sich und wußten sich von den Statthaltern oft ebenso unabhängig, wie diese von dem Könige zu machen. Heinrich III. war, wie einst seinen ersten Vorfahren, fast nur ein Theil des innern Frankreichs zur Verfügung übrig geblieben, und selbst hier schien er nicht mehr Herr zu sein, denn in seiner eigenen Hauptstadt war der Name des Herzogs von Guise bei dem Volke beliebter als der des Königs.

Eine Zeit wie die der Territorialsouverainetät des Lehnsadels schien wiedergekehrt und die unmittelbare Autorität des Königthums, an der von Ludwig VI. bis zu Ludwig XI. vier Jahrhunderte lang mit so großer Kraft gearbeitet worden, verschwunden zu sein. Dieses neue Feudalwesen verdankte seinen Ursprung jedoch nur der durch die Religionskriege entstandenen Bewegung und der persönlichen Schwäche derer, die seit Franz I. die Krone getragen hatten, aber keineswegs einer Rückkehr zu den Gesinnungen und Bedürfnissen des Mittelalters. Die eigenthümliche Hierarchie des Lehnssystems, die seinen Charakter und seine Festigkeit ausgemacht, war fast bis auf die Erinnerung verschwunden. Die Macht dieser größern und kleinern Tyrannen, denn solche waren sie meist alle, da sie nur ihren Vortheil und nicht das Glück derer, die von ihnen abhingen, zum Augenmerk hatten, welche die Stellung des alten Herrenstandes eingenommen, beruhte rein auf einer königlichen Er-

nennung, die in jedem Augenblicke zurückgenommen werden konnte, und auf den Geldmitteln, die sie erpreßten, um mit ihnen einheimisches oder fremdes Kriegsvolk zu bezahlen, sich der Regierung mit dessen Hülfe zu widersetzen oder sich untereinander zu bekämpfen. Selbst der Gedanke eines diesen Gewalthabern von Hause aus zustehenden Rechtes war dem Volke fremd geworden, das sie nur als vorübergehende Dränger betrachtete. Der König von Navarra, der Herzog von Guise und alle diese Führer der Parteien theilten unter ihre Freunde und Diener keine Lehne und Titel mehr, gegen Uebernahme gewisser Pflichten und Dienste, aus, denn dies wurde als ein nur der Krone zustehendes Recht angesehen, sondern sie übergaben ihnen die Verwaltung dieses oder jenes größern oder kleinern Bezirkes, die Behauptung dieses oder jenes festen Platzes, wodurch diese untern Befehlshaber Gelegenheit zur Begehung von Erpressungen und Gewaltthätigkeiten, aber keine legale allgemein anerkannte Autorität irgend einer Art empfingen. Der kleinere Adel hielt sich keineswegs mehr verpflichtet dem größern in den Krieg zu folgen, sondern that dies nur, wenn es ihm beliebte, und dann für Lohn und Sold. An die Stelle der alten Lehnshierarchie war eine Art von Patriciats- und Klientelatsnexus zwischen den Großen und ihren Anhängern getreten, der jenem in der Form zuweilen glich, dem Wesen nach aber keine Aehnlichkeit mit ihm hatte. Die Häupter der beiden Parteien fühlten so sehr, daß sie keine persönliche Gewalt, kein Recht zum Kriege, keinen Schatten einer eigentlichen Souverainetät über die ihnen unterworfenen Gebiete besaßen, daß sie die Religion als den Vorwand zu ihren Streitigkeiten und Bündnissen, ihrem militairischen und politischen Walten anwandten, deren Interessen deshalb bei jeder Gelegenheit von beiden Parteien angerufen wurden. Es herrschte eine Art localer und militairischer Despotismus im Lande, der keine allgemeine Autorität, oder diese wenigstens nur dem Schein nach, anerkannte, der aber in sich keine feste Organisation und in den Ueberzeugungen und Sitten des Volkes keine Wurzel besaß. Da die Großen und Mächtigen damals dieselben Titel wie in der Lehnswelt führten, da der Krieg ebenso der allgemein herrschende Zustand geworden und Gewalt überall vor Recht ging, so hat man diese Epoche zuweilen als eine Erneuerung des Feudalwesens ansehen wollen, mit dem sie jedoch nur eine ganz oberflächliche Aehnlichkeit darbietet. Der Geist des Mittelalters regte sich allerdings in dieser Anarchie am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, aber er war nur ein Gespenst, das aus seinem Grabe hervorgegangen, die Lebendigen verwirrte, bald aber für immer in

dasselbe zurückkehren sollte. Die eigenthümliche Stimmung des Adels, die nicht mehr mit den Bedürfnissen jener Epoche in Uebereinstimmung stand, benutzte die religiösen Spaltungen, um sich von der Aufsicht der Krone zu befreien und das Volk wiederum unter seine Füße zu bringen, irrte sich aber über den Charakter dieser Zeit so gänzlich, daß er gerade durch sein Streben, unter den letzten Valois seine verlorne Stellung wieder einzunehmen, seinen Untergang als politische Macht im Staate beschleunigte. Ersterbende Zustände äußern sich zuweilen, wie siechende Individuen, mit einer krankhaften Lebendigkeit, die ihre letzten Kräfte aufzehrt und der Vorbote ihrer nahen Auflösung ist.

Der Einfluß Frankreichs auf das Ausland durch Kriege und Verträge, während der hundert Jahre seit Ludwig XI. bis auf Franz II. mit so großer Anstrengung behauptet, hatte seit dem Anfange der Religionskriege fast ganz aufgehört. Katholiken und Hugenotten waren wohl zuweilen, die einen mit Spanien und Italien, die andern mit Deutschland und England, aber nicht im Interesse ihres Landes, sondern nur dem ihrer Partei, in Verbindung getreten. Der Begriff einer Monarchie schien überhaupt in Frankreich unter Heinrich III. zu verschwinden, da dieser Fürst mit seinen bewaffneten Unterthanen wie mit fremden Mächten zu unterhandeln gezwungen wurde. Zwei Unternehmungen gingen gleichwohl unter seiner Regierung aus seinem Lande und zwar von seinen nächsten Verwandten gegen seinen mächtigen Nachbar Philipp II. hervor, an welchen er jedoch, ein charakteristisches Zeichen seiner Stellung, keinen unmittelbaren Antheil nahm, die er weder verhindern noch leiten konnte.

Katharina von Medicis, aus einem Fürstengeschlechte stammend, das nicht in der Feudalwelt wurzelte, und die wußte, daß ihre Erhebung durch die Vermählung mit Heinrich II. als ein übergroßes Glück betrachtet wurde, benutzte jede Gelegenheit, ihre Verwandtschaft mit den alten Dynastien Europas der Welt vor Augen zu legen. Der König Sebastian von Portugal war in Afrika umgekommen, sein Oheim, der Cardinal Heinrich, bald nach ihm gestorben, und ein Bastard des königlichen Hauses von Philipp II., der den portugiesischen Thron für sich in Anspruch nahm, vertrieben worden. Katharina's Mutter stammte durch die Frauen von Robert, Grafen von Boulogne, der von seinem Vater, Alphons III. von Portugal, enterbt worden war. Bei dem Erlöschen des königlichen Hauses von Portugal schien Katharina an ein ihr zustehendes Recht auf die portugiesische Krone zu glauben, trat dasselbe jedoch

dem Bastard des Infanten Dom Ludwig, der Prior von Crato gewesen und von einem Theile der Portugiesen, die das spanische Joch fürchteten, als König anerkannt wurde, ab. Da sie unermeßlich reich war, so unterstützte sie ihren Prätendenten mit Geld und Mannschaft, dessen Unternehmung aber an der Macht Philipp's II. und seiner eigenen Unfähigkeit scheiterte. Eine große Menge französischer Herren und Edeln, welche diese Aussicht auf Ruhm und Beute begierig ergriffen, kamen bei dieser Gelegenheit, wo die Spanier ihre gewöhnliche Grausamkeit und die Franzosen ihren Hang zu Abenteuern bewiesen, um. Der zweite Angriff, der von Frankreich aus auf die Macht Philipp's II gemacht wurde, ging, wie oben erwähnt worden, von dem Herzoge von Anjou aus, der jetzt die ihm dargebotene Souverainetät der Niederlande angenommen hatte, und mit einem Heere, aus Söldnern aller Nationen und dem ärmsten Theile des französischen Adels zusammengesetzt, die Grenze überschritt. Anjou setzte zugleich seine Bewerbungen um die Hand der Königin Elisabeth fort, hoffte mit ihrer Hülfe die Spanier zu schlagen und so auf den Thron zweier Länder zu steigen. Elisabeth aber, wahrscheinlich zu dieser Verbindung nie aufrichtig geneigt, unterstützte den Herzog nur schwach, dessen Plane an dem überlegenen Talent der spanischen Feldherren, besonders des Prinzen von Parma, scheiterten und der durch seine Treulosigkeit zugleich seine neuen Unterthanen von sich entfernte. Nach mehrmals aufgegebenen und wieder erneuerten Versuchen ward der französische Prinz genöthigt, sich unverrichteter Sache nach Frankreich zurückzuziehen, obgleich er bis an seinen Tod mit dem Gedanken, sich in den Niederlanden eine eigene Souverainetät zu gründen, beschäftigt blieb. Heinrich's III. Schwäche und Unentschlossenheit hatte diese von dem Ehrgeize seiner Mutter und seines Bruders geleiteten Unternehmungen gegen seinen mächtigen Nachbar, mit dem er stets in Frieden zu stehen behauptete, nicht zu hindern vermocht. Wahrscheinlich sah er diese Kriege als ein Mittel an, sich von einer Menge wilder und unruhiger Abenteurer, die sein Land überschwemmten und ihm selbst persönlich gefährlich werden konnten, zu befreien, vielleicht war er auch im voraus unterrichtet, daß der König von Spanien diese von Frankreich ausgegangenen Angriffe nicht als eine Kriegserklärung, sondern als Privatunternehmungen ansehen würde. Es ist in der That überraschend, daß ein Fürst, wie Philipp II., die verwegenen Angriffe Katharina's von Medicis und des Herzogs von Anjou nicht zu rächen versuchte und diese mit französischem Gelde und von französischem Kriegsvolke geführten Unternehmungen von

der Sache des Königs von Frankreich trennte. Die wirkliche Macht dieses Königs stand jedoch in keinem Verhältnisse zur Ausdehnung seiner Staaten, und die Langmuth, die dieser grausame und stolze Fürst bei dieser Gelegenheit bewies, hatte ihren Grund in dem schon damals sichtbar werdenden Abnehmen der Kräfte seines Reiches und den zahlreichen Verlegenheiten, die ihm seine Tyrannei überall bereitet hatte. Er hatte durch seine bei der Eroberung von Portugal bewiesene Härte und Treulosigkeit den Haß dieses Volkes, das sich nie mit der spanischen Herrschaft aussöhnte, erregt. In Neapel herrschte dasselbe Gefühl. In den Niederlanden war es zu einer offnen Empörung gegen ihn gekommen, die schon seit zehn Jahren dauerte. Philipp konnte im Grunde mit Sicherheit nur auf Spanien rechnen, aus dem er auch den größten Theil seines Kriegsvolkes zog. Hier aber war durch die Wirkung eines doppelten Despotismus mit der Abnahme der geistigen Cultur der Nation auch die materielle Kraft derselben gesunken. Der Ackerbau, der Kunstfleiß, die Mittel zu leben und demnach die Bevölkerung selbst waren in rascher Abnahme begriffen. Es war für Philipp II., der über so viele und von der Natur so begünstigte Länder gebot, schwerer, ein Heer zu bilden, als für einen der im Vergleiche zu ihm kleinen Fürsten, die ihm auf den Thronen von Kastilien, Aragonien, Neapel und Flandern vorangegangen waren. — Uebrigens waren diese beiden Unternehmungen, in denen eine Menge Abenteurer Strozzi und Brissac nach den Azoren und Anjou nach Belgien begleiteten, die einzigen an und für sich unbedeutenden Versuche, während der Regierung Heinrich's III., auf das Schicksal anderer Nationen einen Einfluß auszuüben. Es schien, als ob die große Expansionskraft, der besondere Charakter, den das französische Volk von den frühesten Zeiten an bewährt, und der es so oft nach dem Orient, den Küsten von Afrika, nach England, Italien und Deutschland geführt, unter den letzten Valois erloschen und in dem wilden und meuterischen Geiste innerer Unruhen und Fehden untergegangen wäre.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Ereigniß, das unter andern Umständen bedeutungslos vorübergegangen wäre, der Tod des Herzogs von Anjou (1584), brachte in der Stellung und mehr noch in dem Geiste der beiden kämpfenden Parteien eine große Veränderung hervor. Der Herzog von Anjou war nie vermählt gewesen. Der König selbst hatte in einer zehnjährigen Ehe nie Kinder gehabt, und man glaubte allgemein, daß deren keine von ihm zu erwarten waren. Durch den Tod seines jüngern Bruders war demnach Heinrich III. der letzte seines Stammes und der König von Navarra, das Haupt der bourbonischen Linie, der nächste Erbe des Thrones geworden. Die Hugenotten, die beim Anfange der Religionskriege, vierundzwanzig Jahre vorher, vielleicht ein Dritttheil der Bevölkerung des Königreiches betragen, waren durch Verfolgungen, Kriege, Auswanderungen, freiwillige und erzwungene Apostasien in ihrer Zahl und Stärke so herabgekommen, daß sie in den letzten Jahren der Regierung Heinrich's III. kaum den zehnten Theil des französischen Volkes ausmachen mochten. Sie erhielten sich in der That nur durch die Hülfe des kriegerischen Adels, den sie in ihrer Mitte zählten und der, immer zum Kampfe bereit, die Macht der Partei zu verdoppeln schien, und durch den Eifer, der die Bürger einiger Städte beseelte, in deren Mauern der französische Protestantismus sich das Ansehn einer religiösen und politischen Organisation zu bewahren wußte. Dessenungeachtet wären sie, hätte unter ihren Gegnern mehr Vertrauen und Uebereinstimmung geherrscht, verloren gewesen und dem Schicksale, das sie hundert Jahre später ereilte, schon damals erlegen. In ihrer gegenwärtigen Lage war es für die Hugenotten demnach von großer Wichtigkeit, einen ihrer Glaubensgenossen mit der Anwartschaft auf den Thron des Landes versehen zu wissen. Die Rechte des Königs von Navarra auf die Krone mußten ihnen als der letzte Anker ihrer Hoffnung erscheinen und sie für deren Anerkennung wie für ihre eigene Sache zu streiten entschlossen sein. Aus denselben Gründen war die Gegenpartei zur Bekämpfung jener Ansprüche entschieden und benutzte den in dieser Zeit herrschenden Fanatismus, die Trennung des Königs von Navarra von der herr-

schenden Kirche als einen Grund seiner Unfähigkeit zur Thronfolge geltend zu machen. Die Ligue, die in dem Haupte ihrer Gegner seit dem Tode des Herzogs von Anjou zugleich den nächsten Thronerben fand, sah sich jetzt zu einer festern und thätigern Organisation ihres Bundes und zu einem engern Anschließen an die größern katholischen Mächte des Auslandes, besonders den König von Spanien genöthigt. Von jetzt an trat Heinrich III. noch mehr als früher in den Hintergrund und alle Bewegung ging von den Häuptern der beiden kämpfenden Parteien, dem Könige von Navarra und dem Herzog von Guise aus. Heinrich III., obgleich erst einige dreißig Jahre alt, gerieth in das Verhältniß eines Greises, um dessen Erbschaft, ohne daß man nach seinem Willen fragt, gekämpft wird. So tief war noch kein Fürst der kapetingischen Dynastie, der geisteskranke Karl VI. ausgenommen, gesunken.

Die größere Entschiedenheit und Unabhängigkeit in der Stellung beider Parteien ward aber auch von einer tief eingreifenden Veränderung des sie beseelenden Geistes und der von ihnen bisher anerkannten Grundsätze begleitet. Die Hugenotten hatten im Anfange der innern Kriege nicht blos in der Religion, sondern auch in der Politik freisinnigere Tendenzen an den Tag gelegt. In dem Bewußtsein, daß ein bedeutender Theil der höhern Klassen ihnen geneigt sei, hatten sie mehrmals auf die Zusammenberufung der Reichsstände gedrungen und der königlichen Macht Grenzen zu setzen gesucht. Da die Könige selbst es waren, von denen sie verfolgt wurden, so war ihnen, alle andern Einflüsse, die aus ihrer Opposition gegen eine herrschende Kirche und den demokratischen Einrichtungen ihrer Gemeinden und Synoden auf sie übergehen mußten, abgerechnet, der Wunsch einer Beschränkung der Autorität der Krone natürlich geworden. Der Gedanke der Freiheit lebte überhaupt in ihrem religiösen System, wenn auch auf unvollendete und die Interessen der Welt nur oberflächlich berührende Weise, doch mehr als in den Anhängern des alten Glaubens, und war ihnen bei ihrem Widerstande gegen die Krone, die lange ihr eifrigster Gegner gewesen, sogar nothwendig geworden, denn der Grundsatz einer unbedingten Unterwerfung hätte ihnen jeden Kampf untersagt und sie der Vernichtung entgegengeführt. Jetzt aber, da das Haupt ihrer Partei durch den Tod des Herzogs von Anjou zur Nachfolge in der Krone berufen worden, lag es in ihrem Interesse, dessen Recht auf den Thron als ein natürliches und zugleich nothwendiges, über jede Bestimmung und Begrenzung erhabenes Factum hinzustellen. Das Recht des Königs von Navarra auf die Thronfolge gründete

sich aber einzig auf seine Geburt und die Stelle, die er in dem regierenden Hause einnahm. Der Zweig, dem er angehörte, war seit zehn Generationen von dem herrschenden Stamme getrennt gewesen. Er war als König von Navarra und Fürst von Bearn Regent eines fremden, mit Frankreich in keinem unmittelbaren Zusammenhange stehenden Landes geworden. Er gehörte einem Glauben an, den die Mehrheit der Nation verwarf. Er hatte seit mehren Jahren den König, dem er nachfolgen, und das Volk, über das er einst herrschen wollte, mit Krieg überzogen. Die Hugenotten, die in dem Könige von Navarra ihren Retter sahen, kehrten sich an diese Hindernisse und Widersprüche zwischen dem, was der Führer ihrer Partei bisher gewesen und was er einst werden sollte, nicht, sondern sahen sein Geburtsrecht als eine unzerstörbare, von allen andern Umständen befreite Thatsache an. Indem sie demnach das Recht zur Krone rein auf ein natürliches, von menschlicher Wahl und Zustimmung unabhängiges Recht wie die Geburt gründeten, erkannten sie dem Besitzer desselben eine unbeschränkte, von jeder Bedingung unabhängige Macht zu. Denn ein absolutes Recht auf ein natürliches und unwandelbares Factum gebaut, das außer dem Willen und den Gesinnungen der Menschen liegt und bei dessen Geltendmachung weder ihr Vortheil noch ihre Meinung in Betracht kommt, gewährt dem, der es besitzt, eine unbeschränkte, einzig auf sich selbst beruhende Gewalt und stellt ihn außer oder über die sittlichen Verhältnisse der Menschheit, die, im Gegensatze zu den natürlichen Bedingungen des Daseins, von Wahl und Ueberzeugung abhängen. Die Hugenotten gaben, indem sie den König von Navarra, obgleich die Mehrheit des französischen Volkes ihn als Protestanten von sich stieß, und obgleich er gegen seinen König und sein Land die Waffen trug, dennoch für den einzig rechtmäßigen und möglichen Thronfolger, weil die Natur ihm diese Stellung angewiesen, erklärten, ihre frühern freisinnigen Grundsätze auf und traten, wenigstens in diesem Falle und für den Augenblick, als Vertheidiger des unumschränkten Königthums auf. Allerdings waren diese Grundsätze, die sie jetzt, nach dem Tode des Herzogs von Anjou, zu verbreiten anfingen, von der Noth und für die Bedürfnisse des Moments geschaffen worden, denn sie erwarteten ihre Rettung von der einstigen Erhebung des Königs von Navarra, und die, welche Karl IX. und Heinrich III. widerstanden hatten, vertheidigten nur deshalb die unbeschränkte Anerkennung der Rechte ihres Erben, weil dieser Erbe einer der Ihrigen war; nichtsdestoweniger erhielt diese Theorie in einer kritischen und entscheidenden Epoche, wie das Erlöschen

eines Regentenstammes und das Auftreten eines neuen verkündet, und von Erfolg gekrönt, eine große Bedeutung, die weit über die Wirkung des Augenblickes hinausreichte und in der Geschichte der bourbonischen Dynastie sich erst vollständig entwickelte. — Während die Hugenotten, um die Ansprüche ihres Oberhauptes auf die Thronfolge zu vertheidigen und, wie sie hofften, für sich eine bessere Zukunft vorzubereiten, den mit ihrer Religion in Zusammenhang stehenden Grundsätzen der politischen Freiheit, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, entsagten, war in den exaltirten Katholiken oder den Anhängern der Ligue, weniger noch in ihren Maximen als in ihren Handlungen und in ihrer Stimmung, eine Veränderung im entgegengesetzten Sinne vorgegangen. Die alte Religion, die von ihren Anhängern einen unbedingten Gehorsam forderte, bei ihren Anordnungen nicht nach deren Zustimmung fragte und ihnen keine Prüfung derselben erlaubte, war, ihrem innersten Wesen nach, dem weltlichen Despotismus günstig, dessen Grundidee sie in ihrem eigenen Busen trug. Sie erlaubte jedoch zuweilen, sobald dies mit ihrem Zweck, die bürgerliche Gesellschaft unter der Herrschaft des theokratischen Princips zu erhalten, übereinstimmte, der Freiheit eine, wenn auch immer nur beschränkte Aeußerung des Widerstandes, aber ohne deren Recht jemals ausdrücklich anzuerkennen. Die Ligue befand sich in diesem Falle. Ein Theil ihrer Mitglieder sann darauf, den König, dessen Laster und Schwächen eine Auflösung des Staates herbeizuführen drohten, durch einen kräftigern und bessern Fürsten, wie der Herzog von Guise war, zu ersetzen, den ketzerisch gesinnten Thronerben aber um jeden Preis von der Nachfolge auszuschließen. Sie wollten diesen, theils aus Vorliebe für den Gegenstand ihrer Wahl, theils aus Haß und Mißtrauen, auch dann nicht zulassen, wenn er sich dem herrschenden Glauben anschließen sollte. Heinrich III., der die Plane der Ligue endlich auf seine Kosten durchschauen gelernt hatte, suchte ihr so viel als möglich entgegenzuarbeiten und hatte nur in dieser Absicht die Protestanten in der letzten Zeit geschont. Als einem gebornen Fürsten war ihm die Idee des absoluten Rechts zur Thronfolge, auf das sich seine eigene Macht stützte, natürlich werther und heiliger als alles Andere, und er hatte nach dem Tode des Herzogs von Anjou die Ansprüche des Königs von Navarra auf die Krone allerdings mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß dieser zum Katholicismus zurückkehren möchte, aber doch immer als eine unbestrittene Thatsache anerkannt. Die Ligue, mochte sie nun den Thron dem Herzoge von Guise oder einem andern Fürsten zuwenden wollen, war entschlossen, den König

von Navarra nie und in keinem Falle als den Nachfolger Heinrich's III. anzuerkennen. Sie war demnach in eine Opposition zu dem Willen und den Gesinnungen des Königs getreten und erkannte, indem sie kein absolutes, von jeder sittlichen Bedingung unabhängiges Recht zur Krone gelten ließ, auch keine unbeschränkte Macht des Regenten an. Denn beide Principien sind unzertrennlich und ergänzen sich gegenseitig. Die große katholische Association nahm demnach, nicht als ob dies in ihrer Natur und dem Zwecke, den sie sich vorgesetzt, gelegen hätte, sondern weil die Umstände, ihre eigenen Interessen und die Grundsätze ihrer Gegner sie dazu zwangen, gewisse Ideen von öffentlichen Freiheiten und nationalen Rechten an, die ihr zur Bekämpfung Heinrich's III. und des Königs von Navarra nothwendig geworden waren. Ersterer wurde in öffentlichen und heimlichen Denkschriften als die Schande der Menschheit und das Verderben seines Landes hingestellt, und die Laster, die ihn befleckten, seine unnatürliche Wollust, seine grenzenlose Verschwendung, Trägheit und Heuchelei wurden schonungslos und vielleicht mit Uebertreibungen enthüllt. Eine mit Haß gemischte Verachtung erhob sich in der Ligue, besonders unter den Bewohnern von Paris, gegen Heinrich III., wie noch gegen keinen andern Fürsten seines Stammes geschehen war. Einem solchen Souverain eine unumschränkte Gewalt zuzugestehen, hätte allerdings als eine Art Wahnsinn erscheinen können, indessen haßte die Ligue den protestantischen Thronerben, der sich durch so viele Vorzüge auszeichnete, noch mehr als den katholischen König, der so durchaus unwürdig erschien. Insofern die Ligue einem andern absoluten Princip als dem des Königthums, nämlich dem des Katholicismus huldigte, mußte sie ersteres, sobald es mit letzterm nicht übereinstimmte, verwerfen. Die Freiheit erschien ihr aber nicht an und für sich als ein Recht des Menschen im Staate, sondern in diesem Falle nur als ein Mittel des Widerstandes. Sie ordnete dieselbe ihrem besondern Zwecke, der Vertheidigung des alten Glaubens, unter und erhob den geistlichen Despotismus auf Kosten des weltlichen. Ein Fürst wie Philipp II., der beide Tendenzen in seinem Walten so innig vereinigte, daß in den Grundsätzen kein Widerspruch und in deren Ausübung keine Trennung unter ihnen sichtbar wurde, war nicht nur der Verbündete, sondern sogar das Ideal der Ligue. Indessen war in diese Partei durch die Umstände, unter denen sie sich ausbildete, ein demokratisches Element gekommen, das eine Zeit lang sehr thätig in ihr wirkte. Ein großer Theil des Adels hatte den Protestantismus angenommen, das Landvolk dagegen und der niedere Theil der

städtischen Bevölkerung waren, wenige Gegenden ausgenommen, vorzüglich durch den Einfluß des Klerus, dem alten Glauben treu erhalten oder zu demselben zurückgeführt worden. Die Parlamente hatten sich als die entschiedensten Gegner der religiösen, so wie überhaupt jeder von ihnen unabhängigen Freiheit, wie z. B. der politischen der Reichsstände gezeigt und durch ihre Verbindung mit dem höhern Bürgerstand diesen unter die Leitung des Katholicismus gestellt. Unter den Hugenotten waltete demnach der Charakter des größern und kleinern Adels, in der Ligue der des Klerus und der Gemeinden, der weltlichen und geistlichen Korporationen vor. Die große katholische Association hatte sich zuerst in Paris durch den geheimen Einfluß der Guisen und die eifrige Mitwirkung von Priestern und Parlamentsmitgliedern ausgebildet und von da auf alle bedeutende Städte des Nordens verbreitet. Die Ligue schwankte in ihren Grundsätzen und Bestandtheilen zwischen dem theokratischen Despotismus und der Demokratie des mittelalterthümlichen Municipalwesens, die Hugenotten wurden von den Ideen der religiösen Freiheit und den Sitten und Vorstellungen einer feudalen Aristokratie hin- und hergezogen. In beiden Parteien kämpften der Geist und die Bedürfnisse der neuern Zeit mit den Ueberlieferungen des Mittelalters. Dieser gemischte, unentschiedene Charakter machte, daß beide erlagen und daß, als der Sturm der innern Kriege, der sie eine Zeit lang emporgetragen, sich beruhigt, beide mit ihren Unterschieden und feindlichen Tendenzen in dem Alles zersetzenden Geiste der absoluten Monarchie aufgingen.

Die schwächste Macht, die zwischen der Ligue und den Hugenotten in der Mitte stand und sich vergeblich von beiden frei zu erhalten suchte, war die Heinrich's III., dem zwar, dem Namen nach, die Leitung der Verwaltung, die Verwendung der öffentlichen Einnahmen und der Oberbefehl des Heeres geblieben, der aber, wenn er diese Mittel zur Ausführung eines selbstständigen Entschlusses anwenden wollte, sogleich seine Abhängigkeit fühlte. Er war allmälig, theils durch den Drang der Umstände, theils durch seine persönliche Schwäche und Lasterhaftigkeit in eine so verzweifelte Lage gerathen, daß weder ihm noch Andern ein glücklicher Ausgang möglich schien. Von dem Augenblicke an, wo nach dem Tode des Herzogs von Anjou die Frage über die Thronfolge lebhafter in Anregung kam und die Hugenotten und die Ligue noch mehr als früher die Stellung zweier bestimmt ausgesprochenen feindlichen Parteien annahmen, neigte sich Heinrich III. bald der einen, bald der andern von ihnen zu und schien der Gewalt der Umstände sich

eher entziehen als dieselbe leiten zu wollen. Von dieser Zeit an ist kein Plan und keine Absicht mehr in seinen Handlungen zu erkennen, er sucht sich einer Verlegenheit zu entziehen, um sich alsbald in eine andere zu stürzen. Selbst die Feinheit und Klugheit seiner Mutter, die früher so mächtig gewirkt, schien unter diesen sich immer mehr verwickelnden Umständen nicht auszureichen. Katharina's Einfluß tritt in diesen letzten Jahren, obwohl sie immer noch thätig bleibt, in den Hintergrund.

Heinrich III. hatte bald nach dem Ableben seines Bruders einen seiner Vertrauten, den Herzog von Epernon, an den König von Navarra gesandt und einen erneueten Versuch gemacht, denselben zum Katholicismus herüberzuziehen. Epernon, einer der beiden vornehmsten Günstlinge des Königs, der andere, der Herzog von Joyeuse war, von der verlornen Lage des Königs erschreckt, mit der Ligue in geheime Verbindung getreten und verrieth seinen Wohlthäter — that alles Mögliche, um den König von Navarra zur Abschwörung des Protestantismus zu bewegen. Er stellte ihm besonders vor, wie er durch einen solchen Schritt seinen Feinden jeden Grund, ihn von der Thronfolge auszuschließen, nehmen und die ganze Partei der gemäßigten Katholiken, alle, welche nicht im unmittelbaren Interesse Spaniens und der Guisen standen, für sich gewinnen werde. Diese Versuchung schien für Heinrich von Navarra, der weit mehr Fürst als Hugenott war und überhaupt ohne tiefe Ueberzeugung sich nur nach seinem Vortheil entschied, unwiderstehlich zu sein. Daß er derselben dennoch auszuweichen vermochte, bewies, mehr als irgend eine seiner andern Handlungen, die große Feinheit und Schärfe seines Verstandes und die ihm eigenthümliche Kunst, die Verhältnisse zu durchdringen und ihre wahre Gestalt zu erkennen. Er kannte die schwache, wandelbare und zugleich treulose Gesinnung Heinrich's III. zu gut, um überhaupt auf dessen Verheißungen einen Werth zu legen. Seine Annahme des Katholicismus und Aussöhnung mit dem Könige hätte ihm die Verbindlichkeit auferlegt, am Hofe zu erscheinen und in dessen Nähe zu leben, wo sein Dasein jeden Tag bedroht gewesen sein würde. Seine Anerkennung als Thronfolger schien ihm bei dem Alter des Königs, der nur zwei Jahre mehr als er zählte, im Vergleiche zum Verluste der Gunst der Hugenotten, eine unbedeutende Entschädigung zu sein. Als Titularkönig von Navarra und Fürst von Bearn bedeutete er in einem Conflikt so mächtiger Gegner und so großer Interessen so gut wie nichts, sein Einfluß beruhte einzig auf seiner Stellung an der Spitze der protestantischen Partei in

Frankreich. Diese war aber für ihn, sobald er ihren Glauben verließ, verloren. Wenn Heinrich III., wie wahrscheinlich war, noch lange lebte, so lag für Navarra die Erhaltung seiner gegenwärtigen Unabhängigkeit und Erlangung späterer Größe einzig in dem Beistande der Hugenotten. Er entschloß sich demnach, den Protestantismus unter diesen Umständen nicht zu verlassen, die Möglichkeit eines spätern Uebertritts aber nicht durchaus abzuweisen, durch diese Hoffnung die gemäßigten Katholiken für sich zu gewinnen und durch diese Besorgniß die Hugenotten zu jedem Opfer für ihn zu vermögen. Er wußte sehr wohl, daß seine Annahme des Katholicismus ihm in den Augen der Ligue und Spaniens kein neues Recht verleihen und ihn seinem Ziele nicht näher bringen könne. Er fürchtete, daß die Monarchie im Kampfe der Parteien und bei der Ohnmacht Heinrich's III. sich auflösen könne, und wollte in diesem kritischen Moment auf die Gunst der Hugenotten zählen können, um durch ihre Hülfe bei den zu erwartenden Begebenheiten eine entscheidende Rolle zu spielen. Die Zukunft hat bewiesen, wie richtig er die Umstände berechnet oder errathen hatte. — Anstatt sich dem Katholicismus zuzuwenden, näherte er sich im Gegentheil England und den deutschen Protestanten, und trat mit Elisabeth, die sich um diese Zeit von dem Fanatismus ihrer Feinde mit wiederholten Verschwörungen gegen ihre Krone und ihr Leben bedroht sah, in eine engere Verbindung.

Wie der König von Navarra unter den Hugenotten, so trat der Herzog von Guise, mit ihm fast gleichen Alters, unter den Katholiken hervor. Beide zogen in jener Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit fast ausschließend auf sich. Heinrich von Guise stammte nicht nur aus einem Hause ab, das sich durch große militairische und politische Talente seit mehren Generationen ausgezeichnet und dessen Bedeutung fortwährend im Steigen begriffen gewesen, sondern er selbst schien durch seine persönlichen Eigenschaften ebenso und in mancher Beziehung vielleicht noch mehr als Heinrich von Navarra, zum Haupte einer mächtigen Partei und überhaupt zur Führung eines großen Daseins bestimmt zu sein. Er besaß denselben begeisternden Muth, dieselbe kriegerische Fähigkeit und gewinnende Kunst der Rede und war dabei aufrichtiger, offener, seinen Freunden zugethaner, in seinen Ueberzeugungen fester als der König von Navarra. Seine männliche Schönheit und persönliche Hoheit zeichneten ihn unter allen Großen jener Zeit aus. Seine mächtige und zahlreiche Familie war ihm blindlings ergeben. Rom, Spanien bauten auf ihn und das Volk der Hauptstadt vergötterte ihn. Er

war jedoch dem Könige von Navarra in Einer, aber in bürgerlichen Kriegen und innern Unruhen entscheidenden Eigenschaft untergeordnet. Der „Balafré" besaß nicht des „Bearners" (Béarnais) schlauen, biegsamen, Alles durchdringenden Verstand. Er verachtete seine Feinde und hielt sie keiner gefährlichen Anschläge auf ihn fähig. Diese Zuversicht ward die Ursache seines Unterganges. Er ging offen darauf aus, Heinrich III., den er noch mehr verachtete als haßte, um Macht und Credit zu bringen. Seine für seine übrigen Gaben mittelmäßige Kunst der Politik verrieth sich in den verschiedenen, unzusammenhängenden, schwankenden Planen, die er zur Erreichung seiner Absichten entwarf. Eine Zeit lang schien er die Verachtung, in welche Heinrich III. bei der Nation gesunken war, und den Protestantismus der beiden Prinzen von Geblüt, Navarra und Condé, zu seiner eigenen Erhebung auf den Thron benutzen und zu diesem Zweck die Meinung von seiner Abstammung von dem letzten Karolinger, dem Herzoge Karl von Lothringen, im In- und Auslande verbreiten zu wollen. Seine Anhänger suchten das Volk zu überreden, als werde Frankreich unter einem Könige, wie der Herzog von Guise, zu der karolingischen Dynastie, die in dem Hause Lothringen wieder auflebe, zurückkehren und so der Usurpation der Kapetinger ein Ende gemacht werden. Von der Schwäche und der Falschheit dieses Rechtstitels überführt, gestand er selbst zu, daß sein Haus nur durch die Frauen mit Karl dem Großen in Verbindung stehe und daß sich die Enkel Robert des Starken desselben Vorzugs rühmen konnten. Er suchte dann, überzeugt, daß Frankreich bei dem Kampfe der Parteien, der Ermattung, in die es durch die langen innern Kriege gesunken, und der Unfähigkeit Heinrich's III., dem Hause Oesterreich nicht werde widerstehen können, die Gunst Philipp's II. und hoffte durch dessen Einfluß, bei einer Auflösung und Theilung der Monarchie, einen bedeutenden Theil derselben als selbstständige Souverainetät davonzutragen. Als er sich jedoch überzeugt hatte, daß in der Nation, aller Parteikämpfe und Trennungen ungeachtet, ein tiefes Gefühl ihrer politischen Einheit lebte, und daß sie einer Zerstückelung auf das Aeußerste widerstehen werde, so arbeitete er darauf hin, den Cardinal von Bourbon, einen Oheim des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, als Nachfolger Heinrich's III., im Falle seines Todes oder seiner Entsetzung, von der Ligue anerkannt zu wissen. Unter der Regierung des Cardinals, der schon bejahrt war, würden sich dann, hoffte er, Mittel finden lassen, die Erbfolge auf ihn, den Herzog von Guise zu bringen, denn Navarra und Condé schien ihre Religion in seinen Augen

für immer von der Krone auszuschließen. Der Cardinal von Bourbon, der ehrgeizig und fanatisch zugleich war, ging auf diesen Plan ein. Guise und sein Bruder Mayenne hielten mit den einflußreichsten Mitgliedern der Ligue und den Bevollmächtigten des Cardinals von Bourbon, des Königs von Spanien und des Herzogs von Lothringen zu Joinville eine Zusammenkunft (1584) und schlossen hier einen Vergleich ab, der für das erste officielle Actenstück der Ligue gelten kann. Die Ausrottung des Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden, die Ausschließung Navarras und Condés von der Thronfolge und deren Anerkennung für den Cardinal von Bourbon waren die vornehmsten Punkte, welche festgesetzt wurden. Außerdem sollte von der Regierung die Bekanntmachung und Vollziehung der Beschlüsse des Concils von Trident, denen die Parlamente bisher mit Nachdruck widerstanden hatten, verlangt werden. Von Philipp II. wurden der Ligue bedeutende Unterstützungen zugesagt. — Der Vertrag von Joinville ward eine Zeit lang geheim gehalten. Da die Ligue aber, obgleich im Stillen, sich durch Aushebung von Kriegsvolk und geheime Versammlungen zum Kampfe rüstete, so errichtete Heinrich III., als er von ihren Bewegungen Nachricht erhielt, zu seiner Sicherheit eine Leibwache von fünfundvierzig bewaffneten Edelleuten, unter welche die verwegensten Abenteurer aufgenommen und ausschließend mit dem Dienste bei seiner Person beauftragt wurden. Die Ligue breitete sich jetzt in allen Theilen des Landes und unter allen Ständen aus und schien sich in den Besitz aller moralischen und materiellen Mittel des Erfolges setzen zu wollen. Sie umfaßte außer dem Klerus, dem sie ihre Entstehung verdankte, eine Menge höherer und niederer Befehlshaber der Städte und Schlösser, die Parlamente und überhaupt den größten Theil der Magistratur, so daß es ihr auf alle Klassen der Bevölkerung einzuwirken möglich war. Die Verfolgungen, welche die Katholiken damals in England erfuhren, wo eine Verschwörung nach der andern zur Befreiung Maria Stuart's und Ermordung Elisabeth's entstand und entdeckt wurde, erregte das Rachegefühl des niedern Volkes in Frankreich, besonders in Paris selbst, das von einem ähnlichen Fanatismus wie zur Zeit der Bartholomäusnacht beseelt schien. Um diese Zeit (1585) schickten die vereinigten Staaten von Holland eine Deputation an Heinrich III. mit dem Anerbieten, ihn, wie vorher seinen Bruder, als Souverain anzuerkennen und für sich keine andern Rechte, als die freie Ausübung ihres Glaubens zu bedingen. Der König bewilligte diesen Abgeordneten eine öffentliche Audienz und äußerte ihnen seine Theilnahme

an ihrem Geschick, versagte ihnen aber jede Unterstützung. Auf diese Art verletzte er Spanien und die exaltirten Katholiken seines eigenen Landes, ohne irgend einen Vortheil für sich oder die Protestanten. Er ging so weit, sich zu ihren Gunsten an Elisabeth, gegen die damals in der katholischen Partei eine so große Erbitterung herrschte, zu wenden, und empfahl derselben, wie behauptet wurde, die Sache Hollands. Die Ligue ergriff diesen Umstand und das Mißfallen, das er im Volke erregte, um die Maske fallen zu lassen und aus ihrem Dunkel hervorzutreten. Die Guisen begaben sich sogleich in ihre Statthalterschaften und musterten ihr Kriegsvolk. Alle ihre Unterbefehlshaber thaten ein Gleiches. Der Cardinal von Bourbon erließ ein Manifest, worin alle Gebrechen der Regierung Heinrich's III. aufgedeckt, die Gefahren des Katholicismus geschildert und die Vertreibung der Hugenotten und eine politische Reform des Königreiches verlangt wurden. Diese Erklärung war von einem Versuche der Ligue, sich der vornehmsten Städte und Plätze zu bemächtigen, begleitet. Zwar blieben einige der Statthalter und Befehlshaber dem Könige treu und erfochten für ihn einige Vortheile, aber der Herzog von Guise näherte sich mit einer bedeutenden Streitmacht Paris. Heinrich III. fühlte die Gefahr, in der er in diesem Augenblick schwebte, und schwankte, mit der ihn charakterisirenden Ungewißheit, in der Wahl, die er treffen sollte. Er trat mit dem Könige von Navarra in Unterhandlungen und schien sich den Hugenotten nähern zu wollen, sandte aber plötzlich seine Mutter nach Epernay in der Champagne, der Statthalterschaft des Herzogs von Guise, mit diesem und der Ligue zu unterhandeln. Nach einigen Zögerungen und vergeblichen Versuchen, sich von Katholiken und Hugenotten unabhängig zu machen, ward endlich zu Nemours ein Vertrag zwischen dem Könige und der Ligue unter Bedingungen abgeschlossen, die ein Beweis sind, wie sehr Heinrich III. in die Abhängigkeit derer gefallen war, die er mit Recht als seine entschiedenen Feinde ansah. Denn die Hugenotten verlangten von ihm nur Duldung und Anerkennung der Erbrechte ihres Oberhauptes, des Königs von Navarra, die Guisen dagegen gingen Schritt vor Schritt auf seinen Untergang los. Die wesentlichen Bedingungen des Vertrages von Nemours waren: das Verbot des protestantischen Cultus, die Auswanderung der hugenottischen Geistlichkeit innerhalb eines Monats, der Laien innerhalb sechs Monaten, das Bekenntniß des Katholicismus für Alle, welche im Lande zurückbleiben wollten, die Todesstrafe für die, welche, einmal verbannt, nach Frankreich zurückzukehren versuchen würden. Die Chefs der Ligue hatten, nach

Art aller Parteihäupter, sich selbst nicht vergessen. Der Cardinal von Bourbon und sämmtliche Guisen erhielten eine Menge von Sicherheitsplätzen. Es wurde jedem von ihnen nicht nur das Recht, eine Leibgarde zu Fuß und zu Pferde zu halten, zugestanden, sondern die Kosten dazu vom Könige bestritten, ja sogar die Auslagen, die ihnen ihre Schilderhebung verursacht, zurückerstattet. Heinrich III. ließ diesen Vertrag, der ihn der Ligue wehrlos zu überliefern drohte, in seiner Gegenwart in einer feierlichen Sitzung des Parlaments einregistriren.

Obgleich der König den Hugenotten, die er von Jugend an bekämpft hatte, aus religiösen und politischen Gründen abgeneigt war, so hatte er sich doch allmälig durch vielfache Erfahrung überzeugt, daß sie durch gewaltsame Maßregeln nicht zu vertilgen wären, die ihnen vielmehr neue Stärke verliehen. Seine Absichten gingen dahin, ihre Ausbreitung zu beschränken, ihre Religionsübung zu erschweren, sie von öffentlichen Aemtern auszuschließen, sie aber nicht durch eine offene Verfolgung zur Verzweiflung zu bringen. Sein ihnen ebenso feindlicher, aber der Form nach milderer Plan war, sie zu isoliren, sie von der Wurzel des übrigen nationalen Lebens zu trennen und dadurch nach und nach an Zahl und Kraft so zu schwächen, daß sie von selbst verschwinden oder zum Widerstande Lust und Muth verlieren müßten. Heinrich III. war, obgleich noch jung an Jahren, durch Trägheit und Laster früh gealtert. Die Ruhe war ihm zum Bedürfniß geworden und die Nothwendigkeit eines neuen Krieges mit den Hugenotten, in die ihn die Ligue durch den letzten ihm abgedrungenen Vertrag versetzt hatte, vermehrte seinen Haß gegen diesen Bund, und besonders die Guisen, von denen er geleitet wurde. Seine Abneigung, die Protestanten auf das Aeußerste zu treiben, die aus einem politischen, aber nicht aus einem menschlichen Motiv hervorging, ward von der Ligue als eine Gleichgültigkeit gegen den herrschenden Glauben, als eine geheime Hinneigung zum Protestantismus wirklich angesehen, oder der Menge wenigstens so dargestellt. Einige seiner vertrautesten Räthe waren deshalb der Meinung, daß er den Kampf gegen die Hugenotten mit dem größten Eifer beginnen, die Gesetze Franz' I. und Heinrich's II. gegen sie erneuern und sie überall den Blutgerichten und Scheiterhaufen überlassen solle, um die Ligue und Spanien an Verfolgungsgeist noch zu übertreffen. Auf diese Art werde er die Anschuldigungen seiner Feinde widerlegen, die Gunst des Volkes wiedergewinnen und sich an die Spitze der Bewegung jener Zeit, die von der Religion ausging, oder sie zum Vorwand hatte, stellen. Andere machten ihn aber darauf aufmerk-

sam, daß, um gegen die Hugenotten einen Vertilgungskrieg zu führen, er seine Heere den Guisen und ihren Anhängern überlassen müsse, daß die zu erfechtenden Siege auf deren Rechnung kommen würden, daß er durch die Vernichtung der protestantischen Partei jedes Gleichgewicht im Staate aufheben und noch mehr als bisher in die Abhängigkeit der Ligue und ihrer Führer fallen würde. Heinrich III. entschloß sich endlich, den Vertrag von Nemours in Ausführung zu bringen, aber sein Haß gegen die Guisen und seine Unzufriedenheit mit denen, die ihn zu der Erneuerung des Krieges nöthigten, brach mitten unter den Zurüstungen hervor, die er zu treffen sich gezwungen sah. Er machte den ersten Parlamentspräsidenten, den Prevot des Marchands und den Dekan der Kathedrale, in Gegenwart des Cardinals von Guise und mehrer andern Mitglieder der Ligue auf die Opfer aufmerksam, welche dieser Kampf ihnen selbst, die ihn gewollt, auferlegen würde. Er erklärte den Einen sich auf die Unterbrechung ihrer Gehalte während des Krieges, den Andern auf die der städtischen Rentenzahlungen gefaßt zu machen und ihn mit allen Vorstellungen gegen diese Maßregeln zu verschonen. Sich an den Cardinal von Guise mit übel verhaltenem Zorne wendend, sagte er zu ihm: „die Geistlichkeit hat diesen Krieg gewollt, es ist jetzt an ihr, mir die Mittel zu dessen Führung zu verschaffen. Ich werde die Kosten dazu von ihren Einkünften nehmen, und zu einem Zwecke, den sie heilig nennt, mich der Zustimmung des Papstes überheben können." — Als diese die Interessen ihrer Committenten bedroht sehende Deputation ihm einige Einwendungen machen wollte, erklärte er ihr ohne Umschweif, daß ihre Partei sich mit dem letzten Frieden, er meinte den von Bergerac, von dem er eine lange Ruhe gehofft, hätte begnügen sollen. Heinrich III., der bei aller Feinheit und Verstellung wenig Urtheil und Voraussicht und, bei allem persönlichen Muthe, keine Selbstbeherrschung besaß, ließ seine Abneigung gegen eine Erneuerung der Feindseligkeiten so deutlich blicken, daß die Anschuldigungen der Ligue, die ihn eines geheimen Einverständnisses mit den Hugenotten bezüchtigte, unter dem Volke allgemein Glauben fanden. Er verlor durch diese unzeitige Offenheit alle Frucht seiner Nachgiebigkeit und trat, mit den Protestanten sich aufs Neue überwerfend, den Katholiken nicht näher. Die ihm eigenthümliche Ungewißheit und Rathlosigkeit, eine Folge seines Hanges zur Verstellung und seiner Unfähigkeit, irgend etwas ganz zu wollen und zu vollbringen, veranlaßte ihn mit dem Könige von Navarra in geheime Unterhandlungen zu treten und von ihm aufs Neue den Uebertritt zum herr-

schenden Glauben zu verlangen. Er schlug ihm eine vorläufige Unterbrechung des protestantischen Cultus vor und ließ ihn dann die Zusammenberufung eines Nationalconcils, auf dem die religiösen Streitigkeiten durch unparteiische Richter entschieden werden sollten, hoffen. Heinrich III. wußte sehr wohl, daß die tiefe Wunde, welche die religiösen Spaltungen dem öffentlichen Leben geschlagen, nicht durch ein solches Mittel, das von beiden Parteien verworfen werden würde und dessen Anwendung überhaupt zu spät war, geheilt werden konnte, er gedachte aber durch diese und ähnliche Vorspiegelungen den König von Navarra zur Herausgabe der vielen im Besitze der Hugenotten befindlichen Sicherheitsplätze zu bewegen. Dieser aber, die Absichten des Königs durchschauend, ging auf keine der vorgeschlagenen Bedingungen ein. Er hoffte bei dem herannahenden Kampfe auf Hülfe aus Deutschland und England, und sah, ungeachtet der Ueberlegenheit seiner Gegner, in der Feindschaft und dem Mißtrauen, welche den König und die Guisen, die gemäßigten Katholiken und die Fanatiker dieser Partei, die Parlamente und die Geistlichkeit trennten, eine Möglichkeit, ihnen, mit Aufbietung aller Kräfte, widerstehen zu können. Nach Art aller außerordentlichen Individuen in drangvollen Lagen, hoffte er zugleich auf das Glück, die unsichtbare Gefährtin großer Männer, die sie zuweilen am Ende, aber nicht leicht in der Mitte ihrer Arbeiten verläßt, und Heinrich von Navarra begriff, daß er noch im Beginn seiner Laufbahn stehe. Er schien, so groß auch noch der Abstand war, der ihn vom Throne trennte, dessen einstiger Besitznahme gewiß zu sein, und seine Vertrauten bemerkten an ihm, seitdem er durch den Tod des Herzogs von Anjou der Krone näher getreten, eine größere Festigkeit in seinen Planen und die Art von Unabhängigkeitsgefühl, welche die Hoffnung auf Erlangung einer großen Macht einzuflößen pflegt. In seiner eigenen Partei trat er von jetzt an aus der Stellung eines Oberhauptes freiwilliger Gefährten immer mehr in die eines souverainen Herrn über. Mit großer Klugheit wußte er übrigens die persönliche Abneigung Heinrich's III. gegen die Guisen zu seinem Vortheile zu benutzen, des Königs Mißtrauen gegen dieselben zu erhöhen und sich dagegen als dessen ersten Unterthan, Verwandten und Freund, der ihm nur von der Noth gezwungen widerstehe, hinzustellen. Heinrich III., der, ungeachtet seiner persönlichen Schwäche, von einem großen Stolze auf seine königliche Würde erfüllt war, nahm die Beweise der Ehrfurcht des Königs von Navarra gern an und schien in ihm immer mehr seinen rechtmäßigen und unmittelbaren Erben an-

zuerkennen. Ihre spätere Aussöhnung bereitete sich in einem Augenblicke vor, wo sie sich äußerlich von Neuem, allerdings mehr aus Zwang als Wahl, als Gegner gegenübertraten. Heinrich von Navarra suchte in einem eigenen Manifest und seine Anhänger in einer Menge öffentlicher Denkschriften den Kampf, der sich herannahte, von dem religiösen Scheine, welche die Guisen auf ihn warfen, zu befreien und den politischen Ehrgeiz als das einzige Motiv ihres Thuns hinzustellen. Von großer Wichtigkeit war die Verbindung, in die er mit dem Herzoge von Montmorency, der in Languedoc fast als ein unabhängiger Fürst waltete, trat. Navarra, Condé und Montmorency unterzeichneten eine Erklärung, in der sie ihren Widerstand gegen den König rechtfertigten und die Guisen mit den schwersten Anklagen überhäuften. Montmorency, der entschiedenste Gegner der lothringischen Prinzen, wies besonders ihre Ansprüche, sich zu Vertheidigern des alten Glaubens aufwerfen zu wollen, mit der Erklärung zurück, daß er ein ebenso guter Katholik als die Guisen sei, die Ruhe des Landes aber und die Unabhängigkeit der Krone an die Erhaltung des Religionsfriedens und die Duldung der Hugenotten geknüpft glaube. Bis jetzt hatten beide Parteien sich darauf beschränkt, nach einer in der Politik immer herrschender werdenden Gewohnheit, auf deren Ton die von dem Protestantismus begonnene religiöse Polemik großen Einfluß hatte, in Druckschriften aller Art anzugreifen. Aber im September 1585 machte Papst Sixtus V., der mehr von dem Geiste eines unumschränkten Fürsten als eines Hohenpriesters beseelt war und anfangs den mit einiger Freiheit und Selbstständigkeit sich bewegenden Bund der französischen Katholiken gemißbilligt hatte, jetzt über dessen Absichten aber beruhigt worden, eine Excommunicationsbulle gegen den König von Navarra und den Prinzen von Condé bekannt, deren äußerst feindseliger Ton von den beiden Prinzen auf eine ähnliche Art beantwortet wurde und das Signal zum Kampfe gab.

Siebenzehntes Kapitel.

Der achte Bürgerkrieg, von den Franzosen bei ihrem Hange, ernsten und selbst tragischen Erscheinungen eine scherzhafte Seite abzugewinnen: „la guerre des trois Henri“, nach dem Namen der drei hervorragendsten Führer desselben, dem Könige von Frankreich, dem Könige von Navarra und dem Herzoge von Guise genannt, brach jetzt, dreiundzwanzig Jahre nach dem Beginnen des ersten, aus. Beide Parteien hatten sich eine Zeit lang ihn zu eröffnen gescheut, als er endlich unvermeidlich geworden, ward er, so groß auch die beiderseitige Erschöpfung geworden, mit derselben leidenschaftlichen Erbitterung wie die frühern geführt. Er sollte sich von diesen jedoch dadurch unterscheiden, daß er, wie länger und verheerender und mit einer verzweifeltern Anstrengung geführt, auch eine endliche Entscheidung hervorbrachte und mit dem Untergange eines Theiles derer, die in ihm eine Rolle gespielt, endigte. Heinrich III., der den König von Navarra vergeblich zu sich hinüberzuziehen versucht, trat endlich auf die Seite derer, die ihm den Kampf mit größtem Eifer zu führen gerathen, obgleich sein tief gegründeter Haß gegen die Guisen, sein ihm zur andern Natur gewordenes Mißtrauen gegen die Ligue die Ausführung seiner Absichten durchkreuzten und dem ganzen Kriege zuletzt eine ebenso entscheidende als unerwartete Wendung gaben. Im Anfange bewies er jedoch eine an ihm seit langer Zeit nicht mehr gesehene Thatkraft. Er befahl die Bildung mehrer Heere. Eins, an dessen Spitze er den Herzog von Guise stellte, sollte Frankreich im Osten gegen eine deutsche Kriegsmacht, die, mit englischem Gelde geworben, den Hugenotten zu Hülfe zu ziehen bestimmt war, vertheidigen, ein anderes unter dem Herzoge von Mayenne, Guise's Bruder, den König von Navarra im Westen angreifen. Obgleich er die lothringischen Prinzen in der Vertheilung der obersten Befehlshaberstellen nicht hatte umgehen können, so wußte er ihren Einfluß dennoch dadurch zu beschränken, daß er vier andre Corps, unter St. Luc, Biron, Joyeuse und Epernon bildete, welche den Guisen feindlich gesinnt waren. Heinrich III., der von Natur zu Extremen geneigt war und aus der tiefsten Ruhe für eine kurze Zeit zu stürmischer Thätigkeit, von größter Milde zum wildesten Zorne über-

gehen konnte, zeigte sich, ob aus Politik oder innerm Antriebe, den Hugenotten plötzlich auf das Aeußerste abgeneigt und schärfte noch die Bedingungen des Vertrages von Nemours durch ein besonderes Edict, in welchem er die den Hugenotten gestellte Frist zum Uebertritt auf funfzehn Tage herabsetzte und ein Verzeichniß ihrer Güter zu entwerfen und dieselben öffentlich zu verkaufen befahl. Der König von Navarra, der sich immer mehr als das entschiedene Haupt seiner Partei und der erklärte Widersacher der Ligue zu zeigen anfing, erwiederte hierauf durch eine Bekanntmachung, vermöge deren er das Vermögen aller Städte, wo jenes Edict bekannt gemacht werden würde, mit Beschlag belegte und die Güter des liguistischen Adels für confiscirt erklärte. Dieser Zuversicht und Kühnheit ungeachtet, nahm der Krieg für die Hugenotten im Anfange keine günstige Wendung, obgleich auch ihre Gegner keine mit ihrer Macht im Verhältnisse stehende Thätigkeit entwickelten. Der König von Navarra und der Prinz von Condé waren in einem Augenblicke, wo ihre Partei der größten Einigkeit bedurfte, durch Eifersucht und Mißtrauen getrennt. Condé, dem Protestantismus viel eifriger und inniger als Navarra ergeben, aber mit weniger Talent und Urtheil als dieser begabt, wollte die Ansprüche seines Vetters auf die gesammte Leitung ihrer Partei nicht anerkennen, scheiterte aber in Allem, was er begann. Ein unvorsichtig unternommener Angriff Condé's auf Angers bewirkte, daß er fast sein ganzes Heer verlor und in La Rochelle eine Zuflucht suchen mußte. Die Hugenotten, zu schwach, um den von allen Seiten sich gegen sie in Bewegung setzenden katholischen Streitkräften widerstehen zu können, schlossen sich in ihre Städte und Schlösser ein, zogen aber, mit Ausnahme der Dauphiné, wo Lesduigières, einer ihrer glücklichsten und fähigsten Führer befehligte, fast überall den Kürzern. Sie hofften auf die Hülfe, die ihnen von Deutschland her versprochen war, wo die protestantischen Stände, nachdem ihre Versuche einer Vermittlung zwischen den streitenden Parteien in Frankreich zurückgewiesen waren, mit großem Eifer an die Ausrüstung eines bedeutenden Heeres zur Unterstützung ihrer französischen Glaubensbrüder gingen. Heinrich III., unfähig irgend eine eingeschlagene Bahn lange mit Nachdruck zu verfolgen, und überzeugt, daß die Besiegung der Hugenotten die Bedeutung der Guisen vermehren würde, hatte mit dem Könige von Navarra aufs Neue zu unterhandeln angefangen. Katharina von Medicis begab sich zu letzterm, der mit gewohnter Gewandtheit seine Neigung zu einem friedlichen Vergleiche und seine Ehrfurcht für den König an den Tag legte, alle Schuld

der bestehenden Streitigkeiten auf die Guisen und die Ligue schob, aber auf die vorgeschlagenen Bedingungen, namentlich auf eine Religionsveränderung, nicht einging. In dieser Zeit wünschte Heinrich III., der ohnedies diesen Kampf nur mit großem Widerstreben begonnen, um so mehr den Frieden, je fühlbarer der Mangel an Geld wurde, und je mehr seine Maßregeln, sich solches zu verschaffen, die Unzufriedenheit aller Klassen, besonders aber des Parlaments und der Bürger seiner Hauptstadt erregten. Was die ohnedies längst bestehende Abneigung gegen den König noch vermehrte, war sein unmäßiger Hang zu Verschwendung und sein grenzenloser Leichtsinn, der ihn selbst in diesen Drangsalen des Krieges nicht verließ. Heinrich von Navarra schien dagegen vor dem Kriege, der seinen persönlichen Ruhm vermehrte, ihn seiner Partei immer wichtiger und diese von ihm immer abhängiger machte, nicht zurückzubeben und zeigte sich weniger als früher zu einer Nachgiebigkeit geneigt, deren Gefahren er aus Erfahrung kennen gelernt hatte. Die Fortsetzung eines Kampfes, bei dem er auf die Unterstützung der ganzen protestantischen Welt zu zählen hatte, mußte ihm wünschenswerther als die unsichere Lage sein, in welche ihn und seine Anhänger die meisten der frühern Verträge geworfen hatten. In der That war die numerische Schwäche der Hugenotten in dem Getümmel des Krieges, bei der Freiheit des Angriffs und der Vertheidigung, bei den Bewegungen und Schwankungen der Parteien, der Hülfe des protestantischen Auslandes, weniger sichtbar als während des Friedens, wo sie entwaffnet, getrennt und einzig auf sich gewiesen, dem Joche, das sich ihnen auflegte, sich weder entziehen, noch ihm einen nachdrücklichen Widerstand entgegensetzen konnten.

Das größte Hinderniß der Herstellung des Friedens in Frankreich zu jener Zeit und des ruhigen Bestehens der beiden Religionen neben einander, ohne welches jener nicht erreicht werden konnte, lag vielleicht weniger in dem übertriebenen Religionseifer der katholischen Bevölkerung des Königreiches und dem Ehrgeize ihrer Führer, so bedeutend diese Umstände auch mitwirkten, als in der Stellung und den Planen Philipp's II. und dem Einflusse, den die spanische Monarchie und der sie beseelende Geist auf den Süden und Westen Europas ausübten. Dieser König, der sich die Hervorbringung der politischen und religiösen Einheit Europas, erstere unter der Form der unumschränkten Monarchie, letztere unter der der römischen Theokratie, zur Aufgabe seines Lebens gesetzt, hatte, sobald er dies Ziel in Spanien und Italien erreicht, dasselbe im übrigen Europa durch alle möglichen Mittel mit einer Art von kaltem und berechnendem

Fanatismus, wie weder vor noch nach ihm erschienen, verfolgt. Die Bewegung der Geister zur Freiheit, welche die Reformation hervorgebracht, erschien ihm in keinem Lande so drohend für den Despotismus als in Frankreich, das den natürlichen Uebergang vom Norden zum Süden bildet und damals durch seine Lage zwischen den drei Hauptstaaten Europas: Deutschland, England und Spanien, noch mehr als jetzt, wo der Norden und Osten eine so große Rolle spielen, für den Mittelpunkt des europäischen Staatensystems galt. Wenn der Protestantismus in Frankreich wie in England zur Herrschaft gekommen wäre, oder sich daselbst auch nur, wie in einem großen Theile Deutschlands, ein unabhängiges Dasein errungen hätte, so wäre der alte Glaube in Spanien und Italien in die äußerste Gefahr gerathen. Von Deutschland, das schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts alle wahrhafte politische Einheit verloren und von wo seit dieser Zeit keine mächtige Einwirkung mehr auf das Ausland ausging, war bei einer Verfassung, die darauf berechnet schien, die Nation zu lähmen und zu zersplittern, keine weitere Verbreitung des Protestantismus zu fürchten, in Frankreich wäre derselbe, bei der schon so weit vorgeschrittenen politischen Concentration des Landes, wahrscheinlich alsbald erobernd aufgetreten. Die neue Lehre, in Frankreich allgemein geworden, würde sich des Südens, der italischen und iberischen Halbinsel bemächtigt oder dies wenigstens unfehlbar versucht haben. Die Annahme der Reformation von Seite der Mehrheit des französischen Volkes und besonders der höhern Klassen, schien in den ersten Jahren nach dem Tode Heinrich's II. nicht unmöglich zu sein und auf die Bekämpfung und Abwendung dieser Gefahr richtete Philipp II. seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit. Für ihn war die religiöse Einheit die Bedingung der politischen, unter welcher er eben nichts weiter als das unumschränkte Walten des Souverains verstand. Der politische Despotismus bedurfte im sechszehnten Jahrhunderte des religiösen, ohne den er sich nicht hätte erhalten können. Die Mittel, durch welche später die unumschränkte Fürstenmacht, in katholischen und protestantischen Ländern, von allen religiösen Principien unabhängig, sich ausbildete, waren damals noch unvollkommen gekannt. Die geringe Entwickelung des öffentlichen Reichthums, im Vergleiche zu dem, was dieser später geworden, die noch überall an das Mittelalter erinnernden Sitten und Gewohnheiten erschwerten die Erhaltung großer stehender Heere und einer überall gegenwärtigen Beamtenhierarchie. Die Abwesenheit oder unvollständige Darstellung einer eigentlichen weltlichen Polizei, im allgemeinen Sinne dieses Wortes,

wie sie später im siebenzehnten Jahrhundert zu Stande gekommen und der eigenthümliche Charakter des europäischen Staatslebens geworden, mußte, im Interesse des Despotismus, durch die geistliche Macht ersetzt werden, an deren Eingreifen die Völker überhaupt mehr gewöhnt waren und von der die Inquisition sich als das thätigste und brauchbarste Glied geltend machte. Die Polizei des Alterthums, das unumschränkte Recht des Hausvaters, die der Feudalwelt, die Souverainetät des Eigenthümers auf seinem Besitze und der Magistrate in den freien Städten waren im sechszehnten Jahrhunderte verschwunden oder nur in wenigen Trümmern vorhanden, die einer Alles umfassenden Verwaltung und eines stehenden Heeres noch zu schwach und zu wenig allgemein. Der Despotismus konnte, die Freiheit und Theilnahme der Völker an der Leitung ihres Geschickes einmal ausschließend, der Unterstützung der Hierarchie nicht entbehren, welche im Mittelalter die Herrschaft in ihrem eigenen Interesse ausgeübt hatte, jetzt aber, wo sie durch die Reformation in ihrem Dasein bedroht wurde, dieselbe mit der weltlichen Macht zu theilen bereit war. In diesem Sinne war es, daß Philipp II. überall die Einführung der Inquisition empfahl und beförderte, nicht als ob er, an und für sich, an ihrem Walten ein besonderes Gefallen gefunden hätte, denn ohne Zweifel würde er, was er durch ihre Hülfe erreichte, lieber unmittelbar selbst gethan haben, sondern weil er ihrer nicht entbehren konnte, weil sie das beste Mittel zur Erreichung seiner Plane war. Man hat Philipp II. häufig eines besondern Hanges zur Grausamkeit angeklagt und sein Charakter ist einer der übel berüchtigsten in der Geschichte, indessen war er kein eigentlicher Tyrann, der allgemein anerkannte Rechte und Pflichten zur Befriedigung seiner persönlichen Lust verletzt hätte, sondern ein Despot, der einem System, das er nicht um seinetwillen erfunden, für das er selbst nur ein Werkzeug war und dessen Durchführung er für nothwendig und heilsam hielt, alle Forderungen des Gefühls, alle Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit aufzuopfern bereit war. Es giebt nicht nur in der Geschichte, sondern in demselben Jahrhundert, mehre größere und kleinere Fürsten, die sich ebenso viele und mehr Enormitäten haben zu Schulden kommen lassen, man denke nur an Heinrich VIII. von England, die aber keineswegs einen so übeln Ruf wie Philipp II. davongetragen haben. Was die Zeitgenossen, die eine Vorstellung von den Rechten der menschlichen Natur besaßen, an diesem Fürsten empörte und was seinen Namen dem Abscheu der Nachwelt ausgesetzt hat, waren nicht sowohl die einzelnen Grausamkeiten und Verbrechen, die er begangen,

als der bestimmt ausgesprochene und beharrlich durchgeführte Wille, alle menschliche Freiheit, religiöse und politische, durch jedes mögliche Mittel zu vernichten und über den Boden der Welt die Stille des Kirchhofes zu verbreiten. Das Gefühl der Freiheit, das im sechszehnten Jahrhundert, wenn auch nur in der Form der Religion, aber dennoch mit großer Energie erwachte, fand an diesem beschränkten, aber thätigen und unbeugsamen Charakter seinen größten Widersacher, und da dieses Gefühl endlich den Sieg davongetragen, so ist es natürlich, daß der, welcher es am meisten unterdrückte, den nachkommenden Geschlechtern in einem besonders übeln Licht erschienen ist. Philipp II. glaubte, während er alle Äußerungen des religiösen und politischen Selbstbewußtseins in Strömen von Blut zu ertränken suchte, nur seine Pflicht als König und Christ zu erfüllen und es wird in seinem ganzen Walten keine Spur davon sichtbar, daß er sein System, wie so oft andere Machthaber, für sich und seinen Vortheil erfunden, in seinem Innern aber an dasselbe nicht geglaubt habe. Er handelte ohne Zweifel in gutem Glauben, und wenn dies seine Schuld als Mensch verringert, so bleibt seine Erscheinung als Fürst eine der traurigsten und verhängnißvollsten, denn selten oder nie hat ein Despot so viel zerstört und so wenig geschaffen, wie Philipp II., und der Bestimmung der menschlichen Natur und bürgerlichen Gesellschaft mit solcher Verwegenheit Trotz geboten. Die Rache, die das Schicksal an ihm genommen, war der tiefe Verfall und frühe Untergang seiner Dynastie, und der Fluch der Nachwelt, die sich gegen keinen andern Fürsten, von deren manche als Menschen viel schlimmer gewesen, mit solcher Erbitterung gewandt hat.

Philipp, der beim Anfange der Religionskriege in Frankreich die Einführung der Inquisition als das thätigste Instrument für den Despotismus empfohlen, hatte sich endlich überzeugt, daß diese Institution zu sehr mit dem Charakter des französischen Volkes, das sich wohl einem militairischen und administrativen, aber nicht einem monakalen Despotismus unterwerfen könne, in Widerspruch stehe. Er hatte deshalb die Entstehung und Ausbreitung der Ligue, deren vorherrschende Tendenz ihm ein Ersatz für die Inquisition zu sein schien, begünstigt und war mit den Guisen in eine enge Verbindung getreten. Von Spanien und Italien aus wäre es ihm bei der Verschiedenheit der Nationalität schwer geworden, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs fortwährend zu mischen, aber seine Herrschaft über die Franche-Comté und das romanische Belgien, sein Verhältniß zu Savoyen und Lothringen, die alle durch Sprache

und Abstammung zu der großen französischen Familie gehörten, setzte ihn in den Stand, Frankreich in der Nähe zu beobachten und durch Individuen derselben Sprache und Sitte einen großen nationalen Einfluß auf das Volk und seine Führer auszuüben. So wie vom funfzehnten Jahrhundert an der italienische, so ward jetzt von Philipp II. an der spanische Einfluß auf Frankreich sichtbar und erhielt sich bis in die Zeit Ludwig's XIV., wo der Genius der französischen Nation, sich vollkommen entwickelnd, jede fremde Einmischung ausschloß. Der Fanatismus der Ligue ward vorzüglich durch diesen Kanal erregt und unterhalten. Ohne die Nachbarschaft und Einwirkung Philipp's II. wäre er weder von derselben Dauer gewesen, noch auf dieselbe Höhe gestiegen. Dieser König, der eine große Kenntniß des damaligen Staatslebens und besonders der Fürsten und Großen besaß und dessen Kundschaftern nichts entging, wußte, daß Heinrich III. die Hugenotten nur gezwungen bekämpfte, daß er sie nicht fürchtete, in der Ligue aber und deren Häuptern, den Guisen, seine eigentlichen Feinde erkannte. Das Aussterben der Valois schien Philipp II. bei der Kinderlosigkeit Heinrich's III., besonders seit dem Tode des Herzogs von Anjou, gewiß zu sein und seine Verbindung mit der Ligue und den Guisen ward für ihn ein Mittel, um den protestantischen Thronerben, den König von Navarra, von der Thronfolge auszuschließen. Ueber seine Absichten in Bezug auf die nächste Zukunft Frankreichs ist vielfach gestritten worden. Die Einen haben behauptet, die Vereinigung des größten Theiles des europäischen Continents unter den beiden Linien des Hauses Oesterreich sei sein Plan gewesen und er habe durch die Ligue sich zum Herrn von Frankreich machen wollen, Andere, daß er eine Theilung des Königreiches in mehre einzelne Staaten, nach Art Deutschlands und Italiens gewollt, die er dann unter seine Leitung genommen hätte. Was auch seine weitern Absichten gewesen, für den Augenblick und während des Lebens Heinrich's III., arbeitete er nur darauf hin, die Partei der Hugenotten in Frankreich niederzuhalten und den König von Navarra von der Krone auszuschließen. Wahrscheinlich hatte er keine bestimmte Meinung über die Thronfolge im voraus gefaßt, sondern war geneigt, sich dabei von den Umständen leiten zu lassen, und nur über die Ausschließung des bourbonischen Stammes entschieden. — — Die Verbindung mit den Guisen war Philipp II. außerdem zur Verfolgung seiner Plane gegen England wichtig gewesen. Er begriff, daß, sowie Frankreich durch seine Lage und Macht zum Schwerpunkte des katholischen Systems in Europa bestimmt war, England durch die

Vortheile seiner natürlichen Isolirung, so lange es protestantisch blieb, dieser Partei zum Bollwerk und Vereinigungspunkte dienen möchte, die von dort aus immer im Stande sein würde, die katholischen Mächte zu beunruhigen. Der skandinavische Norden übte damals noch keinen Einfluß auf das übrige Europa aus und die deutschen Protestanten hatten genug zu thun, sich gegen ihr katholisches Oberhaupt, den Kaiser und dessen Anhänger, zu wehren. Sie schickten ihren Glaubensgenossen in Frankreich zwar mehrmals Hülfe, diese ward aber fast immer mit englischem Gelde bezahlt. England war damals der Eckstein des protestantischen Gebäudes in Europa. Maria Stuart, in den Augen der Katholiken die rechtmäßige Königin von England, war gefangen und in den Händen Elisabeth's. Der Plan, auf dessen Gelingen sich die Aufmerksamkeit der ganzen katholischen Welt richtete, war die Ermordung Elisabeth's, die Befreiung und Thronbesteigung ihrer Rivalin und die Wiedervereinigung Englands mit dem katholischen System. Maria Stuart war die nahe Verwandte der Guisen und alle Anschläge auf Elisabeth's Thron und Leben gingen durch die Hände der letztern, denn Philipp II. hätte hierzu unmittelbar selbst keine Gelegenheit gefunden. Diese Stellung der lothringischen Prinzen, welche die Verbindung zwischen Rom, Spanien und den exaltirten Katholiken in Frankreich und England bildeten, machte sie den Hugenotten so gefährlich und gab ihnen in den Augen Philipp's II., der damals weit mehr als der Papst das Haupt der katholischen Welt war, eine so große Wichtigkeit. Die Schwäche Heinrich's III., die Thätigkeit der Ligue gewährten dem Könige von Spanien die Hoffnung auf eine gänzliche Besiegung des Protestantismus in Frankreich und erlaubten ihm seine Aufmerksamkeit auf England zu richten, von wo aus die deutschen und niederländischen Protestanten Rath und Hülfe empfingen. Wenn England für den Katholicismus wiedergewonnen war, fiel Holland von selbst, die protestantischen Stände Deutschlands waren außer Stand gesetzt, zu irgend einem Angriff gegen die katholischen Mächte zu schreiten, und die beiden Linien des Hauses Oesterreich fanden Gelegenheit, sie zu schwächen, zu entmuthigen und endlich zu unterwerfen. Die protestantischen Schweizer, von lauter katholischen Staaten umgeben, mußten dann von selbst erliegen, und der Gedanke Philipp's II., den er sein ganzes Leben verfolgte, die Wiederherstellung der religiösen Einheit in Europa, wäre dann so gut wie vollendet gewesen. Der Geist der unumschränkten Monarchie, der seit dem funfzehnten Jahrhundert überall im Fortschreiten gewesen, verbunden mit den Erfahrungen,

welche die Hierarchie in ihrem Kampfe gegen die Reformation gemacht, hätte dann in ganz Europa dasselbe System des politischen und religiösen Despotismus, und diesmal mit mehr Festigkeit und Folgerichtigkeit, geltend gemacht. Die geistliche und weltliche Macht würde, durch die Gefahr, die sie durch den von dem Protestantismus erweckten Geist der Freiheit gelaufen, über ihre gegenseitigen Interessen aufgeklärt, nicht mehr, wie so oft im Mittelalter, mit einander in Kampf gerathen sein, sondern hätten, jede ihren Theil an der Herrschaft der Welt bewahrend, sich gegenseitig unterstützt und getragen. Das Haus Oesterreich, den Westen und Süden und einen großen Theil des Ostens umfassend, hätte dann entweder auf die Throne von Frankreich und England Fürsten seines Stammes gesetzt, oder, wäre dies nicht geschehen, die einheimischen Regenten in Abhängigkeit von sich erhalten und der Gedanke einer allgemeinen Monarchie, dem Karl der Große und Karl V. nachgestrebt, wäre, unter etwas andern Formen, verwirklicht worden. Die Mächte zweiten Ranges, wie die deutschen Fürsten, Venedig, die Schweiz u. s. w., die in der Geschichte eine so lebendige Rolle gespielt, wären entweder verschwunden oder hätten sich nicht mehr frei bewegen können und Alles wäre in die umfassende aber todte Einheit des theokratischen und monarchischen Despotismus gefallen. Eine nothwendige Bedingung desselben war aber die Ausrottung des Protestantismus und damit die Unterwerfung Englands, seines Bollwerkes. Die beiden großen Parteien in Europa, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, die Katholiken und Protestanten, denn man kann im Allgemeinen in jener Zeit nicht von Ständen, Staaten und Nationen sprechen, denn Alles gruppirt sich um die beiden streitenden religiösen Principien, hielten deshalb in jenem Augenblicke ihre Augen weniger auf Frankreich als auf England geheftet, denn die Hugenotten zählten im Verhältnisse zu der Macht des protestantischen Englands wenig und der Ausgang des großen Streites schien von dem Schicksale der beiden Frauen abzuhängen, die in jener Insel durch die Umstände eine so große Bedeutung bekommen hatten. Fiel Elisabeth, deren Ermordung so oft unternommen worden, und stieg Maria Stuart, wie dies in diesem Falle unzweifelhaft geschehen wäre, auf den Thron, so war der Sieg des Katholicismus, denn die Mehrheit der Engländer hing damals noch dem alten Glauben an, und die Nation war seit Heinrich VIII. gewohnt, der Religion ihrer Fürsten zu folgen, entschieden. Während Maria Stuart's Leben erneuerten sich die Anschläge gegen Elisabeth unaufhörlich und ein endliches Gelingen derselben war wahrscheinlich.

In diesem entscheidenden Augenblicke brachte Elisabeth ihre Rivalin, nach ihrer Meinung nur ihrer eigenen Sicherheit, in der That aber der ihrer ganzen Partei, zum Opfer dar. Die Erhaltung Elisabeth's, ihre lange Regierung und die Befestigung des Protestantismus in England, die ohne diese Königin nicht möglich gewesen, war der Felsen, an dem Philipp's II. Plane scheiterten, dessen System von jetzt an nicht mehr allgemein werden, sondern nur den Süden Europas umfassen konnte.

Die nächste Folge des Todes Maria Stuart's war die größere Freiheit, welche Elisabeth auf dem Continent dem spanischen Einflusse entgegenzuarbeiten erwarb. Die Bildung des deutschen Heeres, das, mit ihrem Gelde geworben, den Hugenotten zu Hülfe kommen sollte, wurde jetzt rasch betrieben und die Nachricht von seiner Annäherung erregte in der katholischen Partei die lebhaftesten Besorgnisse. Da der Versuch der Königin Mutter, den König von Navarra zu sich hinüberzuziehen, vergeblich gewesen, so war Heinrich III. genöthigt, sich wieder den Guisen anzuschließen. Sein geheimer Wunsch war, die Hugenotten und die Ligue sich durch gegenseitige Kämpfe aufreiben zu sehen, er ward aber genöthigt, der Bewegung seiner Partei zu folgen. Die Herzöge von Guise und Mayenne wurden von ihm mit einem Heere abgeschickt, die Ostgrenze Frankreichs gegen den Einfall der Deutschen zu vertheidigen, oder, wenn dies nicht möglich wäre, sie auf ihrem Zuge zu beunruhigen. Sein Günstling Joyeuse sollte, nach der Loire vorrückend, den König von Navarra verhindern, dem deutschen Heere entgegenzuziehen. Er selbst versprach, sich an die Spitze eines dritten Corps zu stellen, um mit ihm die lothringischen Prinzen zu unterstützen. Man glaubte jedoch, daß diese Erklärung nicht aufrichtig gemeint sei und daß der König im Stillen hoffte, die Guisen von dem deutschen Heere aufgerieben zu sehen. Seitdem die Unterhandlungen mit dem Könige von Navarra abgebrochen worden, hatten die Hugenotten im Süden einige Vortheile davongetragen, sich aber vor dem Herzoge von Joyeuse, da sie zu schwach waren, ihm im offnen Felde zu widerstehen, in ihre Städte und festen Platze zurückziehen müssen. Joyeuse, dessen Gunst bei Heinrich III. durch den Herzog von Epernon untergraben worden und dessen wilde Grausamkeit die Hugenotten mehr reizte als schreckte, war an den Hof zurückgekehrt, um seinem Nebenbuhler entgegenzuarbeiten und Verstärkung zu erhalten. Dieser Zwischenraum war von dem Könige von Navarra und den großen protestantischen Herren des Westens und Südens, ihre Anhänger zu bewaffnen und sich zu einem kräftigen Widerstande zu rüsten, ange-

wandt worden. Navarra hatte den Plan gefaßt, mit seiner ganzen versammelten Macht zu dem deutschen Heere, das in Frankreich einbrechen sollte, zu stoßen. Der kürzeste Weg, sich mit diesem zu vereinigen, ging durch das Herz des Königreiches. Die Hugenotten aber, an Zahl zu schwach, um sich in Gegenden zu wagen, wo ihre Feinde eine so große Uebermacht besaßen, wurden genöthigt, sich nach dem Süden, dem Schwerpunkte ihrer Partei, zurückzuziehen. Sie beschlossen, die Dordogne herauf nach den Quellen der Loire zu ziehen, sich auf diesem Zuge mit allen ihren Anhängern zu vereinigen und so auf einem längern, aber sichern Wege dem deutschen Heere entgegenzugehen. Der Herzog von Joyeuse, der ihre Bewegungen beobachtete, zog ihnen zur Seite und es kam endlich bei Coutras (1587) zu einer Schlacht, in welcher die Katholiken gänzlich geschlagen, Joyeuse getödtet und viele der besten katholischen Anführer gefangen wurden. Mehr als ein Dritttheil des königlichen Heeres war auf dem Kampfplatze geblieben. In andern Zeiten sind mit größern Massen entschiedenere Schlachten geliefert, aber nie ist mit größerm Muthe und blutigerer Erbitterung als in den französischen Religionskriegen gefochten worden. Der König von Navarra hatte in dieser Schlacht die glänzendsten Beweise von Einsicht und Tapferkeit dargelegt und fing an für den größten Kriegsmann seiner Zeit gehalten zu werden. — Dieser Kampf blieb ohne entscheidende Folgen. Die Hugenotten waren zu schwach, um ihren Sieg benutzen zu können. Ihr Heer, aus lauter Freiwilligen, dem Adel und seinen Vasallen bestehend, zerstreute sich großentheils in seine Heimath und Navarra ergab sich von Neuem seinen Vergnügungen und Liebeshändeln. Er legte die bei Coutras eroberten Fahnen seiner damaligen Geliebten, Corisande de Guiche, zu Füßen. Der Leichtsinn, den er in einem so wichtigen Augenblicke bewies, denn anstatt seine Kriegsmacht so viel als möglich zusammenzuhalten, war er einer der ersten, dieselbe zu verlassen, erregte in seiner Partei große Unzufriedenheit, war aber eine der unheilbaren Schwächen dieses sonst so kräftigen und entschlossenen Charakters.

Alle Augen waren jetzt auf das deutsche Heer gerichtet, das im Elsaß versammelt worden und zu dessen Errichtung die meisten protestantischen Staaten beigetragen hatten. Dasselbe war beinahe vierzigtausend Mann stark, darunter viele Schweizer, die immer noch das beste Fußvolk in Europa bildeten. Ein Dritttheil des Heeres bestand aus Reiterei, eine für die Zeit große Streitmacht. Die Gefahr, mit der dessen Einrücken die Katholiken in Frankreich bedrohte, setzte die Ligue in Bewegung und die Guisen benutzten das ohne-

dies immer steigende Mißtrauen dieses Bundes gegen Heinrich III., ihn eines geheimen Einverständnisses mit den einheimischen und fremden Protestanten anzuklagen. Die Ligue beschloß die Bildung eines Heeres, dessen Führer und Befehlshaber von den Städten ernannt werden sollten, und erklärte, daß, wenn der König einen wahrhaft katholischen Feldherrn an seine Spitze stellen wolle, sie sich hierüber mit ihm vereinigen wolle, sonst aber ohne seine Zustimmung handeln würde. Dieses Heer sollte bei Lebzeiten Heinrich's III. nichts gegen ihn unternehmen, nach seinem ohne Kinder erfolgten Tode aber die Zusammenberufung der Reichsstände, die Wahl eines rechtmäßigen Nachfolgers und die Erneuerung der alten Grundsätze des Königreiches, worunter man vor allen Dingen die ausschließende Herrschaft des Katholicismus verstand, beschützen. Als Nachfolger des Königs ward, wie schon früher, der Cardinal von Bourbon bezeichnet. Alle größern Städte des französischen Nordens traten jetzt in einen engern Bund und von dieser Zeit an war es, daß dieses städtische Element in der Ligue ihr, ungeachtet des Einflusses der Guisen und anderer Großen, einen gewissen demokratischen Charakter verlieh, der häufig an das Walten und die Ansprüche der freien Gemeinden des Mittelalters erinnert. — Ein Ausschuß der pariser Bürgerschaft, der Rath der Sechszehn, nach der Zahl der städtischen Bezirke genannt, setzte sich mit den übrigen Städten in Verbindung, empfahl ihnen die Errichtung einer ähnlichen municipalen Organisation und stellte als leitenden Grundsatz die Verleihung des militairischen Oberbefehls an die Guisen, die Verwaltung der Justiz und der Finanzen durch die Ausschüsse und die Entfernung des Königs von Navarra von der Thronfolge fest. Der Anspruch der zur Ligue gehörigen Städte, die innere Administration, vom Könige und der Regierung unabhängig, an sich zu nehmen, beweist, wie sehr der eigentliche Bürgerstand in Frankreich schon damals seine Stärke zu fühlen anfing. Aber der isolirte und fanatische Zweck seines damaligen Strebens und der noch vorherrschende kriegerische Geist der Epoche selbst machte es ihm jedoch unmöglich, sich dauernd von der Leitung der Großen und der Geistlichkeit zu befreien. Die Entfernung, in welcher damals noch das Landvolk, d. h. die Masse der Nation von den Städten stand, hätte es ihnen unmöglich gemacht, ihre municipale Unabhängigkeit zu einer wahrhaft nationalen, alle Stände umfassenden Freiheit zu erweitern, auch wenn sie dieses Gedankens überhaupt fähig gewesen wären. Manches jedoch in ihrem Walten beweist, daß es ihnen nicht an allem politischen Sinne fehlte. Sie hoben die Bedeutung der Reichsstände hervor und ver-

langten mehrmals deren Zusammenberufung, und erklärten, ihres Hasses gegen den protestantischen Thronerben ungeachtet, daß sie sich lieber den größten Gefahren aussetzen, als in eine Zerstückelung des Reiches, die bei dem Tode Heinrich's III. und den Planen Philipp's II. und der Guisen gefürchtet werden konnte, einwilligen würden.

Das große deutsche Heer, zu dessen Befehlshaber anfänglich der Pfalzgraf Johann Casimir bestimmt gewesen, rückte endlich unter einem tapfern, aber nicht sehr fähigen Führer, einem Baron von Dohna, in Lothringen ein. Der Herzog von Guise suchte vergebens Widerstand zu leisten. Sein Muth und seine Thätigkeit verhinderten die Deutschen in die Champagne einzubrechen. Dohna sollte sich nach Oberburgund wenden und die hugenottische Streitmacht ihm bis dahin entgegenkommen. Die Schwierigkeit, ein aus lauter Söldnern zusammengesetztes Kriegsvolk in fremdem Lande in Ordnung zu halten, die Wachsamkeit und Kühnheit des Herzogs von Guise, die Uneinigkeit unter den Hugenotten, die nach keinem gemeinsamen Plane handelten, der Mangel an Verbindung zwischen den deutschen und französischen Protestanten, zwischen denen überall eine ihnen äußerst feindliche Bevölkerung sich erhob, und, wie man geglaubt hat, die Treulosigkeit von Dohna's französischen Rathgebern und Dolmetschern, die heimlich von der Ligue gewonnen waren, alle diese Umstände zusammen bewirkten, daß jene große Expedition, auf welche so kühne Hoffnungen gebaut worden, gänzlich scheiterte. Der Herzog und die übrigen lothringischen Prinzen unter seiner Leitung entwickelten eine außerordentliche Kraft und Thätigkeit. Die Uneinigkeit zwischen den deutschen Befehlshabern und ihren französischen Bundesgenossen mit allen ihren Folgen, der Mangel an Lebensmitteln und Geld, die Unkenntniß Dohna's über das Terrain, auf dem er zog, die Abwesenheit des Königs von Navarra, dessen Ansehen und Fähigkeit allein im Stande gewesen wäre, in dieses Chaos Ordnung und Einheit zu bringen, zwangen zuerst die Schweizer und dann auch die Deutschen, nach großen Verlusten, die sie erlitten, mit Heinrich III. einen Vertrag abzuschließen, vermöge dessen sie Frankreich zu räumen versprachen. Man hat behauptet, daß es von dem Könige abgehangen, das fremde Heer bis auf den letzten Mann zu vernichten, daß er es aber nicht gewollt, um die Macht der Guisen nicht noch zu vermehren. Der Herzog dieses Namens kehrte sich an die von Heinrich III. abgeschlossene Convention nicht und verfolgte die Deutschen bis an die Grenze. Die Ligue in Paris und besonders ihre Prediger erhoben

ihn bis zum Himmel und stellten zwischen seinem und des Königs Verhalten während dieses ganzen Krieges die für letztern nachtheiligsten und demüthigendsten Vergleichungen an. Heinrich III. hatte in der That bei einem sein Reich so bedrohenden Einfalle seinem alten kriegerischen Rufe wenig entsprochen. Aber er hatte auch für seine Person und Krone weniger von diesen Fremden als von einem Theile seiner Unterthanen zu fürchten gehabt.

Der Herzog von Guise hatte nach der Capitulation des deutschen Heeres von Heinrich III. den Befehl erhalten, sich nach Soissons zu begeben, indem sein Erscheinen in Paris den aufrührerischen Geist der Einwohner zu irgend einem verwegenen Unternehmen hinreißen konnte, und es war gegen den Willen des Königs gewesen, daß er den abziehenden Feind bis in die Grafschaft Mümpelgard verfolgt hatte. Er begab sich jetzt nach Nancy zu seinem Vetter, dem Herzoge von Lothringen, wo die übrigen Prinzen dieses Hauses und die einflußreichsten Führer der Ligue zusammentrafen. Diese benutzten den Ruhm des Herzogs, der durch die Niederlage der großen protestantischen Expedition auf seinen Gipfel gestiegen, die Begeisterung des katholischen Volkes für ihn und seine feindselige Stimmung gegen den König, diesen zu einem neuen Vergleiche zu zwingen, der die Macht der Ligue noch vergrößern und sie vollkommen an die Spitze des Landes stellen sollte. Die vornehmsten bei dieser Zusammenkunft in Nancy gefaßten Beschlüsse, die Heinrich III. zur Bestätigung, vorgelegt werden sollten, waren folgende: die Publikation der Dekrete des tridentinischen Conciliums, die Einführung der Inquisition in allen großen Städten, mit der ausdrücklichen Bestimmung, zu ihren Officialen nur Fremde zu nehmen, um dadurch den Einfluß Spaniens auf dieses Institut zu vermehren, die Einräumung neuer Sicherheitsplätze, das Recht der Geistlichkeit, ihre veräußerten Güter gegen Zurückgabe des Kaufschillings wieder zu erwerben, die Bildung eines katholischen Heeres in Lothringen und die Confiscation des Vermögens aller Hugenotten. Zuletzt sollte Heinrich III. sich anheischig machen, keinen protestantischen Gefangenen, sobald er nicht zur katholischen Kirche zurückzukehren, sein gesammtes Vermögen abzutreten und drei Jahre lang gegen seine alten Glaubensgenossen die Waffen zu tragen verspräche, zu begnadigen. Diese Forderungen, die der zunehmende Fanatismus der Ligue und der Plan des Herzogs von Guise, die Katholiken immer enger an sich zu fesseln, eingegeben, wurden von Heinrich III. nicht geradezu verworfen, aber auch nicht unmittelbar angenommen. Er hatte Guise's

Absichten längst durchschaut und suchte vor allen Dingen zur Fassung eines Entschlusses gegen ihn Zeit und Gelegenheit zu gewinnen.

Während der Unthätigkeit und Rathlosigkeit Heinrich's III. verstärkte und organisirte sich die Ligue besonders in ihrem Mittelpunkte, Paris, und verstand es durch öffentliche und heimliche Gerüchte, Predigten und Druckschriften den König immer gehässiger und verächtlicher zu machen. Seine heimlichen Laster und selbst sein übertriebener Andachtseifer, der ihn unter andern Umständen empfohlen hätte, jetzt aber für Heuchelei galt, dienten dazu, ihn bei der Menge in ein immer übleres Licht zu stellen. Wie kühn und drohend die Angriffe auf ihn wurden, kann aus den Reden der verwittweten Herzogin von Montpensier, einer Schwester der Guisen, entnommen werden, die bei vielen Gelegenheiten eine an ihrem Gürtel hängende Scheere mit der Erklärung zeigte, daß sie dazu bestimmt sei, Heinrich von Valois, wie die Ligue den König nannte, die Tonsur zu geben. „Er trägt schon zwei Kronen, die von Frankreich und Polen," sagte sie, „es fehlt ihm nur noch die des Mönches, und diese wird nicht lange auf sich warten lassen!" — Der Rath der Sechszehn konnte dreißigtausend Bürger unter die Waffen stellen. Die Befehlshaber dieser Miliz gehörten zu Guise's eifrigsten Anhängern. Sein Bruder, der Herzog von Aumale, legte sich mit einem Corps Reiterei in die der Stadt nahen Dörfer. Guise schien nicht gerade feindliche Absichten auf Heinrich's III. Leben zu hegen, sondern wollte ihn nur um alle Macht bringen. Die „Sechszehn" aber, die ihre eben erst erworbene Bedeutung mit einer Art von Schwindel erfüllte und in denen ein religiöser und politischer Fanatismus sich vereinigte, ergriffen und verwarfen verschiedene Plane, den König, wenn er von einem seiner Schlösser nach der Hauptstadt zurückkehrte, zu überfallen, in ein Kloster zu sperren oder auch ermorden zu lassen. Heinrich III., von den Absichten seiner Feinde unterrichtet, entschloß sich endlich zum Widerstande, beschleunigte aber hierdurch nur den Ausbruch der gegen ihn seit so langer Zeit vorbereiteten Krise. Er gab einer in seinem Dienst stehenden Abtheilung Schweizer, viertausend Mann stark, Befehl, in die Hauptstadt einzurücken, und verbot dem Herzog von Guise, der sich in Soissons befand, nach Paris zu kommen. Dieser erschien hier aber plötzlich unter dem Vorwande, sich gegen die Verläumdungen seiner Feinde rechtfertigen zu wollen. Das Volk empfing ihn mit unermeßlichem Jubel wie einen Retter und Befreier. Heinrich III. schien einen Augenblick lang geneigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen, ward aber durch die Furcht vor dem Volke

daran gehindert. Guise befahl den Sechszehn ihre Anhänger zu bewaffnen und beim ersten Signal bereit zu sein. Der König traf ebenfalls Zurüstungen und wollte vor allen Dingen die Fremden und Verdächtigen, die zu der lothringischen Partei gehörten, entfernt wissen. Da dieser Plan nicht zur Ausführung gebracht worden, so befahl er endlich seiner Garde und den Schweizern in die Stadt einzurücken. Er selbst ging ihnen bei Tagesanbruch (12. Mai 1588) entgegen. Diese fanden bei ihrem Einzuge anfangs keinen Widerstand, kaum aber waren sie in das Innere der Stadt gekommen, als das Volk sich auf allen Seiten erhob und das Kriegsvolk sich zu ergeben zwang. Heinrich III., für sein Leben, wenigstens für seine Freiheit fürchtend, täuschte den Herzog von Guise durch Unterhandlungen, die von seiner Mutter, Katharina von Medicis, die hierbei die letzte öffentliche Probe ihrer politischen Thätigkeit gab, geleitet wurden, und verließ, von einem kleinen Gefolge begleitet, heimlich seine Hauptstadt, die er nicht mehr betreten sollte. Seine Leibwache und die Schweizer, die auf Guise's Befehl frei gelassen, folgten ihm nach Chartres, wohin er sich begeben hatte. Die Bastille und das Schloß von Vincennes ergaben sich dem pariser Volke oder seinen Repräsentanten, den Sechszehn. Diese begannen jetzt die Verwaltung der Hauptstadt in ihrem eigenen Namen zu führen und mit der Autorität des Königs offen zu brechen.

Das unerwartete Ereigniß dieses zwölften Mai, von den vom Volke in der Eile in den Straßen aufgeworfenen Vertheidigungswerken „la journée de barricades" genannt, die Besiegung des erlesensten Theiles der königlichen Kriegsmacht von den Handwerkern und Tagelöhnern der Hauptstadt, hatte beide Parteien überrascht. Der Herzog von Guise hatte zwar seit langer Zeit die Gunst des pariser Volkes zu gewinnen gewußt, dasselbe indessen ohne Zweifel keiner so raschen und entscheidenden Schilderhebung für fähig gehalten. Paris war ihm als Hauptstadt, als Sitz der großen Reichskörper wichtig, er wußte, daß die Stimmung seiner Bevölkerung, obgleich noch nicht das ganze Land beherrschend, auf dasselbe schon längst von großem Einflusse war, aber schwerlich hatte er als ein Feldherr des sechszehnten Jahrhunderts einen Sieg des Volkes über eine regelmäßige Kriegsmacht für möglich gehalten. Heinrich III., im Einzelnen fein und verschlagen, im Ganzen aber ohne Voraussicht und Urtheil, und wenn auch nicht an die Ausübung, aber an die Idee einer ihm zustehenden unumschränkten Gewalt gewöhnt, kannte zwar die Abneigung, welche die Mehrheit der Bürger seiner Hauptstadt gegen ihn hegte, und war von den Planen der Sechs-

zehn gegen ihn unterrichtet, hatte aber nie an einen offnen Widerstand und Angriff des Volkes selbst, ohne fremde Unterstützung, und noch weniger an einen Sieg desselben geglaubt. Er hatte einen möglichen Kampf mit der Ligue, wie den gegen die Hugenotten, d. h. als einen Streit mit der bewaffneten Macht dieser Partei betrachtet, aber das pariser Volk selbst war ihm immer als eine unkriegerische Menge erschienen, dazu bestimmt, Geld zum Kriege herzugeben, aber nicht, ihn selbst zu beginnen. Der Tag der Barrikaden hatte den König wie den Herzog ohne einen festen Plan für die nächste Zukunft gefunden. Der Eine schien für den Augenblick an keinen weitern Widerstand, der Andere an keine Verfolgung seines Sieges zu denken und beide neigten sich zu Unterhandlungen hin. — Die erste Concession, die Heinrich III. gewährte, war das Versprechen, die Reichsstände im Laufe des Sommers zu versammeln. Bald darauf aber wurde er zur Publicirung eines neuen Edikts (l'édit d'union genannt) gezwungen, in welchem er die Ligue als zur Vertheidigung des katholischen Glaubens eingegangen, anerkannte und eine vollständige Amnestie verkündigte. Alle früher gegen die Hugenotten erlassenen Gesetze wurden ausdrücklich wiederholt und bestätigt. Die Häupter der Ligue erhielten neue Sicherheiten, wurden in ihren Statthalterschaften bestätigt und die aus den Barrikaden hervorgegangenen Autoritäten der pariser Gemeinde in dem Besitze ihrer Stellen gelassen. Bald darauf ward der Herzog von Guise zum Generallieutenant des Königreiches ernannt. Diese Nachgiebigkeit des Königs gegen die Ligue und ihre anerkannten Führer, die Guisen, war jedoch, wie schon gleichzeitige Beobachter bemerkten, nicht sowohl ein Werk der Schwäche und Feigheit, als ein Plan der Verstellung und Rache. Er wollte seine Feinde durch seine Geduld einschläfern, sie in seine Nähe ziehen und dann einen entscheidenden Schlag gegen sie führen. Außer dem Heinrich III. eigenen Hange zu List und Verstellung, der an ihm bei jeder Gelegenheit hervortrat, wurde er außerdem noch durch die großen Zurüstungen Philipp's II., England anzugreifen, in diesem Augenblicke zur äußersten Nachgiebigkeit veranlaßt. Er kannte die Verbindungen dieses Königs mit der Ligue und fürchtete, daß ein Theil der Flotte auf ihrem Wege an der französischen Küste landen und den Guisen eine momentane, aber entscheidende Hülfe gewähren konnte. Wollte Guise die Entthronung des Königs, so war dies nur durch Philipp's II. Beistand möglich, der in diesem Falle aber wahrscheinlich über die französische Krone zu Gunsten seines eigenen Hauses und nicht zu dem der lothringischen Prinzen verfügt haben würde. Die Niederlage der großen

spanischen Expedition oder der unüberwindlichen Armada (1588) war für Heinrich III. das glücklichste Ereigniß, das ihm begegnen konnte. Die Eroberung Englands hätte den spanischen Monarchen zum Schiedsrichter Frankreichs gemacht. — Während dieser Zeit ward der Krieg gegen die Hugenotten im Süden von der Ligue, die, seitdem der König sie anerkannt und sich mit ihr vereinigt hatte, die eigentliche Macht im Staate geworden, mit geringem Erfolge geführt, denn ihre Häupter, die Guisen, hatten ihr Auge fortwährend auf den Norden, die Hauptstadt und den König gerichtet, und die Partei der „Politiker," an deren Spitze Montmorency stand, hatte sich, da sie von der Ligue ebenso sehr wie die Hugenotten gehaßt wurde, mit diesen vereinigt. Heinrich III. spielte die von ihm seit den letzten Ereignissen angenommene Rolle mit großer Feinheit und Selbstüberwindung fort und zeigte den Guisen so großes Vertrauen, so offne Freundschaft, daß diese und ihre Verbündeten an eine wirkliche Versöhnung mit dem Könige zu glauben anfingen. Sie hielten dafür, daß dieser im Gefühle seiner Schwäche und aus Verzweiflung sich selbst aufgegeben und sich seinen Feinden aufrichtig zugewandt habe. Heinrich III. sann aber auf Mittel, die Guisen in eine solche Stellung zu bringen, daß er sich ihrer, ohne Gefahr für sich, entledigen könne. In seinem Thun, seinen Worten, in seiner ganzen Art zu sein, brach nichts von dem Plane hervor, den er hegte, und er verhüllte sich so gut, daß selbst seine Mutter auf das ausschließende Vertrauen eifersüchtig wurde, das er damals seinen Feinden bewies.

Die Reichsstände, die, so wie früher oft von den Hugenotten, jetzt von der Ligue als das einzige Mittel zur Schlichtung aller bestehenden Verwickelungen und Streitigkeiten angerufen worden, traten in Blois im September (1588) zusammen. Die Hugenotten, die in den letzten Edikten des Königs für vollkommen rechtlos erklärt worden, hatten sich von den Wahlen fern gehalten. Der Kampf war nur zwischen der Ligue und den Politikern geführt worden. Der Rath der „Sechszehn" in Paris hatte in alle Provinzen ein Rundschreiben geschickt, welches die Artikel enthielt, die der Berathung der Reichsstände vorgelegt werden sollten. Diese waren: die Vollziehung der Dekrete des Concils von Trident, das Bekenntniß des katholischen Glaubens als Bedingung zur Gelangung zur Krone oder Behauptung derselben, das Recht der Stände, über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Bestätigung aller königlichen Verordnungen durch dieselben, die Prüfung und mögliche Verwerfung der von der Krone ertheilten Würden, Aemter und Gna-

den und endlich die Errichtung einer Kammer in jeder Provinz zur Vertheidigung der Rechte des Volkes, Abstellung der Mißbräuche und Beaufsichtigung der Beamten des Königs. Die Wahlen waren in dem Sinne dieser Forderungen ausgefallen. Heinrich III., der gehofft hatte, in diesem Reichstage eine Stütze gegen die Guisen zu finden, wurde gleich bei dem Zusammentreten desselben gewahr, wie sehr er sich geirrt hatte. Der Cardinal von Guise wurde zum Sprecher der Geistlichkeit, der Graf Cosse-Brissac, der am Tage der Barrikaden das Volk zum Kampfe gegen das königliche Kriegsvolk geführt, zu dem des Adels, und Chapelle-Manteau, einer von den Sechszehn, zu dem des Tiers-etat erwählt. Das allgemeine Mißtrauen gegen den König und die Verachtung, in die er gesunken, hatten in der Versammlung das Verlangen rege gemacht, ihren Beschlüssen Gesetzeskraft, auch ohne die königliche Bestätigung, zu ertheilen, ein Anspruch, den schon die ersten Stände in Blois zwölf Jahre vorher geäußert und der damals von dem Hofe nur mit Mühe zurückgewiesen worden war. Dieser Reichstag zählte, wie schon mehre frühere, wenige berühmte Namen. Die meisten Großen waren nicht als Mitglieder des Adels, sondern als Inhaber von Aemtern und Würden erschienen und umgaben den Thron, anstatt in den Reihen ihrer Standesgenossen zu sitzen. Diese Versammlung, obgleich dem Könige entgegen, war doch noch mehr von einem religiösen als politischen Fanatismus erfüllt. Der Wunsch, die Hugenotten ausgerottet zu wissen, herrschte in den Reden der Abgeordneten aller Stände vor. Der Haß gegen den König von Navarra äußerte sich in den lebhaftesten Ausfällen. Obgleich Heinrich III. den Leidenschaften des Reichstages mit einer an einem Könige vorher nie gesehenen Willfährigkeit schmeichelte und seine persönliche Gewandtheit, seine Rednergabe und alle Mittel, die er besaß, denselben im Ganzen und Einzelnen zu gewinnen, anwandte, so bemerkte er dennoch, daß die Mehrheit von einer ihm feindlichen Gesinnung beseelt war. Die Stände verlangten mit Hartnäckigkeit die Herabsetzung der bestehenden Abgaben, klagten den König der Verschwendung, seine Räthe der Veruntreuung an und gingen auf keinen seiner Vorschläge ein. Bei der Unmöglichkeit, sich zu vergleichen, waren die Abgeordneten entschlossen, sich aus eigener Macht aufzulösen, eine Drohung, die verwundern kann, da sie sich dadurch alles Einflusses begeben und dem Könige freie Hand gelassen hätten. Dieser aber befand sich in einer so übeln Lage, die Unordnung in den Finanzen war so groß, die Unzufriedenheit so allgemein verbreitet, das Land so sehr von Parteien zerrissen, daß er von dieser

Anarchie noch mehr als von dem Widerstande des Reichstages zu fürchten hatte. Denn der König wäre nach einer Auflösung der Stände, die er zwischen sich und seine Feinde stellen wollte, den Angriffen der letztern unmittelbar ausgesetzt gewesen. Seine Nachgiebigkeit brachte endlich eine scheinbare Aussöhnung zwischen ihm und dem Reichstage hervor. Er erhielt die zur Führung des Krieges gegen die Hugenotten nöthigen Steuerbewilligungen. Die gesetzgebende Macht war jedoch in die Hände der Stände übergegangen. Das Heer befand sich unter dem Oberbefehle der Guisen und ihrer Anhänger. Die Hugenotten rüsteten sich zum Widerstande. Heinrich III. schien jetzt nur noch der königliche Name ohne irgend eine Bedeutung desselben übrig geblieben zu sein. Er war wider Willen zum Kampfe gegen die Protestanten gezwungen worden, sein Verhältniß zu Deutschland und England ward immer drohender und seine Freunde und Anhänger wurden von dem Reichstage verfolgt. In der letzten Zeit hatte er die Erniedrigung erlebt, daß ein kleiner Fürst, wie der Herzog von Savoyen, die französischen Besatzungen im Fürstenthum Saluzzo überfiel und sich eines großen Artillerieparkes bemächtigte. Der Herzog von Savoyen hoffte bei einer möglichen Theilung Frankreichs, nach dem Tode des Königs, auf die Erwerbung von Provence und Dauphiné und wollte sich durch den Besitz von Saluzzo auf diese spätere Occupation vorbereiten. Heinrich III. wälzte die Verantwortlichkeit dieser ganzen drangvollen Lage, in der er sich befand, seinen Feinden und unter ihnen vor Allen dem Herzog von Guise auf. Von seiner eigenen Unwürdigkeit und wie er großentheils selbst an dem Sinken seines Ansehens und dem Verfalle des Reiches schuld sei, schien er keine Ahnung zu haben. Er hielt sich für den unumschränkten Gebieter seines Volkes, das er sich als zur Befriedigung seiner Genüsse eigens geschaffen dachte, und schrieb, nach Art aller Despoten, das Unglück, das ihn traf, auf fremde Rechnung. Er glaubte die Stände von der Ligue irre geleitet und traute ihnen keine selbstständige Kraft und Gesinnung zu. Er hoffte durch die Vernichtung der Guisen jeden Widerstand zu brechen und sich von der Last, die ihn zu Boden drückte, auf einmal zu befreien. Er beschloß demnach, einen wahrscheinlich längst gehegten, aber erst jetzt gereiften Plan zur Ausführung zu bringen. Heinrich III. haßte in dem Herzoge nicht nur das Haupt einer Partei, die ihm überall im Wege stand, nicht nur einen Vasallen, der zu groß geworden, um zu gehorchen, sondern noch mehr den Menschen, der gegen seine Laster und Gebrechen eine unbarmherzige Strenge gezeigt und ihn der Verachtung und

dem Spotte des Volkes preisgegeben hatte. Eine Menge kleiner Reibungen und Kränkungen zwischen den beiden Fürsten und ihren Umgebungen, die sonst vielleicht ohne Bedeutung geblieben wären, trieb das lange zurückgehaltene Rachegefühl des Königs zu einem gewaltsamen Ausbruche. Heinrich III. war, wie alle Großen seiner Zeit, von einer Anzahl wilder und wagehälsiger Kriegsleute umgeben, die, meist zu dem kleinen besitzlosen Adel gehörend, ihre Dienste den Fürsten verkauften und zur Begehung jedes Verbrechens bereit waren. Diese Klasse, seit den Bürgerkriegen sehr zahlreich geworden und den spätern sogenannten Banditen Italiens nur durch ihren Rang überlegen, sonst ungefähr dieselbe Art Menschen, fand sich an allen größern und kleinern Höfen vor und machte sogar einen nothwendigen Bestandtheil derselben aus. Heinrich hatte sich aus fünfundvierzig derselben eine Leibwache gebildet. Acht von ihnen ermordeten den Herzog von Guise den 23. December 1588 des Morgens in dem Vorzimmer des Königs, nachdem ihn dieser unter dem Vorwande, einer Sitzung des Staatsrathes beizuwohnen, in das Schloß gelockt hatte. Sein Bruder, der Cardinal von Guise, wurde verhaftet und am andern Morgen in einem abgelegenen Gemache des Schlosses von Blois erschossen. Die entschiedensten Anhänger der lothringischen Prinzen wurden in der Versammlung der Reichsstände selbst verhaftet. Einige entkamen und verbreiteten die Kunde dieser Unthat in den Provinzen.

Die Ermordung des Herzogs von Guise, der seit so vielen Jahren an der Spitze einer großen Partei gestanden und von dieser als ein Nebenbuhler Heinrich's III. betrachtet worden, brachte die ohnedies herrschende Gährung der Gemüther zum Ausbruche. Zum ersten Male seit der Stiftung der französischen Monarchie ward der König in seiner eigenen Hauptstadt von einem großen Theile seiner Unterthanen des Thrones für verlustig erklärt. Die Sorbonne oder die Fakultät der Theologie an der pariser Universität, die, während diese im Mittelalter so große Institution gesunken, ihr Ansehen nicht nur erhalten, sondern bedeutend vermehrt hatte und zu einer Art von oberstem geistlichen und moralischen Tribunal im Königreiche geworden, entband in einer feierlichen Sitzung die Franzosen von dem Eide der Treue gegen ihren König und erklärte, daß sie, ohne Beschwerde des Gewissens, ihn zu bekriegen das Recht hätten. Hundertundsechszig Mitglieder des Parlaments stimmten diesem Beschlusse bei, die sich weigernden wurden gefangen gesetzt, einige Zeit nachher aber frei gelassen. Die meisten großen Städte und fast alle Parlamente verließen den König, der verloren zu sein

schien. Die Reichsstände in Blois, die, ihrer Führer beraubt, sich in der Gewalt des Königs befanden, konnten nichts offen gegen ihn unternehmen, setzten aber seinen Vorschlägen und Maßregeln einen passiven Widerstand entgegen. Als sie einige Wochen nach dem Tode der beiden Guisen aufgelöst wurden, schlug sich der größte Theil von ihnen bei ihrer Rückkehr in die Provinzen zu der Ligue. Diese, die seit der letzten Katastrophe mehr den Eingebungen des Augenblickes als einem regelmäßigen Plane gefolgt, stellte sich jetzt unter die Leitung des Herzogs von Mayenne, eines Bruders der beiden ermordeten lothringischen Prinzen, der dem ihm zugedachten Schicksale durch seine Entfernung von Blois entgangen war. In einer großen Versammlung von Magistratspersonen, Geistlichen und Bürgern auf dem Stadthause in Paris ward eine oberste Behörde (conseil général d'union genannt), dessen Gewalt ganz Frankreich anerkennen sollte, niedergesetzt. Diese Autorität ernannte Mayenne zum Generallieutenant des Königreiches mit allen Prärogativen eines Souverains und gab ihm einen engern Rath, aus einigen Bischöfen, Parlamentspräsidenten und Ministern bestehend, bei, der mit der eigentlichen politischen Leitung der Ligue, die jetzt nicht mehr eine Partei im Staate, sondern dieser selbst zu sein behauptete, beauftragt wurde. Der erste Act des Conseil d'Union war die Zusammenberufung der Reichsstände für den Sommer desselben Jahres (1589) und die Erlassung eines bedeutenden Theiles der laufenden Steuern und Abgaben.

Mayenne, der in der Verwaltung der Finanzen und der Leitung der bewaffneten Macht große Thätigkeit und Geschicklichkeit entwickelte, bestätigte oder erneuerte außerdem die Statthalter in den Provinzen, von denen der größte Theil seine Befehle anerkannte. Mercoeur, ebenfalls aus dem Hause Lothringen, Statthalter der Bretagne, der Bruder der Königin von Frankreich und der gegen Heinrich III. große Verpflichtungen hatte, ging zu der Ligue über. Sein geheimer Wunsch war, bei einer Theilung des Reiches, die er nach dem Tode des Königs für wahrscheinlich hielt, in seiner Provinz für seine Familie eine unabhängige Souverainetät zu gründen. Die Normandie, Pikardie, Champagne, Burgund, Provence und Auvergne standen unter dem Einfluß der Ligue, in der Dauphiné, Languedoc, Guienne und Poitou besaß der König einen überwiegenden Einfluß und den Befehlshabern der Ligue standen die von ihm ernannten mit ihrem Kriegsvolk gegenüber. Die Protestanten, den König von Navarra an der Spitze, erklärten sich, wie natürlich, gegen den Conseil d'Union und erkannten die Regierung des Her-

zogs von Mayenne nicht an. Da, wo sie durchaus Partei ergreifen mußten, vereinigten sie sich mit den Anhängern des Königs, den gemäßigten Katholiken, den sogenannten Politikern, zur Bekämpfung der Ligue, wie sie bei mehren Gelegenheiten schon früher gethan hatten. Die Königin Mutter, Katharina von Medicis, war kurze Zeit nach der Ermordung der beiden Guisen, die ohne ihr Vorwissen vollbracht worden, gestorben. Alter und Krankheit hatten ihren Einfluß und ihre Thätigkeit in der letzten Zeit gelähmt. Sie war, ohne bedauert oder vermißt zu werden, vom Schauplatze abgetreten. Sie war dennoch die einzige Person gewesen, in deren Rath ihr Sohn, der von seiner eigenen Frau, die mit dem Herzoge von Mercoeur in geheimem Briefwechsel stand, verrathen wurde, hatte Vertrauen setzen können. Seine übrigen Umgebungen folgten nur ihrem Vortheil und waren, wenn es dieser verlangte, ihn aufzuopfern bereit. Von Hause aus ungewissen Geistes und schwankenden Sinnes, gewohnt, sich immer nach der Meinung Anderer zu entscheiden, war er nach dem verzweifelten Acte gegen die Guisen in seine gewöhnliche Trägheit zurückgesunken. Der Herzog von Epernon, sein letzter und talentvollster Günstling, hatte ihm einiges Kriegsvolk nach Blois zu Hülfe geschickt. Der Theil des pariser Parlaments und der Oberrechnungskammer (cour des comptes), der sich der Ligue nicht hatte anschließen wollen, begab sich ebenfalls zu ihm und er bildete aus diesen Trümmern der obersten Reichsbehörden in Tours, wohin er seine Residenz verlegte, einen Schatten von Regierung, der aber von keiner wirklichen Macht belebt wurde. Die Ermordung des Cardinals von Guise hatte ihn außerdem mit dem Papste entzweit, der ihn mit dem Banne bedrohte. Seine Versuche, den Herzog von Mayenne durch große Versprechungen zu sich hinüberzuziehen, waren fehlgeschlagen. Es blieb ihm in dieser gefährlichen und verlassenen Stellung nur eine Möglichkeit der Rettung übrig. Dies war eine Aussöhnung und Vereinigung mit dem Könige von Navarra, der, an der Spitze der Hugenotten und mit den gemäßigten Katholiken im Bunde stehend, allein die Mittel besaß, der Ligue eine nachdrückliche Gegenwehr entgegenzusetzen.

Heinrich von Navarra hatte die Spaltung, die durch die offne Schilderhebung der Ligue in den Reihen der französischen Katholiken entstanden, dazu benutzt, sich in den westlichen Provinzen in den Besitz einiger bedeutenden festen Plätze zu setzen. Es stand ihm in diesem Augenblicke der Gährung und des Kampfes zwischen den beiden Fraktionen der katholischen Partei, den Anhängern der Ligue und denen des Königs, die sonst gegen ihn vereint gewesen, kein

Heer gegenüber. Seine Stellung war, im Vergleiche zu frühern Zeiten sicherer und freier geworden. Die Umgebungen Heinrich's III., die es nicht heimlich mit der Ligue hielten, hatten eine Annäherung zwischen beiden Fürsten vorbereitet, und der erste Schritt dazu war in einer Zusammenkunft des Königs von Navarra mit einer natürlichen Schwester des Königs, der Gräfin von Angouleme, geschehen. Die Ermordung der beiden Guisen hatte das Mißtrauen und die Verachtung der Hugenotten gegen den persönlichen Charakter Heinrich's III. allerdings vermehrt, aber sie doch von ihren gefährlichsten Feinden befreit, und Navarra begriff, daß der König durch jene That mit der Ligue für immer gebrochen habe und daß er, unfähig durch sich selbst zu bestehen, sich den Hugenotten zuwenden müsse, denn es gab keine andere Partei, auf die er sich hätte stützen können. Der König von Navarra ließ zugleich in mehren Schriften, die von Duplessis-Mornay, dem fähigsten und treuesten seiner Rathgeber, verfaßt worden, seinen Schmerz über die langen Leiden des Landes, seine Sehnsucht nach einem festen Frieden, seine Neigung, die Bekenner der beiden Religionen auf einen politisch gleichen Fuß gestellt zu wissen, in beredten und ergreifenden Ausdrücken darstellen. Er schlug Heinrich III. einen Waffenstillstand auf fünf Monate und während dieser Zeit eine Vereinigung ihrer beiderseitigen Kriegsmacht gegen die Ligue vor, ohne an diesen Vergleich weitere religiöse oder politische Concessionen zu knüpfen. Voll Vertrauens in seine Kraft und Fähigkeit, war er der Hoffnung, daß diese sich nach dem Siege von selbst verstehen würden. Heinrich III., der nicht nur einer der schwächsten, sondern auch der treuloseste aller Menschen war, hatte gegen alle Wahrscheinlichkeit, wiederum Unterhandlungen mit Mayenne und der Ligue angeknüpft, die, wie die frühern, gescheitert waren und in denen er den König von Navarra aufzuopfern bereit gewesen. Sein eigener Günstling, Epernon, den ein gleiches Schicksal bedrohte, hatte sich deshalb in der letzten Zeit von seinem Gebieter fern gehalten. Etwas Aehnliches konnte sich jeden Augenblick wiederholen und die Anhänger des Königs von Navarra riethen ihm, sich nicht in die Hände Heinrich's III. zu geben. Diesem erschien indessen diese Gelegenheit zu einer Aussöhnung mit dem Könige das einzige Mittel, dem Throne, von dem die Ligue ihn ausschließen wollte, näher zu treten. Mit dem rechtmäßigen Fürsten im Bunde, mußte sein eigenes Erbrecht dem Volke als eine naturgemäße Thatsache erscheinen, während es, so lange er diesem feindlich gegenüberstand, in den Augen der Menge etwas Fremdartiges und Erzwungenes hatte. Er entschloß sich deshalb zu diesem Schritt

mit Verachtung aller persönlichen Gefahr und nahm die für ihn wenig günstigen Bedingungen des Vertrages von Tours, vermöge dessen er sich und sein Heer unter die Befehle des Königs zur Bekämpfung der Ligue und des Herzoges von Mayenne stellte, und dafür für sich und die Seinigen nur einen Waffenstillstand auf ein Jahr und die Aufhebung der Konfiskationen der protestantischen Güter und Besitzungen erhielt, ohne Zögern an. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Fürsten sollte diesen Vergleich besiegeln. Die Freunde Navarra's sahen derselben mit großer Besorgniß entgegen. Die Erinnerungen der Bartholomäusnacht, die Treulosigkeit des Königs ließen sie für die Freiheit ihres Gebieters zittern. Der König konnte sich bei seiner Sinnesart versucht fühlen, sich der Häupter der Hugenotten zu bemächtigen, und sie der Ligue als ein Pfand der Aussöhnung anbieten. Das Schicksal des Herzogs von Guise mußte sich in dem Geiste Navarra's mehr als einmal wie ein Schreckbild erheben. Er war aber von seinem Entschlusse nicht abzubringen. Die Zusammenkunft der beiden Fürsten, die von so großen Folgen sein sollte, fand auf einer kleinen Landzunge zwischen der Loire und Cher, in der Nähe des Schlosses Duplessis, nicht weit von Tours, statt. Beide waren, obgleich doppelt verwandt, fast immer in feindlichen Verhältnissen zu einander gestanden gewesen und hatten sich seit langer Zeit nicht gesehen. Sie schienen einer von des andern Anblick bewegt zu sein. Der König von Navarra bewies seinem Schwager die größte Ehrfurcht und ward von ihm mehr als ein Erbe und Verwandter, denn als ein Gegner und Nebenbuhler aufgenommen. Die Vereinigung der so lange getrennten Häupter des kapetingischen Hauses schien die Dauer dieser Dynastie und die Aussöhnung zwischen dem Chef der Hugenotten und dem Sieger von Jarnac und Moncontour, die Möglichkeit einer Beruhigung der beiden Parteien anzudeuten.

Die Gegenwart eines so thätigen und kühnen Kriegsmannes, wie der König von Navarra war, riß Heinrich III. aus seiner langen Trägheit und Ungewißheit heraus. Beide Könige beschlossen mit ganzer Macht auf Paris loszugehen und die Ligue in ihrer Wurzel anzugreifen, ein Entschluß, den Heinrich III. allein nie gefaßt haben würde. Die Aussöhnung der beiden Fürsten schien der gemäßigten Partei im ganzen Lande neue Stärke zu verleihen. Eine Reihe nützlicher, obgleich nicht entscheidender Erfolge begleiteten die Unternehmungen des königlichen Heeres im Westen. Zugleich war ein bedeutendes Corps Schweizer für den Dienst des Königs angeworben worden und rückte in Frankreich ein. Sobald die Kunde

hiervon nach Tours gekommen, setzten sich beide Könige gegen Paris in Bewegung. Beim Anblicke dieser wiederauflebenden Macht des Königs schien die frühere Macht der Ligue zu erschlaffen. Alle Unentschlossenen, die ihre Entscheidung von den Umständen abhängig machten, eilten dem Heere zu, an dessen Spitze sich, außer dem rechtmäßigen Könige, sein Erbe und zugleich der tapferste und fähigste Feldherr jener Zeit befand. Nach der Vereinigung mit den Schweizern lagerten sich die beiden Könige vor den Mauern von Paris. In Heinrich III. lebte mit dem Glück auch wiederum sein früherer kriegerischer Sinn auf. Aber auch sein natürlicher Hang zur Grausamkeit erwachte wieder. Er ließ bei der Einnahme der verschiedenen Städte und Plätze die meisten Vertheidiger derselben mit dem Tode bestrafen. Man erzählt, daß er, von seiner Wohnung in St. Cloud aus, die Mauern und Häuser der Hauptstadt betrachtend, ausgerufen habe: „Es wird dort bald weder Mauern noch Häuser, sondern nur Schutt und Asche geben!" — Ein allgemeiner Sturm auf Paris war für den 2. August angeordnet worden. Die Streitmacht der Ligue in der Hauptstadt war, ungeachtet der Thätigkeit des Herzogs von Mayenne, der ein tapferer und geschickter Führer war, aber nichts von der begeisternden Anziehungskraft seines ermordeten Bruders besaß, durch die Furcht vor dem königlichen Heere und die Schwierigkeit der Zufuhr, sehr vermindert worden. Es waren kaum achttausend Mann zur Vertheidigung einer so großen Stadt vorhanden. Die Geistlichkeit allein, besonders die Mönche, hielten durch ihre Predigten den Geist des Widerstandes im Volke und seinen Haß gegen den König lebendig. Sie stellten diesen als ein Ungeheuer, mit allen Lastern befleckt und zur ewigen Verdammniß bestimmt dar, und versprachen dem, der die Erde von ihm befreien würde, den Lohn des Himmels. Die Funken dieser fanatischen Beredsamkeit fielen endlich auf einen zündbaren Stoff, dessen Ausbruch ganz Frankreich erschütterte. Ein junger Dominikanermönch, Jakob Clement, begab sich nach St. Cloud, überreichte dem Könige ein Schreiben und brachte ihm, während er in dessen Lesung vertieft war, eine tödtliche Wunde bei. Der Mörder wurde von der Leibwache auf der Stelle niedergemacht. Heinrich III., der einen Augenblick lang sich mit seiner Wiederherstellung geschmeichelt hatte, verschied in der Nacht des 2. August 1589. In seinen letzten Reden hatte er, in Gegenwart seiner Großen, ausdrücklich das Erbrecht des Königs von Navarra anerkannt, aber zugleich die Hoffnung geäußert, daß dieser zum herrschenden Glauben zurückkehren werde. Sein Nach-

folger langte erst einige Stunden nach seines Schwagers und Vetters Tode in St. Cloud an.

So endigte die Dynastie der Valois, nachdem sie von Philipp VI. an zweihundertsechszig Jahre über Frankreich geherrscht hatte. Diese Zeit ist die bewegteste, reichste und für die gesammte Entwickelung und das Geschick dieser Nation entscheidendste Epoche ihrer Geschichte gewesen, so weit überhaupt letztere, in der die Generationen sich wie Wellen an Wellen drängen, getheilt werden kann. Weder früher noch später, die Revolution von 1789 ausgenommen, haben so blutige innere und äußere Kämpfe stattgefunden, sind alle Kräfte des Volkes in solcher Spannung gewesen, ist sein Dasein überhaupt auf so harte Proben gestellt worden. — Die religiöse und feudale Monarchie, die nach Ludwig dem Heiligen zu verfallen anfängt, kommt auf die Valois nur in einzelnen Trümmern. Der Lehnsadel und die Kirche erscheinen im vierzehnten Jahrhundert, nachdem Philipp der Schöne Bonifacius VIII. gemißhandelt, die Tempelherren verbrannt und den dritten Stand in die Reichsversammlungen eingeführt hat, im Vergleiche zu dem, was sie früher gewesen, als in ihren Grundfesten erschüttert. Aber die jetzt sich bildenden Verhältnisse, der Einfluß des Parlaments, die Stellung des Bürgerstandes, die Befreiung des Landmannes sind noch zu keinem Ganzen verbunden. Die alten und neuen Stände stehen sich zum Theil feindlich, zum Theil fremd gegenüber. Das Leben der Nation geräth in eine schwankende Bewegung, deren Richtung und Ziel nicht vorausgesehen werden kann. Da erhebt sich der hundertjährige Sturm der englischen Kriege, während dessen das Königthum und das Volk sich in den Drangsalen des einheimischen Herrscherstammes und der begeisterten Anhänglichkeit, die derselbe besonders in den niedern Klassen findet, einander näher zu treten und sich unmittelbar zu berühren anfangen. Die Könige dieser Epoche sind, mit Ausnahme Karl's V., der den Namen des Weisen verdiente, fast alle unbedeutend. Die Unfähigkeit Philipp's VI., Johann's, Karl's VI. und Karl's VII. sticht sonderbar von der gewaltigen Bewegung ab, in deren Mitte sie erscheinen. Dieser schwachen, leichtsinnigen oder beschränkten Fürsten ungeachtet, geht die Nation aus diesem Kampfe, in welchem es sich um ihre Existenz handelt, siegreich hervor, und es dämmert in ihr zum ersten Male eine Ahnung davon auf, daß sie dazu bestimmt ist, sich einst vollkommen selbst anzugehören. — Das Königthum, während des Streites mit den fremden Eroberern als das Panier der nationalen Unabhängigkeit betrachtet, erhebt sich am Ende der Regierung Karl's VII.

so sehr, daß es alle verlorne Provinzen im Laufe weniger Jahre wieder gewinnt und der englischen Herrschaft auf dem Kontinente für immer ein Ende macht. Von Ludwig XI., dem fähigsten und kraftvollsten der valoisschen Könige, wird die innere Ruhe und Ordnung des Landes so fest begründet, daß die Nation unter seinem Sohne sich auf die Eroberung Italiens wirft und, zum ersten Male seit den Kreuzzügen, einen entscheidenden Schritt außerhalb ihrer Grenzen thut. Der Kampf gegen die drohende Uebermacht des Hauses Oesterreich, das die Unabhängigkeit aller Völker bedroht, wird von den Franzosen, ungeachtet des Unglücks und der Planlosigkeit ihrer Könige, mit großem Eifer geführt und ist ein Verdienst, das sie sich um ganz Europa erworben haben, das unter der spanisch-österreichischen Herrschaft erstorben wäre. Der erste bedeutende Versuch, sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern und dessen Zerstückelung und politisches Sinken zu benutzen, tritt unter Heinrich II. in der Wegnahme deutscher Bisthümer hervor. — Der Protestantismus erscheint unter Franz I. und droht, wie früher, die Einfälle der Engländer die materielle, so jetzt die moralische Einheit der Nation zu brechen, und wird von ihr, unter verzweifelten Anstrengungen, zum Vortheile ihrer politischen Größe, aber zum unersetzlichen Schaden ihres sittlichen Werthes, besiegt und unterdrückt. Die Religionskriege im sechszehnten Jahrhundert haben eine noch tiefere Bedeutung als die nationalen Kämpfe gegen die Engländer im funfzehnten gehabt. Erstere sind der Anfangspunkt der ausschließend weltlichen Richtung dieses Volkes. Denn es war nicht eine glühende Begeisterung für die geheimnißvollen Lehren und Gebräuche des alten Glaubens, die einst so tief im Herzen Ludwig des Heiligen gebrannt, welche die Franzosen des sechszehnten Jahrhunderts gegen die sittliche Freiheit des Protestantismus bewaffnete, sondern ihr Streben, ihre nationale Einheit zu bewahren und in dieser keinen Riß zu dulden. Von diesem Augenblicke an, wo das Volk die äußere und historische Gestalt des Christenthums seiner innern und wahrhaften Natur vorzieht, wird in seinem ganzen Wesen ein überwiegender Hang zur Form, eine ausschließende Verstandesrichtung, eine immer größer werdende Verweltlichung, sichtbar. Heinrich IV., der, um sein Erbrecht zu behaupten, das höchste aller menschlichen Güter, das Recht der innern Freiheit und Ueberzeugung, aufgiebt und einen Glauben verläßt, für den er sein ganzes Leben lang gekämpft, ist das Symbol und erste große Zeichen dieser auf rein weltliche Interessen gerichteten Sinnesart. In ihr liegt zugleich der tiefe Bruch des französischen Genius mit dem Gefühle

des Mittelalters, das, ungeachtet des schrankenlosen Hervortretens der Persönlichkeit, dennoch im Ganzen die Epoche gewesen, wo die Herrschaft einer unendlichen Idee von dem äußern Dasein am tiefsten anerkannt worden ist. Das französische Volk bewahrte durch sein Festhalten am alten Glauben die religiöse Form des Mittelalters für sich, indem es sich von seinem Inhalte am weitesten entfernte, denn die Reformation war nicht nur eine Wiederherstellung des ursprünglichen Christenthums, sondern auch eine Wiederbelebung der freien Persönlichkeit des germanischen Geistes.

Die Valois, die ersten abgerechnet, die ihrer Individualität nach noch ganz der Feudalwelt angehören, haben eine viel lebendigere, mannichfaltigere, historischere Physiognomie, als die Könige der ersten Linie der Kapetinger, die sich unter ihren Kronen und langen Mänteln fast alle ähnlich sehen, stehen diesen aber an ruhiger Würde und sittlicher Hoheit weit nach. Der Einfluß Italiens wird unter den letzten Fürsten dieser Dynastie so sichtbar, daß manche von ihnen mehr diesem als ihrem Lande angehört zu haben scheinen. Unter den Bourbonen tritt das französische Wesen wieder ausschließend hervor.

Achtzehntes Kapitel.

In der Epoche von Karl VIII. bis auf Heinrich IV. verwandelt sich Paris, sowohl seiner äußern Gestalt als den in ihm herrschenden Sitten nach, bedeutender als in der vorangegangenen Epoche. In diesen hundert Jahren beginnt die Stadt in moralischer und materieller Beziehung ihre mittelalterthümliche Hülle abzustreifen und eine modernere Form anzunehmen, die, obwohl noch weit von ihrer Vollendung entfernt, doch schon auf diese hinweist. Das Paris des sechszehnten Jahrhunderts ist dem heutigen ähnlicher als dem des dreizehnten Jahrhunderts, und dies zwar mehr, als der bloße Unterschied der Zeit voraussetzen lassen sollte. — Franz I. folgte dem Beispiele, das schon zu Petrarca's Zeiten die Republik Venedig, die Medicäer in Florenz und einige Päpste in Rom gegeben hatten,

und zeigte, aller seiner persönlichen Mängel und politischen Fehlgriffe ungeachtet, eine lebhafte Theilnahme für die Förderung der Gesittung in seinem Lande, die sich, dem Geiste seiner Zeit gemäß, weniger in einer Bemühung, die Aufklärung der Mehrheit seines Volkes zu befördern und die allgemeinen Elemente des Daseins zu veredeln, als in der Sorge für die Bildung der höhern Klassen und der Begünstigung der glänzenderen Richtungen menschlichen Wissens und Thuns aussprach. Außer seiner Beförderung der Künste, die ein großes Mittel der Verfeinerung für ein empfängliches, aber in vieler Beziehung noch rohes Volk werden mußten, seinem Heranziehen mancher der ersten italienischen Künstler jener Zeit und Sammlung bedeutender Werke, sorgte er auch für die Bereicherung der Wissenschaft, die Vermehrung des Materials für die denkende und betrachtende Kraft des Geistes, indem er zur Seite der Universität von Paris, der es schon zu seiner Zeit an lebendigem Fortschritt zu fehlen anfing, ein besonderes scientifisches Etablissement, College royal de France genannt, stiftete, das sich bis auf diese Stunde erhalten hat und der intellektuellen Cultur in diesem Lande große Dienste leistet. — Wie sehr dies eine von dem noch herrschenden scholastischen Zwange befreite, nicht nur nationale, sondern überhaupt universelle Anstalt sein sollte, geht zum Theil schon daraus hervor, daß er, der beginnenden religiösen Spaltungen ungeachtet, einem der orthodoxen Partei verdächtigen Gelehrten, wie Erasmus, an die Spitze dieser Fundation stellen wollte, der aber diese Einladung ausschlug, mehr aber noch daraus, daß ein Jude, Paul la Canosse, zwei Spanier, ein Deutscher und ein Italiener zu derselben berufen wurden. Die Gegenstände des Unterrichts umfaßten, schon ihrer ersten Anlage nach, fast alle Zweige menschlichen Wissens, und die folgenden Regierungen sind bis jetzt, wo diese Anstalt ganz neuerdings Lehrstühle für die germanischen und slavischen Sprachen erhalten, dieser Tendenz treu geblieben. — Für die allgemeine Polizei der Stadt trat unter dieser Regierung eine bedeutende Verbesserung ein, indem eine eigene Verwaltungsbehörde für die Beaufsichtigung und Unterstützung der Armen niedergesetzt wurde, unter deren Leitung alle Hospitäler, mit Ausnahme einiger wenigen, die besonders administrirt wurden, kamen. Bisher war das Parlament mit diesem Gegenstande der öffentlichen Ordnung beauftragt gewesen, hatte sich desselben aber bei seinen übrigen Geschäften nur sehr mangelhaft entledigen können. Es wurde jetzt für alle Einwohner, die einige Mittel besaßen, eine eigene Abgabe festgesetzt, die

blos zum Unterhalte der Armen bestimmt war und deren Verwaltung „le Grand Bureau des Pauvres" genannt wurde. Diese Einrichtung erhielt sich bis zur Revolution von 1789, wo sie durch den „Conseil général des Hospices" ersetzt wurde. — Ungeachtet der vielen äußern Kriege und der religiösen Verfolgungen im Innern, welche die Regierung Heinrich's II. bezeichneten, schritt die Sorge für die Erziehung der Jugend dennoch fort. Es wurde unter ihm eine der gelehrten Schulen gestiftet oder wenigstens bedeutend erweitert, die noch jetzt unter ihrem ursprünglichen Namen: Institution de St. Barbe — besteht und eines großen Rufes genießt. Zu gleicher Zeit wurde das erste Findelhaus in Frankreich errichtet, ein Bedürfniß, das schon lange fühlbar geworden und zu dessen Unterhalt, nach vielem Widerstreben, die Kapitel und Stifter der Hauptstadt, denen der größte Theil des städtischen Grundes und Bodens gehörte, beizutragen veranlaßt wurden. — Im Jahre 1551 hatte der Cardinal von Lothringen mehre Jesuiten nach Paris berufen, deren Niederlassung sich anfangs der Bischof, das Parlament und die Sorbonne, nächst dem Könige, die drei obersten Autoritäten der Stadt, widersetzten, endlich aber doch zur Nachgiebigkeit gezwungen wurden. Als sie, ihrer Gewohnheit gemäß, eine öffentliche Schule gründen wollten, fanden sie neue Schwierigkeiten, die sie mit der ihnen eigenen Biegsamkeit und Ausdauer zu überwinden wußten. Sie errichteten ein Gymnasium „College de Clermont," nach dem Bischofe Duprat von Clermont genannt, der ihren ersten Eintritt in Frankreich begünstigt hatte. Nachdem sie unter der Ligue und unter Heinrich IV. eine bedeutende, obwohl keineswegs ehrenvolle Rolle gespielt, verbannt und wieder zurückgerufen worden, wußten sie unter Ludwig XIV. eine Art von moralischer Diktatur auszuüben und genossen der größten Gunst dieses Königs. Sie tauschten, um ihm, der die declamatorischen Uebungen und Recitationen ihrer Zöglinge zuweilen mit seiner Gegenwart beehrte, ihren Dank abzustatten, den bisherigen Namen ihrer Anstalt für den seinigen um und nannten sie „College de Louis le Grand." Nach der Aufhebung des Ordens wurde das College de Louis le Grand eines der großen pariser Gymnasien, als welches es noch heute unter demselben Namen und in denselben Gebäuden besteht. — Franz I., Heinrich II. und Karl IX. hatten, ungeachtet ihres Eifers für den herrschenden Glauben nichts für die Vermehrung der klösterlichen Institutionen in ihrer Hauptstadt gethan, die jedoch, wie der Jesuitenorden beweist, während des Kampfes der beiden religiösen Principien, nicht sowohl als Mittel der Erbauung und Heiligung,

sondern als ein Werkzeug des Widerstandes gegen die neue Lehre, noch wichtiger als im Mittelalter geworden waren. Heinrich III., der von den Mönchen und Priestern seines Landes so sehr angefeindet und von einem derselben zuletzt sogar ermordet wurde, war der einzige unter den letzten Valois, der etwas zur Vermehrung des monastischen Lebens in seiner Hauptstadt beitrug. Unter seiner Regierung ließen sich die Kapuziner in Paris nieder, denen die Königin Katharina von Medicis eine Baustelle in der Straße Honoré einräumte. Dieses Kloster wurde das größte des Ordens, indem es gewöhnlich über hundert Mönche zählte. Ein Herzog von Joyeuse ließ sich, nachdem er in den Religionskriegen eine Rolle gespielt, in dasselbe aufnehmen und schied aus ihm, um Heinrich IV. nach seiner Thronbesteigung zu bekriegen, trat aber wieder in dasselbe zurück. Ein noch berühmterer Mönch dieses Ordens und Hauses war der Pater Joseph, der für Richelieu's rechte Hand galt. Auf den Gebäuden dieses großen Klosters ist ein Theil der heutigen Straßen Rivoli, Castiglione und Mont-Thabor angelegt worden. Ebenso begünstigte Heinrich III. eine Niederlassung der Jesuiten in der Straße St. Antoine, die gleichwohl in mehre Verschwörungen gegen ihn verwickelt waren. Die Kirche dieses Stiftes ist in der Folge niedergerissen worden, in den übrigen Gebäuden aber hat man eines der ersten pariser Gymnasien, „Collège de Charlemagne" genannt, errichtet. — In den letzten Jahren der Regierung Heinrich's III. ließen sich die Bernhardiner, von den Franzosen „Feuillants" genannt, in Paris nieder und erbauten ebenfalls in der Straße St. Honoré, dicht neben dem Kloster der Kapuziner, ein Haus ihres Ordens. Obgleich sie von diesem Könige in seine Hauptstadt gezogen worden, so zeichneten sie sich dennoch durch ihre eifrige Theilnahme an der Ligue aus und figurirten in der großen bewaffneten Procession der pariser Mönche, die in der „Satire Ménipée" mit so vielem Witz beschrieben wird, in erster Reihe. Auf dem Grunde dieses Klosters ist ebenfalls ein Theil der Straße Rivoli angelegt worden. — In der französischen Revolution hielt der „Club des Feuillants", der dem der Jakobiner das Gleichgewicht halten wollte, seine Sitzungen in denselben Mauern, die so lange von den Gesängen der Schüler des heiligen Bernhard wiedergeklungen waren.

Bei der Lesung ins Einzelne gehender Schilderungen des französischen Mönchslebens wird man von einer Eigenheit desselben überrascht, die sich in diesem Grade in dem Klosterleben keiner andern Nation wiederholt hat, nämlich von dem Geiste der Unruhe und

Widersetzlichkeit, der sich, wenigstens in den Bettelorden dieses Landes, beständig wiederholt findet und von dem sich bis zur Aufhebung aller dieser Institutionen in Frankreich so zahlreiche Beispiele vorfinden. Die französischen Cänobiten waren weniger starr und fanatisch als die spanischen, weniger träge und sinnlich als die italienischen, aber in einer Art beständigen Krieges unter sich, mit der Weltgeistlichkeit, den Parlamenten, der Universität u. s. w. verwickelt, und stellten in dieser Beziehung sehr wohl den Charakter ihrer Nation dar, der die Ruhe für Apathie gilt und die, in einer unaufhörlichen Reibung und Bewegung begriffen, zu keiner innern Befriedigung und deshalb zu keinem eigentlichen Vollgenusse des Daseins, zu keinem wahren Glücke, im moralischen Sinne des Wortes, kommen kann. Die imposanten und diktatorischen Formen der absoluten Monarchie, die von Ludwig XIV. eingeführt wurden, brachen, in Bezug auf die allgemeinen Angelegenheiten des Staates, jeden Widerstand oder ließen denselben gar nicht aufkommen, in den einzelnen Kreisen fand aber eine sich immer erneuernde Gährung, ein „Bellum Omnium contra Omnes" statt, die einen eigenthümlichen Charakter zeigt, so sich sonst nirgends wiederholt hat und allerdings nicht die französische Revolution an und für sich, aber wohl deren besondern Verlauf erklären kann. Die immer rege Spannung und Reibung in allen von dem königlichen Willen nicht durchaus abhängigen Verhältnissen mußte, als es endlich einmal zu einer allgemeinen Bewegung kam, derselben einen besonders zerstörenden Charakter verleihen. Das französische Volk war übrigens auf einen solchen vulkanischen Ausbruch aller in seinem Dasein sich regenden feindlichen Elemente und Widersprüche mehr, als man gewöhnlich annimmt, vorbereitet, denn die Ruhe, die der Despotismus von dem letzten Bürgerkriege der Fronde an hervorgebracht und hundertvierzig Jahre lang erhalten hatte, fand nur in dem allgemeinen, öffentlichen und politischen Leben statt, in den dieser obersten Sphäre fremden Kreisen herrschte ein immer kreisender Wirbel sich gegenseitig bekämpfender und verzehrender Bestrebungen, von dem endlich jene höhere Region mit ergriffen wurde, denn es ist zuletzt die sittliche Stimmung eines Volkes und nicht die äußere Form seines politischen Zustandes, die sein Geschick entscheidet.

Die äußere Gestalt von Paris veränderte sich im sechszehnten Jahrhunderte ebenfalls weit mehr als in frühern, länger dauernden Epochen, einmal durch die Errichtung einer Anzahl großer Gebäude oder Umwandlung schon vorhandener und dann durch den Einfluß,

den diese einzelnen Bauwerke auf den Geschmack in der Architektur und damit allmälig auf das Ansehn der ganzen Stadt auszuüben anfingen. Der Styl des Mittelalters war in seiner Größe und Reinheit allmälig mit diesem selbst verschwunden und hatte außerdem fast ausschließend im Dienste der Religion gestanden, denn die Wohnungen selbst der größten weltlichen Herren hatten sich in jener Epoche weniger durch ihre Form als ihre Masse ausgezeichnet. Vom funfzehnten Jahrhundert an war durch den Einfluß der in Italien wieder erwachten Aufmerksamkeit auf die Ueberreste des Alterthums und der Liebe für dasselbe, und durch den Geschmack an der von den Arabern in Spanien eingeführten Architektur in der französischen Kunst eine große Veränderung vorgegangen, die im funfzehnten Jahrhunderte ihre Früchte trug und den Styl schuf, den man die Renaissance nennt. Er stellte im Grunde kein neues Princip der Kunst ebensowenig wie jene ganze Zeit ein solches des Lebens überhaupt dar, denn er war eine Zusammenstellung von ihrem Wesen nach getrennten und sogar entgegengesetzten Weisen, die Natur zu empfinden und wiederzugeben. Im Einzelnen betrachtet und auf seine Elemente zurückgeführt, muß er als eine Verirrung des Schönheitssinnes angesehen werden, aber seine phantastische und bizarre Vermischung verschiedener Zeiten und Himmelsstriche gewährt in ihrer Totalität dennoch eine eigenthümliche Erscheinung. Diese Architektur der Renaissance bildet den Uebergang von dem Style des Mittelalters zu einer auf die Sitten und Bedürfnisse der modernen Zeit berechneten Nachahmung des Alterthums, wie sie unter Ludwig XIV. herrschend wird. — In einer der engen und finstern Straßen des Quartier latin, der Rue des Mathurins, liegt ein Gebäude aus jener Zeit, das Hotel de Cluny genannt, das fast vollständig erhalten ist und von dem architektonischen Geschmacke derselben eine klare Verstellung gewähren kann. Der Eindruck, den es gewährt, kommt, wie bei allen Bauwerken der Renaissance, aus der reizenden Mannichfaltigkeit und anmuthigen Leichtigkeit her, mit der hier verschiedene Stylarten verschmolzen und zu einem gefälligen Ganzen verbunden sind, das jedoch weniger bedeutend als jene Einzelnheiten erscheint. Dieses Haus, das, seiner verschiedenen Schicksale und Bewohner ungeachtet, bis zur Revolution den Aebten des großen Klosters von Cluny gehörte, ward von einem derselben, Johann von Bourbon, begonnen und von Jakob d'Amboise, einem Bruder des Cardinals und ersten Ministers Ludwig's XII., vollendet. Nach dem Tode dieses Königs bewohnte es seine Witwe, Maria von England, und hier war es, wo sie von Franz I. in einer heim-

lichen Zusammenkunft mit dem Herzoge von Suffolk überrascht und zu einer augenblicklichen Vermählung, in der Kapelle des Hauses, mit ihrem Liebhaber gezwungen wurde. Funfzig Jahre später hielt der berühmte Cardinal Karl von Lothringen daselbst seinen Hof. Unter Heinrich III. gab eine Schauspielergesellschaft in diesen zierlichen Räumen ihre Vorstellungen, unter Ludwig XIII. diente es eine Zeit lang den Nonnen von Port-Royal zur Wohnung. Nach der Revolution brachte es ein gelehrter Rath am Oberrechnungshofe (cour des comptes), Dusommerard, an sich, der hier eine kostbare Sammlung von Kunstsachen, großentheils der Epoche der Renaissance, wie das Gebäude selbst, angehörig, anlegte und dieselbe viele Jahre lang mit unausgesetztem Eifer vermehrte. — Das Haus und die Sammlung sind jetzt von der Regierung angekauft worden und werden ein Museum für jene Epoche bilden. — Das Hotel de la Tremoille, einst der berühmten Familie dieses Namens gehörig, seit längerer Zeit aber in ein Waarenhaus verwandelt, und Hotel de la Couronne d'Or genannt (Rue des Bourdonnais) stammt ebenfalls aus dieser Zeit her und bietet, obgleich viel weniger als das Hotel de Cluny erhalten, eine Menge reizender und anmuthiger Verzierungen dar. — Das pariser Stadthaus (hôtel de ville) war für die nach Beendigung der Kriege mit den Engländern sich rasch mehrende Bevölkerung der Hauptstadt zu enge und klein geworden. Unter Franz I. ward dasselbe niedergerissen und der Grundstein zu dem jetzt bestehenden gelegt, das aber erst unter Heinrich IV. vollendet wurde. Seine Façade, nach den Zeichnungen eines italienischen Architekten, Boccardo von Cortona, ausgeführt, gehört jenem gemischten Style der Renaissance an und gewährt, ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit, einen bedeutenden Eindruck. Schon vorher ein großartiges Gebäude, ist das Hotel de Ville, nach seiner jetzigen Erweiterung, ein wahrer Prachtbau geworden, der eine der ersten Zierden dieser Stadt bildet. — Der Louvre war bis zum sechszehnten Jahrhundert ungefähr in der Gestalt geblieben, die ihm Philipp August gegeben hatte. Diese Burg sah mehr einer Citadelle, als dem Wohnsitze eines großen Fürsten ähnlich. Franz I. ließ diesen Louvre des Mittelalters ganz niederreißen und beauftragte Peter Lescot mit dem Baue eines neuen Palastes, von dem der Theil, welcher der alte Louvre (le Vieux-Louvre) genannt wird, schon in der ersten Zeit der Regierung Heinrich's II. vollendet war. Alle Souveraine, die über Frankreich geherrscht, von Heinrich II. bis zu Napoleon, haben mit der Erweiterung und Verschönerung dieses Gebäudes fortgefahren, das durch seine architektonische Schönheit

und noch mehr durch die kostbaren und reichen Sammlungen, die es enthält, eines der ersten Bauwerke ist, die es in der Welt giebt. In dem unter Heinrich II. vollendeten Flügel dieses Gebäudes liegt der Saal der Kariatyden, nach vier weiblichen kolossalen Statuen genannt, die eine Tribune tragen, ein Werk Johann Goujon's, des größten Bildhauers, den Frankreich hervorgebracht hat. In diesem Saale hat die Akademie française lange Zeit ihre Sitzungen gehalten, jetzt bildet er einen Theil des Museums der Alterthümer. — Außerhalb der Mauern, die Paris zu Franz' I. Zeit einschlossen, lag ein Landhaus, das einem seiner Minister, Villeroi, gehörte und das er diesem abkaufte, um es seiner Mutter, Louise von Savoyen, zu schenken, die es wieder verkaufte. Neben diesem Hause befanden sich Ziegelbrennereien (tuileries), deren schon unter Karl VI. Erwähnung gethan wird. Unter Karl IX. kaufte Katharina von Medicis dieses Gebäude, das sie niederreißen ließ, und mehre noch liegende Grundstücke und ließ im Jahre 1564 den Grund zu einem Palaste legen, von den benachbarten Ziegelbrennereien, die Tuileries genannt, der das Residenzschloß der Könige von Frankreich werden sollte. Philipp de Lorme, der berühmteste französische Baukünstler jener Zeit, entwarf den Plan zu einem weit größern Gebäude als das gegenwärtige Schloß und erhob den Pavillon in der Mitte und die beiden Seitenflügel bis zu den beiden großen Pavillons, die jetzt das Ganze auf beiden Seiten schließen und die später dazu gekommen sind. Die Verzierungen und Bildhauerarbeiten der beiden Seitenflügel, die großentheils aus jener Zeit stammen, werden allgemein bewundert. Dieser Palast wurde übrigens erst unter Ludwig XIV., sammt dem Garten, der ihm für die pariser Bevölkerung eine so große Bedeutung giebt, vollendet.

Wir haben in der Schilderung von Paris unter der vorhergehenden Epoche der Confrérie de la Passion de notre Seigneur erwähnt, deren dramatische Vorstellungen Mysterien genannt wurden und von denen die theatralische Kunst in Frankreich ausgegangen ist. Die Lust an scenischen Spielen war, besonders nach wiederhergestellter Ruhe im Innern, unter Ludwig XII. eine Leidenschaft, ungefähr so wie heute, wenn auch mit andern Mitteln befriedigt, geworden. Es erhoben sich eine Menge von Vereinen, die theatralische Vorstellungen gaben, darunter der bekannteste der der jungen Schreiber am Parlament, Clercs de la Basoche genannt, dieselbe Klasse am Chatelet, unter denen jene Brüderschaft aber immer der bedeutendste blieb, da dieser Verein von den Königen mit mehren Privilegien ausgestattet war und vom Parlament in deren

Genusse beschützt wurde. Die Confrérie de la Passion nahm die Gegenstände zu ihren Vorstellungen aus der Bibel und den Legenden der Heiligen, die jungen Schreiber des Parlaments und Chatelet wählten dagegen meist Tagesbegebenheiten, deren Darstellung sie eine satyrische Richtung gaben und worin die Laster und Thorheiten vornehmer oder allgemein bekannter Personen durchgezogen wurden. Die Antwort Ludwig's XII. ist bekannt, der, als man ihm erzählte, daß die Clercs sich in ihren Stücken viele Ausfälle auf seinen Hof und sogar auf ihn selbst erlaubten, erwiederte, daß er ihnen diese Freiheit gestatte, vorausgesetzt, daß nichts gegen die Ehre der Frauen erwähnt würde, deren Ruf unverletzlich bleiben müsse. Außer diesen, so zu sagen, regelmäßigen und stehenden dramatischen Vorstellungen gab es noch solche, welche einzelne herumziehende Gesellschaften spielten, von denen die bekanntesten die „Enfants Sans-Souci (die Hans Ohnesorgen) hießen und deren Director sich selbst „le Prince des Sots" (Fürst der Narren) nannte. Die Enfants Sans-Souci wurden von der Confrérie de la Passion zuweilen dazu gebraucht, um in den Zwischenacten ihrer düstern Mysterien das Publikum durch lustige Schwänke zu ergötzen. — Der Charakter dieser Stücke, sowohl tragischer als komischer, von denen sich manche erhalten haben, war die aus dem allgemeinen Geiste des Mittelalters, seinen Gesinnungen, Sitten und Gefühlen hervorgehende Incongruenz und Disharmonie, daher die sonderbare Mischung des Heiligen und Profanen, des Edeln und Gemeinen, des Schrecklichen und Lächerlichen, in einer noch so rohen und unvollendeten Sprache ausgedrückt, daß selbst eine verfeinertere Empfindung, die damals so wenig als in andern Zeiten gefehlt, aus Mangel an einem schicklichen Ausdrucke entweder schwieg, oder mit der Form zu sehr ringend, ihre Vorstellungen verstümmelt und zerrissen, als eine Art Mißgeburten zur Welt brachte. Wie lange das Mittelalter noch in den Gesinnungen und in der Sprache herrschte, nachdem es im Staate besiegt war, kann zum Theil aus jenen dramatischen Vorstellungen ersehen werden, denn nichts ist für die Stimmung der Menschen charakteristischer als ihre Art, sich zu vergnügen, da sie bei ernsten Beschäftigungen meist nicht frei sind und ihre besondern Neigungen der Nothwendigkeit aufopfern müssen. — Die Confrérie de la Passion schlug in der letzten Zeit der Regierung Franz' I. ihren Sitz in dem Hotel de Bourgogne, in der Straße Mauconseil, auf, wo unter Heinrich IV. den Mysterien Trauer- und Lustspiele zu folgen anfingen, die, wenn auch noch immer die Kindheit der dramatischen Kunst bezeichnend, sich dennoch im Ver-

gleiche zu dem, was das Theater früher gewesen, zu einiger Verfeinerung erhoben hatten und den Uebergang zu dem klassischen Drama der Epoche Ludwig's XIV. bildeten. — Unter Heinrich III. kamen italienische Schauspieler, „I Gelosi" (die Eifersüchtigen, Neidischen) genannt, von Venedig nach Paris und konnten sich hier nur durch den Schutz des Königs gegen die Verfolgungen des Parlaments, das ihrer Sittenlosigkeit feind war, behaupten. Heinrich's III. Vorliebe für alles Italienische und die Gesinnung seiner Mutter, die in Florenz erzogen war, machten in dieser Zeit die dramatische Kunst in Frankreich mit den Fortschritten bekannt, die sie in Italien, seit der Aufführung des Trauerspiels Sophonisbe vor Leo X. erfahren hatte. Dieses Stück, das in das Französische übersetzt worden, erweckte eine Menge von Nachahmungen, wie die Cleopatra und Dido des Jodelle, die Sultanin des Bounyn, die Medea des de la Peruse, die eine dramatische Schule vorzubereiten anfingen. Auch fing man um diese Zeit an, die Vorfälle des wirklichen Lebens, wie die Ermordung des Herzogs von Guise, die des Admirals von Coligny u. s. w. in dramatische Formen zu kleiden. Diese Tragödien waren, nach Art der Alten und zu demselben Zweck, mit Chören gemischt. Das französische Theater näherte sich langsam, mit der herrschenden Roheit der Sitten und der davon unzertrennlichen Unbeholfenheit der Sprache kämpfend, der Vollendung, die es in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts durch Corneille erreichen sollte.

Paris und mit ihm Frankreich, da es schon damals, wenn auch nicht in so unumschränkter Weise wie seit Ludwig XIV., an der Spitze des ganzen Landes stand, erhielt in dieser Epoche, von Karl VIII. bis Heinrich IV., in moralischer Beziehung den Charakter, den es, aller einzelnen und großen Veränderungen ungeachtet, nie mehr aufgegeben hat, und den es, so lange nicht eine durchaus neue Richtung das Leben des französischen Volkes ergreifen sollte, nie ganz aufgeben wird. Es wurde durch den Einfluß Italiens, durch die Bemühungen der Könige, Kunst und Wissenschaft, aller innern Unruhen und äußern Kriege ungeachtet, in ihrem Lande einheimisch zu machen, einer der vornehmsten Sitze der modernen und allgemeinen Bildung überhaupt, so weit diese überhaupt von einer einzelnen Nationalität ausgesprochen werden kann. Außer den großen einheimischen und fremden nach Paris gezogenen Künstlern dieser Epoche, die daselbst den so lange schlummernden Sinn für das Schöne erweckten, war es damals, wo Amyot die Biographien des Plutarch übersetzte und durch die Kenntniß von der reellen

Größe und Würde, welche die Helden der griechischen und römischen Welt belebte, von der menschlichen Natur eine höhere Idee gab, als die phantastischen und zugleich geistlosen Ritterbücher des Mittelalters vermocht hatten; wo Rabelais auf eine bizarre, aber im höchsten Grade originelle Weise die Sitten der Großen seiner Zeit in einem Zerrspiegel darstellte und zeigte, was sie, von ihrem äußern Schimmer entkleidet, an und für sich werth waren, und unter der burlesken Form, die er wählte, einen umfassenden Verstand und ein überlegenes Urtheil bewies, und wo Montaigne eine Auffassung und Kenntniß der verborgensten Seiten des menschlichen Wesens entwickelte, die nie übertroffen worden ist und überhaupt an Anmuth, Beweglichkeit und Reichthum nicht ihres Gleichen hat. In derselben Zeit gab Clemens Marot, ungeachtet vieler veralteten Wörter und Wendungen, die er beibehielt, dem französischen Verse und dem Rhythmus der Sprache überhaupt einen Wohllaut und eine Biegsamkeit, welche die späteren Werke der französischen Poesie, wenigstens ihrer Form nach, möglich machte. Die Brüder Etienne eröffneten die Reihe der großen Sprach- und Alterthumskenner in ihrem Lande und bewiesen eine Gelehrsamkeit, die spätere, in anderer Beziehung so weit fortgeschrittene Zeiten in Erstaunen gesetzt hat. Olivier de Serre als Agronom, Ambrosius Paré als Anatom und Bernhard Palissy als Chemiker standen zu ihrer Zeit als die ersten Talente in diesen Sphären da und diese alle waren entweder in der Hauptstadt geboren oder wirkten daselbst, oder fühlten sich erst durch sie angeregt. Montaigne gesteht, daß er sich nur durch die Verbindung mit Paris als Franzose fühle. — Die Arbeit der intellektuellen Cultur in dieser Epoche, durch die gewissermaßen der Schutt weggeräumt wurde, ohne dessen Entfernung das siebenzehnte Jahrhundert keinen Platz für seine Bauten gefunden hätte, ward jedoch durch die tiefe Immoralität, die besonders von Franz I. an von dem Hofe, den Großen, auf die Hauptstadt und von da auf das ganze Land überging, vielleicht mehr als aufgewogen. Die Frauen, ein charakteristischer und der übelste Zug in der Sittengeschichte jener Zeit, waren, wie man aus den vielen Denkwürdigkeiten ersehen kann (Brantome, die Memoiren der Königin Margarethe u. s. w.), ebenso verderbt wie die Männer, und unter diesen die fähigsten und die am höchsten gestellt waren, gewöhnlich die zügellosesten. Die furchtbaren Bürger- und Religionskriege, die fast dreißig Jahre lang dauerten, trugen in diesen Schlamm des Privatlebens das Feuer der öffentlichen Zwietracht, und diese Vereinigung erzeugte in dem Dasein der französischen

Nation einen vulkanischen Stoff, der von der langen und kraftvollen Regierung Ludwig's XIV. zusammengepreßt, aber nicht gelöscht wurde, durch viele kleine Eruptionen bewies, daß er immer fortbrannte und sich endlich in einem furchtbaren Ausbruche entladete, der einen Theil Europas mit Ruinen bedeckte und in seinen Wirkungen die ganze Erde erschütterte.

Druckfehler.

Seite 23 Zeile 18 statt: Volkes lies: Wortes
" 112 im Columnentitel st. von l. in
" 130 Zeile 9 st. vierjährige l. sechszehnjährige
" 222 im Columnentitel st. Ludwig von Peronne l. Ludwig in Peronne
" 250 Zeile 22 st. Morgarten l. Morat
" — " 40 item
" 251 " 2 item
" 262 " 40 st. umfassend l. unpassend
" 295 " 6 st. merowingischen l. angovingischen
" 323 " 40 st. wie l. rein
" 352 " 1 st. Heinrich I. l. Heinrich II.
" 434 " 30 st. Zustände l. Reichsstände
" 460 im Columnentitel st. ihr l. sein
" 502 Zeile 1 st. Ludwig IX. l. Ludwig XI.
" 513 " 12 st. hundertneunundsiebenzig Jahren l. hundertfünfundsiebenzig Jahren
" 540 " 39 st. ihre l. seine
" 559 " 10 st. Lesduiziers l. Lesdiguieres
" 591 " 11 st. die Deutschen in die Champagne einzubrechen l. die Deutschen nicht in die Champagne einzubrechen
" 592 im Columnentitel st. linguistische l. liguistische

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Author Arnd, Eduard 8702 HF A747g

Title Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes. Vol. 2.

DATE. NAME OF BORROWER

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

BOUND BY THE COMPANY